Athenaeum.

Eine Zeitſchrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Erſten Bandes Erſtes Stück.

Berlin, 1798.

bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Vorerinnerung.

Die erſten Stücke dieſer Zeitſchrift können den Leſer hinlänglich über ihren Zweck und Geiſt verſtändigen. In Anſehung der Gegenſtände ſtreben wir nach möglichſter Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt; im Vortrage nach der freyeſten Mittheilung. Um uns jener näher zu bringen, hielten wir eine Verbrüderung der Kenntniſſe und Fertigkeiten, um welche ſich ein jeder von uns an ſeinem Theile bewirbt, nicht für unnütz. Bey dieſer leitet uns der gemeinſchaftliche Grundſatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals aus Rückſichten nur halb zu ſagen.

In der Einkleidung werden Abhandlungen mit Briefen, Geſprächen, rhapſodiſchen Betrachtungen und aphoriſtiſchen Bruchſtücken wechſeln, wie in dem Inhalte beſondre Urtheile mit allgemeinen Unterſuchungen, Theorie mit geſchichtlicher Darſtellung, Anſichten der vielſeitigen Strebungen unſers Volks und Zeitalters mit Blicken auf das Ausland und die Vergangenheit, vorzüglich auf das klaſſiſche Alterthum. Was in keiner Beziehung auf Kunſt und Philoſophie, beyde in ihrem ganzen Umfange genommen, ſteht, bleibt ausgeſchloſſen, ſo wie auch Aufſätze,

die Theile von größeren Werken sind. Der Prüfung der Kenner widmen wir unsre angestrengtesten Bemühungen; für die Unterhaltung aller Leser wünschen wir so viel anziehendes und belebendes in unsre Vorträge zu legen, als ernstere Zwecke erlauben.

Wir theilen viele Meynungen mit einander; aber wir gehn nicht darauf aus, jeder die Meynungen des andern zu den seinigen zu machen. Jeder steht daher für seine eignen Behauptungen. Noch weniger soll das geringste von der Unabhängigkeit des Geistes, wodurch allein das Geschäft des denkenden Schriftstellers gedeihen kann, einer flachen Einstimmigkeit aufgeopfert werden; und es können folglich sehr oft abweichende Urtheile in dem Fortgange dieser Zeitschrift vorkommen. Wir sind nicht bloß Herausgeber, sondern Verfasser derselben, und unternehmen sie ohne alle Mitarbeiter. Fremde Beyträge werden wir nur dann aufnehmen, wenn wir sie, wie unsre eignen, vertreten zu können glauben, und Sorge tragen, sie besonders zu unterscheiden. Die Arbeiten eines jeden von uns sind mit dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens, die gemeinschaftlichen mit beyden bezeichnet.

W. und F.

Inhalt.

I. Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche. W. . . . . Seite 3.

II. Blüthenstaub. Von Novalis 70

III. Elegien aus dem Griechischen. W. u. F. . . 107.

IV. Beyträge zur Kritik der neuesten Litteratur. W. 141.

Druckfehler im erſten Stück.

S. 8. Z. 29. einſinden l. ausſenden.
— 18. Z. 10. Statt An lies Ah.
— 18. Z. 12. Sy. l. St.
— 76. Z. 2. nur l. neu.
— 60. Z. 10. circumdigno l. circumrigno.
— 113. Z. 11. ſchwemmen lies ſchwämmen.
— — Z. 19. tönenden l. tönende.
— 114. Z. 7. ſene l. jenen.
— 118. Z. 10. tekt. l. tobt,
— — Z. 18. Braucn l. Brau'n.
— — Z. 27. das l. daß.
— — Z. 28. empfing, l. empfinz.
— 121. Z. 8. Hohe l. Höh'n.
— 124. Z. 16. hoch. l. hoch,
— 128. Z. 11. künſtliche l. künſtleriſche.
— 133. Z. 1. der der l. der dir.
— 173. Z. 1. Poeſie l. Proſa.
— — Z. 4. beflüz tten l. beflügelte.
— 174. Z. 15. Poeſie l. Proſa.
— 176. Z. 8. desgleichen.
— — Z. 10. v. u. Volelo l. Lovell.

Universitäts-
Bibliothek
München

I. Die Sprachen.

Ein Gespräch
über
Klopstocks grammatische Gespräche. *)

Poesie. Soll ich meinen Augen trauen? Du lebst also wirklich?

Grammatik. Ja, es ist mir selbst wunderlich dabey zu Muthe. Vor Klopstocks grammatischen Gesprächen ist es mir niemals begegnet.

Poesie. Ganz recht! Klopstocks grammatische Gespräche. Derentwegen bin ich eben herbeschieden. Aber sage mir, was habe ich mit ihnen zu schaffen? Ich trete ja nicht darin auf.

*) Was in den Reden des Deutschen mit Häkchen bezeichnet ist, sind Klopstocks Sätze aus dieser oder früheren Schriften, immer dem Inhalte, zuweilen auch dem Ausdrucke nach. Der dialogischen Form wegen mußte in den Reden des Griechen einiges als Behauptnng vorgetragen werden was nur Vermuthung ist.

Grammatik. Wie konnteſt dir? Weißt du nicht, daß Leben und Tod einander immer das Gleichgewicht halten, und daß, wo die Grammatik lebt, die Poeſie todt ſeyn muß?

Poeſie. Wir werden uns alſo auch jetzt freundſchaftlich darum vertragen, und beyde mit einem halben Leben zufrieden ſeyn müßen.

Grammatik. Nach geendigtem Geſchäft will ich dirs ganz abtreten: denn dir kommt das Leben zu, für mich iſt es immer nur ein gezwungner Zuſtand.

Poeſie. Zu dem du dich aber, Klopſtock zu Gefallen, bequemt haſt.

Grammatik. Er belohnt es mir durch die reichhaltigen Winke, die feinen Bemerkungen, die Aufforderungen zu tieferer Forſchung, die in ſeinem Buch verborgen liegen.

Poeſie. Verborgen allerdings! Habe ich doch auf meinen Wanderungen bis jetzt nie davon gehört. Warum wiſſen denn die Deutſchen kaum, daß ſie ſo etwas beſitzen?

Grammatik. Viel thut wohl die Einkleidung; dann der Grad von Einſicht, der bey dem Leſer vorausgeſetzt wird; die Hauptſache iſt aber, daß es von etwas Deutſchem handelt.

Poeſie. Und doch wird dieſe Sache aus der Fremde, und ſogar aus dem Alterthum her in Anregung gebracht?

Grammatik. Die alten und neuen Sprachen ſind höchlich entrüſtet: ſie behaupten, Klopſtock habe

die Vorzüge der seinigen weit überschätzt, und herabwürdigend von ihnen gesprochen.

Poesie. Und da sollen wir den Streit schlichten. Wie schlau sie doch sind! Sie befürchteten, wir möchten beyde, aus alter Freundschaft Klopstocks Sachwalterinnen werden: um uns zur Unparteylichkeit zu nöthigen, haben sie uns das Richteramt anvertraut.

Grammatik. Wie ist mir? Du bist ja gar nicht, wie ich dich mir aus der Ferne vorgestellt habe. Du redest so schlicht.

Poesie. Ich muß wohl, um mich von der poetischen Prosa zu unterscheiden. Doch still! dieß sind vermuthlich die Parteyen.

Grammatik. Weswegen kommt ihr? wer seyd ihr?

Deutscher. Die andern um Klopstock anzuklagen, ich um ihn zu vertheidigen. Wir sind Repräsentanten unsrer Sprachen.

Grammatik. Warum kommen diese nicht selbst?

Deutscher. Sie glaubten, es würde euch so besser gefallen. Du, Grammatik, hast es lieber mit den Begriffen selbst als mit ihrer Scheinbelebung zu thun; und du, Poesie, hältst nicht viel auf luftige Begriffpersonen.

Poesie. Ich merke, ihr macht die Sitte der Zeit mit: denn das repräsentative System ist in den schönen Künsten wie in der Politik herrschend geworden. Ist kein Repräsentant der Menschheit unter euch?

Deutſcher. Wir wollen dir nicht ins Amt fallen. Du ſollſt ja Repräſentanten der Menſchheit, und nichts anders als ſolche aufſtellen.

Poeſie. Da würde ich am Ende ſelbſt nur repräſentirt.

Grammatik. Kommt ſogleich zur Sache, und bringt die einzelnen Punkte der Klage und Vertheidigung nach einer gewiſſen Ordnung vor.

Deutſchheit (draußen.) Wehrt mirs nicht. Ich wage mein Leben für den ächten Deutſchen Barden. Meine Loſung iſt: Er und über ihn!

Franzoſe. Wie grob! Ich hielt nur die Thür zu, um erſt zu fragen, wer ſie wäre, und ſie ſchleudert mich eine Ecke weit in den Saal hinein.

Grieche. Wer iſt dieſe blonde Gigantin?

Deutſchheit. Ich achte mich höher als euch alle. Nur du biſt meines Grußes werth, Göttin des Geſangs! Biſt groß und gut, ein biedres Deutſches Weib.

Poeſie. O weh! ſie zerdrückt mir die Hand.

Grammatik. Was willſt du hier, Deutſchheit? Ich kenne dich, du haſt mir auch ſchon Unheil genug angerichtet.

Deutſchheit. Er iſt mein Vater. Wer mir von dem ausländiſchen Volke etwas wider ihn und unſre alte Kernſprache ſagt, dem ſoll dieſe ſtarke Fauſt —

Grammatik. Hier wird nicht mit Gewalt geſtritten, ſondern mit Gründen.

Deutſcher. Ich erkenne ſie nicht an, ich habe nichts mit ihr gemein, ſie würde meinen guten Handel verderben.

Poesie. Schafft sie hinaus! Die Ungeschlachte gehört nicht in diesen gebildeten Kreis.

Deutschheit. Bey Herrmanns Schatten! —

Franzose. O der erscheint längst nicht mehr!

Grieche. Die Barbarin! fort mit ihr!

Poesie. So hätten wir dann wieder Ruhe. Aber sage mir, Deutscher, welche Bewandniß hat es mit der Abstammung, deren sie sich rühmt?

Deutscher. Es ist wohl nur eine von ihren Prahlereyen, denn du weißt ja: Von selbst weiß niemand wer ihn gezeuget. Bedenke, daß eine Stunde der überflüßigen Kraft noch ganz andern Geschöpfen das Daseyn gegeben hat. Auch wäre es unbillig ihm die Schuld ihres Betragens beyzumessen. Sie hatte zwar schon als Kind etwas von gezierter Männlichkeit und prunkhaftem Biedersinn an sich, aber erst durch die Erziehung der Jünger ist sie so leer und hochtrabend, und endlich, wie es den meisten Menschen geht, wenn sie nun recht ins bürgerliche Leben eintreten, platt geworden.

Poesie. Von den Nachäffern laß uns nicht reden, aber selbst der Urheber hat einen schlimmen Mißgriff gethan. Die meisten Nazionen haben das Vorurtheil, sich höher als alle andern zu halten: wenn nun einmal eine es nicht hat, warum soll man es ihr mit Gewalt anschwatzen? Übrigens, wie stolz auch dieß vorsätzliche und unaufhörliche Erinnern an den Werth alles Deutschen klingt, so ist es doch etwas sehr demüthiges: denn es setzt voraus, das, woran man erinnert, sey so beschaffen, daß es gar leicht könnte vergessen werden.

Deutscher. Wenn man nun aber seine Vorzüge wirklich vergißt?

Poesie. Es hat damit bey Nazionen eben so wenig auf sich, als bey einzelnen Menschen. Man soll ja nicht im Bewußtseyn ihres Besitzes unthätig werden. Wenn man nur die Vorzüge nicht vergißt, nach welchen man zu streben hat.

Deutscher. So wird man uns doch freyen Ausdruck unsrer Eigenthümlichkeit erlauben?

Poesie. Der wird verfehlt, so bald man ihn sich vornimmt. Überdieß müßt ihr über euern Karakter erst mit euch selbst einig werden. Was ihr für Deutschheit ausgebt, ist meistens, bey Licht besehn, nur die Nordischheit. Ich kann am besten wissen, ob ihr nazionale Eigenthümlichkeit habt.

Deutscher. Freylich keine einseitig beschränkte.

Grammatik. Zur Sache. Die Sprache des Griechen hat den Vorrang der Würde und des Alterthums: und Klopstock macht sich, eben weil er sie am meisten ehrt, fast immer mit ihr zu thun, um die seinige mit ihr zu messen. Was er von ihr sagt, gilt zum Theil die römische mit. Auf die neueren wirft er nur einige schnöde Seitenblicke. Der Grieche sey also Wortführer der Klage, die andern mögen sie bey den Punkten, die auf sie Bezug haben, unterstützen; und wenn ihnen besondre Beleidigungen widerfahren sind, nachher reden.

Deutscher. Sollen unsre Sprachen sich einfinden, Grieche? Sie sind Schwestern.

Grieche. Mir war nichts davon bewußt, ich habe es erst durch Klopstock erfahren.

Deutscher. „Schon Plato hat ja πῦρ und andre solche zugleich Griechische und altdeutsche Worte aus dem Scythischen, dem ersten Quell des Deutschen, abgeleitet."

Grieche. Leitet der Philosoph nicht etwa auch das Wort Ironie aus dem Scythischen her? Die Stelle ist im Kratylus, wo Sokrates die etymologische Weisheit eines gewissen Eutyphro durch die wunderlichsten und drolligsten Ableitungen, immer unter dem Schein des Ernstes, zum Besten giebt. Bey allen unerhörten Gewaltthätigkeiten, die er sich mit den Wörtern erlaubt, behält er sich immer noch das Recht vor, wo er sich gar nicht weiter zu helfen weiß, vorzugeben, ein Wort sey barbarischen Ursprungs und er könne es also nicht erklären. Dieß thut er bey πῦρ. Gesetzt aber er spräche im Ernste, so bewiese seine Aussage grade das Gegentheil von Verwandtschaft. Denn es wären ja nach ihm nur einige Scythische Wörter fremd in das Griechische gekommen, und zwar hauptsächlich „durch die unter den Barbaren wohnenden Hellenen."

Deutscher. Ihr verdankt eure erste Bildung dem Orpheus, „einem Getischen Druiden."

Grieche. Weil er ein Thracier heißt? Wanderte nicht auch der Thracier Thamyris im Peloponnesus umher? Durch jene Benennung wird Orpheus zu einer historischen Person gemacht, da er doch bloß eine mythische ist. Die Sage von ihm verdient

um so weniger Glauben, da sie nicht so alt zu seyn scheint, als Priester sie ausgeben. Homer kennt sie nicht.

Deutscher. „Die Deutschen bildeten vor Alters viele ihrer Zeitwörter durch Verdoppelung des anfangenden Mitlauts und hatten einen Dual wie ihr. Sprachen, die sogar solche Sonderbarkeiten gemein haben, wie der Dual ist, haben überhaupt viel gleiches."

Grammatik. Die Verdoppelung ist allerdings eine seltnere Eigenheit, die der Römer aber auch mit dem Griechen gemein hat. Der Dual findet sich in den verschiedensten Sprachen; im Hebräischen und im Finnischen. Er ist dem Ursprunge der Gesellschaften und der Kindheit des menschlichen Geistes sehr natürlich: je weniger zahlreich jene sind, desto häufiger tritt der Fall ein, daß nur zwey zusammen handeln; und der unmündige Verstand erhebt sich durch den Begriff des Paares wie durch eine Stufe zu dem allgemeineren der Vielheit. Die Griechen gaben vielleicht das einzige Beyspiel einer Sprache, die den Dual auch in der höchsten Ausbildung nicht abgelegt; und wer weiß was geschehn wäre, hätten die Dichter nicht gethan.

Deutscher. Die Stammväter der Deutschen und Griechen waren in ihren ursprünglichen Sitzen Nachbarn.

Grieche. Reicht eure Geschichte bis da hinauf? Homer und Herodot sagen nichts davon. Doch nimm an, die Pelasger wären von Norden her in mein Vaterland eingewandert: das Volk der Hellenen ist erst

weit ſpäter durch Abtrennung von jenen entſtanden, und hat zugleich mit dieſer durch unbekannte Urſachen bewirkten Umwandlung eine andre Sprache bekommen. Herodot wagt es nicht, mit Sicherheit zu beſtimmen, welche Sprache die Pelasger geredet; er vermuthet aber eine barbariſche, das heißt, nicht eine durch die Mundart ſondern weſentlich und durchaus von der Helleniſchen verſchiedne. War alſo auch die Pelasgiſche Sprache mit der Deutſchen verwandt, was folgt daraus für die Helleniſche?

Deutſcher. Durch alles dieß wird die Thatſache nicht umgeſtoßen, daß viele Deutſche Benennungen mit den Griechiſchen auffallend übereinſtimmen.

Grieche. Wenn ihr die ausnehmt wo eine gewiſſe Beziehung des Zeichens auf den Gegenſtand Statt findet, und die, welche ihr durch Vermittlung der Römer, entweder bey der Niederlaſſung chriſtlicher Prieſter oder ſchon früher erhalten, ſo wird keine beträchtliche Zahl übrig bleiben. Wie viele Namen erhieltet ihr zugleich mit den Dingen! Oder haben die Germanier in ihren uralten Wäldern den Wein ſchon mit Roſen gekränzt?

Deutſcher. Nein, aber bis zehn gezählt haben ſie doch wohl?

Grieche. Sie nahmen vielleicht mit der Erlernung der Ziffern auch die dazu gehörigen Benennungen großentheils an, und ließen ihre alten dahinten. Ich ſage nur, was ein entſchiedner Zweifler einwenden könnte.

Franzoſe. Es iſt luſtig anzuhören, wenn einer

dem andern seine Verwandtschaft im zwanzigsten Grade vorrechnet, die dieser nicht anerkennen will.

Engländer. Man möchte ihm antworten: ich will glauben, daß ihr mein Vetter seyd; aber ich weiß gewiß, daß ich eurer nicht bin.

Grieche. Wir streiten zu lange über die Herkunft. Welcher Verständige giebt bey Menschen und Sprachen etwas darauf, wenn sie sich nicht durch Verdienst bewährt? Hatte eure Sprache gleiche Abstammung mit der unsrigen, desto schlimmer für euch, daß ihr nichts gefälligers aus ihr gemacht. Doch da sie in ihrer Kindheit einen mildern Himmel gewohnt war, so hat sie sich vermuthlich in den feuchten Wildnissen Germaniens erkältet, und seitdem eine heisere Stimme behalten.

Römer. Die Verwandtschaft der Lateinischen Sprache mit der Griechischen war, denke ich, von ganz andrer Art. Und dennoch wäre sie bey den

„Versen, welche vordem die Faunen und Priester gesungen,“

geblieben, hätte die Siegerin nicht die Erziehung ihrer Überwundnen empfangen.

Italiäner. Da das Lateinische aus den ältesten Mundarten des Griechischen, das Italiänische aber aus der Vermischung von jenem mit dem Gothischen und Longobardischen entstanden ist, welches Deutsche Sprachen waren, so haben sich ja in uns die beyden Zweige der Familie wieder vereinigt.

Franzose. Auch in uns die Franken mit den Lateinisch gewordenen Galliern. Wir hätten also sämt-

lich das Vergnügen unter lauter Vettern und Basen zu seyn, den Señor Castellano mit eingeschlossen, wiewohl er sich mit dem Heidenthum etwas gemein gemacht hat.

Deutscher. „Unsre Sprachen, Grieche, haben auch im Klange viel ähnliches.“

Grieche. Hier erwartete ich dich: ich wollte vorhin schon vom Wohlklange anfangen.

Italiäner. Ja, das scheint mir auch die Hauptsache.

Deutscher. Klopstock giebt eine Menge Beyspiele von ähnlichen Wörtern, ja ganzen Halbversen.

Grieche. Selbst die Richtigkeit der Vergleichung zugestanden, behielten wir noch den Vorzug. Denn in den kurzen Sylben, wo wir tönende Vokale haben, steht bey euch meistens das unbedeutende E. Allein er legt die Deutsche Aussprache der Griechischen zum Grunde. So spottet er über Bettinelli, dem man Griechische und Deutsche Verse vermischt vorsagte, da er beyde Sprachen nicht kannte, und der lauter Deutsche gehört zu haben glaubte. Der arme Bettinelli! Er hatte ja wirklich lauter Deutsche Verse gehört.

Deutscher. Wich denn eure Aussprache so sehr von unsrer heutigen ab?

Grieche. Mehr als eure Schriftzeichen ausdrücken, und eure Organe nachbilden können. Ich rede nicht vom ungefähren Nachsprechen, sondern von den Feinheiten, woran Theophrast nach Jahren des Studiums von einer Attischen Gemüsehändlerinn als Fremdling erkannt ward.

Deutſcher. Du legſt viel Gewicht auf unmerkliche Schattirungen.

Grieche. Dieſer lebendige Hauch iſt grade das Eigenthümlichſte im Vortrage der Sprachen, und wie in häßlichen das Abſchreckendſte, ſo in ſchönen der Gipfel ihrer Anmuth.

Italiäner. Er hat Recht! Der Gipfel unſrer Anmuth!

Grieche. Aber wenn wir auch bey den gröberen körperlichen Beſtandtheilen ſtehn bleiben: welche Ausſprache iſt die eurige! Ihr unterſcheidet ϑ nicht von τ; das ſäuſelnde ζ, von dem es zweifelhaft ſeyn konnte, ob es für σδ oder δσ ſtände, ſtoßt ihr auf eure heftige Art heraus; φ und das Römiſche f gilt euch gleich, da doch jenes ein ſchmeichelnder Laut, dieſes ein ungeheurer Buchſtabe war; ihr verwechſelt die Diphthongen αι und ει, und die nicht das geringſte mit einander gemein haben, οι und υι —

Deutſcher. Gut, daß du der Diphthongen erwähnſt. „Ihre nicht ſelten unvermeidliche Häufung iſt ein großer Übelſtand eurer Sprache. Sie artet dadurch in Rauhigkeit aus. Das οι iſt übelklingend.“

Grieche. Das entſcheideſt du, da du überhaupt im blinden biſt, wie es geklungen hat?

Grammatik. Ich zweifle, daß ihr euch über die Diphthongen je verſtehen werdet. Über keinen Punkt der Ausſprache weichen die Völker, ſowohl durch das Urtheil ihres Ohres als durch die Schreibung, ſo weit von einander ab.

Römer. In Anſehung des letzten wir ſchon

durchgängig von den Griechen. Zur Bezeichnung jedes ihrer Diphthongen ſetzen wir andre Vokale zuſammen als ſie.

Grammatik. Sie ſind nicht einmal darüber einig, was Diphthongen, und was einfache Vokale ſind.

Engländer. So gilt uns das ei des Deutſchen in wine u. ſ. w. nur für ein langes i.

Römer. Das habt ihr wohl von uns angenommen.

Grammatik. Einige haben Diphthongen, die ſich andre, ohne ſie gehört zu haben, gar nicht würden vorſtellen können.

Franzoſe. So wir oiseau, nuire.

Grammatik. Auch hätte das Zutrauen zu der Schreibung der Alten nicht ſo weit gehn ſollen, anzunehmen, was ſie auf einerley Art geſchrieben, ſey in allen Verbindungen auf einerley Art ausgeſprochen worden, denn die Armuth der Bezeichnung mußte hinter den mannichfaltigen Abſtufungen der Töne zurückbleiben.

Römer. Freylich, wir hatten ſogar für alle Vokale, die lang oder kurz ſeyn können, in beyden Fällen nur dieſelben Buchſtaben. — Und glaubt man, es ſey ohne Grund geweſen, daß wir für das Griechiſche η bald i bald e ſetzten? Alexandria, Medea.

Grieche. Du hätteſt billig zweifeln ſollen, Deutſcher, ob es etwas ſo breites und vollmundiges, wie eure Doppellaute ſind, überhaupt in unſrer Sprache gegeben habe. Kannſt du dir wohl vorſtellen, wie man zwey Vokale, ohne daß ſie in der Verſchmel-

zung verlohren gehn, und ein ganz verschiedenes Gemischtes daraus wird, und doch in Einer Sylbe, hören läßt?

Deutscher. Ganz und gar nicht.

Italiäner. Ich sehr gut: Euro, lauro, mai, voi. In buono wird der letzte Vokal mehr gehört.

Grieche. Der Übergang des αι, ει, οι, in ᾳ, ῃ, ῳ, wäre bey deiner Aussprache unerklärlich. Wenn aber das ι dem vorangehenden Vokal leiser nachhallte, so mußte es bey seiner Verlängerung ganz verschwinden. Auch die Verwandlung von αυ und ευ in ηυ, und von αυ in ωυ hätte dich auf den Argwohn bringen müssen, daß dir hier etwas verborgen wäre.

Deutscher. Aber wenn die Vokale in den Diphthongen schon abgesondert gehört wurden, wozu die Trennungspunkte, wenn eure Dichter sie in zwey Sylben auflösten?

Grieche. Du vergißst immer, daß unser Ohr auch feine Unterschiede wahrnahm. Selbst dieser Umstand konnte dir jene Vermuthung bestätigen: denn wie hätten die Dichter trennen dürfen, was so, wie durch eure Aussprache, vereinigt war?

Grammatik. Über das Zusammentreffen der Vokale weichen die Urtheile ab. Einige Völker lieben es, andre halten es für weichlich oder hart, und vermeiden es, wo möglich, durch Herauswerfung.

Römer. Dieß thaten wir. Doch war uns die Weise der Griechen in ihrer Sprache nicht zuwider, und unsre Dichter ließen daher Griechische Namen ohne Elision auf einander folgen.

Italiäner. Wir ſind achtſamer auf den Wohlklang als ihr waret, und unſer Ohr ſtimmt hierin mit dem Griechiſchen überein.

Grieche. Die zuſammentreffenden Vokale müſſen aber nicht gleichſam gegen einander gähnen, ſondern mit Stetigkeit hinüberſchmelzen und dazu gehört unſre Biegſamkeit der Stimme.

Italiäner. Oder unſre.

Grammatik. Aber — ehe die Parteyen weiter fortfahren — iſt der Streit der Sprachen über den Wohlklang nicht vergeblich und nie auszugleichen? Sage mir, Poeſie, du biſt ja Kennerin des Schönen, giebt es dabey etwas allgemeines, und an ſich gültiges, oder hängt alles von der verſchiednen Organiſazion, Gewöhnung und Übereinkunft ab, und gilt auch hier das Sprichwort: jedem iſt ſeine Königin ſchön?

Engländer. Oder jedem Narren gefällt ſeine Kappe.

Italiäner. Du ſiehſt ja, Grammatik, daß ſich alle Nazionen Europa's vereinigen, unſre Sprache wohlklingend zu finden.

Franzoſe. Für den Geſang.

Italiäner. Was ſich gut ſingt, ſpricht ſich auch gut.

Poeſie. Hierin haſt du nicht Unrecht, Italiäner. Aber dein ſelbſtgefälliges Berufen auf jene Anerkennung war wenigſtens ſehr voreilig. Was iſt das heutige Europa gegen den Umfang des Menſchengeſchlechtes in den verſchiedenſten Himmelsſtrichen und Zeitaltern? Europäiſcher Geſchmack iſt nur ein erwei-

terter Nazionalgeſchmack. — So weit es ſich ohne geiſtige und körperliche Zergliederung thun läßt, Grammatik, will ich deinem Verlangen Genüge leiſten. Ich habe ja die Welt umwandert und umflogen: habe an den ſchönen Ufern des Ganges und des Ohio geweilt, die Wüſten Afrika's und die Steppen Sibiriens beſucht, und mich unter den Nebeln des Schottiſchen Hochlandes, wie unter dem ewig unbewölkten Himmel der Südſee-Hesperiden gelagert.

Franzoſe. Au qu'elle devient poetique!

Poeſie. Keinem Volke, wie roh und beſchränkt es ſeyn mochte, verſchmähte ich durch meine Töne die Mühen des Lebens zu lindern.

Franzoſe. Dieß wird zu arg. Sie ſchreibt nur nicht den Feuerländern bel esprit zu.

Poeſie. Ich kenne daher auch die unzähligen Sprachen, welche du niemals geordnet, noch ihnen zur Kenntniß ihrer ſelbſt geholfen haſt. Es giebt allerdings allgemeine Geſetze des Wohlklanges, auf die menſchliche Natur und das Weſen der Töne gegründet.

Deutſcher. Es iſt mir doch lieb, daß man auch darüber etwas a priori wiſſen kann.

Poeſie. Alles was den Sprachorganen leicht wird hervorzubringen, iſt dem Ohr angenehm zu vernehmen. Dieß iſt die nothwendige Wirkung einer ſinnlichen Sympathie. Indeſſen können die Organe durch Gewöhnung es auch in den gewaltſamſten und verworrenſten Bewegungen zu einer gewiſſen Leichtigkeit bringen, und deswegen ſcheinen ſogar die rauheſten Sprachen den Einheimiſchen, von ihnen ſelbſt ge-

ſprochen, ſehr leidlich. Erſt wenn Fremde dieſelben Laute mit Anſtrengung herauszwingen, wird ihr Ohr beleidigt. Auf der andern Seite kann den Organen bey einer ſolchen Gewöhnung das leichteſte ſchwer fallen: ſie werden durch harte Arbeit zu den ſanftern Biegungen ungeſchickt; die Fauſt des Tagelöhners kann nicht auf Harmonikaglocken hingleiten. Doch das angegebne Geſetz betrift mehr die Vermeidung des Mißfälligen als die Hervorbringung deſſen, was ich in den Sprachen liebe und hervorhebe. Das Wohlklingende muß wie alles Schöne einen Gehalt haben, und dieſen bekommt es nur durch einen mannichfaltigen, tönenden und ausdrucksvollen Gebrauch der Stimme. Der Sitz der Stimme iſt, wo nach Homer die Seele wohnt, in der Bruſt. Was nicht aus ihr hervorgeht, iſt nicht Stimme; die Verrichtungen der Zunge, des Gaumens, der Lippen und Zähne beym Sprechen werden erſt durch ihre Begleitung recht hörbar, da ſie ſonſt ein unvernehmliches Geräuſch ſeyn würden. Die Alten haben daher die Selbſtlaute die Stimmigen, (φωνηεντα) wenn es ſolch ein Wort gäbe, oder ſchlechthin die Stimmen (voces) genannt.

Deutſcher. Jenes hat man ehedem durch „die Stimmer“ zu verdeutſchen geſucht.

Poeſie. Die Mitlauter hingegen hießen den Griechen die Stimmloſen (ἄφωνα). Wenn nun in einer Sprache die ſtimmloſen Buchſtaben herrſchen, und von den Stimmen höchſtens nothdürftig begleitet werden, ſo entſteht nicht nur jenes, daß das Ohr die gehäuf-

ten und oft mit einander ſtreitenden Bewegungen der Organe ungern vernimmt, ſondern die Wirkung der Stimme wird auch durch das Geräuſch verdunkelt. Geräuſch hat gar nichts muſikaliſches an ſich, nur die Stimme kann ſich zum Geſange erheben; und derjenige Gebrauch der redenden iſt der ſchönſte, von welchem dieſer Übergang am leichteſten iſt. Alſo entſchiedne, reine, volle, nicht dumpfe noch ſchleichende Töne. Die natürliche Tonleiter der Vokale werde durch Akzente, durch einen belebten Wechſel der Höhe und Tiefe unterſtützt. Wo mehre unmittelbar folgen, wird es durch dieſe beyden Umſtände entſchieden, ob gefällige Stetigkeit dabey möglich iſt. Aber damit es gegliederte Rede bleibe, und nicht in ein ſingendes Auf- und Abſteigen der Stimme ausarte, müßen der Regel nach die Vokale durch Bewegungen der Sprachorgane getrennt, und doch auch wieder verknüpft werden: denn während derſelben geht die zur Hervorbringung eines andern Vokals nöthige Erweiterung oder Verengung des Mundes am unmerklichſten vor. Manche einfache Bewegungen vereinigen ſich ohne Schwierigkeit in zuſammengeſetzte; andre Verbindungen ſind widerſpänſtig, noch mehre ganz unmöglich. Das Ausdrucksvolle und Muſikaliſche der Stimme beruht auf der Freyheit, flüchtiger über die Töne hinzueilen, oder dabey auszuhalten und zu ſchweben; dieß erlauben die offene (rosa) am meiſten, weniger die gedehnten, (Lohn) am wenigſten die abgebrochnen, (halten) die daher auch für den Muſiker am wenigſten taugen. Alſo iſt die Anordnung, daß die ſtimm-

losen Buchstaben, und öfter einfache als verbundne, vor den Stimmen hergehn, die schönere; seltner sey der Vokal an beyden Seiten mit Konsonanten eingefaßt, oder bestehe die Sylbe bloß aus jenem. Die Mannichfaltigkeit erfordert jedoch Einmischung der weniger schönen Folgen und Anordnungen, damit das Ohr nicht durch Wohlklang übersättigt werde. Im Ganzen genommen sey das Verhältniß der Vokale und Konsonanten ungefähr gleich. Überwiegen jene zu merklich, so geht der Karakter der Rede verloren; diese, so hemmt das Geräusch nicht nur den Ausdruck der Stimme, sondern zerstört auch durch die entgegengesetzten und sich abstoßenden Bewegungen der Sprachorgane die fließende Stetigkeit der Töne.

Grammatik. Und warum haben nur so wenige Völker ihre Sprachen nach diesen Gesetzen gebildet?

Poesie. Wie die Natur den Menschen berührt, so giebt er es ihr zurück. Ein von selbst ergiebiger Boden, eine warme Sonne machen ihm das Leben leicht. Seine Brust hebt sich dem beseelenden Odem der reinen Luft entgegen. Sein ganzes Wesen wird elastisch und expansiv. Das schöne Gemählde der Natur steigt in heitern leichten Farben vor seinen Blicken auf, und die Bewegungen des Lebens um ihn gleiten in vollen Melodien, nicht verworren oder schreyend, vor seinem innern Sinn vorüber. Sein Geist sondert und ordnet die Gegenstände schnell und mit Leichtigkeit; er darf nicht mühselig ihre Merkmahle häufen, um sie festzuhalten. Die Empfindung

behält daher den freyeſten Spielraum, und gaukelt unaufhörlich auf der Oberfläche ſeines Daſeyns.

Wende dich in Gedanken von dieſen glücklichen Gefilden weg, und durchſchneide wie jene kühnen Weltumſegler die Zonen bis gegen den Nordpol hin. So wie die Natur karger, der Himmel unfreundlicher wird, ſo weicht die fröhliche Hingegebenheit dem Ernſt und der Sorge. Die Bruſt verengt ſich. Die Sinne, nicht mehr dem Genuſſe offen, ſind nur zu Kampf und Arbeit geſchärft. Der langſamere Verſtand greift alles ſchwer und gewaltſam an. Der ſchlanke Leib badet ſich nicht mehr leicht bekleidet in der freyen Luft, die unförmlichere Geſtalt wird in Thierfelle eingewickelt, und endlich verkriecht ſich der innre Menſch wie der äußre in dumpfe Winterhöhlen.

Wenn nun die Sprache nie aufhört im Ganzen, obſchon nicht in den einzelnen Beſtandtheilen, das zu ſeyn, was ſie in ihrem Urſprunge war: Darſtellung der Gegenſtände, und Verkündigung des Eindrucks den ſie machen; wenn die Stimme aus der Bruſt mehr ausdrückende Gebährde, die Verrichtung der Sprachorgane mehr nachahmende Handlung iſt: ſo läßt ſich leicht einſehn, welchen Einfluß die umgebende Welt, außer dem unmittelbaren auf die Organiſazion des Ohres und der Werkzeuge der Rede, auf die Art haben muß, wie der Menſch ſeine Sprache bildet. Es kann eine ſo üppige und zerfloßne Sinnlichkeit geben, daß der Geiſt aller Spannung unfähig wird, und dann verſchwimmt auch die Sprache ohne Haltung in Vokalen, wie die der Otaheitier. Wo die

Beweglichkeit der anſchauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in ſchönem Gleichgewichte ſteht, da geht dieß auch in die Sprachen über: ſie fügen ſich, tönend und geflügelt, den Geſetzen des Wohlklanges wie von ſelbſt. So ſind, ich nenne mit Fleiß keine der hier ſtreitenden Sprachen, die Arabiſche und Perſiſche, jene Zierden des Morgenlandes, gebildet, die mir ſo aromatiſche Blüthen zum Opfer bringen; ſo die zarte Sanſkrita oder die Vollendete, zu welcher die Gottheit ſelbſt die Schriftzüge erſann. Je verſchloßner und ungeſtümer die Natur wird, je mehr ſich ihr Bild entfärbt und umnebelt: deſto rauher, verworrner und mühſeliger wird auch die Bezeichnung der Gegenſtände durch ſtimmloſes Geräuſch, wozwiſchen ſich die Empfindung nur kleinlaut und misfällig vernehmen läßt. Sehr ſchön hat daher ein Weiſer die nordiſchen Sprachen Töchter der Noth, die ſüdlichen der Freude genannt.

Franzoſe. Es iſt Rouſſeau.

Deutſcher. Wenn es ſich ſo verhielte wie ſie ſagt, ſo ſtünde es ſchlimm um meine Sache. Doch ſie wird nur ein Stück Poeſie vorgebracht haben. Ich muß mir ein Herz faſſen.

Grammatik. Mich dünkt, Poeſie, es fänden ſich manche Ausnahmen von deiner allgemeinen Angabe.

Poeſie. Allerdings. Aber vergiß nicht die vielen Wanderungen der Völker. Eine ſchon fertige Sprache, die ſie unter einen andern Himmelſtrich mitbrachten, konnte zwar abgeändert werden, aber ſich

nicht gänzlich verwandeln. Auch haben die Grade der Bildung groſsen Einfluſs.

Grammatik. Dieſs weiſs ich ſelbſt aus der Geſchichte der Sprachen. Die noch ungezähmte Leidenſchaftlichkeit des Barbaren äuſsert ſich tönend und laut, aber auf eine ungeſchlachte Art.

Deutſcher. So war das Deutſche vor Alters.

Grammatik. Ein Übermaaſs der Verfeinerung kann das entgegengeſetzte Äuſserſte hervorbringen und mit der flüchtigen Oberflächlichkeit der Empfindungen die Töne bis zum Unbedeutenden abſchleifen.

Franzoſe. Ich hoffe nicht, daſs ſie auf uns zielt.

Grammatik. Vielleicht könnte man dem Karakter der Nazionen auch in der Art nachſpüren, wie ſie allmählig zu höherem Wohlklange zu gelangen geſtrebt. Einige lieſsen Konſonanten weg.

Franzoſe. Dieſs thaten wir und die Provenzalen.

Grammatik. Andre ſetzten Vokale hinzu.

Italiäner. Dieſs wir und die Spanier meiſtens, doch auch jenes nicht ſelten.

Grieche. Ich kann von dem Verfahren meines Volkes hierbey keine Rechenſchaft geben. In den älteſten Denkmählern finden wir das Helleniſche ſchon wohllautend: es war wohl urſprünglich ſo.

Deutſcher. Und die Pelasger?

Grammatik. Die gröſste Gefühlloſigkeit des Ohres beweiſt es aber, wenn man zum Beyſpiel bey Aufnahme fremder Wörter das ſchon vorhandne Ver-

hältniß zerſtört, die Konſonanten behält, und kaum nothdürftig Vokale übrig läßt.

Deutſcher. O weh! das ſind wir.

Grieche. Die Poeſie, Deutſcher, hat auch hier bewährt, daß ihr Weſen Wahrheit iſt. Sie hat, ohne es zu wollen, meine Sache geführt, und ich kann mich nun kurz faſſen. Klopſtock hat behauptet, der Klang des Griechiſchen arte nicht ſelten durch gehäufte Diphthongen und übelvereinte Konſonanten in Rauhigkeit, auf der andern Seite durch allzuviele Vokale in Weichheit aus.

Deutſcher. Richtig, und jenes habe unſre Sprache mit eurer gemein, von der letzten ſchlimmeren Ausartung ſey ſie frey.

Grieche. Von den Diphthongen habe ich ſchon genug geſagt. Die harten Zuſammenſtellungen der Konſonanten, die mir Klopſtock vorwirft, ſtehn zu Anfange der Sylben, wo ſie ſehr leidlich ſind, weil das Ohr bey dem darauf folgenden Vokale wieder ausruht.

Deutſcher. Dieß mildert nur, aber es hebt nicht auf.

Grieche. Überdieß ſind ſie gar nicht häufig. Jene Milderung gilt auch von den in der Mitte zweyer Sylben zuſammentreffenden Konſonanten: der vorangehende und der folgende theilen ſich in ſie. Und was ſind ſie gegen die bey euch vorkommenden? Finde doch im Griechiſchen Wörter wie Geſichtskreis.

Deutſcher. Ihr endigt auch oft das Wort mit mehren Konſonanten.

Grieche. Niemals als vor dem schließenden ο mit den wenigen, die sich leicht damit vereinigen lassen: ἅλς, ἅψ, φάλαγξ. Klopstock führt verschiedne, unstatthafte Beyspiele von Wörtern an, die wir durch mehr als einen Mitlaut endigen sollen: πάντ', βάσκ', ἀμφ'; der Apostroph hängt sie so genau mit dem nächsten Worte zusammen, daß sie eigentlich gar nicht mehr schließen, und daß der letzte Konsonant mit dem anfangenden Vokal des nächsten Wortes ausgesprochen wird.

Deutscher. „Wir schließen wie ihr am gewöhnlichsten mit dem sanften N."

Grieche. Und werdet dadurch einförmig, weil ihr nicht so wie wir mancherley Vokale, sondern immer das unbedeutende E vorangehn laßt. Doch wir reden jetzt nicht vom Tönenden sondern vom Fließenden des Wohlklangs. Wir schließen außer dem ν, nur noch häufig mit dem ς, und selten mit κ und ρ. Ihr schließt mit diesen und mit welchen nicht? Aber nicht nur mit allen einzelnen sondern mit dreyen, vieren, fünfen: Furcht, stürzt, Herbst, stampfst; auch nach Gelegenheit mit zweyen, die für sechse gelten können: Kopf.

Deutscher. „Diese endenden Mitlaute werden von einem Deutschen sehr schnell ausgesprochen."

Grieche. Das ist Sache der Noth: der vorhergehende Vokal würde sonst gänzlich verhallen, ehe man damit fertig wäre. Aber desto schlimmer, denn je mehr ihr eilen müßt, um so mehr drängen sich die streitenden Bewegungen der Organe.

Deutſcher. „Die Ausſprache mildert dergleichen.“

Grieche. Sie kann das Unmögliche nicht. Und wie ſollte ſie es wollen, da ſie gar nicht einmal das Bedürfniß fühlt? Ihr glaubt zum Beyſpiel, ſanft ſey ein ſehr ſanftes Wort, da es doch einem Griechen unerträglich hart geſchienen hätte.

Grammatik. Ich kann es dir nicht verhehlen, Deutſcher, daß ſich die Sorgfalt der ſüdlichen Völker für den Wohlklang am meiſten auf Wegſchaffung der ſchließenden Konſonanten gewandt hat.

Römer. Wir waren hierin etwas weniger ekel als die Griechen; wir erlaubten: b, c, d, l, m, n, r, s, t, die beyden letzten noch mit andern vorhergehenden.

Italiäner. Wir haben nie zwey Konſonanten nacheinander am Ende und überhaupt nur folgende vier: l, m, n, r. Wir wählten alſo ungefähr gleich mit den Griechen, oder noch feiner.

Grieche. Ich wünſchte zu wiſſen, Deutſcher, was Deine Voreltern in dieſem Stück für die Verſchönerung ihrer Sprache gethan haben.

Italiäner. Sie haben die Schlußvokale, wo ſie vorhanden waren, weggenommen.

Deutſcher. Doch auch oft das mildernde E hinzugefügt. „Ihr vergeßt, daß der Wohlklang die Stärke liebt, welche aus gut vereinten Konſonanten entſteht. Wörter von ſtarker Bedeutung fodern den ſtarken Klang als Mitausdruck.“

Grieche. Die Darſtellung der Sprache ſollte, wie die des Dichters, wahr und doch verſchönernd

ſeyn: ſie bedarf alſo niemals das übelklingende. Glaubſt du, die Stärke beruhe mehr auf der Stimme oder auf dem Geräuſch? Bey den gehäuften Schluß-konſonanten hört man nur das letzte.

Franzoſe. Die Stärke einer Sprache in die Häufung und Rauhigkeit der Konſonanten zu ſetzen, kommt mir ſo vor als glaubte man, die Tapferkeit der alten Ritter hätte in ihrer raſſelnden Rüſtung geſteckt.

Italiäner. Wenn der Klang Mitausdruck iſt ſo hat ſich eure Sprach, ſo heißt es ja noch jetzt in einigen Mundarten, durch dieſe Benennung drollig genug charakteriſirt. Sty iſt die Bezeichnung des Beſtandes, der Feſtigkeit, der ruhenden Kraft; Str des angeſtrengten; Spr der plötzlichlosbrechenden, wie in Springen, Sprützen, Spreizen; alsdann kommt der gedehnte breite Vokal, und endlich ein rauher Hauch. Klopſtock leitet es ja auch ſelbſt von brechen durch das verſtärkende S ab.

Franzoſe. So daß es alſo ein wahres Losbrechen wäre.

Deutſcher. Eine ſo weichliche Sprache wie deine, Italiäner, darf gegen unſre männliche gar nicht den Mund öffnen.

Grieche. Gut, daß du des Weichlichen erwähnſt: dieſer Punkt blieb mir noch übrig. Die zuſammentreffenden Diphthongen ſollen bey mir Rauhigkeit, die Vokale in gleichem Falle Weichheit hervorbringen. Wie ſtimmt dieß zuſammen; wenn es nicht vor allem auf die Beſchaffenheit der ſich folgenden Vokale an-

kommt, ob sie stark oder sanft klingen? Ich denke niemand von euch findet Wörter wie ἄωτος oder ὄνατα weich.

Italiäner. Wegen des Weichlichen laß mich nur die Klage gegen ihn führen. Klopstock ist hierin mit niemanden übler umgegangen als mit meiner Sprache.

Deutscher. „Sie zerfließt auch beynah, und ist obendrein einförmig. Ihre Schlußsylben wechseln meistens nur mit den vier Vokalen a, e, i, o.“

Italiäner. Wer fragt nach übelklingender Mannichfaltigkeit? Und hast du ein Recht, mir diesen Wechsel als Einförmigkeit vorzurücken, da du fast keinen schließenden Vokal als E kennst?

Deutscher. „Dieser Fehler wird durch die einförmige Sylbenzeit noch auffallender; denn deine Endungen sind fast immer weiblich.“

Italiäner. Durch die dreyerley Akzente (amò, amándo, amábile) werden die Schlußfälle der Wörter mannichfaltig genug. Den weiblichen hört man freylich am oftesten, aber er fällt weniger auf, weil der Schlußvokal sich so oft in den anfangenden des nächsten Worts verschmelzt. Das Vorurtheil, als ob die Weichheit durchgängig in unsrer Sprache herrschte, hat Rousseau schon wiederlegt, und man muß sich wundern, dergleichen Behauptungen immer wieder gebracht zu sehn. Wenn ich dir nun zeigte, daß meine Sprache das Starke der Gegenstände weit besser als deine bezeichnet?

Deutscher. Das wäre!

Italiäner. So hätte ich wohl mehr gethan, als du foderst oder wünschest. Ich führe dir Wörter an, nenne mir welche von ähnlichen Bedeutungen. Rauco, forte, fracasso, rimbombo, orrore, squarciar, mugghiando, spaventoso.

Deutscher. Heiser, stark, Getöse, Wiederhall, Schauer, zerreißen, brüllend, furchtbar.

Italiäner. Guai, crollo, zampa, selvaggio, alpestro, orgoglioso, torbido, abbajar, s'accapriccia, arrovigliò.

Deutscher. Wehklage, Erschütterung, Tatze, wild, gebirgig, stolz, unruhig, bellen, sträubt sich, einhalte.

Franzose. Ich kann ihm auch dergleichen aufgeben: écraser, s'écrouler, gouffre, rage, flamboyant, sanglots, foudre, tonnerre.

Deutscher. Zerschmettern, einstürzen, Abgrund, Wuth, flammend, Gestöhn, Blitz, Donner. — Könntest du lange so fortfahren?

Franzose. Warum nicht? Torrent, effroyable, épouvante, frapper, rocailleux, gonflé.

Italiäner. Die Zufriedenheit des Deutschen mit seinen meistens geräuschigen aber dumpfen Wörtern sollte einen auf den Gedanken bringen, die Einbildung und der Ton des Redenden müße bey der nachahmenden Bezeichnung das Beste thun. Ihr glaubt Wunder, wie stark es in eurem Donner donnert. Laßt das r weg, und derselbe Klang macht unser Herz von den süßesten Regungen hüpfen. Le donne!

Franzose. Wie sagt ihr das?

Deutſcher. Ehedem die Frauenzimmer oder das Frauenzimmer, jetzt die Frauen, und wenn man auf Franzöſiſche Art über ſie philoſophiren will, die Weiber.

Franzoſe. Da habt ihr einen groſſen Schritt zur Kultur gethan, daß ihr nunmehr die Wohnung von der Perſon unterſcheiden könnt.

Italiäner. Die Frauen? Und ihr fürchtet euch nicht, wenn ihr das hört?

Franzoſe. Ich beſorge, Deutſcher, du haſt Wörter im Hinterhalt, womit du uns zuletzt aufs Haupt ſchlagen willſt.

Deutſcher. Wie ſo?

Franzoſe. Die ausdruckvollſten ſind doch die, welche die bezeichnete Sache ſelbſt hervorbringen, und es giebt ihrer in eurer Sprache: Kopfſchmerz macht Kopfſchmerz, wenn man es ausſpricht, und Pfropf propft einem den Mund zu.

Deutſcher. Auch der Name Liebe erregt was er nennt.

Franzoſe. Dieſes Wort mag ein weißer Rabe im Deutſchen ſeyn, ſonſt würdet ihr nicht ſo viel Aufhebens davon machen.

Italiäner. Was ſtreiten wir länger mit einzelnen Wörtern? Kannſt du Verſe wie folgende aufweiſen?

Sentesi un scoppio in un perpetuo suono,
Simile a un grande e spaventoso tuono.
Aspro concento, orribile armonia
D'alte querele, e d'ululi e di strida

De la misera gente, che peria
Nel fondo per cagion de la sua guida,
Istranamente concordar s'udia
Col fiero suon de la fiamma omicida.

Deutſcher. Sogleich.

Poeſie. Ich rathe dir nicht, Deutſcher, dich auf dieſen Wettſtreit einzulaſſen. Du kannſt zwar leicht Stellen aus deinen Dichtern anführen, die einen weit ſtärkern rythmiſchen Ausdruck ähnlicher Gegenſtände haben, wiewohl auch darin die angeführten Zeilen ſehr ſchön ſind: allein hier gilt es bloß die Stärke des Klanges, worin deine Sprache wegen der Beſchaffenheit ihrer Vokale beſonders derer in den kurzen Sylben zu weit nachſteht.

Grieche. So iſt es. Es fehlt ihr nicht nur an dem rechten Verhältniß zwiſchen Vokalen und Konſonanten, ſie gebraucht von den letzten über anderthalb Mal mehr als das Griechiſche: ſondern ihre wenigeren Vokale ſind obendrein nicht die rechten. Man kann Verſe, ja ganze Strophen durchwandern, ohne auf ein einziges A zu ſtoßen, aber faſt nie einen, ohne zu oft von dem E heimgeſucht zu werden.

Deutſcher. Ich konnte es vorausſehn, daß ihr mich von Seiten der Euphonie angreifen würdet: von der weit wichtigeren Eurhythmie ſchweigt ihr, weil ihr hier meine Uberlegenheit kennt. Jene iſt, wo der Klang nicht ausdrückt, nur das ſinnlich Angenehme; dieſe das eigentlich Schöne.

Grieche. Ich gebe dir dieß nicht ohne Einſchränkung zu: denn auch im Klange der Sylben und

Wörter ſind Verhältniſſe bemerkbar. Aber es ſey: das Sinnliche muß doch immer dem Schönen zur Unterlage dienen, und was hilft eine ſchöne Form an einem widrigen Stoffe?

Italiäner. Zum Beyſpiel eine vortreffliche Muſik auf einem verſtimmten, halb beſaiteten Klavier geſpielt. Man hört da nur die Taſten klappern.

Deutſcher. Weſſen Sprache gar keine beſtimmte Sylbenzeit hat, rede nicht mit. „Die begriffmäßige Beſtimmung der unſrigen, Grieche, hat große Vorzüge vor eurer bloß mechaniſchen.“

Grieche. Den Ausdruck mechaniſch muß ich verbitten. Mechaniſch nennt man die todten Kräfte. Der lebendige Hauch des Vortrags, der jedem Laute ſeine natürliche Dauer giebt, gehört doch wohl nicht zu dieſen? Sinnlich beſtimmt war bey uns die Sylbenzeit: und wird nicht etwas ſinnliches durch einen ſinnlichen Maßſtab am beſten gemeſſen?

Deutſcher. Auch bey uns iſt die Sylbenmeſſung ſinnlich, aber ſie ſteht unter einem höhern Geſetze und erhält dadurch Bedeutung. So wie der Verſtand über die größere und geringere Wichtigkeit der Begriffe entſchieden hat, ſo vernimmt nun auch das Ohr die Längen und Kürzen.

Grieche. Meine Landsleute hätten bey euern Längen Verſtärkung und Höhe der Stimme, weil ja bey euch der Akzent immer auf die Länge fällt, wahrgenommen; aber ſchwerlich das Verhältniß der Dauer zwiſchen unſern Längen und Kürzen. Die Länge war bey uns gleichzeitig mit zwey Kürzen.

Deutscher. „Das war nun so ein Einfall eurer Theoristen.“

Grieche. Gleichwohl waren diesem Einfalle gemäß alle unsre Sylbenmaße erfunden worden, ehe es noch Theoristen gab. Wie sollen wir uns verstehn, wenn du solche Sätze nachsprichst? Fühlst du nicht, was der wagt, der in einer Sache, wo alles auf die sinnliche Anschauung ankommt, die ihm fehlt, den Kunstverständigen, welche sie hatten, entscheidend widerspricht? Klopstock mußte bey noch so tiefem Studium die alte Metrik durchaus verkennen, weil er sich über den ungültigen Gesichtspunkt seiner eignen Sprache nicht erheben konnte. Er scheint nicht selten zu vergessen, was er doch alles sehr gut weiß, daß unsre überhaupt weit leichter und flüchtiger forteilte, daß sie weit stärkere musikalische Akzente hatte; daß ihr Vortrag weit gesungner und in Versen weit abgemessener war; daß Metrik und Musik ursprünglich eins waren, und immer einig blieben; daß in allen Dichtarten die Kunst schon verfiel, sobald an die Stelle des Gesanges Deklamazion trat; daß selbst diese Deklamazion —

Poesie. Du ereiferst dich; streitet ruhig. Führe du die Vorzüge der begriffmäßig bestimmten Sylbenzeit an.

Deutscher. Sie lassen sich unter wenige Hauptpunkte bringen, die aber von erstaunlichem Umfange sind. „Unsre Sylbenzeit legt den Nachdruck der Länge niemals an die unrechte Stelle, sondern immer dahin, wo er hin gehört.“

Grieche. Und wo gehört er hin?

Deutſcher. Bey einſylbigen Wörtern auf die bedeutenderen Redetheile: das Nennwort, Zeitwort, Beywort, Umſtandswort, manchmal das Fürwort; bey mehrſylbigen auf die Stammſylben. Die Ableitungs- und Biegungsſylben ſind meiſtens kurz.

Grieche. Sage mir, wirken die Wörter als Ganze oder Theilweiſe?

Deutſcher. Wie verſtehſt du das?

Grieche. Ich meyne, wenn du etwa das Wort Begleitung hörſt, ob du dir erſt bey der Sylbe Be die Anwendung auf einen Gegenſtand, dann bey gleit den allgemeinen Begriff von geleiten, endlich bey ung eine Handlung denkſt, und ſo aus dieſen Stücken die vollſtändige Vorſtellung von Begleitung zuſammen lieſeſt; oder ob ſie auf einmal, ſobald du das Wort zu Ende gehört haſt, in deine Seele tritt?

Deutſcher. Doch wohl das letzte. Nur ein Sprachkundiger könnte jenes. Die wenigſten Menſchen ſind mit der Übung ihres Abſonderungsvermögens und mit ihrem Nachdenken über die Sprache weit genug dazu gekommen.

Grieche. Denkt ſich denn etwa der Sprachkundige bey dem Worte leider erſt den Begriff von leid und dann den Begriff von er?

Deutſcher. Schwerlich, denn die Bedeutung der Ableitungsſylbe iſt hier, wenigſtens ohne etymologiſche Unterſuchungen, dunkel. Allein die zuſammengeſetzten Wörter löſet man doch in die einfachen Begriffe auf.

Grieche. Freylich müßen die, welche man ſich nur zu bilden erlaubt, ohne Schwierigkeit aufgelöſt werden können, um verſtändlich zu ſeyn. Aber ſetze mir doch aus dem Umſtande Bey und dem allgemeinen Begriff von Spiel das Beyſpiel zuſammen. — Die weitere Anwendung wirſt du ſelbſt machen. Wenn der Hörer alſo die Wörter nicht zerſtückt, ſo iſt es für ihn gleichviel, ob der proſodiſche Werth ihrer Beſtandtheile mit dem grammatiſchen übereinſtimmt; denn um dieſe Übereinſtimmung zu bemerken, müßte er jeden der Beſtandtheile beſonders denken.

Deutſcher. Sie kann auf ihn wirken, ohne daß er ſich ihrer bewußt wird. Seine Aufmerſamkeit fällt nun von ſelbſt auf das wichtigere.

Grieche. Da das Wort nach ſeinem unmittelbaren Eindruck ein untheilbares Ganzes iſt, ſo findet in dieſer Rückſicht auch in der Wichtigkeit ſeiner Theile gar keine Unterordnung ſtatt.

Deutſcher. „Iſt es nicht im höchſten Grade verſtimmte Sylbenzeit, wenn man zum Beyſpiel in φιλανθρωπιαν nach der kurzen Stammſylbe vier lange Veränderungsſylben anhören muß?“

Grieche. Man hört die Stammſylbe ja doch hinlänglich mit der Kürze. Seyd ihr ſo ſchwer zu verſtändigen, oder ſo unaufmerkſam, daß ihr ſie nicht unterſcheiden könnt, wenn ihr nicht insbeſondre mit den Ohren darauf geſtoßen werdet?

Deutſcher. „Wenn die Theile ſelbſt des dem Inhalte des Wortes angemeſſenſten Fußes in Anſehung ihrer Länge oder Kürze den Begriffen wider-

ſprechen, ſo bekommt jener dadurch etwas welches nun nicht mehr ſo recht übereinſtimmt, kurz der Eindruck des einen wird durch den des andern geſchwächt.“

Grieche. Du ſetzeſt bey dieſem Eindruck außer der ſchon widerlegten Zergliederung des Wortes in ſeine Theilbegriffe, auch das voraus, worüber geſtritten wird, ob nämlich dieſe Eigenheit eurer Sprache ein allgemeingültiges Geſetz zum Grunde hat? ob wichtigere oder unwichtigere Theilbegriffe eines Wortes in einem natürlichen Verhältniſſe zu Längen und Kürzen ſtehn? Dieß ſcheint mir nun gar nicht ſo, ich finde da gar keinen Übergang. Wenn noch von kurzen und langen Begriffen die Rede wäre! Aber da möchten die Nebenbeſtimmungen oft die weitläuftigſte Erörterung verlangen. Vielleicht leuchtet dir das willkührliche der Regel mehr ein, wenn ich dir ein Beyſpiel aus deiner Sprache anführe, wo ſie nicht beobachtet iſt.

Deutſcher. Es giebt deren nur wenige.

Griechе. Ihr ſagt lebēndig: würde das Wort nun deutlicher, nachdrücklicher, ſchöner werden, wenn ihr lebēndig ſagtet?

Deutſcher. Es iſt überhaupt nicht gut abgeleitet; ein Deutſcher muß bey näherer Betrachtung etwas unſchickliches darin wahrnehmen.

Griechе. Weil es Ausnahme macht. Sonſt, denke ich, könnte eure Sprache aus lauter Wörtern beſtehn, die auf dieſe Art die Länge von den Stammſylben wegverlegten, und ſich ſehr wohl dabey befinden. Es verſteht ſich, daß ſie darnach organiſirt

seyn, und die Wörter tönend und vielsylbig verändern müßte.

Deutscher. Dadurch würde sie ganz aus ihrem Karakter herausgehn.

Grieche. Allerdings, dieser Umstand greift in den innersten Bau der Sprachen ein. Er hat einen unübersehbaren Einfluß auf die Wortstellung, und worauf nicht alles?

Deutscher. Wir sind zu ruhig um einen unverhältnißmäßigen Nachdruck auf das Unwichtigere zu legen, und lieben die Kürze zu sehr, um es weitläuftig zu bezeichnen.

Römer. Wir waren lakonischer als ihr, und hatten doch Ableitungen und Biegungen von mehren und zum Theil langen Sylben.

Grieche. Was ist das wichtigere an einem Begriffe? Das nackte Allgemeine, oder die näheren Bestimmungen, die besondern Beziehungen, worin man ihn jetzt grade denkt?

Deutscher. Unstreitig jenes, weil alles andre sich daran knüpft.

Grieche. Für den kalten Verstand, ja; aber auch für die rege Fantasie, für das beschäftigte Gemüth des Redenden? Wenn Völker von lebhaftem Geist vielsylbig und tönend ableiten, biegen, steigern und umwenden, so siehst du, was man aus eurer kurzen, karglauten und nur nicht stummen Art es zu thun, schließen muß. Sie hängt mit der begriffmäßigen Sylbenzeit so zusammen, daß man nicht weiß, was Ursache und Wirkung ist. Sollten die Stamm-

ſylben Ton und Länge behalten, ſo durften ſich die hinzugeſetzten freylich nicht ſehr laut machen; aber wären dieſe häufiger ſtark ins Ohr gefallen; ſo hätten jene vielleicht beydes verlohren. Ihr ſagt undankbare, da es doch nach der Regel undankbare heißen ſollte.

Deutſcher. Es komme woher es will, ſo bleibt es ein großer Vorzug, daß bey uns die Bewegung der Worte mit ihrem Inhalte immer übereinſtimmt.

Grieche. Mit ihrem Inhalte! Du redeſt wirklich, als ob die proſodiſche Beſchaffenheit des Wortes das Bild und die Empfindung ausdrückte, die es mittheilen ſoll. Hat nicht ſteigen und fallen denſelben Fuß? Und pfeilſchnell den ſchweren Spondeen, Verzug den muntern Jamben? Führe dieß durch unzählige Fälle hindurch. Der Inhalt, welcher die begriffmäßige Sylbenzeit bezeichnet, iſt nicht einmal die logiſche, ſondern nur ungefähr die grammatiſche Form, das Verhältniß des Urſprünglichen und Abgeleiteten. Was kann mit Bezeichnung derſelben für die Darſtellung des Dichters gewonnen ſeyn?

Deutſcher. „Ihr habt Hauptwörter, die ganz unſchicklich aus lauter kurzen Sylben beſtehn.“

Grieche. Der Akzent hob ſie hinlänglich. Doch ihr könnt euch die Muſik einer Sprache gar nicht vorſtellen, deren ſtarke Akzente von der Quantität getrennt und unabhängig ſind.

Deutſcher. „Ihr laßt oft lange Reihen von Kürzen und Längen ununterbrochen auf einander folgen, was bey unſrer Beſtimmung der Sylbenzeit niemals der Fall ſeyn kann.“

Grieche. In der Poeſie wird dieß ſchon durch die Regel des Sylbenmaßes beſchränkt; in der Proſa giebt die freyere Wortfolge und der Reichthum an Synonymen Mittel genug an die Hand, es zu vermeiden.

Deutſcher. „Ihr habt einen Überreichthum an Spondeen.“

Grieche. Unſre Längen waren weniger lang als eure. Ihr Übergewicht konnte alſo nicht ſchaden, ſondern diente vielmehr dazu die allzugroße Flüchtigkeit unſrer Sprache aufzuhalten. Ihr habt dagegen viel zu wenig Spondeen: Klopſtock hat ja ſelbſt dieſen Mangel durch ſein liebliches Klagelied an Sponda verewigt.

Deutſcher. Er hat nachher ſeine Geſinnung verändert, und fragt nicht mehr ſo viel nach den Spondeen.

Grieche. Sponda hat andre Liebhaber gefunden, die der etwas ſtarkgegliederten Schönen ihre Gunſt abzwingen, wenn ſie ſie nicht freywillig erhalten. Es iſt eine große Unbequemlichkeit bey eurer Beſtimmung der Sylbenzeit, daß mit dem logiſchen Verhältniſſe der Haupt- und Nebenbegriffe auch das Verhältniß der Längen und Kürzen ſo feſtgeſetzt iſt, daß es nur innerhalb ſehr enger Gränzen wechſeln kann.

Deutſcher. Wir haben doch verſchiedne lyriſche Gedichte, wo ungewöhnlich viel Längen oder Kürzen zuſammengeſtellt ſind.

Grieche. Dafür iſt denn auch die am Sinn

und an der Sprache verübte Gewaltthätigkeit sehr sichtbar.

Poesie. Ich will es dir nicht verschweigen, Deutscher, daß einige von euch, die sich zu meiner Religion bekennen, manchmal in die Abgötterey des Rhythmusdienstes verfallen.

Grieche. Und die Opfer, die bey diesem Dienste gebracht werden, sind Holokauste: niemand kann sie genießen.

Deutscher. Wenn dergleichen Versuche auch mißlingen, so stellen sie doch die prosodische Beschaffenheit unsrer Sprache ins Licht, und bringen unsre Verskunst weiter. Warum hältst du dich bey diesen Nebensachen auf? „Es ist doch, däucht mich, so etwas in der epischen Versart, der schönsten unter allen, die Griechen zu übertreffen.“

Grieche. Der schönsten? Das kann ich dir nicht zugeben.

Deutscher. Deine eignen Landsleute sagen es ja.

Grieche. Spätere Grammatiker. Könntest du ein solches Urtheil aus der Zeit anführen, wo lyrische und dramatische Kunst blühten? Der Hexameter war vollkommen für seine Bestimmung, der tragische Trimeter war es eben so sehr für seine noch würdigere. Und welch ein Reichthum von musikalischem Zauber liegt in den lyrischen Sylbenmaßen und Chören! Ich finde überhaupt bey Klopstock die Ansicht den Hexameter für den Gipfel der Griechischen Metrik zu halten, da er doch nur ihre allereinfachste Grundlage war.

Deutscher. „Der Homerische Hexameter ist wenigstens der vorzüglichste unter allen.“

Grieche. Insofern der Hexameter damals die natürliche Blüthe der Sprache war, konnte kein Späterer diese leichte Fülle wieder erreichen, auch bey dem größten Aufwande von Feinheiten der Kunst, welche Homer noch nicht kannte.

Deutscher. „Und dennoch ist an Homers Versbau noch viel zu tadeln. Er übt oft Sylbenzwang aus.“

Grieche. Etwas ganz eignes, daß jemand, der einen Sänger nie gehört hat, ihn nach drey Jahrtausenden hören lehren will. Klopstock hat den Homer fleißig gelesen; aber Homer, weißt du, bestimmte seine Rhapsodien eben nicht für den Druck. — Wissen wir, wie sehr sich die Aussprache des Griechischen in dem, zwischen der Entstehung der Homerischen Gesänge und ihrer Aufzeichnung verflossenen, Zeitraume verändert hat? Vermuthlich hatte zu jener ersten Zeit der Akzent noch einen Einfluß auf die Länge, den er nachher verlohr. Endlich mußte in einem Zeitalter, wo die schriftliche Bezeichnung noch gar nicht, oder sehr wenig in Gebrauch war, das Ohr ohne alle Regeln über die Sylbenmessung entscheiden: und man wundert sich, daß es auch bey der größten Zartheit nicht immer mit grammatischer Genauigkeit entschied? Es fehlt so viel, daß „die andern Dichter auch in der Beobachtung der Sylbenzeit unter Homeren“ gewesen wären, daß man vielmehr viele Freyheiten ganz allein bey ihm findet.

Deutſcher. „Homers Hexameter keucht manchmal unter der Spondeenlaſt, und kann kaum fort.“

Grieche. Du beurtheilſt den Griechiſchen Spondeen nach dem Deutſchen. Ich gab dir ſchon vorhin den Grund an, warum unſre Sprache mehr Längen verträgt als eure. Ein Vers von zwölf Sylben, wovon meiſtens acht, häufig neun lang wären, würde im Deutſchen unfehlbar ſchwerfällig ſcheinen. Und doch iſt der Trimeter des Aeſchylus ſo beſchaffen und verdankt ſeine Größe hauptſächlich dem öfteren Gebrauch der Spondeen.

Deutſcher. „Homers Verſe gehen nicht ſelten ihren Weg für ſich, und laſſen den Inhalt den ſeinigen gehn, oder ſie gehn gar gerade zu gegen den Inhalt an.“

Grieche. Wenn nun Homer gar nirgends die Abſicht gehabt hätte, den beſondern Inhalt durch den Gang des Verſes auszudrücken? Wenn dieſer Gedanke ganz außerhalb ſeines Kreiſes lag?

Deutſcher. So hätte er ja Weſen und Zweck des Sylbenmaßes verkannt. „Sylbenmaß iſt Mitausdruck durch Bewegung.“

Grieche. Sage mir nur, wie der Deutſche Hexameter ſich vom Griechiſchen unterſcheidet, und was er dabey gewinnt. Das wird uns auf die Prüfung dieſes Satzes führen.

Deutſcher. „Unſer Hexameter hat den Trochäen zum dritten künſtlichen Fuße angenommen, und verlangt ſogar dieſen merklich öfter als den Spondeen. Er wird dadurch mannichfaltiger, und bekommt faſt

den vierten Theil mehr metrischen Ausdruck. Der Griechische hat nur siebzehn verschiedne Wortfüße; der Deutsche, die fünf- und mehrsylbigen nicht mitgerechnet, zwey und zwanzig."

Grieche. Also Mannichfaltigkeit und Ausdruck. Hältst du Mannichfaltigkeit für etwas unbedingt Gutes?

Deutscher. Nun freylich, sie gefällt an sich.

Grieche. Wäre Mannichfaltigkeit ohne Einschränkung gut, so wäre jedes Sylbenmaß fehlerhaft: denn jedes schränkt die Mannichfaltigkeit der rhythmischen Bewegungen ein. Ferner: soll der Ausdruck auf die einzelnen Gegenstände der Darstellung, oder auf das Allgemeine gehen?

Deutscher. Unstreitig auf jene.

Grieche. Aber kehren die einzelnen Gegenstände der Darstellung in dem Gedicht wieder?

Deutscher. Nein, sie ziehen vorbey und es kommen andre und andre.

Grieche. Allein das Sylbenmaß ist ein Gesetz der Wiederkehr: du siehst also der „Mitausdruck durch Bewegung," auf diese Art ausgelegt, würde niemals darauf führen.

Deutscher. Was verstehst du aber unter dem Allgemeinen, und wie soll es der Dichter metrisch ausdrücken?

Grieche. Weiß etwa einer unter euch Repräsentanten der Sprachen, was episch ist?

Franzose. Epique? Poëme épique? Das sollten wir nicht wissen!

Deutſcher. Unſre Theoretiker lehren es umſtändlich. Vor allem ſind die Epopeen epiſch.

Grieche. Die nun grade am wenigſten. Dir, Deutſcher, ſollte durch Nachbildungen der Homeriſchen Erzählungsweiſe, die ihr ſeit kurzem erhalten habt, ſchon ein Licht über das bisherige Nichtwiſſen angezündet ſeyn. Was für Gegenſtände weiſt Klopſtock dem metriſchen Ausdrucke an?

Deutſcher. „Erſt die ſinnlichen; hauptſächlich aber gewiſſe Beſchaffenheiten der Empfindung und Leidenſchaft.“

Grieche. Der Empfindung und Leidenſchaft weſſen? Des Dichters, oder der von ihm dargeſtellten Perſonen?

Deutſcher. Beydes fällt in eins: der Dichter nimmt an ſeinen Perſonen den innigſten Antheil.

Grieche. Wenn nun der epiſche Dichter Herrſchaft genug über ſich ſelbſt beſäße, um von dieſem Antheile nichts zu äußern?

Franzoſe. Das müßte ein entſetzlich harter Menſch ſeyn.

Grieche. Und wenn eben dieſe über die Darſtellung verbreitete Ruhe der Grundkarakter des epiſchen Gedichts wäre?

Deutſcher. Wie kann es dann gut ſeyn? „In guten Gedichten herrſcht die Leidenſchaft.“

Grieche. Wer das ſagte, dachte wohl nur an lyriſche. — Das Sylbenmaß ſoll durch das Geſetz ſeiner Wiederkehr den Geiſt der Dichtart ausdrücken; die in dieſen Gränzen freygelaßne Abwechſelung ge-

ſtattet dem Dichter ſich auch dem Einzelnen durch metriſchen Ausdruck zu nähern. Der Geiſt des Epos iſt der unbeſtimmteſte, umfaſſendſte, ruhigſte: das Geſetz der Wiederkehr durfte alſo ſehr einfach, und der freygelaſſene Spielraum ſehr groß ſeyn. Die ganz individuell beſtimmte Richtung des lyriſchen Gedichts hingegen, die das Einzelne unumſchränkt beherrſcht, erfordert oft ein ſehr komplizirtes Geſetz der Wiederkehr, Strophen, auch wohl Antiſtrophen und Epoden, und hebt die Freyheit der Abwechſelung faſt gänzlich auf. Du wirſt dieß weiter anwenden: die Sache iſt zu weitläuftig, um ſie hier auszuführen. Es könnte doch wohl ſeyn, daß eben die Veränderung, welche eurem Hexameter mehr Mannichfaltigkeit und alſo Fähigkeit, das Einzelne auszudrücken, gab, ihn zum Ausdruck der Hauptſache, nämlich des Epiſchen, weniger geſchickt gemacht hätte.

Deutſcher. „Der Trochäe vertritt ja den Spondeen beynahe. Er beſchützte euch vor den übermäßigen Längenreihen, wenn ihr ihn ebenfalls aufnahmt.“

Grieche. Mit der Gleichzeitigkeit der beyden Hälften jedes Fußes, wäre der ruhige, ebenmäßige Rhythmus des Hexameters zerſtört worden.

Deutſcher. Das beruht wieder auf dem Einfall mit der doppelten Dauer der Länge.

Grieche. Nennſt du es auch einen Einfall wenn jemand Dreyachteltakte zwiſchen Zweyvierteltakte einmiſchen wollte, und ein Muſiker ſagte ihm, das ginge nicht?

Deutſcher. Verſe und Muſik ſind auch ſehr verſchieden.

Griecche. Bey euch freylich, unſre Hexameter wurden geſungen. Dieß vergißt Klopſtock auch, wenn er ſeinen, für den Vorleſer ganz richtigen, Unterſchied zwiſchen künſtlichen und Wortfüßen auf uns anwendet, und daraus folgert. Wie die Poeſie überhaupt bey uns weit mehr Gewalt über die Sprache hatte, ſo vermehrte ſie auch ihre ſo ſchon große Stetigkeit, und was ein Abſchnitt des Verſes in ſich ſchloß, wurde gleichſam zu einem einzigen poetiſchen Worte.

Deutſcher. Du verwirfſt alſo unſern Hexameter gänzlich?

Griecche. Nicht doch, ich kann nur nicht zugeben, daß er unſerm vorgezogen werde. Eben weil der Deutſche nur zum Vorleſen beſtimmt iſt, darf ſein Geſetz weniger ſtreng ſeyn. Überdieß hat ja Klopſtock, wo er wollte, und mehre eurer Dichter haben gezeigt, daß man im Deutſchen Hexameter machen kann, die in Anſehung des Rhythmiſchen, von der Euphonie iſt hier nicht die Rede, unſern ſehr nahe kommen.

Deutſcher. Ich bin zufrieden: du räumſt mir immer noch mehr ein, als alle meine neueren Gegner von ihren Sprachen rühmen können.

Italiäner. O wir haben auch Hexameter aufzuweiſen.

Franzoſe. Wir auch.

Engländer. Wir auch.

Deutſcher. „Ihr habt euch alle bemüht welche zu machen, aber es iſt euch mißlungen.“

Italiäner Mißlungen? Ich denke, unſere Hexameter könnten den alten wohl ähnlicher werden als eure. Man hat nur keinen Geſchmack daran gefunden.

Poeſie. Ein erſter Verſuch gelingt nie ganz. Wenn die Sachen gleich ſtehen ſollten, ſo müßte in einer gleich günſtigen Epoche der Bildung jener Sprachen ein eben ſo hoher Dichtergeiſt ſeinen Ruhm an die Einführung der alten Sylbenmaße gewagt haben. Mir ſcheint Klopſtock allzubeſcheiden ſein eignes Verdienſt der Sprache zuzurechnen.

Deutſcher. Die andern haben ja gar nicht einmal eine beſtimmte Sylbenzeit.

Poeſie. Kannte man die eurige als ſolche, ſo lange ihr bey den gereimten Sylbenmaßen verharrtet? Hat nicht Klopſtock ſelbſt ihre Geſetze nur allmälig entdeckt? Hat nicht Hagedorn ſich in einem Briefe an Ebert wegen einer ihm zweifelhaften Quantität erkundigt, über die ihn jetzt jeder Schüler der Proſodie zurechtweiſen kann?

Deutſcher. Es bleibt doch ein Verdienſt der Deutſchen, daß ſie die alten Sylbenmaße ſo willig aufgenommen.

Poeſie. Du vergißt, welche ſaure Mienen ihr Geſchmack gemacht, ehe er ſich dieſe Medizin hat eingehn laſſen. Die vom Zaune gebrochnen Einwendungen rechne ich mit zu den ſauren Mienen. Es gehörte wirklich Klopſtocks feſte Männlichkeit dazu, um die Sache durchzuſetzen. Über ein halbes Jahrhundert iſt es nun her, ſeit der Anfang gemacht wurde;

Klopstock hat gleich damals, und besonders in den neuesten Zeiten von großen Dichtern fleißige Nachfolge gefunden: und wie weit ist es denn nun mit der Popularität der alten Sylbenmaße?

Deutscher. So weit, daß es nie wieder rückwärts gehen kann. Auch deswegen nicht, weil wir ein Bedürfniß haben, die Alten in ihrer ächten Gestalt zu lesen, und uns in eignen Werken an ihre große Formen anzuschließen.

Poesie. Über die anfängliche Abneigung gegen die antiken Sylbenmaße darf man sich indessen nicht wundern: ihre Verschiedenheit von den modernen liegt nicht auf der Oberfläche, sondern ist in dem wesentlich verschiednen Karakter der Bildung gegründet. Laß bey den andern Nazionen den Sinn für das Antike einmal erwachen, so werden sie in ihren Sprachen die Fähigkeit zu den alten Sylbenmaßen schon hervorzurufen wissen, und deine verliert ihr Monopol damit.

Deutscher. Es soll mir lieb seyn, wenn das geschieht: Klopstocks Name wird immer zuerst dabey genannt werden.

Römer. Zur Vergeltung dafür, daß er die Römer ohne Umstände Meisterer genannt hat, weil sie die Freyheiten des Griechischen Versbaues aus Gründen, die in der Natur ihrer Sprache lagen, enger einschränkten, mache ich ihm den Ruhm der Erfindung streitig.

Deutscher. Es kann ihm nur in so fern daran liegen, als er es zuerst auf die rechte Art angefangen und die Erfindung behauptet hat.

Römer. Dem sey wie ihm wolle, es sind schon vor mehr als siebzehnhundert Jahren Deutsche Hexameter gemacht. Ihr wundert euch? Ich hörte ja erst, die Geten wären ein Deutsches Volk gewesen.

Deutscher. Ganz richtig.

Römer. Ovid lebte in der Verbannung unter den Geten und machte aus Langerweile, oder weil er es gar nicht lassen konnte, Getische Verse:

Ach, ich schäme mich deß! ich schrieb auch ein Getisches Büchlein,
Fügte barbarische Wort' unseren Weisen gemäß.

Also in Römischen Sylbenmaßen. Daß es Hexameter waren, läßt der Inhalt des Gedichtes, das Lob des Imperators, nicht zweifeln. Er fand auch Beyfall damit:

Und ich gefiel, ja wünsche mir Glück, und es fängt bey den wilden
Geten mein Dichterruhm schon zu erheben sich an . .
Als ich das Werk durchlesen der nicht mir heimischen Muse,
Als mir das schließende Blatt nieder zum Finger gelangt:
Haben sie alle das Haupt und die vollen Köcher geschüttelt,
Während von Getischem Mund langes Gemurmel erscholl.

Deutscher. Die Geten waren also schon klüger als die neueren Europäer, die nichts von den alten Sylbenmaßen wissen wollten.

Grieche. Ich komme auf die Kürze. Klopſtock hat ſich beſonders bemüht zu zeigen, ſeine Sprache übertreffe hierin die beyden alten.

Deutſcher. Es iſt ihm auch gelungen. Er hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Überſetzung verkürzt, ohne ihnen etwas zu nehmen.

Grieche. Sollen wir die Kürze mit der Elle meſſen, oder nach der Uhr berechnen?

Deutſcher. Wozu dieſe ſpöttiſche Frage?

Grieche. Die Kürze iſt ja etwas ſinnliches: ſie wird alſo im Raume oder in der Zeit wahrzunehmen ſeyn.

Deutſcher. Allerdings in beyden. Du ſiehſt ja, Klopſtocks Verdeutſchungen haben immer weniger Verſe als das Original.

Grieche. Das wäre denn doch eine Art von ſinnlichem Maßſtabe. Aber er iſt mir nicht genau genug: welch ein Unterſchied zwiſchen Vers und Vers! Daß ein Deutſcher Hexameter auf dem Papiere länger iſt als ein Griechiſcher, fällt in die Augen, und wenn du noch zweifelſt, ſo befrage den Setzer. Um jenen Maßſtab nach der Zeit näher zu prüfen, müßte der Originaldichter und der Dollmetſcher, jeder ſo geſchwind er könnte, die angeblich verkürzte Stelle herſagen, und man ſähe dann, wer am erſten fertig wäre.

Engländer. Schön, da giebt es Verse-races. Ich will gleich eine Wette anſtellen.

Franzoſe. Auf dieſe Art werde ich den Deutſchen auch leicht in der Kürze beſiegen, denn drey

von ſeinen Sylben dauern oft länger als ſechs von meinen. Irritabilité, Reizbarkeit.

Deutſcher. Wie kannſt du ſo lächerliche Vorſchläge thun? Je kürzer der Ausdruck, deſto mehr Würde, Nachdruck und alſo auch Langſamkeit erfodert der Vortrag.

Grieche. So geht ja der ganze Vortheil der Kürze, das bischen erſparte Zeit, wieder verlohren.

Deutſcher. Du redeſt unmöglich im Ernſt, denn du weißt ſo gut, wie ich, daß „die Kürze wenige Theile durch Worte von ſtarker Bedeutung zuſammenfaſſet und gleich einer großen Lichtmaſſe auf einem Gemählde leuchtet.“

Grieche. Vortrefflich! Das hat ein Meiſter geſagt. Ich wollte dich nur zu dem Geſtändniß bringen, daß man die Kürze nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern wegen einer gewiſſen hervorzubringenden Wirkung ſucht, und daß ſie nicht überall in gleichem Grade hingehört.

Deutſcher. „Sie begünſtigt doch überall das ſchnellere Denken; und der ſchnellere Gedanke iſt lebendiger, hat mehr Kraft!“

Grieche. Schnell und langſam ſind Verhältnißbegriffe, wobey es auf Gewöhnung ankommt. Ihre großen Streiche thut die Kürze nur durch das Ungewöhnliche. Der beſtändige Lakonismus mag eine große ſittliche oder politiſche Eigenthümlichkeit ſeyn, aber er iſt weder etwas dichteriſches noch redneriſches.

Deutſcher. Iſt es nicht erhaben, wenn die Spartaniſche Mutter den Schild übergiebt: Den oder auf dem.

Grieche. Weil es das ſchlichte und entſchiedne einer erhabnen Geſinnung ausdrückt. Aber gewiß fiel dieß den Athenern, eben weil ſie vom Morgen bis in den Abend zu plaudern pflegten, ſtärker auf, als den halb ſtummen Spartanern ſelbſt. Der geſellige Menſch liebt zu reden, der Dichter iſt der geſelligſte aller Menſchen. Wenn er nun immer mit den Worten und Sylben geizte, ſo wäre ſeine Freude ja gleich zu Ende.

Deutſcher. Er iſt ſo reich, daß er viel in wenigem geben kann, ohne ſich zu erſchöpfen.

Grieche. Seine Erhebung über die Wirklichkeit fodert eben ſo oft Entfaltung als Zuſammendrängung von ihm. Der angeſtellte Wettſtreit bewieſe nichts, wenn die überſetzten Stellen auch noch viel beträchtlicher in einer Dollmetſchungsmühle zuſammengeſtampft würden. Die alten Dichter wollten ja nicht kürzer ſeyn, als ſie waren. Man müßte ſie nun erſt wieder erwecken, und ihnen geſtatten, aus ihren Verſen Kunſtſtücke der Kürze zu machen.

Deutſcher. Es iſt die Frage, ob ſie daſſelbe kürzer ausdrücken konnten.

Grieche. Nach der Wahl der aus dem Griechiſchen überſetzten Stellen kann es Klopſtocken unmöglich rechter Ernſt damit geweſen ſeyn. Aus dem Homer, und immer aus dem Homer! Homer kennt keine andre Kürze als die der Einfalt, und ihm iſt auch ihre ganze Weitläuftigkeit eigen. Überdieß iſt ſchöner Überfluß der Hauptkarakter ſeines Styls. Galt es bey dem Wettſtreite wirklich eine Entſcheidung: warum wurden nicht Stellen des tragiſchen

Dialogs gewählt, wo die Gedanken mit jeder Zeile wie Geschosse hin und wieder fliegen? Oder von jenen Versen des Aeschylus, wovon zwey in die Wage gelegt, den ganzen Euripides mit Weib, Kindern, Kephisophon und Büchern aufwiegen konnten? Oder von jenen gewaltigen Sprüchen des Pindar, womit er seiner über ihre Ufer brausenden Rede auf einmal einen Damm entgegensetzt? Oder wenigstens vonden gediegnen Sittensprüchen des Menander?

Römer. Auch die aus dem Römischen gewählten Stellen sind meistens Virgilische, mit einer gewissen Fülle geschmückte. Und vollends aus dem geschwätzigen Ovid!

Deutscher. Doch auch aus Horazens Oden.

Römer. Das bedeutet schon mehr. Man muß, denke ich, froh seyn, ihn ohne Verkürzung überhaupt nur gut übersetzen zu können.

Deutscher Kurz und gut.

Römer. Es möchte kurz und schlecht daraus werden. Dieß wäre der Fall, wenn an die Stelle der Anmuth und Leichtigkeit, die sich beym Horaz mit dem sinnreichen Nachdruck der Kürze paart, Härte und Dunkelheit träte.

Deutscher. Klopstock hat deine Sprache durch die Bedingung des Wettstreits genug geehrt, Römer. Die Vereinung soll ja Siegerin seyn, wenn sie auch die übersetzten Stellen ein wenig verlängern müßte.

Römer. Sie thut es nur einmal, und wo es nicht nöthig war, bey diesen Zeilen Virgils:

Ille caput quallans: Non me tua fervida terrent
Verba, ferox, dI me terrent, et Juppiter hostis.

Turnus ſchüttelt ſein Haupt: nicht deine flammenden Worte
Schrecken, wütender, mich, mich ſchrecken die Götter und der mir
Zürnet, Jupiter!

Warum nicht:

Jener ſchüttelnd das Haupt: Nicht deine brauſenden Worte
Schrecken mich, Wilder, mich ſchrecken die Götter und Jupiters Zürnen.

Du ſiehſt, die einzelnen Fälle beweiſen weder für noch wider die größere Kürze einer Sprache; es miſcht ſich da zu viel Zufälliges hinein. Man muß auf ihren Bau zurückgehn.

Deutſcher. „Gut, die meinige hat kürzere Worte.“

Engländer. Wenn es darauf ankommt, ſo nehmt es einmal mit mir auf.

Römer. Soll die Sprachkürze dichteriſchen Werth haben, ſo muß ſie der Schönheit nicht Eintrag thun. Das thut aber die Einſylbigkeit. Zur Würde gehört ein gewiſſer Umfang der Worte. Die Schönheit liebt tönende und durch den Wohlklang beflügelte Vielſylbigkeit. Alles beruht darauf, daß eine Sprache die Theile der Gedanken in große Maſſen zuſammenfaſſe, und daß ſie kühn auslaſſen dürfe.

Deutſcher. Dieß hat Klopſtock ſelbſt dadurch angedeutet, daß er die Vereinung mit Harmoſis und dann mit Ellipſis den Wettſtreit der Kürze halten läßt.

Römer. In beyden Stücken kann es die Deutſche Sprache den alten und beſonders meiner nicht gleich thun. Dieſe iſt noch kürzer als die Griechiſche, weil ſie keinen Artikel und keine Partikeln hat.

Griecher. Die Partikeln verlängern die Sprache wenig, weil ſie ſich ganz an die größern Wortmaſſen anfügen. Der Artikel iſt erſt ſpäter in unſre Sprache gekommen: Homer hat ihn noch nicht, und unſre Dichter waren daher überhaupt nicht ſo ſehr an ihn gebunden.

Römer. Und weil ſie vieles durch Umendungen der Nennwörter anzeigt, wozu die Griechiſche Beziehungswörter braucht. Das Deutſche hat nun obendrein die unvollſtändige Biegung der Zeitwörter, welche ihm oft doppelte Hülfswörter, und die beſtändige Wiederhohlung der perſönlichen Fürwörter nöthig macht. Redensarten wie: oſtendite bellum, pacem habebitis, mögt ihr in der Sylbenzahl kürzen; in wie viele Wörter und Wörtchen müßt ihr ſie zerſtücken! Eben die vollſtändige Beſtimmtheit, womit wir die Nebenbegriffe und Verhältniſſe an den Hauptwörtern bezeichnen, macht auch, daß wir viel auslaſſen dürfen, ohne, wie ihr, Zweydeutigkeit und Verworrenheit zu befürchten. Dazu kommen nun noch jene zuſammendrängenden Wendungen: der bey euch ſo ſehr beſchränkte Gebrauch des Partizips, der abſolute Ablativ u. ſ. w.

Deutſcher. Wir können mehre Hauptbegriffe zu einem Worte vereinigen.

Römer. Das iſt etwas. Unſre Sprache hat

ſich hierin freylich ſehr eingeſchränkt. Aber du ſiehſt, daß es bey weitem nicht entſcheidet: denn ſonſt könnten wir nicht kürzer als die Griechen ſeyn, die ebenfalls viel zuſammenſetzen.

Franzoſe. Hört endlich auf, ſo langweilig über die Kürze zu ſeyn. Ihr beweiſt, daß es damit weit mehr an dem Menſchen als an den Sprachen liegt. Unſre zum Beyſpiel iſt kurz, weil es uns natürlich iſt, uns kurz zu faſſen.

Deutſcher. Oder wenigſtens ſchnell überhin zu gehn.

Franzoſe. Die eurige hingegen iſt lang, weil ihr bedächtig, langſam und ſchwerfällig mit näheren Beſtimmungen, Einſchränkungen, und Gegeneinſchränkungen, Erläuterungen, Einſchaltungen, Bevorwortungen etwaniger Mißverſtändniſſe und halben Zurücknehmungen gar nicht fertig werden könnt. Über die Heiligerömiſchereichdeutſchernazionsperioden hat ſich ja euer Fürſprecher ſelbſt luſtig gemacht. Hier laßt ihr euch doch öffentlich als Nazion vernehmen. Vergleicht nur einen einzigen Reichstagsſchluß mit einer ganzen Konſtituzion von uns.

Deutſcher. Deswegen habt ihr auch beynah ſo viel Konſtituzionen nöthig, als wir Reichstagsſchlüße.

Italiäner. Warum wird denn mir Weitſchweifigkeit vorgeworfen? Giebt es einen Deutſchen Dichter, der ſo ſehr Meiſter in der Kürze wäre als Dante? Wir haben auch eine vollſtändigere Biegung der Zeitwörter, und knüpfen oft mehre Fürwörter an ſie an.

Deutſcher. O ja, ihr ſeyd beſonders in der Proſa allerbewundernswürdigſt kurz! Maravigliosissimamente!

Italiäner. Das iſt nun wieder Sache des Geſchmacks. Wir lieben den Superlativ.

Poeſie. Da Klopſtock einen ſo ungemeinen Werth auf die Kürze legt, warum hat er nicht neben der Bildſamkeit, Bedeutſamkeit und ſo manchen ähnlichen auch die Schweigſamkeit aufgeführt?

Grammatik. Sie konnte ja nicht mitreden, ohne ihren Karakter zu verläugnen.

Poeſie. So hätte ſie wenigſtens, wie die Niobe des Aeſchylus, mit verhülltem Antlitz unter den Streitenden geſeſſen und Ehrfurcht geboten.

Grammatik. Klopſtock ſpielt ſelbſt die Rolle der Schweigſamkeit in dem ganzen Buche. Kaum giebt er Winke, wo man befriedigende Belehrung von ihm wünſcht.

Franzoſe. In den grammatiſchen Geſprächen wird ein Wettſtreit zwiſchen den Sprachen angekündigt, worin ihnen der Vorrang nach der Geſchicklichkeit im Überſetzen zuerkannt werden ſoll. Ich proteſtire hiegegen im Namen der meinigen. Es iſt ein bloß nazionaler Kanon, denn die Deutſchen ſind ja Allerweltsüberſetzer. Wir überſetzen entweder gar nicht, oder nach unſerm eignen Geſchmack.

Deutſcher. Das heißt, ihr paraphraſirt und traveſtirt.

Franzoſe. Wir betrachten einen ausländiſchen Schriftſteller, wie einen Fremden in der Geſellſchaft,

der sich nach unsrer Sitte kleiden und betragen muß, wenn er gefallen soll.

Deutscher. Welche Beschränktheit ist es, sich nur einheimisches gefallen zu lassen!

Franzose. Die Wirkung der Eigenthümlichkeit und der Bildung. Hellenisirten die Griechen nicht auch alles?

Deutscher. Bey euch eine Wirkung einseitiger Eigenthümlichkeit und konvenzioneller Bildung. Uns ist eben Bildsamkeit eigenthümlich.

Poesie. Hüte dich, Deutscher, diese schöne Eigenschaft zu übertreiben. Gränzenlose Bildsamkeit wäre Karakterlosigkeit.

Grieche. Was ihr im Übersetzen leisten könnt, weiß ich. Indessen wollte ich euch doch in wenigen Zeilen allerley zu rathen geben, und sehr lebhaft daran erinnern, daß unsre Sprache ihre ganz unnachahmlichen Reize hat. Es versteht sich, daß nur das mit gleicher oder beynah gleicher Würde, Kraft und Anmuth nachgebildete übersetzt heißen kann.

Deutscher. Ich erwarte deine Aufträge.

Grieche. Hier ein paar Verse des Sophokles:

Ὅστε Μοῖρ' ἀνυμέναιος,
ἄλυρος, ἄχορος, ἀναπέφηνε.

Und folgendes Distichan des Hermesianax:

Μίμνερμος δὲ τὸν ἡδὺν ὃς εὕρετο, πολλὸν ἀνατλὰς,
Ἦχον, καὶ μαλακοῦ πνεῦμ' ἀπὸ πενταμέτρου.

Es ist nur eine kleine Probe.

Italiäner. Laß mich auch eine hinzufügen, es sollen nur einzelne Verse seyn. Von Dante aus der Jugendgeschichte der Seele:

L'anima ſemplicetta, che ſa nulla;

und vom Arioſt auf den großen Buonarroti:

Michel, più che mortal, Angel divino.

Deutſcher. Nach dieſem Spiel fürchte ich, daß mir der Römer Semibovemque virum ſemivirumque bovem aufgiebt.

Römer. Sey unbeſorgt, ich habe beſſeres zu wählen. Hier iſt eine Schilderung des Hylas an der Quelle:

Et circumdigro ſurgebant lilia prato
Candida purpureis miſta papaveribus.
Quae modo decerpens tenero pueriliter ungui,
Propoſito florem praetulit officio.
Et modo formoſis incumbens neſcius undis
Errorem blandis tardat imaginibus.

Du haſt die Bedingung, mit faſt gleicher Anmuth, nicht vergeſſen.

Deutſcher. Ich werde die Aufgaben aus den Alten Klopſtocken und Voſſen vorlegen. Wir können freylich keine ſolchen Pentameter machen. Dann ſchließe ich auch aus eurer Wahl, daß ihr einen mir unmöglichen Fehler mit übertragen wünſcht.

Grieche. Welchen Fehler?

Deutſcher. Die Abtrennung der Beywörter von ihren Hauptwörtern, und überhaupt „eure verworfne Wortfolge.“

Grieche. Die Freyheit der Wortfolge, die ſchönſte Frucht von dem vollkommnen Bau unſrer Sprachen, ſoll ein Fehler ſeyn?

Deutſcher. Gut, ich will mit beybehaltner Wortſtellung aus euren Dichtern überſetzen.

Römer. Ich weiß wohl, daß Klopſtock, um die Unſchicklichkeit unſrer Wortfolge zu beweiſen, dieſe Probe an einer ſchönen Stelle des Horaz gemacht hat. Aber was beweiſt ſie? Zuerſt wird in jeder Sprache vieles für natürlich gehalten, was bloß auf der Gewöhnung beruht. Es iſt eben ſo, als wenn jemand aus einer fremden Sprache mit beybehaltnem Geſchlecht der Hauptwörter überſetzte, etwa argenteus Luna und aurea ſol ſagte, und ſich dann über die Wunderlichkeit jener wunderte. Ferner iſt die Sache durch die Übertragung ins Deutſche durchaus verändert. So wie ihr die Wörter aus den erlaubten Stellen wegrückt, entſteht Zweydeutigkeit und Verworrenheit, weil bey euren unvollſtändigen Biegungen die Stellung zu Hülfe kommen muß, um die Verhältniſſe der Wörter zu erkennen, die bey uns auf das deutlichſte an ihnen ſelbſt bezeichnet ſind.

Deutſcher. „Die Wirkung wird geſchwächt, während man die Worte, die hie und da getrennt herum taumeln, mit Zeitverluſte zuſammen ſuchen muß.“

Grieche. Und wer mußte das? Die Einheimiſchen, die es von Jugend auf ſo gewohnt waren? Überdieß fallen unſre tönenden und vielſylbigen Biegungen, du erinnerſt dich deſſen, was ich vorhin von ihrem vielfachem Einfluſſe ſagte, ſtark ins Ohr; das durch die Bedeutung verknüpfte ordnet ſich von ſelbſt auch ſinnlich zuſammen. Eine ſo ängſtliche Wortfolge zu beobachten, wie in eurer und andern neueren Sprachen, wäre bey uns übermäßige Deutlichkeit geweſen, und dieſe iſt für eine ſchnelle Faſſungskraft läſtig und beleidigend.

Deutscher. Gleichwohl scheint ihr selbst das Fehlerhafte gefühlt zu haben. „Ihr Griechen gingt in der Verwerfung der Worte nicht so weit als die Römer, und Homer war unter euren Dichtern der enthaltsamste.“

Grieche. Das brachte die Einfalt seines Zeitalters und der Geist der Gattung mit sich. Auf diese Art würfest du aber der Sprache vor, was die Dichter versehen hätten. Eine Freyheit ist ja niemals ein Übel. Man kann sich ihrer bedienen, oder auch nicht.

Deutscher. „Eure verworfne Wortfolge war eine Sache der Noth. Sie ist vermuthlich bloß daher entstanden, daß ihr aus lauter Längen oder Kürzen bestehende Wörter habt, daß also die natürliche Ordnung zu viel lange oder kurze Sylben zusammenbrachte, die des Sylbenmaßes und in Prosa des Numerus wegen getrennt werden mußten.“

Grieche. Du siehst das als einen Nothbehelf an, was die durchgängige Unabhängigkeit unsrer Poesie vom Bedürfnisse auf das schönste beurkundet. Du kennst doch die orientalische Weise, mit Blumen Briefe zu schreiben? Nimm nun an, die Bedeutung jeder Blume sey bestimmt, und ihre Verhältnisse zu einander ebenfalls: möchtest du dann den Kranz daraus lieber so geflochten sehen, daß die gleichartigen Blumen beysammen blieben, oder daß sie sich mannichfaltig durchschlängen? Unsre Strophen, unsre Distichen sind solche Kränze; eben durch die Stellung werden sie zu Ganzen, wo nichts herausgerissen werden kann, ohne sie zu zerstören. Das Bild, der Gedanke wirkt nun als eine untheilbare, innig vereinigte Masse.

Franzose. In dem Verdienst einer natürlichen, dem Verstande gemäßen, ordentlichen Wortfolge sind wir dir überlegen, Deutscher.

Engländer. Wir auch.

Deutscher. Ihr müßt wohl: man verstände euch sonst gar nicht, da ihr keine Umendungen der Haupt- und Beywörter habt.

Franzose. Du führst eben das gegen uns an, was der Grieche gegen dich. Überhebe dich also nicht deiner etwas weniger kargen Wortändrung.

Engländer. Deine Sprache ist auf halben Wege stehn geblieben. Meine hat nicht nur die Umendungen, sondern auch die unnützen Geschlechtsunterschiede der Haupt- und Beywörter abgeschafft; ja sie konjugirt nur eben zwischen den Zähnen. Sie ist eine Philosophin.

Deutscher. Auch eine Dichterin?

Engländer. Sie ist sehr kühn und frey, so oft sie will.

Franzose. Welches ist das Gesetz der Deutschen Wortfolge?

Deutscher. Sie läßt gewöhnlich das Unbestimmtere vorangehen.

Grieche. Damit leistet sie der Einbildungskraft einen schlechten Dienst.

Deutscher. „Überhaupt liebt sie es, Erwartungen zu erregen: sie setzt daher das Beywort vor die Benennung, und die Modifikazion vor das Modifizirte."

Franzose. Deswegen trennt sie auch das un-

mittelbar zusammen gehörige: das persönliche Fürwort und Hülfswort vom Zeitworte, dieses von der Konjunkzion wodurch es regiert wird; die trennbaren Präpoſizionen von den Zeitwörtern, womit ſie zuſammengeſetzt ſind u. ſ. w. Das eine ſtellt ſie zu Anfange, das andre zu Ende des Satzes. Kurz, eure Wortfügung gleicht, beſonders in den langen proſaiſchen Perioden, einer Krebsſchere die ſich langſam und bedächtig öffnet, und dann auf einmal zuſchnappt.

Deutſcher. Du haſt keine Urſache zu ſpotten. Wie gebunden iſt deine poetiſche Wortfolge gegen meine!

Italiäner. Und wiederum die Deutſche gegen meine!

Franzoſe. Ihr könnt nicht einmal wie wir das Beywort vor oder hinter das Hauptwort ſetzen.

Deutſcher. Wir thun jetzt auch das letzte mit Hülfe des wiederhohlten Artikels.

Poeſie. Man kann einer Sprache eigentlich das nicht anrechnen, wozu nur die Kühnheit einiger Männer von Anſehn ſie allmählig nicht ohne Widerſetzlichkeit gebracht hat. Erinnre dich, Deutſcher, wie gar weniges von poetiſcher Wortſtellung ihr hattet, ehe Klopſtock dichtete.

Engländer. Jetzt habe ich eine beſondre Klage gegen ihn vorzubringen. Er beſchuldigt mich der barbariſchen Sprachmiſcherey: ich nehme Lateiniſche Wörter aus dem eiſernen Zeitalter auf, und ſelbſt aus dem bleyernen der Mönche.

Deutſcher. Es liegt ja am Tage. Er hat auch durch Überſetzung einer Stelle Miltons, worin er die

Fran-

Franzöſiſchen und Lateiniſchen Ausdrücke im Deutſchen beybehält, gezeigt, welchen Eindruck das machen muß.

Engländer. Freylich iſt unſre Sprache aus fremdartigen Beſtandtheilen erwachſen, aber ſie ſind ſo amalgamirt, daß man den verſchiednen Urſprung derſelben gar nicht einmal bemerkt.

Deutſcher. „Das thut nichts, dadurch wird dem Unedlen der Miſchung nicht abgeholfen.“

Engländer. Hältſt du entkörpern für ein edles Wort?

Deutſcher. Allerdings.

Engländer. Wenn nun jemand, wo es in einem eurer Dichter vorkommt, entkorporiren ſetzte? Oder gar ſtatt, „der Lorbeer krönt ihn,“ der Laurusbeer koronirt ihn? Würde dadurch nicht die ganze Sache verändert? Dennoch hat es mit jener Überſetzung aus Milton ungefähr dieſe Bewandtniß.

Deutſcher. Die ſpäteren oder verflichen Einmiſchungen der Gelehrten und Weltleute abgerechnet, enthält das Deutſche wenig fremde Wörter. Es iſt eine urſprüngliche und reine Sprache.

Grieche. Das Urſprüngliche iſt mehr, als ich von der Helleniſchen zu rühmen wage.

Römer. Und was das Reine betrifft, ſo weiß ich beſſern Beſcheid zu geben.

Deutſcher. Nun ja, die Ausdrücke, welche auf den Religionsdienſt Bezug haben, brachten freylich die Lateiniſchen Prieſter mit.

Römer. Nicht doch! Ihr könnt ohne unſre

Hülfe keine Verſe machen; ihr habt nicht einmal eine einheimiſche Natur.

Grieche. Ich befürchte, Deutſcher, deine Landsleute werden die Ausdrücke aus den fremden, beſonders aus den alten Sprachen nicht los, bis ſie es einmal wie die Kaunier machen.

Deutſcher. Was thaten die Kaunier?

Grieche. Man richtete Tempel fremder Götter bey ihnen auf, gegen die ſie eine Abneigung hatten. Sie bewaffneten ſich alſo einſt ſämmtlich, ſchlugen mit ihren Speeren in die Luft, und zogen ſo bis an die Gränze, indem ſie dabey ſagten, ſie trieben die fremden Götter aus.

Franzoſe. Der unwiderſtehliche Hang, der ſich in einer Sprache äußert, aus einer andern zu entlehnen, deutet auf höhere Bildung dieſer. Die Minneſinger borgten ſchon von unſern Provenzalen, und noch jetzt —

Deutſcher. Die wiſſenſchaftlichen Ausdrücke nehmen wir meiſtens von den Römern und Griechen; mit den Namen der geſellſchaftlichen Thorheiten verſehen uns unſre Nachbarn.

Franzoſe. Die feineren Thorheiten und ihre Beobachtung zeugen auch von Bildung: ſie machen das Leben liebenswürdig. Doch nun iſt die Reihe an mir, über die ausgezeichnete Feindſeligkeit zu klagen, daß in den grammatiſchen Geſprächen aus einer einzelnen Grille meiner Sprache eine eigne Perſon, die Wasiſtdaswasdasiſtwashaftigkeit, gemacht wird —

Grammatik. Was erhebt ſich draußen für ein Geräuſch?

Poeſie. Da tritt eine ſeltſame Figur herein. Wer biſt du?

Grille. Eine mächtige Fee. Ich nenne mich, wie es mir einfällt und es euch beliebt. Oft herrſche ich über dich, Grammatik, und nicht ſelten auch über dich, Poeſie.

Grammatik. Daß wir nicht wüßten.

Grille. Ich komme jetzt nur um euch zu melden, welch ein Unglück bevorſteht, wenn ihr nicht ſchleunigſt dieſe Verſammlung trennt. Die Deutſchheit, entrüſtet über die ihr widerfahrne üble Begegnung, hat Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, und das Gerücht von dem, was hier vorgeht, überall verbreitet. Nun ſind alle in den grammatiſchen Geſprächen vorkommende Perſonen und noch andre rege geworden; ſie wollen anklagen, vertheidigen, oder wenigſtens als Zeugen auftreten. Sie ſind zum Theil heftig unter einander entzweyt, und wenn ihr nicht ſchnell aufbrecht, ſo werdet ihr dieſen friedlichen Ort zum Schauplatze des allgemeinen Krieges werden ſehn. Der Verſtand und die Vernunft lagen einander in den Haaren: jener behauptete, er ſey einerley mit der Vernunft, ſie würden nur in der Kantiſchen Philoſophie unterſchieden. Die Kunſtwörterey, die ſich für die Philoſophie ausgab, trat hinzu und wollte ſich den Ausſpruch darüber anmaßen. Das Gemüth meinte, Klopſtock habe es für ein ſchlechtes nichts ſagendes Wort erklärt. Dieſe Entſcheidung ſey ihm gewiß nicht aus dem Gemüthe gekommen. Die Einbildungskraft foderte das Urtheil auf, das Buch in

Schutz zu nehmen, worin sie beyde eine so artige Rolle spielten. Das Urtheil war verdrießlich, weil es nur schlechthin so heißen solle, und nicht Urtheilskraft; da doch Klopstock selbst Einbildungskraft sage. Es kümmre sich nicht darum, ob bey dem ganzen Handel Urtheil oder Einbildung mehr Kraft beweisen würde. Ein berühmter Grammatiker hatte einen Sturm gegen die grammatischen Gespräche vor, und setzte sich dazu ritterlich auf den Rücken des Sprachgebrauchs. Da der Grammatiker aber etwas stark beleibt war, so konnte der Sprachgebrauch nicht einmal aufrecht stehen, geschweige denn traben, sondern er kroch auf allen Vieren. Der Purismus wollte als Vertheidiger auftreten. Die Ausländerey warf ihm vor, er sey ein Siebenschläfer, der nur alle halbe Jahrhunderte wach werde: zur Zeit der fruchtbringenden Gesellschaft, unter Gottsched, und jetzt. Klopstock halte es gar nicht mit ihm: das beweise die Gelehrtenrepublik, die Fragmente über Sprache und Dichtkunst, endlich die grammatischen Gespräche. Der Purismus erwiederte, man könne es in dergleichen Dingen nicht so genau nehmen; sein Geschäft werde ihm sehr sauer gemacht, er habe selbst noch nicht zu einem Deutschen Namen gelangen können. Hierauf fragte ihn die Ausländerey, ob er Reinigkeitsengel oder Reinigkeitsteufel heißen wollte? Ihr könnt denken, wie er ergrimmte, nicht sowohl wegen der Schimpflichkeit des einen Namens, als weil man geglaubt hatte, er wisse nicht, daß Engel und Teufel Griechisch wären. Der Reim war außer sich über die Verunglimpfun-

gen von Eintönigkeit, von Klinglern, u. ſ. w. Er pflege ſonſt auf dergleichen nur zu antworten: ich gefalle, thu mir was! Allein jetzt wolle er in einer tiefſinnigen Schutzrede zeigen, wie innig ſein Weſen in die ganze Natur verwebt ſey; reimen ſey vergleichen, und im Vergleichen beſtehe ja alle Poeſie. Der göttliche Prophet Mahomed habe ſeinen Offenbarungen durch ihn Eingang verſchafft. Auch bey den Griechen ſey die Rhetorik auf ihn gebaut geweſen; ja ſelbſt in Gedichten habe ihn der Pentameter eher geſucht als verſchmäht. Die Rivarolade, die Paliſſotie, die Wasiſtdaswasbasiſtwashaftigkeit, und wie ſoll ich ſie alle nennen? ſie kommen mit Macht angezogen. Eilt, ſonſt überraſchen ſie euch!

Grammatik. Um die vielen vorgebrachten Klagen zu prüfen, bedürfen wir ruhigerer Muße. Aber wollen wir nicht ſogleich noch erklären, Poeſie, daß ſich Klopſtock durch Anregung ſo vernachläßigter Unterſuchungen um uns beyde verdient gemacht hat?

Poeſie. Von ganzem Herzen.

Grille Ich ſage euch nochmals, brecht auf!

Grieche. So endigt alſo dieſes grammatiſche Geſpräch wie eine Tragödie des Euripides mit einer langen Erzählung.

Deutſcher. Oder wie ein Ritterſchauſpiel mit Aufruhr und Waffengeklirr.

Grille. Sie haben ſich wirklich ſchrecken laſſen, und mein Zweck iſt erreicht, dieſe Zuſammenkunft zu trennen, wobey ich, ohne daß ſie es wußten, den Vorſitz führte.

II. Blüthenſtaub.

Freunde, der Boden iſt arm, wir müßen reichlichen Samen
Ausſtreun, daß uns doch nur mäßige Erndten gedeihn.

Wir ſuchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge.

Die Bezeichnung durch Töne und Striche iſt eine bewundernswürdige Abſtrakzion. Vier Buchſtaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Univerſums, wie anſchaulich die Konzentrizität der Geiſterwelt! Die Sprachlehre iſt die Dynamik des Geiſterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freyheit Nazionen.

Der Weltſtaat iſt der Körper, den die ſchöne Welt, die geſellige Welt, beſeelt. Er iſt ihr nothwendiges Organ.

Lehrjahre sind für den poetischen, akademische Jahre für den philosophischen Jünger. Akademie sollte ein durchaus philosophisches Institut seyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Übung der Denkkraft organisirt.

Lehrjahre im vorzüglichen Sinn sind die Lehrjahre der Kunst zu leben. Durch planmäßig geordnete Versuche lernt man ihre Grundsätze kennen und erhält die Fertigkeit nach ihnen beliebig zu verfahren.

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr, als begreifen.

Gewisse Hemmungen gleichen den Griffen eines Flötenspielers, der um verschiedene Töne hervorzubringen, bald diese bald jene Öffnung zuhält, und willkührliche Verkettungen stummer und tönender Öffnungen zu machen scheint.

Der Unterschied zwischen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunkzionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in sich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn ist also nichts, als logische Entzündung oder Verlöschung, Schwärmerey oder Philisterey. Jene hinterläßt gewöhnlich einen scheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben ist, als eine abnehmende Reihe von Inzitamenten, Zwangsmitteln. Diese geht oft in eine

trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revoluzionssymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltsamer Mittel vertrieben werden können. Beyde Dispoſizionen können nur durch chroniſche, ſtreng befolgte Kuren verändert werden.

Unſer ſämtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müßen durch entgegengeſetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erſcheinen.

Die Erfahrung iſt die Probe des Razionalen, und ſo umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet ſich gegenſeitig in der razionalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philoſophen, jedoch mit Selbſtbeſcheidung der Nothwendigkeit dieſes Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematiſch die Beantwortung der Frage ſeyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen ſey?“

Das Höchſte iſt das Verſtändlichſte, das Nächſte, das Unentbehrlichſte.

Wunder ſtehn mit naturgeſetzlichen Wirkungen in Wechſel: ſie beſchränken einander gegenſeitig, und machen zuſammen ein Ganzes aus. Sie ſind vereinigt,

indem ſie ſich gegenſeitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit und umgekehrt.

Die Natur iſt Feindin ewiger Beſitzungen. Sie zerſtört nach feſten Geſetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formazion. Allen Geſchlechtern gehört die Erde; jeder hat Anſpruch auf alles. Die Frühern dürfen dieſem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. — Das Eigenthumsrecht erliſcht zu beſtimmten Zeiten. Die Amelioraziön und Deterioraziön ſteht unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum iſt, wodurch ich nur die Rechte eines aktiven Erdenbürgers erwerbe, ſo kann ich durch den Verluſt dieſes Eigenthums nicht mich ſelbſt einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieſer Fürſtenſchule, und trete in eine höhere Korporazion, wohin mir meine geliebten Mitſchüler nachfolgen.

Leben iſt der Anfang des Todes. Das Leben iſt um des Todes willen. Der Tod iſt Endigung und Anfang zugleich, Scheidung und nähere Selbſtverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Redukzion vollendet.

Auch die Philoſophie hat ihre Blüthen. Das ſind die Gedanken, von denen man immer nicht weiß, ob man ſie ſchön oder witzig nennen ſoll.

Die Fantaſie ſetzt die künftige Welt entweder in die Höhe, oder in die Tiefe, oder in der Metempſychoſe zu uns. Wir träumen von Reiſen durch das Weltall: iſt denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefen unſers Geiſtes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns, oder nirgends iſt die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt iſt die Schattenwelt, ſie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt ſcheint es uns freylich innerlich ſo dunkel, einſam, geſtaltlos, aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn dieſe Verfinſterung vorbey, und der Schattenkörper hinweggerückt iſt. Wir werden mehr genießen als je, denn unſer Geiſt hat entbehrt.

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beym Erwachen geblendet werden, wenn wir von ſichtbaren Gegenſtänden geträumt haben. Wohl alſo denen, die hier ſchon von Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können.

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in ſich hat? Was ich verſtehn ſoll, muß ſich in mir organiſch entwickeln; und was ich zu lernen ſcheine, iſt nur Nahrung, Inzitament des Organismus.

Der Sitz der Seele iſt da, wo ſich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo ſie ſich durchdringen, iſt er in jedem Punkte der Durchdringung.

Wenn man in der Mittheilung der Gedanken zwiſchen abſolutem Verſtehen und abſolutem Nichtverſtehen abwechſelt, ſo darf das ſchon eine philoſophiſche Freundſchaft genannt werden. Geht es uns doch mit uns ſelbſt nicht beſſer. Und iſt das Leben eines denkenden Menſchen wohl etwas andres als eine ſtete innere Symphiloſophie?

Genie iſt das Vermögen von eingebildeten Gegenſtänden, wie von wirklichen zu handeln, und ſie auch wie dieſe zu behandeln. Das Talent darzuſtellen, genau zu beobachten, zweckmäßig die Beobachtung zu beſchreiben, iſt alſo vom Genie verſchieden. Ohne dieſes Talent ſieht man nur halb, und iſt nur ein halbes Genie; man kann genialiſche Anlage haben, die in Ermangelung jenes Talents nie zur Entwickelung kommt.

Das willkührlichſte Vorurtheil iſt, daß dem Menſchen das Vermögen außer ſich zu ſeyn, mit Bewußtſeyn jenſeits der Sinne zu ſeyn, verſagt ſey. Der Menſch vermag in jedem Augenblicke ein überſinnliches Weſen zu ſeyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freylich iſt die Beſonnenheit, Sichſelbſtfindung, in dieſem Zuſtande ſehr ſchwer, da er ſo unaufhörlich, ſo nothwendig mit dem Wechſel unſrer übrigen Zuſtände verbunden iſt. Je mehr wir uns aber dieſes Zuſtandes bewußt zu ſeyn vermögen, deſto lebendiger, mächtiger, genügender iſt die Überzeugung, die daraus entſteht; der Glaube an

ächte Offenbarungen des Geiſtes. Es iſt kein Schauen, Hören, Fühlen; es iſt aus allen dreyen zuſammengeſetzt, mehr als alles Dreyes: eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Anſicht meines wahrhafteſten, eigenſten Lebens. Die Gedanken verwandeln ſich in Geſetze, die Wünſche in Erfüllungen. Für den Schwachen iſt das Faktum dieſes Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erſcheinung beſonders beym Anblick mancher menſchlichen Geſtalten und Geſichter, vorzüglich bey der Erblickung mancher Augen, mancher Minen, mancher Bewegungen, beym Hören gewiſſer Worte, beym Leſen gewiſſer Stellen, bey gewiſſen Hinſichten auf Leben, Welt und Schickſal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereigniſſe, beſonders Jahrs- und Tageszeiten, liefern uns ſolche Erfahrungen. Gewiſſe Stimmungen ſind vorzüglich ſolchen Offenbarungen günſtig. Die meiſten ſind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigſten bleibend. Hier iſt viel Unterſchied zwiſchen den Menſchen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit, als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verſtand für dieſelbe. Der letzte wird immer in ihrem ſanften Lichte bleiben, wenn der erſte nur abwechſelnde Erleuchtungen, aber hellere und mannichfaltigere hat. Dieſes Vermögen iſt ebenfalls Krankheitsfähig, die entweder Uberfluß an Sinn und Mangel an Verſtand, oder Uberfluß an Verſtand und Mangel an Sinn bezeichnet.

Scham iſt wohl ein Gefühl der Profanazion. Freundſchaft, Liebe und Pietät ſollten geheimnißvoll behandelt werden. Man ſollte nur in ſeltnen, vertrauten Momenten davon reden, ſich ſtillſchweigend darüber einverſtehen. Vieles iſt zu zart um gedacht, noch mehres um beſprochen zu werden.

Selbſtentäußerung iſt die Quelle aller Erniedrigung, ſo wie im Gegentheil der Grund aller ächten Erhebung. Der erſte Schritt wird Blick nach Innen, abſondernde Beſchauung unſers Selbſt. Wer hier ſtehn bleibt, geräth nur halb. Der zweyte Schritt muß wirkſamer Blick nach Außen, ſelbſtthätige, gehaltne Beobachtung der Außenwelt ſeyn.

Derjenige wird nie als Darſteller etwas vorzügliches leiſten, der nichts weiter darſtellen mag, als ſeine Erfahrungen, ſeine Lieblingsgegenſtände, der es nicht über ſich gewinnen kann, auch einen ganz fremden, ihm ganz unintereſſanten Gegenſtand, mit Fleiß zu ſtudiren und mit Muße darzuſtellen. Der Darſteller muß alles darſtellen können und wollen. Dadurch entſteht der große Styl der Darſtellung, den man mit Recht an Goethe ſo ſehr bewundert.

Hat man nun einmal die Liebhaberey fürs Abſolute und kann nicht davon laſſen: ſo bleibt einem kein Ausweg, als ſich ſelbſt immer zu widerſprechen, und entgegengeſetzte Extreme zu verbinden. Um den Satz des Widerſpruchs iſt es doch unvermeidlich ge-

ſchehen, und man hat nur die Wahl, ob man ſich dabey leidend verhalten will, oder ob man die Nothwendigkeit durch Anerkennung zur freyen Handlung adeln will.

Eine merkwürdige Eigenheit Goethe's bemerkt man in ſeinen Verknüpfungen kleiner, unbedeutender Vorfälle mit wichtigern Begebenheiten. Er ſcheint keine andre Abſicht dabey zu hegen, als die Einbildungskraft auf eine poetiſche Weiſe mit einem myſteriöſen Spiel zu beſchäftigen. Auch hier iſt der ſonderbare Genius der Natur auf die Spur gekommen, und hat ihr einen artigen Kunſtgriff abgemerkt. Das gewöhnliche Leben iſt voll ähnlicher Zufälle. Sie machen ein Spiel aus, das wie alles Spiel auf Überraſchung und Täuſchung hinausläuft.

Mehre Sagen des gemeinen Lebens beruhn auf einer Bemerkung dieſes verkehrten Zuſammenhangs. So z. B. bedeuten böſe Träume Glück; todtſagen langes Leben; ein Haſe, der über'n Weg läuft, Unglück. Faſt der ganze Aberglaube des gemeinen Volks beruht auf Deutungen dieſes Spiels.

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt, ſich ſeines tranſcendentalen Selbſt zu bemächtigen, das Ich ſeines Ich's zugleich zu ſeyn. Um ſo weniger befremdlich iſt der Mangel an vollſtändigem Sinn und Verſtand für Andre. Ohne vollendetes Selbſtverſtändniß wird man nie andere wahrhaft verſtehn lernen.

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran: Humor iſt Reſultat einer freyen Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant, und erhält objektiven Werth. Wo Fantaſie und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz; wo ſich Vernunft und Willkühr paaren, Humor. Perſifflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad geringer: es iſt nicht mehr rein artiſtiſch, und viel beſchränkter. Was Fr. Schlegel als Ironie karakteriſirt, iſt meinem Bedünken nach nichts anders als die Folge, der Karakter der Beſonnenheit, der wahrhaften Gegenwart des Geiſtes. Schlegels Ironie ſcheint mir ächter Humor zu ſeyn. Mehre Nahmen ſind einer Idee vortheilhaft.

Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete, wird durch Witz allein Geſellſchaftfähig. Es iſt gleichſam nur um des Witzes willen: ſeine Zweckbeſtimmung iſt der Witz.

Um das Gemeine, wenn man nicht ſelbſt gemein iſt, mit der Kraft und mit der Leichtigkeit zu behandeln, aus der die Anmuth entſpringt, muß man nichts ſonderbarer finden als das Gemeine, und Sinn fürs Sonderbare haben, viel darin ſuchen und ahnden. Auf die Art kann auch wohl ein Menſch, der in ganz andern Sphären lebt, gewöhnliche Naturen ſo befriedigen, daß ſie gar kein Arg aus ihm haben, und

ihn für nichts weiter halten, als was ſie unter ſich liebenswürdig nennen.

Wir ſind auf einer Mißion: zur Bildung der Erde ſind wir berufen.

Wenn uns ein Geiſt erſchiene, ſo würden wir uns ſogleich unſrer eignen Geiſtigkeit bemächtigen: wir würden inſpirirt ſeyn durch uns und den Geiſt zugleich. Ohne Inſpirazion keine Geiſtererſcheinung. Inſpirazion iſt Erſcheinung und Gegenerſcheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich.

Der Menſch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an ſein Daſeyn. Vor der Hand giebts kein anderes Mittel der Geiſterwirkungen auf dieſer Welt. Daher iſt es Pflicht an die Verſtorbenen zu denken. Es iſt der einzige Weg in Gemeinſchaft mit ihnen zu bleiben. Gott ſelbſt iſt auf keine andere Weiſe bey uns wirkſam als durch den Glauben.

Intereſſe iſt Theilnahme an dem Leiden und der Thätigkeit eines Weſens. Mich intereſſirt etwas, wenn es mich zur Theilnahme zu erregen weiß. Kein Intereſſe iſt intereſſanter, als was man an ſich ſelbſt nimmt; ſo wie der Grund einer merkwürdigen Freundſchaft und Liebe die Theilnahme iſt, zu der mich ein Menſch reizt, der mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, der mich durch ſeine Mittheilung gleichſam einladet, an ſeinem Geſchäfte Theil zu nehmen.

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Beſinnung gebrachte Eigenſchaft, Handlungsweiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinn eine neuentdeckte Welt.

Der Geiſt erſcheint immer nur in fremder, luſtiger Geſtalt.

Jetzt regt ſich nur hie und da Geiſt: wann wird der Geiſt ſich im Ganzen regen? wann wird die Menſchheit in Maſſe ſich ſelbſt zu beſinnen anfangen?

Der Menſch beſteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit preis, ſo giebt er ſich ſelbſt preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth ſich ſelbſt. Es iſt hier nicht die Rede vom Lügen, ſondern vom Handeln gegen Überzeugung.

In heitern Seelen giebts keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an: er iſt die Folge der Störung und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig.

Von einem liebenswerthen Gegenſtande können wir nicht genug hören, nicht genug ſprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenſtand aller Gegenſtände wird.

Wir halten einen leblosen Stoff wegen seiner Beziehungen, seiner Formen fest. Wir lieben den Stoff, in so fern er zu einem geliebten Wesen gehört, seine Spur trägt, oder Ähnlichkeit mit ihm hat.

Ein ächter Klub ist eine Mischung von Institut und Gesellschaft. Er hat einen Zweck, wie das Institut; aber keinen bestimmten, sondern einen unbestimmten, freyen: Humanität überhaupt. Aller Zweck ist ernsthaft; die Gesellschaft ist durchaus fröhlich.

Die Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung sind nichts, als Mittel der Belebung. Dieß bestimmt ihre Wahl, ihren Wechsel, ihre Behandlung. Die Gesellschaft ist nichts, als gemeinschaftliches Leben: eine untheilbare denkende und fühlende Person. Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft.

In sich zurückgehn, bedeutet bey uns, von der Außenwelt abstrahiren. Bey den Geistern heißt analogisch, das irdische Leben eine innere Betrachtung, ein in sich Hineingehn, ein immanentes Wirken. So entspringt das irdische Leben aus einer ursprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehn, Sammeln in sich selbst, das so frey ist, als unsre Reflexion. Umgekehrt entspringt das geistige Leben in dieser Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geist entfaltet sich wiederum, geht aus sich selbst wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in diesem Moment sagt er zum erstenmal

Ich. Man ſieht hier, wie relativ das Herausgehn und Hineingehn iſt. Was wir Hineingehn nennen, iſt eigentlich Herausgehn, eine Wiederannahme der anfänglichen Geſtalt.

Ob ſich nicht etwas für die neuerdings ſo ſehr gemißhandelten Alltagsmenſchen ſagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiſte Kraft? und ſoll der Menſch mehr als einer aus dem Popolo ſeyn?

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieſes oder jenes Gedankens, herrſchend iſt, da iſt auch Progreßivität. Sehr viele Gelehrte beſitzen dieſen Hang nicht. Sie haben ſchließen und folgern gelernt, wie ein Schuſter das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder ſich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bey vielen währt dieſer Hang nur eine Zeitlang. Er wächſt und nimmt ab, ſehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Syſtems, das ſie nur ſuchten, um der Mühe des Nachdenkens ferner überhoben zu ſeyn.

Irrthum und Vorurtheil ſind Laſten, indirekt reizende Mittel für den Selbſtthätigen, jeder Laſt gewachſenen. Für den Schwachen ſind ſie poſitiv ſchwächende Mittel.

Das Volk iſt eine Idee. Wir ſollen ein Volk

werden. Ein vollkommener Menſch iſt ein kleines Volk. Ächte Popularität iſt das höchſte Ziel des Menſchen.

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher iſt der am meiſten gebildete, irdiſche Menſch dem Kinde ſo ähnlich.

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunkt eines Paradieſes.

Das Intereſſante iſt, was mich, nicht um mein ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel, als Glied, in Bewegung ſetzt. Das Klaſſiſche ſtört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich ſelbſt. Es iſt nicht für mich da, als klaſſiſch, wenn ich es nicht ſetze, als ein ſolches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht ſelbſt zur Hervorbringung deſſelben für mich, beſtimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir ſelbſt losriſſe, und dieſen Keim ſich auf eine eigenthümliche Weiſe vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur einen Moment bedarf, und mit der ſinnlichen Wahrnehmung des Objects zuſammen fällt, ſo daß ich ein Object vor mir ſehe, in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechſelſeitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden.

Formeln für Kunſtindividuen finden, durch die ſie im eigentlichſten Sinn erſt verſtanden werden, macht

das Geschäft des artistischen Kritikers aus, dessen Arbeiten die Geschichte der Kunst vorbereiten.

Je verworrener ein Mensch ist, man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe, desto mehr kann durch fleißiges Selbststudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müssen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädisten zu werden. Die Verworrnen haben im Anfang mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen, sie dringen nur langsam ein, sie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber sind sie auch Herrn und Meister auf immer. Der Geordnete kommt geschwind hinein, aber auch geschwind heraus. Er erreicht bald die zweyte Stufe: aber da bleibt er auch gewöhnlich stehn. Ihm werden die letzten Schritte beschwerlich, und selten kann er es über sich gewinnen, schon bey einem gewissen Grade von Meisterschaft sich wieder in den Zustand eines Anfängers zu versetzen. Verworrenheit deutet auf Überfluß an Kraft und Vermögen, aber mangelhafte Verhältnisse; Bestimmtheit, auf richtige Verhältnisse, aber sparsames Vermögen und Kraft. Daher ist der Verworrne so progressiv, so perfektibel, dahingegen der Ordentliche so früh als Philister aufhört. Ordnung und Bestimmtheit allein ist nicht Deutlichkeit. Durch Selbstbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmlischen Durchsichtigkeit, zu jener Selbsterleuchtung, die der Geordnete so selten erreicht. Das wahre Genie verbindet diese Extreme. Es theilt die Geschwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem ersten.

Das Individuum intereſſirt nur, daher iſt alles Klaſſiſche nicht individuell.

Der wahre Brief iſt ſeiner Natur nach poetiſch.

Witz, als Prinzip der Verwandtſchaften iſt zugleich das menstruum universale. Witzige Vermiſchungen ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberey und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Ueberfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät und ſo fort ins Unendliche.

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines abſolut witzigen Einfalls iſt: nemlich Geiſt und beſtimmtes Individuum zugleich zu ſeyn. Einen jeden vorzüglichen Menſchen muß gleichſam ein Geiſt zu durchſchweben ſcheinen, der die ſichtbare Erſcheinung idealiſch parodirt. Bey manchen Menſchen iſt es als ob dieſer Geiſt der ſichtbaren Erſcheinung ein Geſicht ſchnitte.

Geſellſchaftstrieb iſt Organiſationstrieb. Durch dieſe geiſtige Aſſimilazion entſteht oft aus gemeinen Beſtandtheilen eine gute Geſellſchaft um einen geiſtvollen Menſchen her.

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt,

häuft ſich in konzentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen.

Der Deutſche iſt lange das Hänschen geweſen. Er dürfte aber wohl bald der Hans aller Hänſe werden. Es geht ihm, wie es vielen dummen Kindern gehn ſoll: er wird leben und klug ſeyn, wenn ſeine frühklugen Geſchwiſter längſt vermodert ſind, und er nun allein Herr im Hauſe iſt.

Das beſte an den Wiſſenſchaften iſt ihr philoſophiſches Ingrediens, wie das Leben am organiſchen Körper. Man dephiloſophire die Wiſſenſchaften: was bleibt übrig? Erde, Luft und Waſſer.

Menſchheit iſt eine humoriſtiſche Rolle.

Unſere alte Nazionalität, war, wie mich dünkt, ächt römiſch. Natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entſtanden; und ſo wäre der Name, römiſches Reich, warlich ein artiger, ſinnreicher Zufall. Deutſchland iſt Rom, als Land. Ein Land iſt ein großer Ort mit ſeinen Gärten. Das Kapitol ließe ſich vielleicht nach dem Gänſegeſchrey vor den Gallіern beſtimmen. Die inſtinktartige Univerſalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im Deutſchen Volk. Das Beſte, was die Franzoſen in der Revoluzion gewonnen haben, iſt eine Porzion Deutſchheit.

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zusammenkünfte, Akademieen, Kollegien u. s. w. sind gleichsam die speciellen, innern Organe des mystischen Staatsindividuums.

Alle Zufälle unsers Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans.

Der edle Kaufmannsgeist, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und besonders zur Zeit der deutschen Hanse geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie sie seyn sollten. Unsere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, sind nichts als Krämer.

Eine Übersetzung ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen, vollendeten Karakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. Noch existirt wie ich glaube, kein ganzes Muster derselben. Im Geist mancher Kritiken und Beschreibungen von Kunstwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem sich poetischer Geist und philosophischer Geist in ihrer ganzen Fülle durchdrungen ha-

ben. Die griechiſche Mythologie iſt zum Theil eine ſolche Überſetzung einer Nazionalreligion. Auch die moderne Madonna iſt ein ſolcher Mythus.

Grammatiſche Überſetzungen ſind die Überſetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern ſehr viel Gelehrſamkeit, aber nur diskurſive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Überſetzungen gehört, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, der höchſte poetiſche Geiſt. Sie fallen leicht ins Traveſtiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Popens Homer, die Franzöſiſchen Überſetzungen insgeſamt. Der wahre Überſetzer dieſer Art muß in der That der Künſtler ſelbſt ſeyn, und die Idee des Ganzen beliebig ſo oder ſo geben können. Er muß der Dichter des Dichters ſeyn und ihn alſo nach ſeiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden laſſen können. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht der Genius der Menſchheit mit jedem einzelnen Menſchen.

Nicht bloß Bücher, alles kann auf dieſe drey Arten überſetzt werden.

Im höchſten Schmerz tritt zuweilen eine Paraliſis der Empfindſamkeit ein. Die Seele zerſetzt ſich. Daher der tödtliche Froſt, die freye Denkkraft, der ſchmetternde unaufhörliche Witz dieſer Art von Verzweiflung. Keine Neigung iſt mehr vorhanden; der Menſch ſteht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er ſich allmählig ſelbſt, und iſt ſeinem Princip nach Miſanthrop und Miſotheos.

Unſere Sprache iſt entweder mechaniſch, atomiſtiſch, oder dynamiſch. Die ächt poetiſche Sprache ſoll aber organiſch, lebendig ſeyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehre Ideen mit Einem Schlage zu treffen.

Dichter und Prieſter waren im Anfang Eins, und nur ſpätere Zeiten haben ſie getrennt. Der ächte Dichter iſt aber immer Prieſter, ſo wie der ächte Prieſter immer Dichter geblieben. Und ſollte nicht die Zukunft den alten Zuſtand der Dinge wieder herbeyführen?

Schriften ſind die Gedanken des Staats, die Archive ſein Gedächtniß.

Je mehr ſich unſere Sinne verfeinern, deſto fähiger werden ſie zur Unterſcheidung der Individuen. Der höchſte Sinn wäre die höchſte Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entſpräche das Talent der Fixirung des Individuums, deſſen Fertigkeit und Energie relativ iſt. Wenn der Wille ſich in Beziehung auf dieſen Sinn äußert, ſo entſtehn die Leidenſchaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meiſterſchaft im Spiel ſeiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieſes Sinns auf ſich ſelbſt bey herrſchender Vernunft.

Nichts iſt zur wahren Religioſität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit ver-

bindet. Unmittelbar kann der Mensch schlechterdings nicht mit derselben in Verhältniß stehn. In der Wahl dieses Mittelglieds muß der Mensch durchaus frey seyn. Der mindeste Zwang hierin schadet seiner Religion. Die Wahl ist karakteristisch, und es werden mithin die gebildeten Menschen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, dahingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier bestimmt werden wird. Da aber so wenig Menschen einer freyen Wahl überhaupt fähig sind, so werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; sey es durch Zufall, durch Associazion, oder ihre besondre Schicklichkeit dazu. Auf diese Art entstehn Landesreligionen. Je selbständiger der Mensch wird, desto mehr vermindert sich die Quantität des Mittelglieds, die Qualität verfeinert sich, und seine Verhältnisse zu demselben werden mannichfaltiger und gebildeter: Fetische, Gestirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmensch. Man sieht bald, wie relativ diese Wahlen sind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Wesen der Religion wohl nicht von der Beschaffenheit des Mittlers abhange, sondern lediglich in der Ansicht desselben, in den Verhältnissen zu ihm bestehe.

Es ist ein Götzendienst im weitern Sinn, wenn ich diesen Mittler in der That für Gott selbst ansehe. Es ist Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in so fern ist Aberglaube und Götzendienst, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaism nennen kann, beydes Irreligion. Hingegen ist Atheism nur Negazion aller Religion über-

haupt, und hat alſo gar nichts mit der Religion zu ſchaffen. Wahre Religion iſt, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichſam für das Organ der Gottheit hält, für ihre ſinnliche Erſcheinung. In dieſer Hinſicht erhielten die Juden zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft eine ächt religiöſe Tendenz, eine religiöſe Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der ſie auf eine wunderbare Weiſe von Grund aus umwandelte, und ſie in der merkwürdigſten Beſtändigkeit bis auf unſre Zeiten erhielt.

Die wahre Religion ſcheint aber bei einer nähern Betrachtung abermals antinomiſch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheism nicht im gewöhnlichen Sinn nehme, ſondern darunter die Idee verſtehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler ſeyn könne, indem ich es dazu erhebe: ſo wie Monotheism im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein ſolches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemeſſen ſey, und wodurch Gott allein ſich vernehmen laſſe, welches ich alſo zu wählen durch mich ſelbſt genöthigt werde: denn ohnedem würde der Monotheism nicht wahre Religion ſeyn.

So unverträglich auch beyde zu ſeyn ſcheinen, ſo läßt ſich doch ihre Vereinigung bewerkſtelligen, wenn man den monotheiſtiſchen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheism macht, und dieſe gleichſam durch ihn centrirt, ſo daß beyde einander jedoch auf verſchiedene Weiſe nothwendig machen.

Das Gebet, oder der religiöse Gedanke besteht also aus einer dreyfach aufsteigenden, untheilbaren Abstrakzion oder Setzung. Jeder Gegenstand kann dem Religiösen ein Tempel im Sinn der Auguren seyn. Der Geist dieses Tempels ist der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheistische Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältnisse mit der Gottheit steht.

Die Basis aller ewigen Verbindung ist eine absolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie, und des unsichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Universalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaisern zu realisiren begonnen hatten. Zuerst verließ August diese Basis, und Hadrian zerstörte sie ganz.

Fast immer hat man den Anführer, den ersten Beamten des Staats, mit dem Repräsentanten des Genius der Menschheit vermengt, der zur Einheit der Gesellschaft oder des Volks gehört. Im Staat ist alles Schauhandlung, das Leben des Volks ist Schauspiel; mithin muß auch der Geist des Volks sichtbar seyn. Dieser sichtbare Geist kommt entweder, wie im tausendjährigen Reiche, ohne unser Zuthun, oder er wird einstimmig durch ein lautes oder stilles Einverständniß gewählt.

Es ist eine unwidersprechliche Thatsache, daß die meisten Fürsten nicht eigentlich Fürsten, sondern gewöhnlich mehr oder minder eine Art von Repräsen-

tanten des Genius ihrer Zeit waren, und die Regierung mehrentheils, wie billig, in ſubalternen Händen ſich befand.

Ein vollkommner Repräſentant des Genius der Menſchheit dürfte leicht der ächte Prieſter und der Dichter κατ' ἐξοχην ſeyn.

Unſer Alltagsleben beſteht aus lauter erhaltenden, immer wiederkehrenden Verrichtungen. Dieſer Zirkel von Gewohnheiten iſt nur Mittel zu einem Hauptmittel, unſerm irdiſchen Daſeyn überhaupt, das aus mannichfaltigen Arten zu exiſtiren gemiſcht iſt.

Philiſter leben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel ſcheint ihr einziger Zweck zu ſeyn. Sie thun das alles, um des irdiſchen Lebens willen; wie es ſcheint und nach ihren eignen Äußerungen ſcheinen muß. Poeſie miſchen ſie nur zur Nothdurft unter, weil ſie nun einmal an eine gewiſſe Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt ſind. In der Regel erfolgt dieſe Unterbrechung alle ſieben Tage, und könnte ein poetiſches Septanfieber heißen. Sonntags ruht die Arbeit, ſie leben ein bißchen beſſer als gewöhnlich und dieſer Sonntagsrauſch endigt ſich mit einem etwas tiefern Schlafe als ſonſt; daher auch Montags alles noch einen raſchern Gang hat. Ihre parties de plaisir müſſen konvenzionell, gewöhnlich, modiſch ſeyn, aber auch ihr Vergnügen verarbeiten ſie, wie alles, mühſam und förmlich.

Den höchſten Grad ſeines poetiſchen Daſeyns erreicht der Philiſter bey einer Reiſe, Hochzeit, Kind-

kaufe, und in der Kirche. Hier werden seine kühnsten Wünsche befriedigt, und oft übertroffen.

Ihre sogenannte Religion wirkt blos, wie ein Opiat: reizend, betäubend, Schmerzen aus Schwäche stillend. Ihre Früh- und Abendgebete sind ihnen, wie Frühstück und Abendbrot, nothwendig. Sie können's nicht mehr lassen. Der derbe Philister stellt sich die Freuden des Himmels unter dem Bilde einer Kirmeß, einer Hochzeit, einer Reise oder eines Balls vor: der sublimirte macht aus dem Himmel eine prächtige Kirche mit schöner Musik, vielem Gepränge, mit Stühlen für das gemeine Volk parterre, und Kapellen und Emporkirchen für die Vornehmern.

Die schlechtesten unter ihnen sind die revoluzionairen Philister, wozu auch der Hefen der fortgehenden Köpfe, die habsüchtige Race gehört.

Grober Eigennutz ist das nothwendige Resultat armseliger Beschränktheit. Die gegenwärtige Sensazion ist die lebhafteste, die höchste eines Jämmerlings. Über diese kennt er nichts höheres. Kein Wunder, daß der durch die äußern Verhältnisse par force dressirte Verstand nur der listige Sklav eines solchen stumpfen Herrn ist, und nur für dessen Lüste sinnt und sorgt.

In den ersten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieses Fundes stieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieses Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt sehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein unge-

wöhnlicher Grad von Leben des Verſtandes. Man mußte Genie und Scharfſinn aufbieten, um mittelſt des neuen Werkzeugs neue Verhältniſſe zu finden. Die Anwendung deſſelben auf die eigenthümlichſten, intereſſanteſten und allgemeinſten Seiten der Menſchheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen und die Aufmerkſamkeit aller guten Köpfe auf ſich ziehn. So entſtanden die gnomiſchen Maſſen, die man zu allen Zeiten und bey allen Völkern ſo hoch geſchätzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unſere jetzigen genialiſchen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schickſal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles ſo gemein wäre, wie jetzt Sittenſprüche, und neue, erhabenere Entdeckungen den raſtloſen Geiſt der Menſchen beſchäftigten.

Ein Geſetz iſt ſeinem Begriffe nach, wirkſam. Ein unwirkſames Geſetz iſt kein Geſetz. Geſetz iſt ein kauſaler Begriff, Miſchung von Kraft und Gedanken. Daher iſt man ſich nie eines Geſetzes, als ſolchen, bewußt. In ſo fern man an ein Geſetz denkt, iſt es nur ein Satz d. h. ein Gedanke mit einem Vermögen verbunden. Ein widerſtehender, ein beharrlicher Gedanke, iſt ein ſtrebender Gedanke und vermittelt das Geſetz und den bloßen Gedanken.

Eine allzugroße Dienſtfertigkeit der Organe würde dem irdiſchen Daſeyn gefährlich ſeyn. Der Geiſt in ſeinem jetzigen Zuſtande würde eine zerſtörende Anwendung davon machen. Eine gewiſſe Schwere des

Organs hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie sie sich für die irdische Welt schickt. Es ist unvollkommener Zustand desselben, daß ihn diese Mitwirkung so ausschließlich an diese Welt bindet. Daher ist sie ihrem Prinzip nach terminirt.

Die Rechtslehre entspricht der Physiologie, die Moral der Psychologie. Die Vernunftgesetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgesetze verwandelt, geben die Grundsätze der Physiologie und Psychologie.

Flucht des Gemeingeistes ist Tod.

In den meisten Religionssystemen werden wir als Glieder der Gottheit betrachtet, die, wenn sie nicht den Impulsionen des Ganzen gehorchen wenn sie auch nicht absichtlich gegen die Gesetze des Ganzen agiren, sondern nur ihren eignen Gang gehn und nicht Glieder seyn wollen, von der Gottheit ärztlich behandelt, und entweder schmerzhaft geheilt, oder gar abgeschnitten werden.

Jede spezifische Inzitazion verräth einen spezifischen Sinn. Je neuer sie ist, desto plumper, aber desto stärker; je bestimmter, je ausgebildeter, mannichfacher sie wird, desto schwächer. So erregte der erste Gedanke an Gott eine gewaltsame Emotion im ganzen Individuum; so die erste Idee von Philosophie, von Menschheit, Weltall, u. s. w.

Innigste Gemeinschaft aller Kenntnisse, scientifische Republik, ist der hohe Zweck der Gelehrten.

Sollte nicht die Distanz einer besondern Wissenschaft von der allgemeinen, und so der Rang der Wissenschaften untereinander, nach der Zahl ihrer Grundsätze zu rechnen seyn? Je weniger Grundsätze, desto höher die Wissenschaft.

Man versteht das Künstliche gewöhnlich besser, als das Natürliche. Es gehört mehr Geist zum Einfachen, als zum Complizirten, aber weniger Talent.

Werkzeuge armiren den Menschen. Man kann wohl sagen, der Mensch versteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur seiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang ist da. So liegt das Prinzip eines Kriegsschiffes in der Idee des Schiffbaumeisters, der durch Menschenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien diesen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieses sich gleichsam zu einer ungeheuren Maschine macht. So erforderte die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Massen von Materien, und der Mensch ist also, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer.

In jeder Berührung entsteht eine Substanz, deren Wirkung so lange, als die Berührung dauert.

Dies iſt der Grund aller ſynthetiſchen Modifikazionen des Individuums. Es giebt aber einſeitige und wechſelſeitige Berührungen. Jene begründen dieſe.

Je unwiſſender man von Natur iſt, deſto mehr Kapazität für das Wiſſen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern, lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieſes deutlich beym Eintritt in eine Wiſſenſchaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Kapazität. Es iſt eine der erſten Unwiſſenheit entgegengeſetzte Unwiſſenheit. Jene iſt Unwiſſenheit aus Mangel, dieſe aus Überfluß der Erkenntniſſe. Letztere pflegt die Symptome des Skeptizismus zu haben. Es iſt aber ein unächter Skeptizismus, aus indirekter Schwäche unſers Erkenntnißvermögens. Man iſt nicht im Stande die Maſſe zu durchdringen, und ſie in beſtimmter Geſtalt vollkommen zu beleben: die plaſtiſche Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeiſt junger Köpfe und der Schwärmer, ſo wie der glückliche Griff des geiſtvollen Anfängers oder Layen leicht erklärbar.

Welten bauen genügt dem tiefer dringenden Sinn nicht:
Aber ein liebendes Herz ſättigt den ſtrebenden Geiſt.

Wir ſtehen in Verhältniſſen mit allen Theilen des Univerſums, ſo wie mit Zukunft und Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unſrer

Aufmerksamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig, und wirksam werden soll. Eine ächte Methodik dieses Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längstgewünschte Erfindungskunst seyn; es dürfte wohl mehr noch, als diese seyn. Der Mensch verfährt stündlich nach ihren Gesetzen und die Möglichkeit dieselben durch genialische Selbstbeobachtung zu finden ist unzweifelhaft.

Der Geschichtschreiber organisirt historische Wesen. Die Data der Geschichte sind die Masse, der der Geschichtschreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin steht auch die Geschichte unter den Grundsätzen der Belebung und Organisazion überhaupt, und bevor nicht diese Grundsätze da sind, giebt es auch keine ächten historischen Kunstgebilde, sondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat.

Beynah alles Genie war bisher einseitig, Resultat einer krankhaften Konstituzion. Die eine Klasse hatte zu viel äußern, die andere zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwischen beiden, eine vollendete genialische Konstituzion. Durch Zufälle entstand oft eine vollkommene Proporzion, aber nie konnte diese von Dauer seyn, weil sie nicht durch den Geist aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bey glücklichen Augenblicken. Das erste Genie, das sich selbst durchdrang, fand hier den typischen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung,

die die merkwürdigſte in der Weltgeſchichte ſeyn mußte, denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menſchheit, und auf dieſer Stufe wird erſt wahre Geſchichte aller Art möglich: denn der Weg, der bisher zurückgelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganzes aus. Jene Stelle außer der Welt iſt gegeben, und Archimedes kann nun ſein Verſprechen erfüllen.

Vor der Abſtrakzion iſt alles eins, aber eins wie Chaos; nach der Abſtrakzion iſt wieder alles vereinigt, aber dieſe Vereinigung iſt eine freye Verbindung ſelbſtändiger, ſelbſtbeſtimmter Weſen. Aus einem Haufen iſt eine Geſellſchaft geworden, das Chaos iſt in eine mannichfaltige Welt verwandelt.

Wenn die Welt gleichſam ein Niederſchlag aus der Menſchennatur iſt, ſo iſt die Götterwelt eine Sublimazion derſelben. Beyde geſchehen uno actu. Keine Präzipitazion ohne Sublimazion. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen.

Wo Kinder ſind, da iſt ein goldnes Zeitalter.

Sicherheit vor ſich ſelbſt und den unſichtbaren Mächten, war die Baſis der bisherigen geiſtlichen Staaten.

Der Gang der Approximazion iſt aus zunehmenden Progreſſen und Regreſſen zuſammengeſetzt. Beide

retardiren, beyde beschleunigen, beyde führen zum Ziel. So scheint sich im Roman der Dichter bald dem Spiel zu nähern, bald wieder zu entfernen, und nie ist es näher, als wenn es am entferntesten zu seyn scheint.

Ein Verbrecher kann sich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenschlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tyranney. Maß und Proporzion giebt es nicht in dieser Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden.

Die Fabellehre enthält die Geschichte der urbildlichen Welt, sie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft.

Wenn der Geist heiligt, so ist jedes ächte Buch Bibel. Aber nur selten wird ein Buch um des Buchs willen geschrieben, und wenn Geist gleich edlem Metall ist, so sind die meisten Bücher Ephraimiten. Freylich muß jedes nützliche Buch wenigstens stark legirt seyn. Rein ist das edle Metall in Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte.

Manche Bücher sind länger als sie scheinen. Sie haben in der That kein Ende. Die Langeweile die sie erregen, ist wahrhaft absolut und unendlich. Muster-

haste Beyspiele dieser Art haben die Herren Heydenreich, Jacob, Abicht und Pölitz aufgestellt. Hier ist ein Stock, den jeder mit seinen Bekannten der Art vergrößern kann.

Es sind viele antirevoluzionäre Bücher für die Revoluzion geschrieben worden. Burke hat aber ein revoluzionäres Buch gegen die Revoluzion geschrieben.

Die meisten Beobachter der Revoluzion, besonders die Klugen und Vornehmen, haben sie für eine lebensgefährliche und ansteckende Krankheit erklärt. Sie sind bey den Symptomen stehn geblieben und haben diese auf eine mannichfaltige Weise unter einander geworfen und ausgelegt. Manche haben es für ein bloß lokales Übel gehalten. Die genievollsten Gegner drangen auf Kastrazion. Sie merkten wohl, daß diese angebliche Krankheit nichts als Krise der eintretenden Pubertät sey.

Wie wünschenswerth ist es nicht, Zeitgenoß eines wahrhaft großen Mannes zu seyn! Die jetzige Majorität der kultivirten Deutschen ist dieser Meynung nicht. Sie ist fein genug, um alles Große wegzuläugnen, und befolgt das Planirungssystem. Wenn das Kopernikanische System nur nicht so fest stände, so würde es ihnen sehr bequem seyn, Sonne und Gestirn wieder zu Irrwischen und die Erde zum Universum zu machen. Daher wird Goethe, der jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden

ist, so gemein als möglich behandelt und schnöde angesehn, wenn er die Erwartungen des gewöhnlichen Zeitvertreibs nicht befriedigt, und sie einen Augenblick in Verlegenheit gegen sich selbst setzt. Ein interessantes Symptom dieser direkten Schwäche der Seele ist die Aufnahme, welche Herrmann und Dorothea im Allgemeinen gefunden hat.

Die Geognosten glauben, daß der physische Schwerpunkt unter Fetz und Marocco liege. Goethe als Anthropognost meynt im Meister, der intellektuelle Schwerpunkt liege unter der Deutschen Nazion.

Menschen zu beschreiben ist deswegen bis jetzt unmöglich gewesen, weil man nicht gewußt hat, was ein Mensch ist. Wenn man erst wissen wird, was ein Mensch ist, so wird man auch Individuen wahrhaft genetisch beschreiben können.

Nichts ist poetischer, als Erinnerung und Ahndung oder Vorstellung der Zukunft. Die Vorstellungen der Vorzeit ziehn uns zum Sterben, zum Verfliegen an. Die Vorstellungen der Zukunft treiben uns zum Beleben, zum Verkürzen, zur assimilirenden Wirksamkeit. Daher ist alle Erinnerung wehmüthig, alle Ahndung freudig. Jene mäßigt die allzugroße Lebhaftigkeit, diese erhebt ein zu schwaches Leben. Die gewöhnliche Gegenwart verknüpft Vergangenheit und Zukunft durch Beschränkung. Es entsteht Kontiguität, durch Erstarrung Krystallisazion. Es giebt aber

eine geistige Gegenwart, die beyde durch Auflösung identifizirt, und diese Mischung ist das Element, die Atmosphäre des Dichters.

Die Menschenwelt ist das gemeinschaftliche Organ der Götter. Poesie vereinigt sie, wie uns.

Schlechthin ruhig erscheint, was in Rücksicht der Außenwelt schlechthin unbeweglich ist. So mannichfach es sich auch verändern mag, so bleibt es doch in Beziehung auf die Außenwelt immer in Ruhe. Dieser Satz bezieht sich auf alle Selbstmodifikazionen. Daher erscheint das Schöne so ruhig. Alles Schöne ist ein selbsterleuchtetes, vollendetes Individuum.

Jede Menschengestalt belebt einen individuellen Keim im Betrachtenden. Dadurch wird diese Anschauung unendlich, sie ist mit dem Gefühl einer unerschöpflichen Kraft verbunden, und darum so absolut belebend. Indem wir uns selbst betrachten, beleben wir uns selbst.

Ohne diese sichtbare und fühlbare Unsterblichkeit würden wir nicht wahrhaft denken können.

Diese wahrnehmbare Unzulänglichkeit des irdischen Körpergebildes zum Ausdruck und Organ des inwohnenden Geistes, ist der unbestimmte, treibende Gedanke, der die Basis aller ächten Gedanken wird, der Anlaß zur Evoluzion der Intelligenz, dasjenige, was uns zur Annahme einer intelligiblen Welt und einer unendlichen Reihe von Ausdrücken und Orga-

nen jedes Geiſtes, deren Exponent oder Wurzel ſeine Individualität iſt, nöthigt.

Je bornirter ein Syſtem iſt, deſto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das Syſtem der Materialiſten, die Lehre des Helvetius und auch Locke den meiſten Beyfall unter dieſer Klaſſe erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden.

Die Kunſt Bücher zu ſchreiben iſt noch nicht erfunden. Sie iſt aber auf dem Punkt erfunden zu werden. Fragmente dieſer Art ſind litterariſche Sämereyen. Es mag freylich manches taube Körnchen darunter ſeyn: indeſſen, wenn nur einiges aufgeht!

III. Elegien aus dem Griechiſchen.

Viele Gattungen der alten Poeſie ſind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo ſie ſich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geiſt hat ſich nach den Naturgeſetzen der Metempſychoſe, welche auch im Reiche der Kunſt gilt, in andre Geſtalten verlohren, oder er iſt der Erde gen Olymp entflohen, wie einſt die Scham und die Gerechtigkeit vor den wachſenden Greueln des eiſernen Geſchlechts. Andern Gebilden der Kunſt ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entſproßte dem Stamm, der ſchon verdorrt ſchien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächſt dem Epos hat ſich dieſe Metamorphoſe der ſich ſelbſt verjüngenden Poeſie nirgends ſchöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildſamkeit dieſer vielgeſtalteten Dichtart, daß ſie ſeit ihrem Entſtehen faſt nie aufgehört hat zu blühen, und daß ſie auch noch,

nachdem so viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren, den Geist der feinsten und edelsten Bildung athmete, und das Schönste und Reizendste was das Leben und die Kunst dieses Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Priester andrer Dichtarten huldigten ihr nicht selten, und eine Geschichte der Griechischen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poesie nicht nennen dürfen.

Ja so allgemein ist ihr Karakter, so weltbürgerlich ihre Gesinnung, daß sie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verschmähte, die härtere Sprache des großen Roms zu reden, ja sogar aus dem südlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieser Kunstart den Griechen näher gekommen zu seyn, und sind ihren Vorbildern hier wenigstens treuer geblieben als in vielen andern Fächern. Unter den Deutschen der jetzigen Zeit hat man das klassische Metrum derselben nachgebildet, und ein Dichter, von dem es nie entschieden werden kann, ob er größer oder liebenswürdiger sey, hat zu seinen frühern unverwelklichen Lorbern auch den Namen eines Wiederherstellers der alten Elegie gesellt.

Sie ist nun nicht mehr bloß eine schöne Antiquität: sie ist hier einheimisch, und lebt unter uns. Wer mag, dieses Wunder vor Augen, misbilligen, wenn jemand glaubte, keine Bestimmung sey der Elegie zu groß, und sich in Vermuthungen über alle die Metamorphosen verlöhre, welche ihr auch die Zukunft wohl

bereitet? Wenn aber gleich Abhandlungen der Art die Kunſtgeſchichte umſchweben dürfen und müſſen, ſo iſts doch gefahrloſer und ſchöner, ſich vorzüglich an dieſe zu halten, und die Geſtalt gleichſam vor unſern Augen werden und wachſen zu ſehen. Auch iſt es dem Gegenſtande gemäßer: denn die Elegie umarmt die Gegenwart, aber ſie blickt gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunſtgeſchichte ähnelt bey dieſer Dichtart der Stimmung des Künſtlers ſelbſt. Man möchte ſagen, es ſey etwas Elegiſches, bey den Bruchſtücken der alten Poeſie mit ſtiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechſelnden Geſchlechter der Poeſie mit heiterm Ernſt zu betrachten, wie ſie entſtehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabey fühlt oder denkt, zu ſagen, ſie zu uns und uns zu ihr zu verſetzen.

Es iſt wohlthätig, nach der großen Ausſicht auf das unermeßliche Weltall der alten Poeſie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beſchränken, ſich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer Geſchichte zu folgen, bald nur zu genießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen; und wenn die Art ſelbſt ſo mannichfaltig und umfaſſend iſt, wie dieſe, ſo kann ſie den, welcher ſie noch nicht genoſſen, zu jener Ausſicht vorbereiten, durch die auch der nicht beſchränkte Geiſt ſich weit über ſich ſelbſt erhoben fühlt.

Da die Natur der Elegie so historisch, und da Goethe dem Propertius so ähnlich ist, scheint es beynah überflüßig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geschichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch scheint das Wesen der Elegie in klagende Empfindsamkeit zu setzen, welche in dem großen Gebiet der alten nur eine sehr kleine Stelle einnimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine schöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verstand man unter Elegie oft vorzugsweise Klaggesänge, besonders über verstorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht selbst die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt? Schlachtgesänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, sinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur sittlicher und über die sittlichen Verhältnisse natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Und die Muse der spätern Elegie, welche die sonst das Aeltere gern vorziehenden Griechen am höchsten schätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, ist die befriedigte Sehnsucht, die glückliche Liebe (voti sententia compos). Sie ist ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenschaft. Nachläßig und reizbar wie sie ist, liebt sie erotische Tändeleyen und verirrt auch wohl in priapeische Gemählde.

Die Bruchſtücke dieſes Zeitalters, in welchem die elegiſche Kunſt nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, zuerſt zu überſetzen und zu erklären, ſchien auch darum das ſchicklichſte, weil dieſe der vollſtändiger erhaltenen und uns bekanntern römiſchen Elegie näher liegen, und doch von dieſem Standpunkt aus die Ausſicht auf die ältere Griechiſche Elegie nicht mehr ſo ganz entfernt iſt. Auch ſind die Bruchſtücke glücklicherweiſe von der Art, daß ſie viel Stoff und Veranlaſſung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der Elegie geben können, die hier ſchon auf Nebenwegen zu luſtwandeln ſcheint; und doch, wenn eroſiſche Anmuth und Bildung die Seele der ſpätern Griechiſchen Elegie ſind, kann wohl nichts elegiſcher gefunden werden, als das köſtliche Bruchſtück des Hermeſianax.

I. Bruchſtück von Phanokles.

Das Werk, zu welchem dieſe Stelle von der Liebe des Orpheus zum Kalais gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythiſche Elegie von den berühmten Knaben und Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotiſche Sagenlehre oder Archaeologie. Die Richtung dieſer Liebe aufs männliche Geſchlecht kann derjenige, welcher es nicht anerkennt, daß Schönheit das einzige Geſetz und die wahre Sittlichkeit der Empfindungen iſt, daß der freye Menſch unnatürlich ſeyn

darf, und daß manches, was an ſich Verirrung iſt, für eine beſtimmte Zeit und Stufe der Entwicklung nothwendig und alſo auch gut ſeyn kann, am beſten für bloße Poeſie halten, ohne dabey länger zu verweilen, als um ſich zu erinnern, daß Apollo und Hyakinthos Trotz jenes Fehlers doch wohl natürlicher und geſitteter ſeyn könnten, als alle, die dagegen reden.

Oder wie einſt, von Oeagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmals ſaß er nunmehr in den ſchattigen Hainen, beſingend
Sein Verlangen, und nie war ihm der Buſen in Ruh.
Sondern im Geiſte geheim ſchlafloſe Bekümmerniß immer
Härmt' ihn, er ſchaute nur an Kalais blüh'nde Geſtalt.
Aber die Biſtoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grauſame, welche für ihn ſchneidende Schwerter gewetzt,

Weil er im Thrakiſchen Volke zuerſt die männliche Liebe,
Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und ſie hieben ſein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
In die Thrakiſche See hin mit der Laute zugleich,
Feſt mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
Beyde zuſammen genetzt ſchwommen von blaulicher Flut.
An die heilige Lesbos nun ſpülte ſie dunkel das Meer an.
Da ſich der Leyer Gerön über die Wellen erhob
An die Inſeln und Küſten, die ſalzbeſchäumten, begruben
Männer das hell vordem tönenden Orphiſche Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die ſtummen
Felſen, des Phorkos ſogar grauſe Gewäſſer beſiegt.
Seitdem waltet Geſang und der Saiten gefällige Kunſt dort,
Unter den Inſeln iſt keine ſo liederbegabt.
Als die ſtreitbaren Thraker der Frau'n feindſelige Thaten
Hörten, und alle darum ſchrecklicher Kummer befiel:

Phorkos, ſonſt Phorkys, ein Meergott.

Zeichnete jeder die Gattin, damit sie, die schwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dächten des grausenden Mords.
Also zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erschlagnen, die Weiber
Bußen für jene Gräu'l, welchen an ihm sie verübt.

Die schöne Einfachheit, welche dieses Bruchstück unterscheidet, und ihm Ansprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben scheint, gefällt auch in dem noch erhaltenen Distichon desselben Dichters:

Aber der Mören Gespinnst ist unauflöslich, und niemand
Kann ihm entgehn, so viel unser die Erde nur nährt.

Zwar kann die Zeit, wenn Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit bestimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, so würde ihm doch schon der in dem Bruchstücke vom Orpheus sichtbare Hang, alte Sitten sinnreich durch alte seiner Absicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeschmiegte Sagen zu erklären, seine Stelle in der Periode der elegischen Kunst anweisen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des schönen Alterthums, waren, und wo die erotische Poe-

sie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenschaft des Dichters selbst, durch eine gebildete Darstellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Ansicht verwandelte, und die Gestalten der Vorwelt mit dem Geist der reizendsten Sinnlichkeit neu beseelte.

II. Bruchstück des Hermesianax.

Die Griechische Poesie hat einen entschiedenen und ursprünglichen Hang, die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verschmelzen. Auch wenn sie, um sich zu vervielfältigen, sich in bestimmte Arten theilt, und nur auf ein Stück ihrer vollständigen Bestimmung beschränkt, weiß sie durch Abschweifungen, die doch immer wieder auf den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Weltall zu offenbaren. Sie spielt wenigstens in Bildern, Beziehungen, Gleichnissen und Beyspielen in die angränzenden Gebiete hinüber, und erhebt sich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Gesetz ihrer einmal angenommenen Eigenthümlichkeit im mindesten untreu zu werden, weil sie sich das Fremdartigste zu verähnlichen weiß und die Welt umzubilden und anzueignen strebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beschreibungen und Gleichnisse aus der lebendigsten Gegenwart der Natur; und so liebt die leidenschaftliche Elegie mythische Beyspiele auszuwählen, und in schöne Kränze zu

flechten. Sie spart die Blumen nicht und liebt auch hier den geschwätzigen Überfluß, wie die weiche Empfindung selbst, deren schöner Ausdruck sie seyn will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es sich noch so sorglos im Lustwandeln zu verirren scheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Episode genannt werden.

Auf diesem Wege hatte sich auch die klagende und tröstende Elegie des Antimachos über den Tod seiner geliebten Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet: und nach einigen Bruchstücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimnermos auf seine geliebte Nanno viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weise führt Hermesianax in dem merkwürdigsten aller elegischen Bruchstücke seiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung seiner Elegien in drey Büchern benannt ward, das Beyspiel der größten Dichter und Denker in der einfachsten Ordnung an, indem er das Schönste und Eigenthümlichste von dem, was die Poesie oder die Geschichte über die berühmtesten Leidenschaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutsam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geist und Dichtung, die gedrängt ist, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das kostbare Stück dem Liebhaber der Poesie und des Schönen durch seine unbeschreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geschichte durch die Menge interessanter Anspielungen und Andeutungen ist, so merkwürdig ist es denen, welche die

Kunſt üben, die ſchriftlichen Denkmahle und Bruchſtücke des klaſſiſchen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch ſeine Verdorbenheit. Nachdem es durch Ruhnkenius zuerſt gerettet worden war, hat es Ilgen durch ſeine unermüdlichen Bemühungen vollſtändiger lesbar gemacht, mehre von jenem unberührt gelaſſene Schäden mit leichter und glücklicher Hand geheilt, hie und da auch die alte Leſeart durch eine beſſere Auslegung gerettet. Dieſen iſt der Überſetzer größtentheils gefolgt, doch hat er einige Male die alte von Beyden verworfne Leſeart anders erklärt und beybehalten. Lücken in der Überſetzung zu laſſen, wo die Vermuthungen nicht ganz ſicher wären, ſchien ihm durchaus zweckwidrig. Man mag noch ſo ſehr gegen das Ergänzen alter Statuen ſeyn, ſo müſſen doch die abgeſtoßnen Naſenzipfel angeſetzt werden, weil die Geſichter ſonſt gar zu verſchimpft ausſehn. Das Emendiren iſt überdem eine Ergänzung, die ohne Schaden der Statue wieder abgenommen werden kann, und der Überſetzer verrichtet es nun vollends an einen Gipsabguß. Es kommt weniger darauf an, welche unter zwey doch nicht ganz unähnlichen Beſchaffenheiten dieſer oder jener Stelle die richtige iſt, als auf den Geiſt und Karakter des Gedichts im Ganzen.

Gleichwie Agriope'n auch der geliebte Sohn des Oeagros,
Heim, mit der Cither bewehrt, führte, dem Thrakiſchen Spiel,
Aus dem Hades; und ſchifft' an unerbittlicher Stätte,
Dort wo Charon drängt in das gemeinſame Boot
Seelen der Abgeſchiednen, und wo fernhallend der See tobt.
Wie er die Flut hinwälzt durch das gewaltige Schilf.
Aber es wagt' an den Wogen die Cither einſam zu ſpielen
Orpheus, und lenkte den Sinn nächtlicher Götter beredt.
Auch den Kokytos beſtand er, den unter den Brauen unſelig
Lächelnden und das Geſicht jenes entſetzlichen Hunds,
Dem entflammt die gellende Stimm', und entflammt iſt das Auge,
Wild, mit welchem der Kopf, dreyfachgetheilet, erſchreckt.
Dort nun Geſang anhebend, erweicht' er die hohen Gebieter,
Das Agriope Hauch liebliches Lebens empfing,

Agriope, ſonſt bey allen Alten Eurydike.

Auch der Mene Sohn ließ unverherrlicht im Liede
Nimmer Musaeos, der Huld Liebling, Antiope seyn,
Die, an Eleusis Fuß, der gefeyerten Mutter und Tochter
An mit geheimem Sinn stimmte das Jubelgeschrey,
Wann sie Demetern dienend, der Rharischen, festlichen Klanges,
Orgien hielt: sie ist selbst noch im Hades berühmt.
Ferner sag' ich, sein väterlich Haus um die Fremde verlassend,
Habe Hesiodos sich reichlich mit Wissen geziert,
Gern gewandt nach Askraea, dem Helikonischen Flecken.
Um Coea bemüht, um die Askraerin dort,
Duldet' er viel, und schrieb der Heldinnen sämtliche Bücher,
Wo mit des Mädchens Preis jeglicher Hymnus beginnt.

Mene, Selene, Luna. Antiope, sonst unbekannt, Priesterin der Ceres. Mutter und Tochter, Ceres und Proserpina. Rharischen, von dem der Sage nach zuerst besäeten Felde Rharion so benannt. Gern, nicht, wie er selbst erzählt, von Noth gedrungen. Coea, ein scherzhaft erdichteter Name, aus der Wendung gemacht, womit Hesiodus jede seiner Heldinnen einführte: "Η οἵη, „Oder wie."

Jener Sänger ſogar, den Zeus Verhängniß beſchirmet,
Aller, die Muſendienſt üben, geliebteſter Gott,
Strebte zum ärmlichen Ithaka hin, der große Homeros,
Mit Geſängen, zu lieb, kluge Penelope, dir.
Viel ausſtehend um ſie, betrat er das kleinere Eiland,
Ließ ſein Geburtsland fern, räumig an Fluren, zurück.
Alſo weinet' er Ikaros Stamm, und das Volk des Amyklas,
Sparta auch, und gedacht' eigenes Kummers dabey.
Aber Mimnermos ferner, der dieſen lieblichen Ton einſt,
Vieles duldend, erfand, lindes Pentameters Hauch,
Brannte für Nanno: und oft, erſchöpft von den vielen Gefechten,
Wandelt' er kraftlos ſchon, mit zu dem Schmauſe geſellt.
Doch Hermobios haßt' er, den läſtigen; und dem Pherekles,
Zürnend wie ſeinem Feind, ſandt' er ein ſolches Gedicht.

Ikaros Stamm, Penelope. Amyklas, Spartaniſcher Heros. Das Volk des Amyklas und Sparta, ſtatt Helena. Eigenes Kummers. Anſpielung auf Ilias XIX, 301. 302. Hermobios, Pherekles, unbekannt; wahrſcheinlich Nebenbuhler.

Auch Antimachos hat, von der Liebe zum Lydiſchen Mädchen
Lyde verwundet, des Stroms Flut, des Paktolos, berührt.
Als er die Urne der Todten verwahrt in trockenem Boden
Mit Wehklag' und Geſtöhn, kam er, verlaſſend das Land,
Hin zu Kolophons Höhe, und erfüllte mit Trauer die Bücher,
Ihr geweiht: ihm gab Linderung jegliches Leid.
Auch wie viel Alkaeos, der Lesbier, Weiſen gelehrt hat,
Sappho tönend, der Bruſt lieblich erregte Begier,
Weißt du: es liebte der Sänger die Nachtigall, oft mit des Liedes
Klug geordnetem Sinn ängſtend den Teiſchen Mann.
Denn es geſellte zu ihr der ſüße Anakreon auch ſich,
Wann ſie geſchmückt in der Schaar Lesbierinnen erſchien.
Samos verlaſſend nun wandert er oft, und oft der Geburtsſtadt
Traubenbegabte Flur, unter dem Speere gebeugt,

Jegliches Leid, fremde ähnliche Unfälle, die er in dem Gedichte Lyde ſammelte. Geburtsſtadt, Teios, damals von Harpagos verheert.

Zur weinblühenden Lesbos: es ſah von drüben ihn oftmals
Leftons Vorgebirg auf dem Aeoliſchen Meer.
So die Attiſche Biene, vom hügelreichen Kolonos
Kommend, wann ſie den Reihn führte des tragiſchen Chors,
Sang den Bakchos und Eros; es weckte Theoris Geſtalt erſt
Anmuth, welche von Zeus Sophokles eigen bekam.
Auch von jenem ſag' ich, dem ſtets ſich bewachenden Manne,
Welcher von Jugend auf hegend den Haß, an den Frau'n
Alles an allen verfolgte: verletzt von dem krummen Geſchoſſe
Hab' er nicht zu entfliehn nächtlichen Qualen vermocht.
Er durchirrte die Au'n Makedoniens, viel um Aegino,
Die als Schaffnerin dort dient' Archelaos, bemüht.
Bis dann endlich ein Gott dem Euripides ſandte Verderben,
Da er in Todesnoth grimmigen Hunden gewehrt.

Kolonos, Attiſcher Flecken, des Sophokles Geburtsort. Archelaos, König von Makedonien, Freund des Euripides.

Aber der Mann aus Kythere, von pflegenden Musen erzogen,
Der, von ihnen gelehrt, treuester Ordner dem Spiel
Bakchos war und der Flöte, Philoxenos: wie er von Klagen
Abgehärmt, einmal reiste durch unsere Stadt,
Weißt du ja; du vernahmst die Sehnsucht nach Galatea,
Die er der Heerden sogar zartem Geschlechte geliehn.
Kennst du den Sänger doch auch, den Eurypylos Bürger, die Koer,
Schön aufstellten aus Erz, unter des Platanus Laub:
Wie er die flüchtige Bittis besang, Philetas; mit Schmachten
Alle Worte, den Fluß alles Gekoses erfüllt.
Nicht auch jene sogar, so viel der Menschen das strenge
Leben gestiftet, und ernst klügelnde Weisheit erforscht,
Die schwerlastend mit Schlüssen bestrickt ihr eigener Tiefsinn,
Und die Tugend, des Ruhms würdig, die harte, geschätzt:

Dem Spiel Bakchos und der Flöte, der dithyrambischen Poesie. Unsere Stadt, Kyrene. Eurypylos, Sohn des Herkules, König von Kos.

Selbſt nicht dieſe entgingen den ſchrecklichen Kämpfen des Eros,
Unter des ſchrecklichen Gotts lenkende Zügel gebracht.
Gleichwie Pythagoras einſt, den Samier, Liebesbethörung
Band an Theano; der klug Räthſel der Geometrie,
Linien ſchlingend, erdacht, und ſo weit der Äther den Kreis wölbt
Wohl nachahmend geformt alles an winzigem Ball.
Oder wie Kypris, erzürnt, ihn, welchem es ziemt', in der Weisheit
Vor dem Haufen des Volks groß zu erſcheinen und hoch.
Wärmte mit mächtiger Glut, den Sokrates: nun mit dem tiefen
Geiſt ergründet' er nur Sorgen von leichterm Gehalt
Immer beſuchend das Haus Aſpaſiens; konnte kein Ende
Finden, da er ſo viel Krümmen der Schlüſſe doch fand.
Den von Kyrene auch zog über den Iſthmos Verlangen,
Als er in Lais Netz fiel, der Korinthierin,
Ariſtippos, der kluge: da mied er der Weiſen Geſpräche
Abgeneigt; ihm floh nichtig das Leben dahin.

So reich und beziehungsvoll iſt dieſe zierliche Rhapſodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem ſchnellſten Sinn ſelbſt bey vertrauter Bekanntſchaft mit dem behandelten Stoff ſchwer ja unmöglich fallen dürfte, gleich beym erſten Eindruck alle Feinheiten des Künſtlers wahrzunehmen. Seiner Abſicht gemäß, die unwiderſtehliche Macht der zärtlichen Sehnſucht durch groſſe und ſchöne Beyſpiele zu offenbaren, umfaßt er gleichſam alle Zeitalter der Bildung und der Geſchichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Myſterien, den dichtenden Prieſtern der grauen Vorzeit, bis zu ſeinem Freunde und Zeitgenoſſen, dem alſo ſchon damahls hochgeehrten und von Propertius und Ovidius ſo oft gefeyerten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterſtadt des Hermeſianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geiſtvollſten und ausſchweifendſten Virtuoſen des üppigſten Zeitalters und der geſetzloſeſten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegoriſche Prieſterſagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entſtanden, oder ausgeſchmückt waren, wie die Weiberfeindſchaft des Euripides durch eiferſüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon vielleicht der neuern Komödie ihr Daſeyn verdankt, die auch als erſte oder zweyte Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten iſt; die Werke der Dichter ſelbſt, wie bey Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinſamen Vaterlandes und der gemeinſamen Kunſtart näher waren

und auch in ſeiner Behandlung nebſt dem Philetas mit beſondrer Liebe und noch genauerer Unterſcheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben ſcheinen könnten. So auch bey Sappho und Alkaeos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Verſen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben; ſo auch beym Philoxenos, der ſelbſt in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der ſein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Galatea verführt hatte, ein Gedicht von der damahls ſchon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausſchweifenden dithyrambiſchen Gattung, welches den alten ſatyriſchen Dramen nachſtreben mochte, worin er mit Anwendung der alten Sage auf ſein Unglück den Dionyſios als Kyklopen, die geliebte Flötenſpielerin als Galatea und ſich als Odyſſeus darſtellte. Überhaupt würde man ſehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freylich nicht ſo um die Begriffe der Ehre und die Bilder des Himmels tändelte oder anbetete, wie die romantiſche habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geiſtreichſte Geſelligkeit, die reizbarſte Leidenſchaftlichkeit bey gebildeter und ſchöner Sinnlichkeit und ein zartes Gemüth verleihen können. Eben ſo die Liebe der Philoſophen, an denen der Dichter, der die ganze Welt nur aus einem elegiſchen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegenſatz zeigt; ſchon daß ſie liebten, ſcheint ihm außerordentlich, da er hingegen bey den Dichtern die außerordentliche Art, wie ſie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch

ewige Werke bewährten, hervorzuheben ſucht. Alles ſtrebt er zu elegiſiren, und auch das verſchiedenartigſte weiß er näher zu rücken, ähnlich zu geſtalten und freundlich zu verbinden, ſo daß das Ganze wie aus einem Guß iſt; und wenn er ſo ungleiche Gegenſtände, wie die weiſe Freundin des ſtrengen Pythagoras, die gebildete Aſpaſia, die erſte Frau ihres Zeitalters in allen geſelligen Künſten, und Lais, welche in dem ſeiner Hetären wegen berühmten Korinth den Preis in der Üppigkeit und Verführung verdienen konnte, in gewiſſen Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; ſo weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinſten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beyſpiel beym Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beym Homeros und Heſiodos, wo ihn Sage und Geſchichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er ſich, da der Ruhm der Gattung und der Männer zu glänzend war, um in dieſer Auswahl des Köſtlichſten fehlen zu dürfen, mit einer abſichtlich offenbaren Erdichtung. Es iſt ihm freylich der heiligſte Ernſt, und er iſt dabey mit ganzem Gemüthe: aber er lächelt dann auch wieder über ſeinen Gegenſtand, über ſich ſelbſt, und die an ſeinem Stoff verübte Willkühr mit unſchuldiger Schalkheit und kindlicher Anmuth. Er weiß um ſeine Kunſt, und über ſie ſpottend gefällt er ſich doch mit ihr und zeigt ſie gern.

Der wunderbare und unauflösliche Zauber, der aus dieſem Gemiſch von Liebe und Witz, von ſchmachtender Hingegebenheit und geſelliger Beſonnenheit hervorgeht, darf auch für die nicht ganz verlohren gehn,

welche aus Unkunde der alten Geſchichte, bey der Betrachtung und dem Genuß dieſes Bruchſtücks das entbehren müſſen, was die frühere Bekanntſchaft mit dem Stoff und die Vergleichung deſſelben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt. Erſetzen kann es ihnen eine die Überſetzung begleitende Einleitung oder Nachſchrift in dieſem Falle um ſo weniger, da ſchon die Erläuterung des Erwähnten, wenn ſie vollſtändig ſeyn ſollte, ſich leicht ſo ausbreiten könnte, daß man den Text ſelbſt darüber aus den Augen verlöhre, und da man um die künſtliche Weisheit der Auswahl ganz zu verſtehen, auch das wiſſen müßte, was der Dichter auf ſeinem Wege unerwähnt liegen ließ.

Bedeutender und gefälliger Schmuck iſt ein weſentliches Bedürfniß und eine ſchöne Zierde der menſchlicher Natur und der menſchlichen Kunſt. Auch die Poeſie liebt ihn mit angebohrner Neigung. Der wahre Dichter iſt unbeſchränkt frey: aber ſelbſt ſeine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunſtwerk wird ſelbſt das, was nur Putz ſcheint, ſo innigſt vom Geiſt des Ganzen beſeelt ſeyn, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter der eigenſten Eigenthümlichkeit des Werks und ſeiner Gattung entſpricht. Was man im Gegenſatz dieſer grammatiſchen und metriſchen die poetiſche Ausbildung der Poeſie nennen konnte, darf eben ſo wohl auch an ſich gewürdigt werden, und Bedeutſamkeit, geſetzliche Freyheit in Verhältniß zu ſeinem Ganzen, eine gewiſſe

Ent-

Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgestaltung, durch die, was uns schon bekannt war, nun wieder neu erscheint, sind Eigenschaften, die jedes Gleichniß, Beyspiel oder Bild besitzen muß, ohne Rücksicht auf das Einzelne und die besondre Art. Aus diesem Gesichtspunkte hat das Bruchstück des Hermesianax noch außer seiner elegischen Vortrefflichkeit eine gleichsam eigenthümlichere und selbständigere: denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetischen Mahlerey dürfte diese Reihe kleiner Kunstwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beschreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektonischer Festigkeit wie für die Ewigkeit dastehn; wenn in der Pindarischen Poesie oft eine hohe Gestalt von einfachen und allgemeinen Zügen sanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu schweben scheint: so möchte man diese Bilder des Hermesianax an sorgloser Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geschnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

III. Das Bad der Pallas von Kallimachos.

Dieses in der Sprache und auch durch eine gewisse Vorliebe für gymnastische Bilder zum dorischen Styl sich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Fest von der Gattung bestimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgestellt ward, bloß wie zum Spiel ohne alle Bedeutsamkeit und Beziehung auf ihre Ge-

heimniſſe, und welche der Natur nur eines Geſchlechts, Alters oder Standes angemeſſen, und im Vergleich mit den großen Volksverſammlungen und Kampfſpielen, wo jeder freye Hellene ſeine Kraft und Geſchicklichkeit verſuchen und beweiſen durfte und ſollte, ſehr eng umſchränkt waren; ſo eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit beſtand. Wenn an dem Feſte ſelbſt dem Sinne blühender Jungfrauen von edelſtem Geſchlecht einer doriſchen Stadt von altem Glanz alles ſo entſprach, wie in dieſem elegiſchen Feſtgeſange des ſinnreichen und gelehrten Kallimachos, ſo war es in ſeiner Art gut und ſchön, und entſprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken grade dieſer Gattung verſchönernd zu beſtätigen, mit achtungswürdiger Treue.

Badegehülfinnen ihr der Pallas, gehet, ihr alle
Gehet hervor! Ich hört' eben des Roſſegeſpanns
Wiehern, des heiligen, ſchon; bereitet naht ſich die Göttin.
Eilt, blondlockige, nun! eile, Pelasgierin!

Pelasgierin, alterthümlicher Name für Griechin.

Niemals hat Athenäa die mächtigen Arme gewaschen,
Eh sie den Rossen den Staub ab von den Weichen geschwemmt;
Nicht selbst, als sie mit Blut überall besudelte Waffen
Tragend, vom frechen Heer Erdegebohrener kam.
Sondern vor allen zuerst der Pferde Nacken vom Wagen
Löste sie, spülte dann ab in des Okeanos Quell
Schweiß und besprengende Tropfen, und reinigte ganz den verdickten
Schaum von ihren gebißknirschenden Mäulern hinweg.
Geht, o Achaterinnen! Noch Balsam, noch Onyxgefäße,
(Hör' ich die Axe nicht schon laut in den Naben sich drehn?)
Balsam, ihr Badegehülfinnen, nicht, noch Onyxgefäße,
(Denn Athenaea liebt nicht ja der Salben Gemisch)
Bringet, noch Spiegel, herbey. Schön glänzt ihr immer das Auge.
Nicht da der Phryger den Zwist dort auf dem Ida entschied,
Schaute die große Göttin in Orichalkon, und nicht auch
In durchsichtige Flut, Simois Wirbel, hinab;

Orichalkon, Metallspiegel

Noch auch Here; nur Kypris, das strahlende Erz in den Händen,
Ordnete zweymal oft eben dasselbige Haar
Jene, wann sie der Bahnen an zweymal sechzig durchmessen,
Wie an Eurotas Rand pflegte das Doppelgestirn
Lakedaemons, dann rieb, wohlkundig, sie nur die geringe
Salbe sich ein, vom ihr eignen Gewächse gezeugt:
O ihr Mädchen! es hob die Röthe sich ihr, wie die frühen
Rosen, oder das Korn in der Granate gefärbt.
Darum bietet allein auch jetzt das männliche Oel ihr,
Welches den Kastor, womit selber Herakles sich salbt.
Bringt ganz golden ihr ferner den Kamm, damit sie das Haupthaar
Ebnend, streiche mit ihm glänzende Locken hindurch.
Geh, Athenaea, hervor! schon harrt die willkommene Schaar dein:
Jungfrau'n alle, dein groß Akestoridengeschlecht.
O Athene! es wird auch der Schild Diomedes getragen,
Wie den Argeiern einst diesen bejahrten Gebrauch

Akestoriden, das mächtigste und älteste adliche Geschlecht in Argos

Hat Lakmedes gelehrt, der der gefällige Prieſter,
Welcher, da er erfuhr, daß den beſchloſſenen Tod
Ihm bereite das Volk, durch Flucht dein heiliges Bildniß
Mit ſich entriß, ins Gebirg Kreons darauf ſich begab,
Kreons Gebirg; und dich, du Göttliche, barg in den Klüften
Schroffer Felſen, daher jetzt Pallatiden genannt.
Komm, Athenaea, du Städteverwüſterin, goldengehelmte,
Die an der Roſſe ſich freut, und an der Schilde Gerös!
Heute tauche nicht ein, ihr Waſſertragenden; heute
Trinkt von den Quellen bloß Argos, und nicht von dem Strom.
Heute traget, ihr Mägde, die Krüge zum Born Phyſadea;
Oder, des Danaos Kind, füll' Amymone ſie euch.
Denn es wird, mit Blüthen und Gold die Gewäßer vermiſchend,
Von viehweidenden Höh'n Inachos kommen herab,
Führend ein Bad für Athene, ein liebliches. Aber Pelaſger,
Sorge, die Königin nicht wider Begehren zu ſehn!

Denn wer Pallas nackt, die Städtebeſchützerin, anſchaut,
Der hat dieſes zuletzt unter den Dingen erblickt.
Geh, Athenaea, hervor, Ehrwürdige! Dieſen erzähl' ich
Unterdeſſen; es iſt Andrer die Sage, nicht mein.

Mädchen, es liebt' einmal Athenaea der Nymphen in Thebe
Eine ſo ſehr, zog weit allen Geſpielinnen vor
Sie, des Tireſias Mutter; und niemals ſchieden die beyden.
Sondern, wenn ſie nunmehr Thespiäs altes Gebiet,
Jetzo Koronea, und jetzt Haliartos beſuchte,
Durch der Boeoter Flur lenkend ihr ſchönes Geſpann;
Jetzo Koronea, wo lieblich duftend ein Hain ihr
Grünt, wo Altär' am Strom dort des Keraltos ſtehn:
Oftmals ſtellte die Göttin ſie neben ſich dann auf den Wagen.
Weder der Nymphen Geſchwäz, weder der Reigen im Chor

War ihr ſüß und gefällig, wenn nicht anführte Chariklo.
Aber es warteten noch häufige Thränen auf die,
War ſie gleich Athenaea's gemüthliche liebe Genoſſin.
Denn da ſie einſt des Gewands haltende Spangen gelöſt
Am ſchönfließenden Born des Helikoniſchen Roſſes,
Badeten ſie; das Gebirg ruht' in der Mitte des Tags.
Nur mit den Hunden noch Tireſias, eben am Kinne
Zart gebräunt, umirrt' einſam den heiligen Ort.
Folgend unlöſchbarem Durſte, gelangt' er zur Welle des Bornes,
Armer! und ſah ungern, was zu erſchauen nicht ziemt.
Aber, obſchon erzürnt, doch redet' ihn an Athenaea:
Was für ein Gott, o du, welcher die Augen von hier
Nie wegträgt, Eueride, hat ſchadenden Weg dich geführet?
Alſo ſprach ſie, es fiel Nacht auf des Jünglings Blick.
Dieſer ſtand ſprachlos; denn Weh' umſtrickte die Kniee
Feſt ihm, die Stimme hielt bange Beſtürzung zurück.

Aber es ſchrie die Nymphe: Was thatſt du mir an dem Knaben,
Hohe? Der Freundſchaft Bund, Göttinnen, ehret ihr ihn ſo?
Mir zu entreißen des Sohnes Geſicht! Du haſt Athenaea's,
Mein unglückliches Kind, Hüften und Brüſte geſehn,
Aber du ſchauеſt die Sonne nicht mehr. O wehe mir Armen!
Helikon! künftig von mir nimmer betretenes Gebirg!
Kleines vergiltſt du mit Großem fürwahr: um wen'ge Gazellen,
Wenige Rehe gebracht, nimmſt du die Augen des Sohns.
So den geliebten Knaben mit beyden Armen umſchlingend,
Hob die Mutter nun an, weinend, das Jammergetön
Klagender Nachtigallen. Und ihrer Genoſſin erbarmte
Gleich ſich die Göttin, und ſprach tröſtende Worte zu ihr:
Herrliches Weib, nimm alles zurück, ſo viel du im Zorne
Vorgebracht, nicht ich habe geblendet dein Kind.
Iſt es ja doch Athenaeen nicht ſüß, die Augen der Knaben
Weg zu rauben; doch ſo ſaget des Kronos Geſetz:

Wer der Unſterblichen einen, wofern der Gott es nicht ſelber
Wählet, erblickt, dem kommt theuer das Schauen zu ſtehn.
Herrliches Weib, was geſchah, nicht wiederrufli-cher Art iſts,
Weil es alſo mit ihm lenkte der Mären Geſpinnſt,
Damals, als du ihn eben gebahrſt: du aber empfange,
O Eurvide! nunmehr jenes beſchiedene Loos.
Ach wie viel wohl böte dereinſt Brandopfer Kadmeis,
Und Ariſtaeos wie viel, flehend, den einzigen Sohn,
Blühend in zarter Jugend, Aktaeon blind nur zu ſehen!
Und Mitjäger ja wird dieſer der mächtigen ſeyn,
Artemis; aber es rettet noch Jagd, noch auf den Gebirgen
Oft gemeinſam geübt, Zielen des Bogens ihn dann
Mann er, obſchon unwillig, der Göttin liebliches Bad ſieht,
Sondern ihn werden ſelbſt, ihrem Gebieter zuvor,
Eigene Hund' aufzehren; die Mutter wird die Gebeine
Sammeln des Sohns, umher ſtreichend im Wald' überall.

Und ſie wird Glückſeligſte dich, und Geſegnete nennen,
Daß du geblendet den Sohn aus den Gebirgen empfingſt.
O Geneſſin, deshalb nicht jammere! Dieſen erwartet,
Dir zu Liebe, von mir mancherley Ehrengeſchenk.
Denn ich mach' ihn zum Seher, beſungen von kommenden Alten,
Daß er weit in der Kunſt rage vor allen hervor.
Kennen ſoll er die Vögel: was günſtige, welche nach Willkühr
Fliegen, und welche Art ſchädliche Fittige ſchwingt.
Viel Verkündungen wird den Boeotern, viele dem Kadmos
Er weißagen, und einſt Labdakos großem Geſchlecht.
Einen Stab auch will ich, der recht ihm lenke die Füße,
Und vieljähriges Ziel will ich dem Leben verleihn.
Er allein, wann er ſtirbt, wird unter den Schatten verſtändig
Wandeln umher, von des Volks großem Verſammler geehrt.
Sprach es und winkte dazu; untrüglich iſt aber, was winkend
Pallas verheißt: denn dieß gab von den Töchtern allein

Zeus Athenaeen, zu erben vom Vater jegliches Vorrecht.
Keine Mutter, wißt, brachte die Göttin ans Licht,
Sondern die Scheitel des Zeus. Zeus Scheitel winket Betrug nie;
Unvollendet auch nicht blieb, was die Tochter gewinkt.

Augenscheinlich nun naht Athenaea sich: aber die Göttin,
Ihr Jungfrauen, empfangt, denen die Sorge gebührt,
Mit lobredendem Munde, mit Jubelgeschrey und Gebeten.
Heil dir, Göttin! beschirm' Argos Inachische Stadt.
Heil dir, wann du sie treibest hinaus, und wieder herbey lenkst
Deine Ross', und verleih Segen des Danaos Land.

Wenn schon die Richtung des Ganzen an bestimmte Personen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters diesen elegischen Hymnus, der von allen epischen des Kallimachos von Grund aus und unendlich verschieden ist, der lyrischen Gattung, auch nach allgemeineren, noch nicht durch die Strenge der scheidenden Kunst bestimmten Begriffen von derselben, aneignet: so könn-

te eine Geſchichte, welche ein ſo ſeltſames Gemiſch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Abſicht enthält, für die Elegie, welche ſo gern mit ſtreitenden Empfindungen ſpielt, und Widerſprüche verkettet, ein ſehr angemeſſener und glücklicher Stoff ſcheinen. In jedem Fall wäre die Vorausſetzung, die Beſchaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poeſie der Natur des Ganzen wunderbar innig und tief entſpricht, könne bey einem ſo abſichtsvollen Künſtler zufällig ſeyn und von keiner Bedeutung, durchaus geſchichtswidrig

Vergleicht man dieſe Elegie des Kallimachos mit dem Bruchſtücke des Hermeſianax, ſo kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob dieſe Sonderbarkeit des Kunſturtheils der Alten eben ſo natürlich und nothwendig war, wie das verſchiedene Vorziehen der Ilias und der Odyſſee bey den Alten und bey den Neuern, müſſen wir nur kurz erinnern: daß der elegiſche Hymnus des Kallimachos wie ſeine elegiſchen Epigramme doch nur eine Nebenart war, und daß wir nur aus ſeinen erotiſchen Elegien würden beurtheilen können, warum er für das Haupt ſeiner Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überſtrömende Philetas leidenſchaftlicher, antithetiſcher, ja ſogar geſeilter ſeyn, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermeſianax nie erreicht haben kann.

IV. Beyträge

zur Kritik der neueſten Litteratur.

Deutſchland iſt unſtreitig jetzt die erſte unter den ſchreibenden Mächten Europa's, wenn man auch noch ſo viel darauf abrechnet, daß ſich von der Anzahl der gedruckten Artikel kein ſichrer Schluß auf die Maſſe des Gedruckten ziehn läßt, weil eben die Konkurrenz die Stärke der Auflagen vermindert. Das viele Schreiben, ſagt man, kommt vom vielen Leſen, und dieß iſt auch bis auf einen gewiſſen Punkt ſehr richtig; aber darüber hinaus möchte beydes in umgekehrtem Verhältniſſe gegen einander ſtehn. Wer viel ſchreibt, hat deſto weniger Zeit zum Leſen. So wie niemand gehört wird, wo alle ſprechen, ſo würde auch, wenn ſich einmal alle Leſer zu Schreibern konſtituirten (eine Revoluzion, zu der wir keinen ſo großen Schritt zu thun haben, als man vielleicht denkt) jeder darauf reduzirt ſeyn, von ſich ſelbſt geleſen zu werden: er würde in ſeiner eignen Perſon Schriftſteller, Beurtheiler und Publikum, die ganze litterariſche Welt im Kleinen, vorſtellen müßen. Die damit verknüpfte

Langeweile und sonstigen Unbequemlichkeiten würden eine neue Epoche herbeyführen, wo man gar nichts schriebe, um recht viel und mit gutem Bedacht zu lesen.

Bis dieser Kreislauf vollendet ist, bey der jetzigen Lage der Dinge, da es noch ziemlich viele giebt, die nicht bloß schreiben, sondern mit unter auch lesen, ja sogar einige, die bloß lesen ohne zu schreiben, ist das Rezensiren ein nothwendiges Übel. Man würde seine ganze Zeit und Mühe darauf wenden müßen, um zu erfahren was und wie geschrieben worden ist, wenn es keine Institute gäbe, die darüber offizielle Berichte ertheilen. Die früheste, kürzeste und also auf gewisse Weise die beste aller Rezensionen ist der Meßkatalog. Ihm wird aber Schuld gegeben, man könne sich auf seine Nachrichten nicht sonderlich verlassen: unter andern erfahre man nicht einmal mit Sicherheit daraus, ob ein Buch wirklich existirt; ein Umstand, der freylich zuweilen schwer genug auszumachen ist. Es läßt sich eine Rezensionsanstalt denken, wobey diese Mängel vermieden würden, und die doch mit dem Meßkatalog beynah gleichen Schritt halten könnte. Man schnitte nemlich aus jedem zur Meße gebrachten Buche aufs Gerathewohl einige Blätter heraus, ließe sie nebst den Titeln zusammendrucken, und so wäre die Sache für das halbe Jahr mit einmal abgethan. Dieß ist im Ganzen genommen die Methode der Englischen Journalisten: sie pflegen zwar des Wohlstands wegen die abgedruckten Blätter mit einer Vorerinnerung oder einem Nachrufe zu be

gleiten; aber gewöhnlich ſind dieß nur hors d'oeuvres, die unbeſchadet der Vollſtändigkeit der Rezenſionen wegbleiben könnten. Bey der gewiſſenhaften Deutſchen Umſtändlichkeit iſt es auch in den umfaſſendſten Inſtituten unvermeidlich, daß nicht viele Anzeigen verſpätet werden, oder gar unterbleiben ſollten. Noch nie hat man es erlebt, daß ein litterariſches Tageblatt inne gehalten hätte, weil einmal alles fertig rezenſirt geweſen wäre; ſie ſind vielmehr wie Menſchen, die nur eben das Kinn über dem Waſſer halten, und wenn ſie einen Augenblick abließen zu rudern, in der großen Flut untergehn würden. Dieß iſt auch wohl der Grund, warum noch niemand darauf gefallen iſt, ungeſchriebne Bücher zu rezenſiren, was ſonſt Gelegenheit gäbe viel Neues zu ſagen, und das ziemlich trockne Geſchäft ein wenig genialiſch zu machen.

Das Leben iſt kurz und die Bücher ſind lang: was Wunder alſo, wenn man ſich ſo geſchwind mit ihnen abzufinden ſucht, als man weiß und kann? Viele fleißige Leſer kritiſcher Zeitſchriften würden es eine ſehr unbillige Zumuthung finden, erſt die Rezenſion und dann noch hinterdrein die Schrift ſelbſt zu leſen. Sie betrachten jene vielmehr als eine für ſich verſtändliche Abbreviatur von dieſer, und den Rezenſenten als einen lebendigen Storchſchnabel der ihnen die weitläuftigen Umriſſe ins Feine und Kleine bringt. Auch läßt ſich hiegegen nicht viel einwenden, da die Beurtheiler ja ſelbſt beſchuldigt werden, daß ſie oft bey den Phyſiognomien der Bücher ſtehn bleiben. Mit

einiger Übung muß man in diesem Studium wirklich etwas leisten können. Ein Blatt vorn und ein Blatt hinten geben schon viel Licht; besonders aber sind die Vorreden von unschätzbarem Werth. Gäbe es litterarische Reichstage, so würde gewiß von Seiten der Beurtheiler der Vorschlag zu einem Gesetze geschehn, daß es erlaubt seyn solle, eine Vorrede ohne Buch, aber nicht ein Buch ohne Vorrede zu schreiben. Zwar wenn alle Schriftsteller so redlich und naiv zu Werke gingen, wie Jean Paul, so könnte man sich mit den bloßen Titeln begnügen. Aber leider haben die mancherley Kunstgriffe der verderbten Welt auch aus diesem Theile der Schriftstellerey die Unschuld verbannt. So wenige Titel gehören dem Verfasser, oder zu seinem Werke. Wer einen Aufmerksamkeit erregenden ersinnt, hat einen außerordentlichen Fund gethan, der ihm aber durch den Druck sogleich entgeht und ein Gemeingut wird. Die trostlose Schwierigkeit neu zu seyn, kann gerade hier auch den besten, wenn er noch nicht Ruhm genug hat, um fremder Hülfsmittel zu entrathen, aus seinem Karakter heraustreiben.

Ein Hauptnachtheil der allgemeinen kritischen Institute ist es, daß sie die verschiedenartigsten Dinge auf einerley Fuß behandeln müssen. Zuerst die guten Bücher und die schlechten. Von jenen muß dargethan werden, daß sie gut, und von diesen, daß sie schlecht sind. Wie sehr dieß auch dem heiligen Grundsatz der Gleichheit gemäß scheint, so kann die Gerechtigkeit doch niemals verpflichten, etwas überflüßiges zu thun. Entweder man nimmt an, daß alle Bücher

ſchlecht ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt; ſo wird man ſich bloß mit dem Vortrefflichen beſchäftigen, und das Übrige mit Stillſchweigen übergehn. Ein ſolches Journal haben wir nicht, und es würde ſich aus mancherley Urſachen nicht lange halten können. Oder man nimmt an, daß alle Bücher gut ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt, und daraus wird das umgekehrte Verfahren entſtehn. Dieſe demüthige Maxime ſcheint die Allgemeine Deutſche Bibliothek (die das erſte Beywort wohl nur noch pleonaſtiſch für Gemein führt) im Fache des Geſchmacks zu befolgen, indem ſie bloß bemüht iſt, die armſeligſten Produkte noch tiefer herunter zu reißen, von den Meiſterwerken aber, die den Fortſchritt der Bildung bezeichnen, gar keine Notiz nimmt. Man ſieht, daß dieſe Kritik dem Weſen nach viel milder iſt, als man nach ihren finſtern Gebehrden glauben ſollte; daß vielleicht gar eine ſtille Selbſterkenntniß der Rezenſenten dabey zum Grunde liegt, die nur ſo die Überlegenheit behaupten zu können meynen, welche fälſchlich als das nothwendige Verhältniß zwiſchen dem Beurtheiler und dem Beurtheilten angenommen wird. Aber auch in Zeitſchriften, die zuweilen Meiſterſtücke der Kritik liefern, muß die Abfertigung des Schlechten und Unbedeutenden einen viel zu großen Raum anfüllen, und dadurch die Würdigung deſſen beengen, was die Wiſſenſchaft oder die Kunſt weiter bringt. Nachbarlich berühren ſich hier Autoren und Werke, die ſich ewig nicht kennen, ſondern in ganz getrennten Sphären ihr Weſen treiben: alles wird nur durch die Begriffe Buch und Rezenſion

zusammen gehalten. Manche Rezensionen sind die Grabschriften der angezeigten Bücher; andre können für nichts als Taufscheine gelten. Nimmt man nun noch die vorwärts gekehrten Taufscheine der Buchhändler (ihre Ankündigungen nämlich) und das Geschrey der Antikritiken dazu, so hat man ein Konzert, worin bey allen Dissonanzen doch im ganzen eine ziemliche Einförmigkeit herrscht.

Man hat für das Bedürfniß der verschiednen Fächer durch spezielle Journale gesorgt; selbst für die unlängst mit Tode abgegangnen schönen Wissenschaften hat man dergleichen gestiftet. Hier findet der Gelehrte dasjenige schon aus der chaotischen Masse gesondert, was ihn angeht, und der beschränktere Plan läßt bey dem Einzelnen mehr Ausführlichkeit zu. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß solche Anstalten bey gleicher Güte in allem, was zum Gebiet des Schönen und der Kunst gehört, doch weit weniger befriedigend seyn können, als für eigentliche Gelehrsamkeit und Wissenschaft. Hier reicht oft ein treuer und mit Einsicht gemachter Auszug vollkommen hin; dort ist die Form des Urtheils eben so wichtig als der Gehalt: denn sie ist gleichsam das Gefäß, worin allein sich die flüchtige Wahrnehmung auffassen läßt. Der Genuß schöner Geisteswerke darf nie ein Geschäft seyn; sie treffend charakterisiren, ist ein sehr schweres, aber es muß nicht als solches erscheinen; und wie ist dieß anders zu vermeiden als dadurch, daß es nach Lust und Liebe, und losgesprochen von dem Zwange äußrer Verhältnisse, getrieben wird? Sobald man

rezenſirt, iſt man in der Amtskleidung: man redet nicht mehr in ſeinem eignen Namen, ſondern als Mitglied eines Kollegiums. Wer eigenthümlichen Geiſt hat, muß ihn dem Zweck und Ton des Inſtituts unterordnen; und es fragt ſich, ob durch die Theilnahme an der Würde deſſelben die Aufopferung erſetzt werden kann, da es mit einem kollektiven Geiſt immer eine verwickelte Bewandniß hat. Hieraus entſteht gar leicht etwas ſteifes und zunftmäßiges, das mit jener beſeelten Freyheit, welche das gemeinſchaftliche Element der bildenden Kraft und der Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen iſt, im Widerſpruche ſteht. Überdieß liegt in dieſem förmlichen Vortrage ein Anſpruch auf allgemeine Gültigkeit, den nur die wiſſenſchaftliche Anwendung wiſſenſchaftlicher Wahrheiten zu machen hat, der aber keinesweges auf Gegenſtände ausgedehnt werden kann, die erſt in der Seele des Betrachtenden durch ein wunderbares Spiel der innern Kräfte ihre Beſtimmung erreichen. Ein Kunſtrichter zu ſeyn, nämlich der über Kunſtwerke zu Gericht ſitzt und nach Recht und Geſetz Urtheil ſpricht, iſt etwas eben ſo unſtatthaftes als unerſprießliches und unerfreuliches. Mit Einem Worte, da die Wahrnehmung hier immer von ſubjektiven Bedingungen abhängig bleibt, ſo laſſe man ihren Ausdruck ſo individuell, daß heißt ſo frey und lebendig ſeyn wie möglich.

Die folgenden Beyträge wollen ſich nicht zum Range von Rezenſionen erheben: ihr Verfaſſer erklärt ſie für nichts weiter als Privatanſichten eines in und

mit der Litteratur lebenden. Seine Meynung glaubt er eben deswegen um ſo unbefangner und entſchiedner äußern zu dürfen, etwa wie in einem zwangloſen Geſpräche. Ein jedesmal vorangeſchicktes: „ich ſollte vermeynen“ würde nur läſtig und langweilig ſeyn, ohne an der Sache etwas zu verändern; wem aber die tief in der menſchlichen Natur eingewurzelte Unart des Behauptens anſtößig iſt, der mag es ſich immer hinzudenken. Der Raum, den dieſe Blätter von Zeit zu Zeit im Athenaeum einnehmen werden, erlaubt unter der Menge der Erſcheinungen nur wenige auszuheben. Und wozu auch Vollſtändigkeit in Anſehung der litterariſchen Makulatur und

— All such reading, as was never read,

womit gerade dieſes Fach ſo unſelig überladen iſt? Ich werde nur das zu karakteriſiren ſuchen, was eine Art von Leben hat, entweder durch ſeine ausgebreitete Popularität oder durch ſeinen innern Werth. Selbſt über die bedeutendſten Werke behalte ich mir vor, ſchweigen zu dürfen, wenn ihr Eindruck mich nicht auf den Pfad eigenthümlicher Betrachtungen geleitet hat. Auch mache ich mich zu keiner Vollſtändigkeit der Beurtheilungen (wenn man es ſo nennen will) anheiſchig: meine Abſicht iſt nicht, den Leſer mit den erwähnten Schriften erſt bekannt zu machen; dieß ſetze ich ſchon voraus, und ſuche nur durch die Mittheilung über ſie die Entwicklung entgegengeſetzter oder übereinſtimmender Gedanken zu veranlaſſen. Ohne um hiſtoriſch geordneten Zuſammenhang in dieſen Rhapſodien bemüht zu ſeyn, werde ich die Gegenſtände

ſelbſt in ihrem Zuſammenhange zu faſſen ſuchen. Beym Rezenſiren iſt ein mehr oder weniger iſolirendes Verfahren nothwendig und hergebracht: alle vergleichenden Seitenblicke gelten da für Lizenzen. Und doch laſſen ſich nur die Buchſtaben eines Buches in die Scheidewände des Bandes einſchließen: in ſo fern es lebt, einen Geiſt und einen Gehalt hat, ſteht es als Wirkung und wiederum wirkend in mannichfaltigen Beziehungen. Das Verhältniß des Schriftſtellers zu ſeinen Vorgängern und Nebenbuhlern, die Laufbahn, die er ſchon durchmeſſen hat oder zu betreten anfängt, die Aufnahme, die er bey ſeinen Zeitgenoſſen findet, ſind eben ſo viel aufklärende Geſichtspunkte. Wie ſich mir Ausſichten darbieten, werde ich ihnen nachgehn: denn wo das Ganze Digreſſion iſt, hat man ſich nicht vor Digreſſionen zu hüten; und ich kann zu einem nicht erſchöpften Gegenſtande immer noch zurückkehren, um ihn in einer verſchiednen Zuſammenſtellung zu beleuchten.

Der Punkt, wo die Litteratur das geſellige Leben am unmittelbarſten berührt, iſt der Roman. Bey ihm offenbart ſich daher am auffallendſten der ungeheure Abſtand zwiſchen den Klaſſen der leſenden Menge, die man durch den bloß poſtulirten Begriff eines Publikums in eine Einheit zuſammenſchmelzt: hier können die Unternehmungen des Meiſters, deſſen Blick, ſeinem Zeitalter voraus, in gränzenloſe Fernen dringt, dem regſten und vielſeitigſten Streben nach Bildung begegnen, ſo wie eben hier die ſtupide Genügſamkeit des Handwerkers, der nur denſelben verworrnen Knäuel

der Begebenheiten auf- und abzuwinden verſteht, unaufhörlich für die Sättigung ſchlaffer Leerheit arbeitet. Die geſetzloſe Unbeſtimmtheit, womit dieſe Gattung nach ſo unzähligen Verſuchen immer noch behandelt wird, beſtärkt in dem Glauben, als habe die Kunſt gar keine Foderungen an dieſelbe zu machen, und das eigentliche Geheimniß beſtehe darin, ſich alles zu erlauben; während ſie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrazionale Gleichung nur durch unendliche Annäherung gelöſt werden kann. Wer hält ſich nicht im Stande einen Roman zu ſchreiben? Daß nebſt vielen und wichtigen Erfoderniſſen unter andern auch ein bedeutendes Menſchenleben dazu nöthig iſt, läßt man ſich nicht im Traume einfallen. Wie könnten ſonſt die beliebten Romanſchreiber ſo fruchtbar, und die fruchtbaren ſo beliebt ſeyn! Nur Einen Roman geſchrieben zu haben, wird für gar nichts gerechnet: man muß beynah mit jeder Meſſe wieder erſcheinen, um nicht auf der Liſte der Beliebten ausgeſtrichen zu werden. Ich habe ſogar von Schriftſtellern gehört, welche geſtehn, daß ſie aus allen Kräften eilen, den Vorrath von Romanen, den ſie noch in ſich tragen, auszuſchütten, ehe die Geläufigkeit ihrer Feder und ihrer Phantaſie mit den zunehmenden Jahren erſtarrt. Wie verſchieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dürfen ſich nicht brüſten, wenn ſie für den Augenblick vor dieſem glänzen: ihr Ruhm wird ebenfalls erſtarren, ſobald ſie ihn nicht mehr beſtändig warm halten können.

Bey so unermüdlichen Ergießungen muß man natürlich auf seltsame Hülfsmittel verfallen, um die Armuth an selbständigem Geiste zu bemänteln, und wirklich ist auch bis zur rohesten Abgeschmacktheit nichts unversucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Gespenster zu citiren und die Riesengestalten einer chimärischen Vorzeit aufzurufen, wer sich ohne Geheimnisse mit simpeln Leidenschaften behilft, der hält schon etwas auf sich und sein Publikum. Macht er sich denn auch mit Karakteren nicht viel zu schaffen, wenn ihm nur jene in einer gewissen Fülle zu Gebote stehn, so kann er gewiß seyn, den mittleren Durchschnitt der Lesewelt für sich zu gewinnen, der für das grobe Abentheuerliche schon zu gesittet, für die heitern ruhigen Ansichten ächter Kunst noch nicht empfänglich, starke Bedürfnisse der Sentimentalität hat.

Solch ein Schriftsteller ist Lafontaine. Wundern kann man sich also nicht über das große Glück, das er gemacht hat. Die Vorliebe für Jean Paul ist schon etwas viel ausgezeichneteres; er bewirthet nicht mit so leichten Speisen, da sich Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und in ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, besonders wenn man schon einiges von ihm gelesen hat, und also gewisse Lieblingsschilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeygehn begrüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederhohlt er die Szenen so reichlich, daß er dem geübteren Leser die Hälfte der Zeit erspart, obwohl dem Verleger nichts an der Bogenzahl. Sicher kommt das diesem aber nicht so theuer zu stehn, da die lee-

ren Bogen immer mit gekauft werden, als dem Verfaſſer ſelbſt, dem es genügen kann, ſie dem Scheine nach angefüllt zu haben. Zwar ſollten wir ihn nicht ſo ernſthaft nehmen. Dem fröhlichen Manne iſt es ſchwerlich um Vortrefflichkeit zu thun: es ſcheint ihm vielmehr, ſo oft er auch die Ewigkeit als das große point de vue hinſtellt, hauptſächlich an der Zeitlichkeit gelegen zu ſeyn. Um es dabey noch recht bequem zu haben, macht man ſich eine Moral, eine Tugend, eine Unſchuld, eine Liebe, die ein für allemal dafür gelten müßen, ein wenig auf den Kauf gemacht, unhaltbar, aber gut in die Augen fallend.

Wenn man ihn indeſſen auch ſo jovialiſch anſehn will, wie er ſelbſt ſein Thun und Treiben, ſo iſt es doch nicht gleichgültig, was er für Begriffe von allen jenen Dingen unter die Leute bringt, und es iſt der Mühe werth zu fragen, worin es liegt, daß er mit ſo viel gutem Willen und Glauben ſittlich zu ſeyn, den ſchon ſo mächtigen Hang zur Erſchlaffung und Paſſivität befördert. Es iſt gewiß, wenn er ſich als Schriftſteller ſtrenger zu betrachten wüßte, ſo würde er auch die menſchliche Natur höher zu halten verſtehn. In ſeinen früheren Sachen ſchien er einen zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehmen zu wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht iſt, nie einen reinen Begriff gehabt haben muß, da er ſeine Szenen Gedichte nennen, ja ſie ſogar als Annäherungen zur tragiſchen Dichtkunſt betrachten konnte. Vermuthlich hatte er ſchon damals kein höheres Ideal von dieſer letzten als den „tragiſchen

Arnaud“ (St. Julien) und verwechſelte mit Poeſie die Art von Feuer, welche die Franzoſen mit dem Ausdruck Verve bezeichnen, und die er in vollem Maße beſitzt. Feinere Schattirungen deuteten bey alle dem auf Anlagen, von denen man, vorausgeſetzt daß der Schreiber noch ein Jüngling war, eine bedeutende Entwicklung hoffen durfte. Solche Zugaben, wie das Gegenſtück zu den Samnitiſchen Heyrathen, oder Kunigunde, ließ man unbeachtet hingehn, wie manche einzelne Flecken an ſeinen mehr ausgearbeiteten Erzählungen. Die erſte auffallende und nicht zu entſchuldigende Indelikateſſe beging er an Julien in: Liebe und Redlichkeit auf der Probe, und daß er den Rudolf von Werdenberg nicht von ſolchen Auswüchſen wie die Begebenheit mit Heloiſen rein erhielt, zeigt, wie ſehr es ihm an Sinn für die Einheit und organiſche Bildung eines Werkes fehlte, und daß er ſich im mindeſten nicht um Zeichnung, ſondern nur um ein üppiges Kolorit bekümmerte. Dieſes liefert ihm die bloße Leidenſchaftlichkeit, ohne irgend einen ächt geiſtigen oder ſchön ſinnlichen Zuſatz, hinlänglich. Er geſteht ſelbſt in der Vorrede zur zweyten Auflage der Gewalt der Liebe, daß er nur Eine Empfindung des menſchlichen Herzens beleuchte (in welchem Sinn ſeine ſämmtlichen Schriften die Gewalt der Liebe heißen könnten) und von dieſer nur ein paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur die gemeinſte und ſchwächſte aufzufaſſen wußte! Schlimm genug, daß die erſten Keime in einen bloßen Blätterreichthum aufgegangen ſind,

der ohne Stamm und Frucht sich nie über eine gewisse Höhe erhebt!

Wenn ihn auch seine Lektüre der Alten, die er recht angenehm, man möchte sagen auf weibliche Art, zu benutzen weiß, zu strengerem Ernst auffodert, wie in seinen neueren Griechischen Geschichten, so behandelt er doch alles mit Spannung, Schlag auf Schlag, bunt durch einander, und spart die Aufopferungen und Tode fürs Vaterland so wenig wie bey andern Gelegenheiten die Küsse. Die wechselnden Farben, das tumultuarische Leben, stehn mit der Würde des Gegenstandes in solchem Streit, daß man wohl sieht, in wie fern er mit ihm bekannt war. Eben dieses Farbenspiel ist es denn doch, und seine blühende Diktion und strömende Rhetorik, der es nicht an den Grazien der Nachlässigkeit fehlt, was schon so manchen jungen Busen erschüttert hat, und manches ältere Urtheil so verwirrt, daß Clara du Plessis der nouvelle Heloise an die Seite gesetzt und, um seiner schlechtesten Produkte willen Lafontaine mit vieler Prätension zum Künstler kreirt worden ist. (A. L. Z. 98. No. 47.) Es muß ihm selbst ein wenig lustig vorkommen, sich von Kunst vorschwatzen zu hören, da man eher vermuthen sollte, daß er sich sogar bey den Werken Anderer wenig daraus macht. Laßt ihn doch nur so gefallen, wie ein frisches Mädchen, die weder bestimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber ein paar recht blühende Wangen und artige Lippen hat. Es ist auch schon mehr begegnet, daß die edelsten Gestalten unbemerkt stehn blieben, und ein großes Ge

drange um solch ein Gesichtchen war, das eben jedermann zusagte, weil nichts darin zu lesen war, als was jedermann versteht. Seine Schriftstellerey ist recht sichtlich die unerzogne „Tochter der Natur," und es wäre sehr zu wünschen, daß das Dargestellte bey ihm (unter andern der dramatische Versuch jenes Namens) eben so viel Natur an sich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatürlicher, und zugleich unsittlicher seyn, als seine Kinderliebschaften? Er nimmt ohne weiteres an, daß das erste, was sich im Menschen regt, das Interesse des einen Geschlechtes für das andre ist. Wenn ein so frühes Verhältniß Statt findet, so lehrt die Erfahrung wenigstens, daß es sich zuerst als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Absonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten besondre Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündnisse gestiftet, so trennt eine nachmalige verschiedne Bildung sie eben so oft wieder, als sie glücklich oder unglücklich für beyde Theile Bestand behalten. Lafontaine impft der gesunden Natur durch seine Voraussetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd ist. Wäre es erst dahin gekommen, daß Kinder bey einer körperlichen Berührung so heftig empfänden wie Lissow und Käthe im Flaming, da er ihr die Hand zum Schreiben lernen führt, so würde ihre Jugend dem Verwelken näher wie dem Reifen seyn, und Eltern und Aufseher billig die Schuld davon tragen. Wenn die Unschuld wie die zarte Blume einer „Schneeflocke ist, die ein Hauch verzehrt," (Flaming) so muß sie bey

jungen Geſchöpfen durch einen Blick in die meiſten ſeiner Bücher zerſtört werden. In den moraliſchen Erzählungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara du Pleſſis, im Werdenberg, allenthalben verlieben ſich die Kinder in einander. Lafontaine iſt ihr wahrer Ovid.

Bedeutend iſt es allerdings, daß er die Liebe ſo oft in die Zeiten der gedankenloſen Kindheit verſetzt. Sie trägt durchgehends bey ihm etwas von dem Karakter ihres Urſprunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an ſich, und es läßt ſich genau von ihr ſagen, was er bey Vorde und Anne (im St. Julien) bemerkt: „Beyde waren jung, das iſt das ganze Geheimniß.“ Dieſes Geheimniß auf halbem Wege ſtehn bleiben zu heißen, macht denn das Geheimniß ſeiner Unſchuld aus, deren ſeine Helden, ebenfalls nach einem eignen Ausdruck von ihm, ſo unbeſchreiblich viel haben. Wenn er bey der geiſtigen Liebe recht fein verfahren und pſychologiſche Einſicht zeigen will, ſo hält er ſich bey Anſpornungen der Eitelkeit, bey jugendlichen Wallungen auf, kurz, er ſetzt ſie zu lauter Zufälligkeiten herab. Eben ſo iſt er, um hohe Unſchuld darzuthun, unerſchöpflich im Ausmahlen aller Arten von nahen Verhältniſſen und ſinnlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit ſeyn ſoll und die ohne Folgen bleiben. Ein Mahler wirft leicht eine ſchwebende Stellung hin, aber laßt es jemand verſuchen, ſie in der Wirklichkeit nachzuahmen, ſo wird er bald das Gleichgewicht verlieren. In dieſer angeblichen Unſchuld hat Lafontaine gänzlich das We

ſen ſchöner Menſchheit verkannt. Je vollkommner die Organiſazion iſt, um ſo ſichrer müßen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an ſich haben. Fürwahr, ſo ungeſtraft auf ſie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, ſondern eine große Stupidität derſelben, und einen Mangel an Fantaſie, der nichts weniger wie reizend ſeyn, möchte. Er aber glaubt der Natur ihr Recht erwieſen und auch die guten Sitten gerettet zu haben, wenn er Kindern ſowohl wie Erwachſenen eine Menge Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zuſehn mag, und ſie nicht mehr dabey fühlen läßt, als bey einem freundlichen Kopfnicken. Beyde, die Natur und die guten Sitten, haben ſich denn doch bitterlich über ihn zu beſchweren. Den Leſern allein macht er es recht, deren Sinn ſich nicht von ſo widerwärtigen Vermiſchungen abwendet, die er in eine ſchmeichelnde Stimmung verſetzt, wo der Lockung kein Widerſtand geleiſtet zu werden braucht, weil doch die Tugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beyſpielen nur ſeine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich anfangs mit Liſſow in der äußerſten Ungezwungenheit. „Sie bot ihm die ſchöne Wange zum Morgengruß, „er nahm ſie in Gegenwart ihrer Eltern in die Arme „und liebkoſte ihr. Sie ging, wenn ſie wollte, zu „ihm, und ſaß neben ihm von ſeinem Arm umſchlungen. Kam ihr Vater dazu, ſo ſetzte er ſich auf die „andre Seite und ſchlug ſeinen Arm gleichfalls um „ihren Leib.“ (Die Zuſchauer müſſen überhaupt oft bey ihm die Heimlichkeiten der Liebe ſankzioniren.)

Liſſow war ein junger Mann, der Jacobinen nie geſagt hatte, daß ſie ſeine Frau werden könnte. Sie wird uns als das reinſte, erhabenſte Gemüth vorgeſtellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte ſie indeß bey ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wiſſen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erſte überraſchende Geſtändniß der Liebe oder die Folge deſſelben war, mußte die Bewegungen eines ſo gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkührliche Scheu ſich hinzugeben, iſt Unſchuld, nicht Lafontainens unendliche Argloſigkeit im Hingeben, die ſeine Frauen, er mag ſie nun ſo edel ſchildern als er will, mehr oder weniger zu Gurli's macht. Jacobine treibt ſie ſo weit, daß ſie auch als Liſſows Gattin dem jungen, ſchönen und reichen Maltheſerritter, der ihr Hausfreund war, „die ſchöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er ging.“ Wie unverſtändig müßte ein ſittſames Weib ſeyn, um ſich ſo zu betragen? Welche Vorwürfe hätte ſie ſich zu machen, wenn ähnliches Unheil wie bey dieſer Gelegenheit daraus entſteht.

Ein andrer moraliſcher Hebel des Lafontaine iſt die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entſpringen. Nicht, als ob er verſäumte, in Worten die gehörige Doſis Weisheit beyzumiſchen, wie er zum Beyſpiel dem Flaming einen alten Grumbach zugeſellt, der mit ſeiner Freygebigkeit haushält: aber er mag noch ſo ſehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu dieſem mate-

rieſſen Triebe des Gebens; damit lockt er ſeine Thrä-nen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemü-ther. Was darüber iſt, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freylich weiß er wohl, daß ſonſt noch Heroismus, Thätigkeit, Wiſſenſchaft, Bil-dung, Mäßigung dazu gehören kann, aber da er die letzte niemals übt, ſo kommt das alles bey ihm her-aus, wie die Beſchreibung von ungeheuren Thaten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flucht jagt oder niedermacht. Iſt ſo ein Held einmal im Siegen, ſo weiß man auch ſchon, er wird ohne Wun-de davon kommen. Sich aufopfern, ſich beherrſchen u. ſ. w. iſt leicht geſagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das geſchah, und dann kann Ein Zug mehr werth ſeyn wie hundert. Lafontaine ſcheint aber ſo feſt überzeugt, daß in allen Dingen viel mehr thut wie wenig, als er es in Bücherfabrik-Angele-genheiten ſeyn darf. Selbſt die Fehler und Thorhei-ten, mit denen er den Schwall der Tugenden verſetzt, vermögen ſie nicht zu würzen, und eben ſo wenig ein recht natürliches Konterfey des Menſchen hervorzu-bringen, als dieſe ein idealiſches.

Im Verlauf ſeiner Schriftſtellerbahn iſt er auf mehre Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und antithetiſche Karakterzeichnung zu Hülfe genom-men, oder ſich an fremden Muſtern erwärmt. St. Julien gründet ſich auf den Landprieſter von Wake-field, im Flaming iſt etwas Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Buhlerey ſchimmert viel guter Wille den Werther zu machen hindurch, und

was das pikanteſte iſt: er Jean = Paul = Nichteriſirt ſeit kurzem mit dem beſten Anſtande. Iſt gleich die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht im Koſtum, ſo beweiſt ſie doch, wie viel ſich in dieſer Gattung mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andre Auftritte, als die mit dem Rudern des Bords und der Familie des Kapitäns, ſind dafür ganz im Ton Franzöſiſcher Empfindungsart, deren Oberflächlichkeit wenigſtens elektriſche Funken ſprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es ſein dickſtes Buch iſt. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin ſo in die Breite, und es hat eine Menge Räſonnement, Satire, Lehre und Beyſpiel auf einander gepackt, und das Drollige bis auf den Faden abgenutzt werden müßen, ſo daß nichts wie der Überdruß zurückbleibt. Philoſophie iſt überdieß Lafontainens Sache nicht, weder die ſtrenge noch die humoriſtiſche. Die Univerſalität, der er hier nachgeht, konnte alſo nur in allgemeine Plattheit ausarten. Dürfte man, unter andern, nicht annehmen, daß Hulberts Reden im dritten Theil den Geſichtspunkt angeben ſollen, aus denen der Philoſoph, oder der geſunde Menſchenverſtand, Flamings Narrheiten und ehrlicher Leute Enthuſiasmus ungefähr ſo in Eins zu werfen habe, wie die Vorrede zum Flaming unkritiſche Hypotheſen und kritiſche Philoſophie? Und nun ſeht, wie leichtfertig er ſich dabey ausdrückt. „Hö„ren Sie einmal jemand, der in Rom geweſen iſt! „Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, das an Na-

„ferey gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder „aus Knochen geformt das iſt wohl ſo ziemlich ei„nerley — und findet in Apolls Geſicht Stoff zu ta„gelangem Nachdenken, zu den erhabenſten Empfin„dungen. Sollten Sie den Apoll ſelbſt ſehn, ſo wür„den Sie glauben, der Menſch ſey nicht bey Sinnen „geweſen.“ Dieſe Anſicht iſt noch viel weiter ausgeführt, und gehört zu ſeinen glänzenden Stellen. Ob aber die Leſer folgende aus dem Gebiet der Moral zu den glänzenden oder ſoliden rechnen? „Du „ſollſt tugendhaft ſeyn, iſt der ewige Befehl der Ver„nunft; und du ſollſt glücklich ſeyn, der eben ſo ewi„ge, eben ſo ſtrenge Befehl aller unſrer Gefühle. „Dieſe beyden — Inſtinkte unſrer Natur möchte „ich ſie nennen, dieſe beyden Grundtriebe unſrer mo„raliſchen und fühlenden Natur, dürfen einander nie „widerſprechen. Sie ſind gleich herrſchend, gleich „ewig, gleich nothwendig; die beyden großen Lebens„ſtröme, durch die wir ſind, was wir ſind. Sie „wechſeln ewig ihre Natur mit einander. Die Tu„gend wird die Quelle unſres Glückes und aus dem „unauslöſchlichen Wunſche ſich glücklich zu machen, „erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl „iſt gleichſam der Nachhall des andern: der eine „tönt vom Richterſtuhl des Ewigen; der andre ſäu„ſelt von dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernie„der. Sey tugendhaft! ſey glücklich! Zwey Töne die „zugleich erklingen, und die ſchönſte Harmonie des „Weltalls bilden; zwey Ströme aus Einer Quelle, „die das Paradies einſchließen, und ſich dann wieder

„vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern ist „todt, schrecklich, abscheulich. Sey glücklich ohne „Tugend! und die Erde fällt unter dem Glück des „Menschen in Trümmer. Sey tugendhaft ohne Glück! „und der Thron der Liebe stürzt unter diesem bar„barischen Befehle. Beyde gehören ewig zusammen, „die beyden Stämme einer Wurzel. Sie haben Eine „Natur, Ein Wesen, und befehlen beyde, ohne Grün„de anzugeben. Sey glücklich! nur ein Narr fragt, „warum. Sey tugendhaft! nur ein Rasender fragt „nach der Ursache. Das eine erhält die fühlende „Natur, das andre die moralische. Beyde machen „unser Wesen aus, eins und unzertrennlich.“ Das heißt doch gewiß Tugend und Glück von allen Seiten beleuchten, und ist nun so die gehaltvolle Form dessen, was er Weisheit nennt. Der glücklichste Zufall ist noch die Eile, mit der er auf den letzten Seiten die Französische und die Kantische Revolution abzufertigen genöthigt ist. Bey Iglou unterdrückt man gern die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm Meister auf diese Schöpfung geführt haben möchte; denn es ist nicht zu läugnen, sie macht zu Anfang eine mehr hündische als menschliche Erscheinung, mit der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beylegt, nicht aussöhnt. Den Hang, groteske Figuren gleichsam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übrigens mit dem Itzehoer Müller gemein, so wie mehre unsrer komischen Schriftsteller, auch Wezel, der diese beyden bey weitem überwiegt, oft lustig anfangen und so ernsthaft endigen, daß die Natur der Sache und

des Buchs gänzlich alterirt wird. Ihr komisches geht ins Betrübte über, denn wer bey Ansprüchen auf beyde Gattungen nicht rein komisch zu seyn weiß, erhebt sich auch nicht bis zum Tragischen; und so wird Müller trocken, Wezel trübsinnig und Lafontaine konvulsivisch.

So viel ich weiß, zieht selbst das Lafontainische Publikum St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiszenzen aus dem Landpriester von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Physiognomie. Die Striche, welche den Karakter ausdrücken sollen, sind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter sich zusammenhängend. Es war sehr möglich, daß ein Mann, wie der Landpriester, sich mit allen seinen kleinen Schwächen schilderte. Er hatte grade Überlegenheit genug, um mit dem leisen Spott über sich selbst, der den Reiz jener Darstellung ausmacht, das Gemählde zu entwerfen. Aber St. Julien steht unter der Herrschaft einer Schwäche, die kein so freyes Geständniß verträgt, weder was die innre Wahrscheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein, bis zur Niedrigkeit. Der Landpriester giebt seine Frau für nichts anders als was sie ist; St. Julien erklärt die seinige für die beste Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle die gemeinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie es sein Bestreben ist. In ihrem Karakter sowohl, wie in dem seinigen ist auf einer Seite das schlechte, was da ist, zu schlecht, auf der andern das Resultat, was herauskommen soll,

zu hoch: daraus entsteht ein Misverhältniß, woran sich die Unächtheit der Fikzion erkennen läßt. Es kann ein Gegenstand der reifsten Poesie seyn, auch eine sehr gewöhnliche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beschränkung darzustellen; aber das erfodert eine Enthaltsamkeit, die Lafontaine freylich nicht kennt, da sie eben mit zur reifen Poesie gehört. Er kann über allem Schildern nicht zum Darstellen kommen. Wie kindisch sind einige von den ersten karakteristischen Familienscenen angelegt, wo so viel von den Alten und vom Brutus die Rede ist. Welche überzeugende Argumenta ad hominem! Auch kommen gleich drey, vier Exempel von der nämlichen Sache hinter einander, und dazwischen die ausdrücklichen Berichte, wie sich ein jeder benahm. Wenn das rechte fehlt, so mögt ihr noch so viel darüber singen und sagen; glauben mag man, aber sehen wird man nicht, und der Überfluß macht es niemals aus. So muß man auch aufs Wort glauben, daß Anna ein außerordentliches Wesen ist. Die geheimnißvolle Ankündigung löst sich nach und nach in trüben Dunst auf. Alsdann tritt Adelaide als das „seltne Geschöpf" hervor, die sich von „ihnen allen durch ihren „Karakter unterscheidet. Ihr Herz war ein lebender „Hauch der Liebe, und zugleich stark wie ein Dia„mant, ihr offnes Auge war heiter, aber in diesen „Augen spielte nicht der leichte Sinn der Jugend, es „leuchtete darin ein Stral des ewigen Lebens, es „schien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe „zu sehn, und die Thräne, die an den langen Augen-

„wimpern hing, zeigte das Elend, das zwiſchen ihr „und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war ſanft und „ernſt triumphirend wie der Halleluja Geſang der „Engel, ihre Wange ſtralend von einem ſanften Mor„genroth u. ſ. w.“ So geht es ganze Blätter hindurch. Welche lockende Worte! Könnte man mit Worten allein dichten, ſo wäre Lafontaine der Mann. Aber aus dem Ganzen ergiebt ſich, wie wenig poetiſchen Sinn ſie im Hinterhalt haben, und daß ſie höchſtens als eine muſikaliſche Verzierung zu betrachten ſind. Jean Paul muſizirt zuweilen auch ſo; doch iſt es wirklich ſeine Phantaſie die da ſpielt, nicht bloß eine mechaniſche Fertigkeit der Hände. Jenes ergreift wieder die Phantaſie, und oft nur allzuſtark; dieſes ſoll unſer Herz rühren, allein wie nicht jedem Freunde der Muſik die Fertigkeit genügen wird, ſo möchte ſich auch nicht jedes Herz von Lafontaine in Bewegung ſetzen laſſen. Den Verſtand hat er nie beſonders in Anſchlag gebracht; er geht nur immer auf das Herz los, (ein ſolches, das weder Kopf noch Sinne hat) indeſſen könnte eben jener, wo er ſich mit dem Herzen im Bunde befände, ihm manche Beute abwendig machen, da er weder mit der bloßen Innigkeit zu gewinnen, noch mit dem bloßen Schein derſelben zu täuſchen iſt.

Das Ende von St. Julien iſt zu ſchwach, um etwas anders als den frommen Wunſch zu erregen, daß alle unſchuldig Guillotinirten noch einmal auf dieſer Erde ſo lebendig verſammelt werden möchten, wie die Auferſtandnen in dieſer Familiengeſchichte.

Am erſten ließe ſich wohl in Natur und Buhlerey der beſſre Lafontaine wieder finden. Der junge Mann iſt freylich nicht ſo ausgezeichnet, wie er dafür gelten ſoll. Er ſehnt ſich nach dem Lande; er ſchmähet die Stadt, es iſt ihm mit ſeinen Gefühlen zu eng darin. Was ſo einen Menſchen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblaſen. Werthers Leiden gingen ein wenig tiefer, als daß er über das Lächeln einiger artigen Mädchen ſpekulirt haben ſollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jasminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küſſen. Warum braucht Lafontaine hier auch ſo zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine ſolche Vergleichung, noch ſo flüchtig, herbeyziehen? Dazu paßt nachher der pathetiſche Ruf des Freundes, der den Eduard Bomſton macht, vollkommen. „Ich befehle dir Jüngling, dort zu bleiben und deine Laufbahn zu vollenden!“ Der Jüngling predigt mit unendlichem Feuer von ſeinen Gefühlen und der Ewigkeit, und vertheidigt mit leidenſchaftlicher Hitze die Eindrücke der Jugend. Das dekontenanzirt die Weltleute gar ſehr, und daraus wird ſeine große Überlegenheit dargethan. Durch eine wohlthätige Handlung ſchlägt ſeine Geliebte allen Verdacht gegen die Güte und Aufrichtigkeit ihres Karakters bey ihm nieder; darüber kann Lafontaine alſo wieder nicht hinaus. Was aber die beyden Mädchen und ſonſt den Gang der Geſchichte betrifft, ſo iſt Wärme und jener feinere Glanz in der Behandlung, welche von Lafontaine die angenehme Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzäh-

lungen vorzüglich werden. Wir haben ſo wenig ausgebildetes darin. Unter dem wenigen erinnert man ſich mit Vergnügen und Bedauern der Bagatellen des für die Welt und ſich ſelbſt verlornen Anton Wall. Wie viel Grazie iſt nicht beſonders in ſeiner Antonie! Meisners Andenken, an deſſen Stelle Lafontaine gleichſam trat, ruft nur noch dann und wann ein grauer Apollo zurück. Seine ſteife Eleganz hatte immer etwas todtes an ſich. Er war ſo prüde und koſtbar, als Lafontaine lebendig und ungezwungen, und es iſt ihm nie wie dieſem gelungen, der Liebenswürdige zu heißen. An Verſtand übertraf ihn Meisner leicht, aber es war von der dürren Gattung, die den Geiſt nicht zu feſſeln vermag. Lieblingsſchriftſteller iſt er dennoch geweſen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das iſt wenig genug, aber immer zu viel für die im Ganzen ſo herabziehende Tendenz ſeiner Produkte, denen es an Poeſie, an Geiſt, ja ſogar an romantiſchem Schwunge fehlt.

Wer alſo einiges Bedürfniß für alle dieſe Dinge hat, wird ſich gern von jener materiellen Maſſe, jener breiten Natürlichkeit, zu luftigeren Bildungen der Fantaſie wenden, die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Muſik zarter Regungen anklingen laſſen. Ihm wird alsdann eine ruhige Darſtellung ſehr erquickend entgegen kommen, die, wenn ſie auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen iſt, doch in der milden Temperatur eines künſtleriſchen Sinnes geboren wurde. Die theils dramatiſirten, theils erzählten Volksmährchen von Tieck unter dem Namen Peter

Leberecht, sind von dieser Art: doch scheinen sie bis jetzt nicht mit der Aufmerksamkeit bewillkommt worden zu seyn, auf die eine so gefällige Erscheinung wohl rechnen dürfte, wenn es nicht gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die Dichtung suchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urheber derselben ihre Unabhängigkeit so selten zu behaupten wissen, oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöthigt hat, zu fremden Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um Eingang zu finden, will ich hier nicht untersuchen. Allein gewiß ist es, daß vieles, was für Poesie ausgeben und genommen wird, durch etwas ganz anders sein Glück macht. Wie man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe ans Herz legt, haben wir eben gesehen; andre und mitunter berühmte Männer sind in dem Falle, daß die Lüsternheit bey ihnen ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht ist, ohne welches sie sich gar nicht getrauen es schmackhaft zu machen. Gegentheils können andre die Tugend niemals los werden, und ergießen ihr Bächlein, da gute Lehre und Warnung innen fleußt, hinter dem Dichterlande vorbey, um die Äcker der Pädagogik und Äszetik zu wässern. Die Unschuld einer Muse, welche weder ein bloß leidenschaftliches Interesse zu erregen sucht, noch dem gröberen Sinne schmeichelt, noch moralischen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als Unbedeutendheit misverstanden werden. Und in der That ist es auch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter diesen Volksmährchen vorzüglich den gestiefelten Kater mehr in Umlauf gebracht,

und nach dem Maße des gegebnen Ärgerniſſes ihm Leſer und Tadler verſchafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans das leibhaftige Deutſche Theater ſammt allem Zubehör aufs Theater zu bringen, iſt wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodiſch, deklamatoriſch, gallicht wäre; aber grade umgekehrt, ſie iſt durchaus muthwillig und poſſenhaft, kurz gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfaſſer verloren: er wird ſich niemals von den Streichen, die er ausgetheilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder ungeſtraft antaſten zu dürfen? Beſonders, da er es mit den Schildbürgern durch ſeine Geſchichtchronik derſelben unheilbar verdorben hat, und wie ein Korſar kecklich in die Häfen dieſer angeſehenen Nazion eingelaufen iſt, die durch ihr Schutz- und Trutzbündniß mit den ebenfalls zahlreichen Philiſtern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm ſchon einzutränken wiſſen, und den Spaß auf eine Art verſtehn, daß es ihm vergehn ſoll, welchen zu machen. Eher möchte der Prolog zu einem Schauſpiele, das niemals aufgeführt wird, vor der Polizey der Ernſthaftigkeit durchſchlüpfen: der ganz heterogene Sinn der vom Theaterweſen entlehnten Einkleidung wird vielleicht nicht allen klar werden, weil ſie in dem theologiſchphiloſophiſchen Vorſpiele ſelbſt zu eifrig mitagiren, um Unrath zu merken. Was den Theaterdirektor betrifft, über den hier viel ſpekulirt wird, ſo iſt er eine liberale Perſon, die gern jedes in ſeiner Art leben läßt; wenn nur die Lampenputzer nicht in ſeinem Namen empfindlich werden, daß

man ihren Verkündigungen über ihn den Schwäbischen Dialekt aufrückt.

Dieß sind ungefähr die Schalkheiten, die sich unter dem ehrsamen Titel Volksmährchen (Böcke unter den Schafen) eingedrängt haben. Kann ihnen die unbesonnene Leichtigkeit, womit sie in die Welt gesprungen sind, keine Verzeihung auswirken; scheinen sie vielmehr wegen des jugendlichen Talents, das noch viel dergleichen befürchten läßt, doppelt bedenklich, so wird man sie wenigstens über der kindlichen Unbefangenheit, womit die übrigen Stücke behandelt sind, vergessen. Man erkennt in allen dieselbe Hand, aber gewiß nicht an der Einförmigkeit der Manier. Der Dichter bestrebt sich vielmehr überall den Ton des Gegenstandes zu halten, und er trifft ihn gewöhnlich mit der Sicherheit einer unabsichtlichen Richtung. Deswegen konnte er aus der Geschichte von den Heymons Kindern, in zwanzig altfränkischen Bildern, nichts anders machen wollen als einen poetischen Holzschnitt. Die genaue Beobachtung der Perspektivè muß man einem solchen schon erlassen; aber in den eckichten und groben Umrissen dieser kolossalen Figuren dürfte leicht mehr Natur und Karakter seyn, als in der Kritik eines Kunstrichters, der sie unnatürlich und karakterlos nennt, ihre Erdichtung der Unwissenheit und dem Aberwitz zuschreibt, und das Ganze vornehm in die Jahrmarktsbuden zurückweist. Man sollte sich doch hüten, in einem prosaischen Zeitalter ehrliche alte Volkssagen so schnöde anzulassen, denen es, wie unförmlich sie auch sonst seyn

mögen, ſchwerlich ganz an poetiſcher Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden ſolcher Mährlein iſt der Feenpallaſt des göttlichen Meiſters Arioſto erbaut; und es könnte ſchon deswegen anziehend ſeyn, ſie in ihrer urſprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu ſehen, um damit die welſchen Umbildungen eines hellen und feinen Verſtandes zu vergleichen. Der jüngſte und gewaltigſte unter den Heymonskindern, Reynold, iſt Arioſto's Rinaldo,

Figliuol d'Amon, Signor di Mont' Albano;

und ſein Pferd Bayart, das in der Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielt, und zuletzt der Ausſöhnung ſeines Herrn mit Kaiſer Karl aufgeopfert und ertränkt wird (eine Begebenheit, welche Kindern und auch Erwachſenen, welche ſich noch nicht gegen dergleichen abgehärtet haben, immer eine große Rührung koſten wird, wie der Hund Argos beym Homer) iſt derſelbe Bayardo, der gleich zu Anfang des Orlando furioſo ſo klug, gewandt und ſtark erſcheint. Hat dieß treffliche Roß etwa keinen Karakter, weil die Motive ſeiner Handlungen nicht gründlich genug nach der Pferdepſychologie zergliedert worden ſind? Das iſt nun ſo die Art der Poeſie, daß ſie die lebendigen Kräfte hinſtellt, unbekümmert um das Problem, warum ihre Eigenthümlichkeit grade dieſe und keine andre iſt. Wenn nicht ein geheimer Grund zu einem beſtimmten Daſeyn in ihnen läge, ſo wären es ja eben keine Naturen.

In der wunderſamen Liebesgeſchichte der ſchönen Magelone und des Grafen Peter

aus der Provence hat sich der Erzähler eine zu schwere Aufgabe gemacht, die vielleicht nicht rein zu lösen war. Die Anlage ist einfältig,

Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit;

aber diesen Gang der Begebenheiten sollte nun ein Spiel der Empfindungen entfaltend begleiten, das nur über den Liebenden schwebt, und sich ihnen nicht recht aneignen will. Jene schlichten Sitten und der reiche Ausdruck einer Schwärmerey, die alle Gegenstände in ihre glühenden Farben taucht, konnten vermischt, aber nicht völlig verschmelzt werden, und man fühlt das Fremdartige und die Willkühr der Zusammenstellung. Zwar die Poesie ist die gemeinschaftliche Zunge aller Zeiten, Geschlechter, Alter und Sitten; und wenn sich die innre Regung in Gesang ausathmet, findet sie in einer höhern Region die Simplicität wieder, die ihr unter dem rednerischen Bemühen, sich in der gewöhnlichen Sprache vollständig mitzutheilen, verloren gegangen war. Die eben gerügte Mishelligkeit erstreckt sich also nicht auf die zahlreich eingestreueten Lieder. Hätte der Dichter den lyrischen Theil der Darstellung ganz auf sie versparen, und noch mehr eine Erzählung mit Gesang (eine Gattung, von der sich eben so wohl eine mannichfaltige Bearbeitung denken läßt, als von dem Schauspiele mit Gesang) daraus machen können, als schon geschehn ist, so hätte für den veränderten Punkt der Betrachtung gewiß alles an Wahrheit und Harmonie gewonnen. Allein auch wie es jetzt steht, fehlt es nicht an beste

chenden Reizen: die Poeſie geht nie ſo in das Blühende und Üppige über, daß nicht eine leichtere Fülle ſichtbar bliebe und ihre Bilder geſtaltet eine nicht bloß fruchtbare, ſondern beflügelten Phantaſie.

Die reifſten Stücke in der Sammlung ſcheinen mir Ritter Blaubart und der blonde Eckbert, jenes unter den dramatiſchen, dieſes unter den erzählten: es läßt ſich daraus ungefähr abnehmen, was Tieck in beyden Gattungen leiſten kann, ohne daß ich entſcheiden möchte, zu welcher ihn ſeine Anlagen mehr hinneigen. Die Umgebungen, wodurch das Ammenmährchen Blaubart zum Umfange eines Schauſpiels erweitert iſt, ſind mit Einſicht und Schicklichkeit gewählt: nichts ablenkendes und ſtörendes, wenn auch manches entbehrliche iſt in die Zuſammenſetzung aufgenommen worden. Die Figuren ſind beſtimmt gezeichnet, vielleicht durch zu ſchneidende Gränzen geſondert: wenn man nicht darauf etwas rechnen will, daß, da die ganze Erdichtung der ungeübteſten Faſſungskraft entgegen kommt, auch die einzelnen Gegenſtände in ihr leichter erkennbar ſeyn müſſen, als in einer erwachſenen Welt. Das Wunderbare iſt in eine vertrauliche Nähe gerückt, der Dialog iſt ungezwungen und ohne Anmaßung, und die Handlung bewegt ſich in leichten Wendungen fort, bis ſie zu den entſcheidenden Momenten gelangt, wo die Beſonnenheit, in der wir durch eine heitre Gegenwart immer erhalten werden, in eine lebhaftere Theilnahme übergehen kann. Die Neugier der Agnes nach dem verbotnen Zimmer ſteigt mit großer Wahrheit

von der ersten unmerklichen Anmuthung durch alle Grade hindurch bis zu einem unwiderstehlichen Gelüste, ohne daß sich der Dichter auch nur einen Augenblick zu lange dabey verweilt hätte. Durch die Behandlung der folgenden Szenen hat er gezeigt, daß er selbst eine volle tragische Wirkung zu erreichen fähig ist, wo sie, wie durch den Schrecken geschieht, unmittelbar die Fantasie berührt. Es ist ein meisterhafter Zug, wie Agnes in ihrem zerrütteten Zustande zu sehn glaubt, daß sich das Gesicht der Alten während der Gespenstergeschichte verzerre; und eben so ergreifend offenbart sich überhaupt ihre Angst, ohne in ein widerwärtiges Grausen überzugehn.

Im blonden Ekbert werden ebenfalls Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erscheinungen Theil hat, und die um so überraschender treffen, weil sie nicht mit großen Zurüstungen herbeygeführt werden. Durch die ganze Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes herrühren kann, welcher „die Gestalten unbekannter Dinge' bis zur hellen Anschaulichkeit und Einzelnheit Rede stehn, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisirte Poesie. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freyheit, ihres rhythmischen Fortschrittes, und ihres schön entfaltenden Überflusses hat, für unsre Sprache wenigstens, Goethe entdeckt: und die Art wie Tieck seinen Styl, besonders im Wilhelm Meister und in dem goldnen Mährchen, dem Mährchen par

excellence, ſtudirt haben muß, um es ihm ſo weit abzulernen, würde allein ſchon ſeinen Sinn für dichteriſche Kunſt bewähren.

Die ſchmeichelnden kleinen Lieder habe ich oben bey Gelegenheit der Magelone erwähnt; auch in den andern Stücken ſind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt ein eigner Zauber in ihnen, deſſen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben verſuchen kann. Die Sprache hat ſich gleichſam alles Körperlichen begeben, und löſt ſich in einen geiſtigen Hauch auf. Die Worte ſcheinen kaum ausgeſprochen zu werden, ſo daß es faſt noch zarter wie Geſang lautet: wenigſtens iſt es die unmittelbarſte und unauflöslichſte Verſchmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die wunderbaren Melodien nicht unverſtanden vorüber. Vielmehr iſt dieſe Lyrik in ihrer heimlichen Beſchränkung höchſt dramatiſch; der Dichter darf nur eben die Situazion andeuten, und dann den ſüßen Flötenton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In dieſen klaren Thautropfen der Poeſie ſpiegelt ſich alle die jugendliche Sehnſucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der friſche Glanz der Morgenſonne enthüllt, und der ſchwülere Mittag wieder mit Dunſt umgiebt; die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieſes Helldunkel ſchwebt und wechſelt darin: ein Gefühl, das nur aus der innerſten Seele kommen kann, und doch leicht und loſe in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Bruſt weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne

leiſe herüberhallen. Es iſt der romantiſche Ausdruck der wahrſten Innigkeit, ſchlicht und fantaſtiſch zugleich.

Um mehr als alles bisher geſagte in eins zuſammenzufaſſen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähnliche Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu der Nachbildung der Goetheſchen Poeſie hinzunimmt, daß Tieck nach dem Beyſpiele deſſelben Meiſters in dem Prolog die Hans-Sachſiſche Manier glücklich genug auf neuere Gegenſtände angewendet, ſo ſieht man, daß er ſein Vorbild eben ſo wenig einſeitig gefaßt hat, als er ihm ohne ſelbſtändige Aneignung nachgefolgt iſt. Er verbindet damit ein tiefes und vertrautes Studium Shakſpeare's (für den Goethe ein neues Medium der Erkenntniß geworden iſt; ſo daß nun von beyden gemeinſchaftlich eine Dichterſchule ausgehn kann) und eben das, was ihn für die Entwickelung ſeiner Anlagen ſo richtig leitete, läßt hoffen, daß er ſie auch vor ungünſtigen Einflüſſen zu bewahren wiſſen wird. Seine Einbildungskraft, die ſich im William Lovell zum Theil in trüben Fantomen herumtrieb und ihre Flüge verſchwendete, iſt ſeitdem auffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchgedrungen. Das Trauerſpiel Karl von Bernek und ſonſt hie und da Spuren von Gewölk gehören nach dem erſten Morgennebel an. In jenem weniger das Einzelne als die Kraftloſigkeit des Ganzen. Man ſchreibt freylich die Trauerſpiele nicht ſo obenhin: in dieſer Gattung artet allzugroße Leichtigkeit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus.

Enthaltſamkeit und Mäßigung, ſeltne Eigenſchaften bey jungen Dichtern, ſind dem Verfaſſer der Volksmährchen ſo natürlich, daß ſie für ihn keiner beſondern Empfehlung bedürfen; deſto mehr hat er die zweyte Hälfte von dem Rath ſeines Freundes Shakſpeare zu beherzigen, der, wie er dem Schauſpieler ermahnt hat, niemals die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten, zu der erſten Warnung vor dem „Overdone“ ſogleich die zweyte vor dem „Come tardy off“ hinzufügt. Er vergeſſe nicht, daß alle Wirkung der Kunſt einem Brennpunkte gleicht, dieſſeits und jenſeits deſſen es nicht zündet, er behalte immer ihr Höchſtes vor Augen, und achte ſein ſchönes Talent genug, um nichts geringeres leiſten zu wollen, als das Beſte was er vermag. Er ſammle ſich, er dränge zuſammen, und ziehe auch die äußere Formen vor, welche von ſelbſt dazu nöthigen.

Athenaeum.

Erſten Bandes Zweytes Stück.

I. Fragmente.

Ueber keinen Gegenstand philosophiren sie seltner als über die Philosophie.

Die Langeweile gleicht auch in ihrer Entstehungsart der Stickluft, wie in den Wirkungen. Beyde entwickeln sich gern, wo eine Menge Menschen im eingeschloßnen Raum beysammen ist.

Kant hat den Begriff des Negativen in die Weltweisheit eingeführt. Sollte es nicht ein nützlicher Versuch seyn, nun auch den Begrif des Positiven in die Philosophie einzuführen?

Zum großen Nachtheil der Theorie von den Dichtarten vernachläßigt man oft die Unterabtheilungen der Gattungen. So theilt sich zum Beyspiel die Naturpoesie in die natürliche und in die künstliche, und die Volkspoesie in die Volkspoesie für das Volk und in die Volkspoesie für Standespersonen und Gelehrte.

Was gute Gesellschaft genannt wird, ist meistens nur eine Mosaik von geschliffnen Karikaturen.

Manche haben es in Herrmann und Dorothea als einen großen Mangel an Delikatesse getadelt, daß der Jüngling seiner Geliebten, einer verarmten Bäurin, verstellter Weise den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner guten Eltern zu kommen. Diese Kritiker mögen übel mit ihrem Gesinde umgehen.

Ihr verlangt immer neue Gedanken? Thut etwas neues, so läßt sich etwas neues darüber sagen.

Gewissen Lobrednern der vergangnen Zeiten unsrer Litteratur darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: wir rühmen uns viel besser zu seyn denn unsre Väter.

Zum Glück wartet die Poesie eben so wenig auf die Theorie, als die Tugend auf die Moral, sonst hätten wir fürs erste keine Hoffnung zu einem Gedicht.

Die Pflicht ist Kants Eins und Alles. Aus Pflicht der Dankbarkeit behauptet er, müsse man die Alten vertheidigen und schätzen; und nur aus Pflicht ist er selbst ein großer Mann geworden.

Der Parisischen schönen Welt haben Geßners Idyllen grade so gefallen, wie der an haut gout gewöhnte Gaum sich manchmal an Milchspeisen labt.

Man hat von manchem Monarchen gesagt: er würde ein sehr liebenswürdiger Privatmann gewesen seyn, nur zum Könige habe er nicht getaugt. Verhält es sich etwa mit der Bibel eben so? Ist sie auch bloß ein liebenswürdiges Privatbuch, das nur nicht Bibel seyn sollte?

Wenn junge Personen beyderley Geschlechts nach einer lustigen Musik zu tanzen wissen, so fällt es ihnen gar nicht ein, deshalb über die Tonkunst urtheilen zu wollen. Warum haben die Leute weniger Respekt vor der Poesie?

Schöner Muthwille im Vortrage ist das Einzige was die poetische Sittlichkeit lüsterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit wenn sich nicht überschäumende Fülle der Lebenskraft in ihnen offenbart. Die Einbildungskraft muß ausschweifen wollen, nicht dem herrschenden Hange der Sinne knechtisch nachzugeben gewohnt seyn. Und doch findet man unter uns meistens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichsten; hingegen hat man das stärkste in dieser Art verziehen, wenn es mit einer fantastischen Mystik der Sinnlichkeit umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde!

Der Selbstmord ist gewöhnlich nur eine Begebenheit, selten eine Handlung. Ist es das erste, so hat der Thäter immer Unrecht, wie ein Kind, das sich

emanzipiren will. Iſt es aber eine Handlung, ſo kann vom Recht gar nicht die Frage ſeyn, ſondern nur von der Schicklichkeit. Denn dieſer allein iſt die Willkühr unterworfen, welche alles beſtimmen ſoll was in den reinen Geſetzen nicht beſtimmt werden kann, wie das Jetzt, und das Hier, und alles beſtimmen darf, was nicht die Willkühr andrer, und dadurch ſie ſelbſt vernichtet. Es iſt nie Unrecht, freywillig zu ſterben, aber oft unanſtändig, länger zu leben.

Wenn das Weſen des Cynismus darin beſteht, der Natur vor der Kunſt, der Tugend vor der Schönheit und Wiſſenſchaft den Vorzug zu geben; unbekümmert um den Buchſtaben, auf den der Stoiker ſtreng hält, nur auf den Geiſt zu ſehen, allen ökonomiſchen Werth und politiſchen Glanz unbedingt zu verachten, und die Rechte der ſelbſtändigen Willkühr tapfer zu behaupten: ſo dürfte der Chriſtianismus wohl nichts anders ſeyn, als univerſeller Cynismus.

Die dramatiſche Form kann man wählen aus Hang zur ſyſtematiſchen Vollſtändigkeit, oder um Menſchen nicht blos darzuſtellen, ſondern nachzuahmen und nachzumachen, oder aus Bequemlichkeit, oder aus Gefälligkeit für die Muſik, oder auch aus reiner Freude am Sprechen, und Sprechen laſſen.

Es giebt verdiente Schriftſteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben,

sie aber da fixiren wollen, wo die Kraft sie selbst verließ. Dieß ist umsonst: wer einmal thöricht, oder edel, sich bestrebt hat, in den Gang des menschlichen Geistes mit einzugreifen, muß mit fort, oder er ist nicht besser dran als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts setzen will.

Das sicherste Mittel unverständlich oder vielmehr misverständlich zu seyn, ist, wenn man die Worte in ihrem ursprünglichen Sinne braucht; besonders Worte aus den alten Sprachen.

Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftstellern von Profession herrühren. In Frankreich wird dieser Stand seit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bey uns galt man ehedem weniger als nichts wenn man bloß Schriftsteller war. Noch jezt regt sich dieß Vorurtheil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beyspiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftstellerey ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerey, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft und eine Tugend.

Die Kantische Philosophie gleicht dem untergeschobnem Briefe, den Maria in Shakspeare's Was ihr wollt, dem Malvolio in den Weg legt. Nur mit dem Unterschiede, daß es in Deutschland zahllose philosophische Malvolios giebt, die nun die Kniegürtel

kreuzweiſe binden, gelbe Strümpfe tragen, und immer fort fantaſtiſch lächeln.

Ein Projekt iſt der ſubjektive Keim eines werdenden Objekts. Ein vollkommnes Projekt müßte zugleich ganz ſubjektiv, und ganz objektiv, ein untheilbares und lebendiges Individuum ſeyn. Seinem Urſprunge nach, ganz ſubjektiv, original, nur grade in dieſem Geiſte möglich; ſeinem Charakter nach ganz objektiv, phyſiſch und moraliſch nothwendig. Der Sinn für Projekte, die man Fragmente aus der Zukunft nennen könnte, iſt von dem Sinn für Fragmente aus der Vergangenheit nur durch die Richtung verſchieden, die bei ihm progreſſiv, bei jenem aber regreſſiv iſt. Das Weſentliche iſt die Fähigkeit, Gegenſtände unmittelbar zugleich zu idealiſiren, und zu realiſiren, zu ergänzen, und theilweiſe in ſich auszuführen. Da nun tranſcendental eben das iſt, was auf die Verbindung oder Trennung des Idealen und des Realen Bezug hat; ſo könnte man wohl ſagen, der Sinn für Fragmente und Projekte ſey der tranſcendentale Beſtandtheil des hiſtoriſchen Geiſtes.

Es wird manches gedruckt, was beſſer nur geſagt würde, und zuweilen etwas geſagt was ſchicklicher gedruckt wäre. Wenn die Gedanken die beſten ſind, die ſich zugleich ſagen und ſchreiben laſſen, ſo iſts wohl der Mühe werth, zuweilen nachzuſehen, was ſich von dem Geſprochnen ſchreiben, und was ſich von dem Geſchriebnen drucken läßt. Anmaßend iſt es

freylich, noch bey Lebzeiten Gedanken zu haben, ja bekannt zu machen. Ganze Werke zu schreiben ist ungleich bescheidner, weil sie ja wohl bloß aus andern Werken zusammengesetzt seyn können, und weil dem Gedanken da auf den schlimmsten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu lassen, und sich demüthig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken sind gezwungen, einen Werth für sich haben zu wollen, und müßen Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu seyn. Das einzige, was eine Art von Trost dagegen giebt, ist, daß nichts anmaßender seyn kann, als überhaupt zu existiren, oder gar auf eine bestimmte selbständige Art zu existiren. Aus dieser ursprünglichen Grundanmaßung folgen nun doch einmal alle abgeleiteten, man stelle sich wie man auch will.

Viele Werke der Alten sind Fragmente geworden. Viele Werke der Neuern sind es gleich bey der Entstehung.

Nicht selten ist das Auslegen ein Einlegen des Erwünschten, oder des Zweckmäßigen, und viele Ableitungen sind eigentlich Ausleitungen. Ein Beweis, daß Gelehrsamkeit und Spekulazion der Unschuld des Geistes nicht so schädlich sind, als man uns glauben machen will. Denn ist es nicht recht kindlich, froh über das Wunder zu erstaunen, das man selbst veranstaltet hat?

Die Deutſchheit iſt wohl darum ein Lieblingsgegenſtand der Charakteriſeurs, weil eine Nazion je weniger ſie fertig, um ſo mehr ein Gegenſtand der Kritik iſt, und nicht der Hiſtorie.

Die meiſten Menſchen ſind, wie Leibnitzens mögliche Welten, nur gleichberechtigte Prätendenten der Exiſtenz. Es giebt wenig Exiſtenten.

Folgendes ſcheinen nächſt der vollendeten Darſtellung des kritiſchen Idealismus, die immer das Erſte bleibt, die wichtigſten Deſiderata der Philoſophie zu ſeyn: eine materiale Logik, eine poetiſche Poetik, eine poſitive Politik, eine ſyſtematiſche Ethik, und eine praktiſche Hiſtorie.

Witzige Einfälle ſind die Sprüchwörter der gebildeten Menſchen.

Ein blühendes Mädchen iſt das reizendſte Symbol vom reinen guten Willen.

Prüderie iſt Prätenſion auf Unſchuld, ohne Unſchuld. Die Frauen müſſen wohl prüde bleiben, ſo lange Männer ſentimental, dumm und ſchlecht genug ſind, ewige Unſchuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fodern. Denn Unſchuld iſt das Einzige, was Bildungsloſigkeit adeln kann.

Man ſoll Witz haben, aber nicht haben wollen; ſonſt entſteht Witzeley, Alexandriniſcher Styl in Witz.

Es iſt weit ſchwerer, andre zu veranlaſſen, daß ſie gut reden, als ſelbſt gut zu reden.

Faſt alle Ehen ſind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr proviſoriſche Verſuche, und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Weſen, nicht nach den Paradoxen dieſes oder jenes Syſtems, ſondern nach allen geiſtlichen und weltlichen Rechten darin beſteht, daß mehre Perſonen nur Eine werden ſollen. Ein artiger Gedanke, deſſen Realiſirung jedoch viele und große Schwierigkeiten zu haben ſcheint. Schon darum ſollte die Willkühr, die wohl ein Wort mitreden darf, wenn es darauf ankommt, ob einer ein Individuum für ſich, oder nur der integrante Theil einer gemeinſchaftlichen Perſonalität ſeyn will, hier ſo wenig als möglich beſchränkt werden: und es läßt ſich nicht abſehen, was man gegen eine Ehe à quatre gründliches einwenden könnte. Wenn aber der Staat gar die misglückten Eheverſuche mit Gewalt zuſammenhalten will, ſo hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe ſelbſt, die durch neue, vielleicht glücklichere Verſuche befördert werden könnte.

Der Cyniker dürfte eigentlich gar keine Sachen haben: denn alle Sachen die ein Menſch hat, haben ihn doch in gewiſſen Sinne wieder. Es kömmt alſo

nur darauf an, die Sachen so zu haben, als ob man sie nicht hätte. Noch künstlicher und noch cynischer ists aber, die Sachen so nicht zu haben, als ob man sie hätte.

Niemand beurtheilt eine Dekorazionsmahlerey und ein Altarblatt, eine Operette und eine Kirchenmusik, eine Predigt und eine philosophische Abhandlung nach demselben Maßstabe. Warum macht man also an die rhetorische Poesie, welche nur auf der Bühne existirt, Foderungen, die nur durch höhere dramatische Kunst erfüllt werden können?

Manche witzige Einfälle sind wie das überraschende Wiedersehen zwey befreundeter Gedanken nach einer langen Trennung.

Die Geduld, sagte S., verhält sich zu Chamforts état d'epigramme wie die Religion zur Philosophie.

Die meisten Gedanken sind nur Profile von Gedanken. Diese muß man umkehren, und mit ihren Antipoden synthesiren. Viele philosophische Schriften, die es sonst nicht haben würden, erhalten dadurch ein großes Interesse.

Noten zu einem Gedicht, sind wie anatomische Vorlesungen über einen Braten.

Die welche Profession davon gemacht haben, den Kant zu erklären, waren entweder solche, denen es an einem Organ fehlte, um sich von den Gegenständen den über die Kant geschrieben hat, einige Notiz zu verschaffen; oder solche, die nur das kleine Unglück hatten, niemand zu verstehen als sich selbst; oder solche, die sich noch verworrener ausdrückten als er.

Gute Dramen müssen drastisch seyn.

Die Philosophie geht noch zu sehr grade aus, ist noch nicht cyklisch genug.

Jede philosophische Rezension, sollte zugleich Philosophie der Rezensionen seyn.

Neu, oder nicht neu, ist das, wornach auf dem höchsten und niedrigsten Standpunkte, dem Standpunkte der Geschichte, und dem der Neugierde, bey einem Werk gefragt wird.

Ein Regiment Soldaten en parade ist nach der Denkart mancher Philosophen ein System.

Kritisch heißt die Philosophie der Kantianer wohl per antiphrasin; oder es ist ein epitheton ornans.

Mit den größten Philosophen geht mirs, wie dem Plato mit den Spartanern. Er liebte und ach-

tete ſie unendlich, aber er klagt immer, daß ſie überall auf halbem Wege ſtehn geblieben wären.

Die Frauen werden in der Poeſie eben ſo ungerecht behandelt, wie im Leben. Die weiblichen ſind nicht idealiſch, und die idealiſchen ſind nicht weiblich.

Wahre Liebe ſollte ihrem Urſprunge nach, zugleich ganz willkührlich und ganz zufällig ſeyn, und zugleich nothwendig und frey ſcheinen; ihrem Charakter nach aber zugleich Beſtimmung und Tugend ſeyn, ein Geheimniß, und ein Wunder ſcheinen.

Naiv iſt, was bis zur Ironie, oder bis zum ſteten Wechſel von Selbſtſchöpfung und Selbſtvernichtung natürlich, individuell oder klaſſiſch iſt, oder ſcheint. Iſt es bloß Inſtinkt, ſo iſts kindlich, kindiſch, oder albern; iſts bloß Abſicht, ſo entſteht Affektazion. Das ſchöne, poetiſche, idealiſche Naive muß zugleich Abſicht, und Inſtinkt ſeyn. Das Weſen der Abſicht in dieſem Sinne iſt die Freyheit. Bewußtſeyn iſt noch bey weitem nicht Abſicht. Es giebt ein gewiſſes verliebtes Anſchauen eigner Natürlichkeit oder Albernheit, das ſelbſt unſäglich albern iſt. Abſicht erfordert nicht gerade einen tiefen Calcul oder Plan. Auch das Homeriſche Naive iſt nicht bloß Inſtinkt: es iſt wenigſtens ſo viel Abſicht darin, wie in der Anmuth lieblicher Kinder, oder unſchuldiger Mädchen. Wenn

Er auch keine Absichten hatte, so hat doch seine Poesie und die eigentliche Verfasserin derselben, die Natur, Absicht.

Es giebt eine eigne Gattung Menschen, bey denen die Begeistrung der Langenweile, die erste Regung der Philosophie ist.

Es ist gleich tödtlich für den Geist, ein System zu haben, und keins zu haben. Er wird sich also wohl entschließen müßen, beydes zu verbinden.

Man kann nur Philosoph werden, nicht es seyn. So bald man es zu seyn glaubt, hört man auf es zu werden.

Es giebt Klassifikazionen, die als Klassifikazionen schlecht genug sind, aber ganze Nazionen und Zeitalter beherrschen, und oft äußerst charakteristisch und wie Centralmonaden eines solchen historischen Individuums sind. So die griechische Eintheilung aller Dinge in göttliche und menschliche, die sogar eine Homerische Antiquität ist. So die Römische Eintheilung in Zu Haus, und Im Kriege. Bey den Neuern redet man immer von dieser und jener Welt, als ob es mehr als eine Welt gäbe. Aber freylich ist bey ihnen auch das meiste so isolirt und getrennt wie ihre Diese und Jene Welt.

Da die Philoſophie jetzt alles was ihr vorkömmt kritiſirt, ſo wäre eine Kritik der Philoſophie nichts als eine gerechte Repreſſalie.

Mit dem Schriftſtellerruhm iſt es oft wie mit Frauengunſt, und Gelderwerb. Iſt nur erſt ein guter Grund gelegt, ſo folgt das übrige von ſelbſt. Viele heißen durch Zufall groß. „Es iſt alles Glück nur Glück;“ iſt das Reſultat mancher litterariſchen Phänomene nicht minder als der meiſten politiſchen.

An das Herkommen glaubend, und immer um neue Tollheiten bemüht; nachahmungsſüchtig und ſtolz auf Selbſtändigkeit, unbeholfen in der Oberflächlichkeit, und bis zur Gewandtheit geſchickt im tief- oder trübſinnig Schwerfälligen; von Natur platt, aber dem Streben nach tranſcendent in Empfindungen und Anſichten; in ernſthafter Behaglichkeit gegen Witz und Muthwillen durch einen heiligen Abſcheu verſchanzt; auf die große Maſſe welcher Litteratur möchten dieſe Züge etwa paſſen?

Die ſchlechten Schriftſteller klagen viel über Tyranney der Rezenſenten; ich glaube dieſe hätten eher die Klage zu führen. Sie ſollen ſchön, geiſtvoll, vortrefflich finden, was nichts von dem allen iſt; und es ſtößt ſich nur an dem kleinen Umſtande der Macht, ſo gingen die Rezenſirten eben ſo mit ihnen um wie Dionyſius mit den Tadlern ſeiner Verſe. Ein Kotzebue hat dieß ja laut bekannt. Auch ließen ſich die neuen

Produkte von kleinen Dionyſen dieſer Art hinreichend mit den Worten anzeigen: Führt mich wieder in die Latomien.

Die Unterthanen in einigen Ländern rühmen ſich einer Menge Freyheiten, die ihnen alle durch die Freyheit entbehrlich werden würden. So legt man wohl nur deswegen einen ſo großen Nachdruck auf die Schönheiten mancher Gedichte, weil ſie keine Schönheit haben. Sie ſind im einzelnen kunſtvoll, aber im Ganzen keine Kunſtwerke.

Die wenigen Schriften welche gegen die Kantiſche Philoſophie exiſtiren, ſind die wichtigſten Dokumente zur Krankheitsgeſchichte des geſunden Menſchenverſtandes. Dieſe Epidemie, welche in England entſtanden iſt, drohte einmal ſogar die Deutſche Philoſophie anſtecken zu wollen.

Das Drucken laſſen verhält ſich zum Denken, wie eine Wochenſtube zum erſten Kuß.

Jeder ungebildete Menſch iſt die Karikatur von ſich ſelbſt.

Moderantismus iſt Geiſt der kaſtrirten Illiberalität.

Viele Lobredner beweiſen die Größe ihres Abgottes antithetiſch, durch die Darlegung ihrer eignen Kleinheit.

Wenn der Autor dem Kritiker gar nichts mehr zu antworten weiß, ſo ſagt er ihm gern: Du kannſt es doch nicht beſſer machen. Das iſt eben, als wenn ein dogmatiſcher Philoſoph dem Skeptiker vorwerfen wollte, daß er kein Syſtem erfinden könne.

Es wäre illiberal, nicht vorauszuſetzen, ein jeder Philoſoph ſey liberal, und folglich rezenſibel; ja es nicht zu fingiren, wenn man auch das Gegentheil weiß. Aber anmaßend wäre es, Dichter eben ſo zu behandeln; es müßte denn einer durch und durch Poeſie und gleichſam ein lebendes und handelndes Kunſtwerk ſeyn.

Nur der Kunſtliebhaber liebt wirklich die Kunſt, der auf einige ſeiner Wünſche völlig Verzicht thun kann, wo er andre ganz befriedigt findet, der auch das Liebſte noch ſtreng würdigen mag, der ſich im Nothfall Erklärungen gefallen läßt, und Sinn für Kunſtgeſchichte hat.

Die Pantomimen der Alten haben wir nicht mehr. Dagegen iſt aber die ganze Poeſie jetzt pantomimiſch.

Wo ein öffentlicher Ankläger auftreten ſoll, muß ſchon ein öffentlicher Richter vorhanden ſeyn.

Man redet immer von der Störung, welche die Zergliederung des Kunstschönen dem Genuß des Liebhabers verursachen soll. So der rechte Liebhaber läßt sich wohl nicht stören!

Uebersichten des Ganzen, wie sie jetzt Mode sind, entstehen, wenn einer alles Einzelne übersieht, und dann summirt.

Sollte es mit der Bevölkerung nicht seyn wie mit der Wahrheit, wo das Streben, wie man sagt, mehr werth ist als die Resultate?

Nach dem verderbten Sprachgebrauche bedeutet Wahrscheinlich so viel, als Beynah wahr, oder Etwas wahr, oder was noch vielleicht einmal wahr werden kann. Das alles kann das Wort aber schon seiner Bildung nach, gar nicht bezeichnen. Was wahr scheint, braucht darum auch nicht im kleinsten Grade wahr zu seyn: aber es muß doch positiv scheinen. Das Wahrscheinliche ist der Gegenstand der Klugheit, des Vermögens unter den möglichen Folgen freyer Handlungen die wirklichen zu errathen, und etwas durchaus subjektives. Was einige Logiker so genannt und zu berechnen versucht haben, ist Möglichkeit.

Die formale Logik und die empirische Psychologie sind philosophische Grotesken. Denn das Interessante einer Arithmetik der vier Species oder einer

Experimentalphysik des Geistes kann doch nur in dem Kontrast der Form und des Stoffs liegen.

Die intellektuale Anschauung ist der kategorische Imperativ der Theorie.

Ein Dialog ist eine Kette, oder ein Kranz von Fragmenten. Ein Briefwechsel ist ein Dialog in vergrößertem Maßstabe, und Memorabilien sind ein System von Fragmenten. Es giebt noch keins was in Stoff und Form fragmentarisch, zugleich ganz subjektiv und individuell, und ganz objektiv und wie ein nothwendiger Theil im System aller Wissenschaften wäre.

Das Nichtverstehen kommt meistens gar nicht vom Mangel an Verstande, sondern vom Mangel an Sinn.

Die Narrheit ist bloß dadurch von der Tollheit verschieden, daß sie willkührlich ist wie die Dummheit. Soll dieser Unterschied nicht gelten, so ists sehr ungerecht einige Narren einzusperren, während man andre ihr Glück machen läßt. Beyde sind dann nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden.

Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.

Die meisten Menschen wissen von keiner andern Würde, als von repräsentativer; und doch haben nur

ſo äußerſt wenige Sinn für repräſentativen Werth. Was auch für ſich gar nichts iſt, wird doch Beytrag zur Charakteriſtik irgend einer Gattung ſeyn, und in dieſer Rückſicht könnte man ſagen: Niemand ſey unintereſſant.

Die Demonſtrazionen der Philoſophie ſind eben Demonſtrazionen im Sinne der militäriſchen Kunſtſprache. Mit den Dedukzionen ſteht es auch nicht beſſer wie mit den politiſchen; auch in den Wiſſenſchaften beſetzt man erſt ein Terrain, und beweiſt dann hinterdrein ſein Recht daran. Auf die Definizionen läßt ſich anwenden, was Chamfort von den Freunden ſagte, die man ſo in der Welt hat. Es giebt drey Arten von Erklärungen in der Wiſſenſchaft: Erklärungen, die uns ein Licht oder einen Wink geben; Erklärungen, die nichts erklären; und Erklärungen, die alles verdunkeln. Die rechten Definizionen laſſen ſich gar nicht aus dem Stegreiſe machen, ſondern müßen einem von ſelbſt kommen; eine Definizion die nicht witzig iſt, taugt nichts, und von jedem Individuum giebt es doch unendlich viele reale Definizionen. Die nothwendigen Förmlichkeiten der Kunſtphiloſophie arten aus in Etikette und Luxus. Als Legitimazion und Probe der Virtuoſität haben ſie ihren Zweck und Werth, wie die Bravourarien der Sänger, und das Lateinſchreiben der Philologen. Auch machen ſie nicht wenig rhetoriſchen Effekt. Die Hauptſache aber bleibt doch immer, daß man etwas weiß, und daß man es ſagt. Es beweiſen oder gar erklä-

ren wollen, ist in den meisten Fällen herzlich überflüßig. Der kategorische Styl der Gesetze der zwölf Tafeln, und die thetische Methode, wo die reinen Fakta der Reflexion ohne Verhüllung, Verdünnung und künstliche Verstellung wie Texte für das Studium oder die Symphilosophie da stehen, bleibt der gebildeten Naturphilosophie die angemessenste. Soll beydes gleich gut gemacht werden, so ist es unstreitig viel schwerer behaupten, als beweisen. Es giebt Demonstrazionen die Menge, die der Form nach vortrefflich sind, für schiefe und platte Sätze. Leibniz behauptete, und Wolf bewies. Das ist genug gesagt.

Der Satz des Widerspruchs ist auch nicht einmal das Prinzip der Analyse, nemlich der-absoluten, die allein den Namen verdient, der chemischen Dekomposizion eines Individuums in seine schlechthin einfachen Elemente.

Subjektiv betrachtet, fängt die Philosophie doch immer in der Mitte an, wie das epische Gedicht.

Grundsätze sind fürs Leben, was im Kabinet geschriebene Instrukzionen für den Feldherrn.

Ächtes Wohlwollen geht auf Beförderung fremder Freyheit, nicht auf Gewährung thierischer Genüsse.

Das Erste in der Liebe ist der Sinn für einander, und das Höchste, der Glauben an einander.

Hingebung iſt der Ausdruck des Glaubens, und Genuß kann den Sinn beleben und ſchärfen, wenn auch nicht hervorbringen, wie die gemeine Meynung iſt. Darum kann die Sinnlichkeit ſchlechte Menſchen auf eine kurze Zeit täuſchen, als könnten ſie ſich lieben.

Es giebt Menſchen, deren ganze Thätigkeit darin beſteht, immer Nein zu ſagen. Es wäre nichts kleines, immer recht Nein ſagen zu können, aber wer weiter nichts kann, kann es gewiß nicht recht. Der Geſchmack dieſer Reganten iſt eine tüchtige Schere, um die Extremitäten des Genies zu ſäubern; ihre Aufklärung eine große Lichtputze für die Flamme des Enthuſiasmus; und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmäßige Luſt und Liebe.

Die Kritik iſt das einzige Surrogat der von ſo manchen Philoſophen vergeblich geſuchten und gleich unmöglichen moraliſchen Mathematik und Wiſſenſchaft des Schicklichen.

Der Gegenſtand der Hiſtorie iſt das Wirklichwerden alles deſſen, was praktiſch nothwendig iſt.

Die Logik iſt weder die Vorrede, noch das Inſtrument, noch das Formular, noch eine Epiſode der Philoſophie, ſondern eine der Poetik und Ethik entgegengeſetzte, und koordinirte pragmatiſche Wiſſenſchaft, welche von der Foderung der poſitiven Wahr-

heit, und der Vorausſetzung der Möglichkeit eines Syſtems ausgeht.

Ehe nicht die Philoſophen Grammatiker, oder die Grammatiker Philoſophen werden, wird die Grammatik nicht, was ſie bey den Alten war, eine pragmatiſche Wiſſenſchaft und ein Theil der Logik, noch überhaupt eine Wiſſenſchaft werden.

Die Lehre vom Geiſt und Buchſtaben iſt unter andern auch darum ſo intereſſant, weil ſie die Philoſophie mit der Philologie in Berührung ſetzen kann.

Immer hat noch jeder große Philoſoph ſeine Vorgänger, oft ohne ſeine Abſicht, ſo erklärt, daß es ſchien, als habe man ſie vor ihm gar nicht verſtanden.

Einiges muß die Philoſophie einſtweilen auf ewig vorausſetzen, und ſie darf es, weil ſie es muß.

Wer nicht um der Philoſophie willen philoſophirt, ſondern die Philoſophie als Mittel braucht, iſt ein Sophiſt.

Als vorübergehender Zuſtand iſt der Skeptizismus logiſche Inſurrekzion; als Syſtem iſt er Anarchie. Skeptiſche Methode wäre alſo ungefähr wie inſurgente Regierung.

Philoſophiſch iſt Alles, was zur Realiſirung des logiſchen Ideals beyträgt, und wiſſenſchaftliche Bildung hat.

Bey den Ausdrücken, Seine Philoſophie, Meine Philoſophie, erinnert man ſich immer an die Worte im Nathan: „Wem eignet Gott? Was iſt das für ein Gott, der einem Menſchen eignet?“

Poetiſcher Schein iſt Spiel der Vorſtellungen, und Spiel iſt Schein von Handlungen.

Was in der Poeſie geſchieht, geſchieht nie, oder immer. Sonſt iſt es keine rechte Poeſie. Man darf nicht glauben ſollen, daß es jetzt wirklich geſchehe.

Die Frauen haben durchaus keinen Sinn für die Kunſt, wohl aber für die Poeſie. Sie haben keine Anlage zur Wiſſenſchaft, wohl aber zur Philoſophie. An Spekulazion, innerer Anſchauung des Unendlichen fehlts ihnen gar nicht: nur an Abſtrakzion, die ſich weit eher lernen läßt.

Daß man eine Philoſophie annihilirt, wobey ſich der Unvorſichtige leicht gelegentlich ſelbſt mit annihiliren kann, oder daß man ihr zeigt, ſie annihilire ſich ſelbſt, kann ihr wenig ſchaden. Iſt ſie wirklich Philoſophie, ſo wird ſie doch wie ein Phönix aus ihrer eignen Aſche immer wieder aufleben.

Nach dem Weltbegriffe iſt jeder ein Kantianer, der ſich auch für die neueſte deutſche philoſophiſche Litteratur intereſſirt. Nach dem Schulbegriffe iſt nur der ein Kantianer, der glaubt, Kant ſey die Wahrheit, und der, wenn die Königsberger Poſt einmal verunglückte, leicht einige Wochen ohne Wahrheit ſeyn könnte. Nach dem veralteten Sokratiſchen Begriffe, da die, welche ſich den Geiſt des großen Meiſters ſelbſtändig angeeignet, und angebildet hatten, ſeine Schüler hieſſen, und als Söhne ſeines Geiſtes nach ihm genannt wurden, dürfte es nur wenige Kantianer geben.

Schellings Philoſophie, die man kritiſirten Myſticismus nennen könnte, endigt, wie der Prometheus des Aeſchylus, mit Erdbeben und Untergang.

Die moraliſche Würdigung iſt der äſthetiſchen völlig entgegengeſetzt. Dort gilt der gute Wille alles, hier gar nichts. Der gute Wille witzig zu ſeyn, zum Beyſpiel, iſt die Tugend eines Pagliaß. Das Wollen beym Witze darf nur darin beſtehen, daß man die konvenzionellen Schranken aufhebt, und den Geiſt frey läßt. Am witzigſten aber müßte der ſeyn, der es nicht nur ohne es zu wollen, ſondern wider ſeinen Willen wäre, ſo wie der bienfaisant bourru eigentlich der allergutmüthigſte Charakter iſt.

Das ſtillſchweigends vorausgeſetzte, und wirklich erſte Poſtulat aller Kantianiſchen Harmonien der

Evangeliſten, lautet: Kants Philoſophie ſoll mit ſich ſelbſt übereinſtimmen.

Schön iſt, was zugleich reizend und erhaben iſt.

Es giebt eine Mikrologie, und einen Glauben an Autorität, die Charakterzüge der Größe ſind. Das iſt die vollendende Mikrologie des Künſtlers, und der hiſtoriſche Glaube an die Autorität der Natur.

Es iſt ein erhabner Geſchmack, immer die Dinge in der zweyten Potenz vorzuziehn. Z. B. Kopieen von Nachahmungen, Beurtheilungen von Rezenſionen, Zuſätze zu Ergänzungen, Kommentare zu Noten. Uns Deutſchen iſt er vorzüglich eigen, wo es aufs Verlängern ankommt: den Franzoſen, wo Kürze und Leerheit dadurch begünſtigt wird. Ihr wiſſenſchaftlicher Unterricht pflegt wohl die Abkürzung eines Auszugs zu ſeyn, und das höchſte Produkt ihrer poetiſchen Kunſt, ihre Tragödie, iſt nur die Formel einer Form.

Die Lehren welche ein Roman geben will, müſſen ſolche ſeyn, die ſich nur im Ganzen mittheilen, nicht einzeln beweiſen, und durch Zergliederung erſchöpfen laſſen. Sonſt wäre die rhetoriſche Form ungleich vorzüglicher.

Die Philoſophen welche nicht gegen einander ſind, verbindet gewöhnlich nur Sympathie, nicht Symphiloſophie.

Eine Klassifikazion ist eine Definizion, die ein System von Definizionen enthält.

Eine Definizion der Poesie kann nur bestimmen was sie seyn soll, nicht was sie in der Wirklichkeit war und ist; sonst würde sie am kürzesten so lauten: Poesie ist, was man zu irgend einer Zeit, an irgend einem Orte so genannt hat.

Daß es den Adel vaterländischer Festgesänge nicht entwehen kann, wenn sie tüchtig bezahlt werden, beweisen die Griechen und Pindar. Daß aber das Bezahlen nicht allein selig macht, beweisen die Engländer, die wenigstens darin die Alten haben nachahmen wollen. Die Schönheit ist also doch in England nicht käuflich und verkäuflich, wenn auch die Tugend.

Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie, und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie, und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisiren, und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehre Systeme

in ſich enthaltenden Syſteme der Kunſt, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunſtloſen Geſang. Sie kann ſich ſo in das Dargeſtellte verlieren, daß man glauben möchte, poetiſche Individuen jeder Art zu charakteriſiren, ſey ihr Eins und Alles; und doch giebt es noch keine Form, die ſo dazu gemacht wäre, den Geiſt des Autors vollſtändig auszudrücken: ſo daß manche Künſtler, die nur auch einen Roman ſchreiben wollten, von ungefähr ſich ſelbſt dargeſtellt haben. Nur ſie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch ſie am meiſten zwiſchen dem Dargeſtellten und dem Darſtellenden, frey von allem realen und idealen Intereſſe auf den Flügeln der poetiſchen Reflexion in der Mitte ſchweben, dieſe Reflexion immer wieder potenziren und wie in einer endloſen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie iſt der höchſten und der allſeitigſten Bildung fähig: nicht bloß von innen heraus, ſondern auch von außen hinein; indem ſie jedem, was ein Ganzes in ihren Produkten ſeyn ſoll, alle Theile ähnlich organiſirt, wodurch ihr die Ausſicht auf eine gränzenlos wachſende Klaſſizität eröffnet wird. Die romantiſche Poeſie iſt unter den Künſten was der Witz der Philoſophie, und die Geſellſchaft, Umgang, Freundſchaft und Liebe im Leben iſt. Andre Dichtarten ſind fertig, und können nun vollſtändig zergliedert werden. Die romantiſche Dichtart iſt noch im Werden: ja das iſt ihr eigentliches Weſen, daß ſie ewig nur werden, nie vollendet ſeyn kann. Sie kann durch keine Theo-

re erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frey ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkühr des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art, und gleichsam die Dichtkunst selbst ist: denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch seyn.

Werke, deren Ideal für den Künstler nicht eben so viel lebendige Realität, und gleichsam Persönlichkeit hat, wie die Geliebte oder der Freund, blieben besser ungeschrieben. Wenigstens Kunstwerke werden es gewiß nicht.

Es ist nicht einmal ein feiner, sondern eigentlich ein recht grober Kitzel des Egoismus, wenn alle Personen in einem Roman sich um Einen bewegen wie Planeten um die Sonne, der dann gewöhnlich des Verfassers unartiges Schoßkind ist, und der Spiegel und Schmeichler des entzückten Lesers wird. Wie ein gebildeter Mensch nicht bloß Zweck sondern auch Mittel ist für sich und für andre, so sollten auch im gebildeten Gedicht alle zugleich Zweck und Mittel seyn. Die Verfassung sey republikanisch, wobey immer erlaubt bleibt, daß einige Theile aktiv andre passiv seyn.

Auch solche Bilder der Sprache, die bloß Eigensinn scheinen, haben oft tiefe Bedeutung. Was für eine Analogie, könnte man denken, ist wohl zwischen

Maſſen von Gold oder Silber, und Fertigkeiten des Geiſtes, die ſo ſicher und ſo vollendet ſind, daß ſie willkührlich werden, und ſo zufällig entſtanden, daß ſie angebohren ſcheinen können? Und doch fällt es in die Augen, daß man Talente nur hat, beſitzt, wie Sachen, die doch ihren ſoliden Werth behalten, wenn ſie gleich den Inhaber ſelbſt nicht adeln können. Genie kann man eigentlich nie haben, nur ſeyn. Auch giebt es keinen Pluralis von Genie, der hier ſchon im Singularis ſteckt. Genie iſt nemlich ein Syſtem von Talenten.

Den Witz achten ſie darum ſo wenig, weil ſeine Äußerungen nicht lang, und nicht breit genug ſind, denn ihre Empfindung iſt nur eine dunkel vorgeſtellte Mathematik; und weil ſie dabey lachen, welches gegen den Reſpekt wäre, wenn der Witz wahre Würde hätte. Der Witz iſt wie einer, der nach der Regel repräſentiren ſollte, und ſtatt deſſen bloß handelt.

Eine Idee, iſt ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine abſolute Syntheſis abſoluter Antitheſen, der ſtete ſich ſelbſt erzeugende Wechſel zwey ſtreitender Gedanken. Ein Ideal iſt zugleich Idee und Faktum. Haben die Ideale für den Denker nicht ſo viel Individualität wie die Götter des Alterthums für den Künſtler, ſo iſt alle Beſchäftigung mit Ideen nichts als ein langweiliges und mühſames Würfelſpiel mit hohlen Formeln, oder ein nach Art der Chineſiſchen Bonzen, hinbrütendes Anſchauen ſeiner eignen Naſe.

Nichts iſt kläglicher und verächtlicher als dieſe ſentimentale Spekulazion ohne Objekt. Nur ſollte man das nicht Myſtik nennen, da dieß ſchöne alte Wort für die abſolute Philoſophie, auf deren Standpunkte der Geiſt alles als Geheimniß und als Wunder betrachtet, was er aus andern Geſichtspunkten theoretiſch und praktiſch natürlich findet, ſo brauchbar und ſo unentbehrlich iſt. Spekulazion en detail iſt ſo ſelten als Abſtrakzion en gros, und doch ſind ſie es, die allen Stoff des wiſſenſchaftlichen Witzes erzeugen, ſie die Prinzipien der höhern Kritik, die oberſten Stufen der geiſtigen Bildung. Die große praktiſche Abſtrakzion macht die Alten, bey denen ſie Inſtinkt war, eigentlich zu Alten. Umſonſt war es, daß die Individuen das Ideal ihrer Gattung vollſtändig ausdrückten, wenn nicht auch die Gattungen ſelbſt, ſtreng und ſcharf iſolirt, und ihrer Originalität gleichſam frey überlaſſen waren. Aber ſich willkührlich bald in dieſe bald in jene Sphäre, wie in eine andre Welt, nicht bloß mit dem Verſtande und der Einbildung, ſondern mit ganzer Seele verſetzen; bald auf dieſen bald auf jenen Theil ſeines Weſens frey Verzicht thun, und ſich auf einen andern ganz beſchränken; jetzt in dieſem, jetzt in jenem Individuum ſein Eins und Alles ſuchen und finden, und alle übrigen abſichtlich vergeſſen: das kann nur ein Geiſt, der gleichſam eine Mehrheit von Geiſtern, und ein ganzes Syſtem von Perſonen in ſich enthält, und in deſſen Innerm das Univerſum, welches, wie man ſagt, in jeder Monade keimen ſoll, ausgewachſen, und reif geworden iſt.

Wenn Bürgern ein neues Buch von der Art vorkam, die einen weder kalt noch warm macht, so pflegte er zu sagen: es verdiene in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gepriesen zu werden.

Sollte die Poesie nicht unter andern auch deswegen die höchste und würdigste aller Künste seyn, weil nur in ihr Dramen möglich sind?

Wenn man einmal aus Psychologie Romane schreibt oder Romane liest, so ist es sehr inkonsequent, und klein, auch die langsamste und ausführlichste Zergliederung unnatürlicher Lüste, gräßlicher Marter, empörender Infamie, ekelhafter sinnlicher oder geistiger Impotenz scheuen zu wollen.

Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Sympoesie so allgemein und so innig würde, daß es nichts seltnes mehr wäre, wenn mehre sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten. Oft kann man sich des Gedankens nicht erwehren, zwey Geister möchten eigentlich zusammengehören, wie getrennte Hälften, und nur verbunden alles seyn, was sie könnten. Gäbe es eine Kunst, Individuen zu verschmelzen, oder könnte die wünschende Kritik etwas mehr als wünschen, wozu sie überall so viel Veranlassung findet, so möchte ich Jean Paul und Peter Leberecht kombinirt sehen. Grade alles, was jenem fehlt, hat dieser. Jean

Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts fantastische Bildung vereinigt, würden einen vortrefflichen romantischen Dichter hervorbringen.

Alle nazionale und auf den Effekt gemachte Dramen sind romantisirte Mimen.

Klopstock ist ein grammatischer Poet, und ein poetischer Grammatiker.

Nichts ist kläglicher, als sich dem Teufel umsonst ergeben: zum Beyspiel schlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich sind.

Manche Theoristen vergessen bey Fragen, wie die über den Gebrauch des Sylbenmaßes im Drama allzusehr, daß die Poesie überhaupt nur eine schöne Lüge ist, von der es aber dafür auch heißen kann:

Magnanima menzogna, ov' or' è il vero
Si bello, che si possa a te preporre?

Es giebt auch grammatische Mystiker. Moriz war einer.

Der Dichter kann wenig vom Philosophen, dieser aber viel von ihm lernen. Es ist sogar zu befürchten, daß die Nachtlampe des Weisen den irre führen möchte, der gewohnt ist im Licht der Offenbarung zu wandeln.

Dichter ſind doch immer Narziſſe.

Es iſt als wenn die Weiber alles mit eignen Händen machten, und die Männer mit dem Handwerksgeräth.

Das männliche Geſchlecht wird nicht eher durch das weibliche verbeſſert werden, als bis die Geſchlechtsfolge der Nayren nach den Müttern eingeführt ſeyn wird.

Zuweilen nimmt man doch einen Zuſammenhang zwiſchen den getrennten, und oft ſich widerſprechenden Theilen unſrer Bildung gewahr. So ſcheinen die beſſeren Menſchen in unſern moraliſchen Dramen aus den Händen der neueſten Pädagogik zu kommen.

Es giebt Geiſter, denen es bey großer Anſtrengung und beſtimmter Richtung ihrer Kraft an Biegſamkeit fehlt. Sie werden entdecken, aber weniges, und in Gefahr ſeyn dieſe Lieblingsſätze immer zu wiederhohlen. Man bringt nicht tief, wenn man einen Bohrer mit großer Gewalt gegen ein Brett drückt, ohne ihn umzudrehen.

Es giebt eine materiale, enthuſiaſtiſche Rhetorik die unendlich weit erhaben iſt über den ſophiſtiſchen Misbrauch der Philoſophie, die deklamatoriſche Stylübung, die angewandte Poeſie, die improviſirte Politik, welche man mit demſelben Nahmen zu bezeichnen

pflegt. Ihre Bestimmung ist, die Philosophie praktisch zu realisiren, und die praktische Unphilosophie und Antiphilosophie nicht bloß dialektisch zu besiegen, sondern real zu vernichten. Rousseau und Fichte verbieten auch denen, die nicht glauben, wo sie nicht sehen, dieß Ideal für chimärisch zu halten.

Die Tragiker setzen die Szene ihrer Dichtungen fast immer in die Vergangenheit. Warum sollte dieß schlechthin nothwendig, warum sollte es nicht auch möglich seyn, die Szene in die Zukunft zu setzen, wodurch die Fantasie mit einem Streich von allen historischen Rücksichten und Einschränkungen befreyt würde? Aber freylich müßte ein Volk, das die beschämenden Gestalten einer würdigen Darstellung der bessern Zukunft ertragen sollte, mehr als eine republikanische Verfassung, es müßte eine liberale Gesinnung haben.

Aus dem romantischen Gesichtspunkt haben auch die Abarten der Poesie, selbst die ekzentrischen und monströsen, ihren Werth, als Materialien und Vorübungen der Universalität, wenn nur irgend etwas drin ist, wenn sie nur original sind.

Die Eigenschaft des dramatischen Dichters scheint es zu seyn, sich selbst mit freygebiger Großmuth an andere Personen zu verlieren, des lyrischen, mit liebevollem Egoismus alles zu sich herüber zu ziehn.

Es heißt, in Engliſchen und Deutſchen Trauerſpielen wären doch ſo viel Verſtoße gegen den Geſchmack. Die Franzöſiſchen ſind nur ein einziger großer Verſtoß. Denn was kann geſchmackwidriger ſeyn, als ganz außerhalb der Natur zu ſchreiben, und vorzuſtellen?

Hemſterhuys vereinigt Plato's ſchöne Seherflüge mit dem ſtrengen Ernſt des Syſtematikers. Jacobi hat nicht dieſes harmoniſche Ebenmaß der Geiſteskräfte, aber deſto freyer wirkende Tiefe und Gewalt; den Inſtinkt des Göttlichen haben ſie mit einander gemein. Hemſterhuys Werke mögen intellektuelle Gedichte heißen. Jacobi bildete keine untadeligen vollendeten Antiken, er gab Bruchſtücke voll Originalität, Adel, und Innigkeit. Vielleicht wirkt Hemſterhuys Schwärmerey mächtiger, weil ſie ſich immer in den Gränzen des Schönen ergießt; hingegen ſetzt ſich die Vernunft ſogleich in wehrbaren Stand, wenn ſie die Leidenſchaftlichkeit des gegen ſie eindringenden Gefühls gewahr wird.

Man kann Niemand zwingen, die Alten für klaſſiſch zu halten, oder für alt; das hängt zuletzt von Maximen ab.

Das goldne Zeitalter der römiſchen Litteratur war genialiſcher und der Poeſie günſtiger; das ſogenannte ſilberne in der Proſa ungleich korrekter.

Als Dichter betrachtet, iſt Homer ſehr ſittlich, weil er ſo natürlich, und doch ſo poetiſch iſt. Als Sittenlehrer aber, wie ihn die Alten trotz den Proteſtazionen der älteren und beſſern Philoſophen häufig betrachteten, iſt er eben darum ſehr unſittlich.

Wie der Roman die ganze moderne Poeſie, ſo tingirt auch die Satire, die durch alle Umgeſtaltungen, bey den Römern doch immer eine klaſſiſche Univerſalpoeſie, eine Geſellſchaftspoeſie aus und für den Mittelpunkt des gebildeten Weltalls blieb, die ganze römiſche Poeſie, ja die geſammte römiſche Litteratur, und giebt darin gleichſam den Ton an. Um Sinn zu haben für das, was in der Proſa eines Cicero, Caeſar, Suetonius das urbanſte, das originaliſte und das ſchönſte iſt, muß man die Horaziſchen Satiren ſchon lange geliebt und verſtanden haben. Das ſind die ewigen Urquellen der Urbanität.

Klaſſiſch zu leben, und das Alterthum praktiſch in ſich zu realiſiren, iſt der Gipfel und das Ziel der Philologie. Sollte dies ohne allen Cynismus möglich ſeyn?

Die größte aller Antitheſen, die es je gegeben hat, iſt Caeſar und Cato. Salluſt hat ſie nicht unwürdig dargeſtellt.

Der ſyſtematiſche Winkelmann, der alle Alten gleichſam wie Einen Autor las, alles im Ganzen ſah,

und ſeine geſammte Kraft auf die Griechen konzentrirte, legte durch die Wahrnehmung der abſoluten Verſchiedenheit des Antiken und des Modernen, den erſten Grund zu einer materialen Alterthumslehre. Erſt wenn der Standpunkt und die Bedingungen der abſoluten Identität des Antiken, und Modernen, die war iſt oder ſeyn wird, gefunden iſt, darf man ſagen, daß wenigſtens der Kontour der Wiſſenſchaft fertig ſey, und nun an die methodiſche Ausführung gedacht werden könne.

Der Agrikola des Tacitus iſt eine klaſſiſch prächtige, hiſtoriſche Kanoniſazion eines konſulariſchen Oekonomen. Nach der Denkart die darin herrſcht, iſt die höchſte Beſtimmung des Menſchen, mit Erlaubniß des Imperators zu triumphiren.

Jeder hat noch in den Alten gefunden, was er brauchte, oder wünſchte; vorzüglich ſich ſelbſt.

Cicero war ein großer Virtuoſe der Urbanität, der ein Redner, ja ſogar ein Philoſoph ſeyn wollte, und ein ſehr genialiſcher Antiquar, Litterator, und Polyhiſtor altrömiſcher Tugend und altrömiſcher Feſtivität hätte werden können.

Je populärer ein alter Autor iſt, je romantiſcher iſt er. Dies iſt das Prinzip der neuen Auswahl, welche die Modernen aus der alten Auswahl der Klaſſi-

ker durch die That gemacht haben, oder vielmehr immer noch machen.

Wer frisch vom Aristophanes, dem Olymp der Komödie, kommt, dem erscheint die romantische Persifflage wie eine lang ausgesponnene Faser aus einem Gewebe der Athene, wie eine Flocke himmlischen Feuers, von der das beste im Herabfallen auf die Erde verflog.

Die rohen kosmopolitischen Versuche der Carthager und andrer Völker des Alterthums erscheinen gegen die politische Universalität der Römer, wie die Naturpoesie ungebildeter Nazionen gegen die klassische Kunst der Griechen. Nur die Römer waren zufrieden mit dem Geist des Despotismus, und verachteten den Buchstaben; nur sie haben naive Tyrannen gehabt.

Der komische Witz ist eine Mischung des epischen und des jambischen. Aristophanes ist zugleich Homer und Archilochus.

Ovid hat viel Aehnlichkeit mit dem Euripides. Dieselbe rührende Kraft, derselbe rhetorische Glanz und oft unzeitige Scharfsinn, dieselbe tändelnde Fülle, Eitelkeit und Dümmheit.

Das beste im Martial ist das, was Katullisch scheinen könnte.

In manchem Gedicht der spätern Alten, wie zum Beyspiel in der Mosella des Ausonius, ist schon nichts mehr antik, als das antiquarische.

Weder die Attische Bildung des Xenophon, noch sein Streben nach Dorischer Harmonie, noch seine Sokratische Anmuth, durch die er liebenswürdig scheinen kann, diese hinreißende Einfalt, Klarheit und eigne Süßigkeit des Styls, kann dem unbefangnen Gemüth die Gemeinheit verbergen, die der innerste Geist seines Lebens, und seiner Werke ist. Die Memorabilien beweisen, wie unfähig er war, die Größe seines Meisters zu begreifen, und die Anabase, das interessanteste und schönste seiner Werke, wie klein er selbst war.

Sollte die cyklische Natur des höchsten Wesens bey Plato und Aristoteles nicht die Personifikazion einer philosophischen Manier seyn?

Hat man nicht bey Untersuchung der ältesten griechischen Mythologie viel zu wenig Rücksicht auf den Instinkt des menschlichen Geistes zu parallelisiren und zu antithesiren genommen? Die Homerische Götterwelt ist eine einfache Variazion der Homerischen Menschenwelt; die Hesiodische, welcher der heroische Gegensatz fehlt, spaltet sich in mehre entgegengesetzte Göttergeschlechter. In der alten Aristotelischen Bemerkung, daß man die Menschen aus ihren Göttern kennen lerne, liegt nicht bloß die von selbst einleuchtende Subjektivität aller Theologie, sondern auch die

unbegreiflichere angebohrne geiſtige Duplicität des Menſchen.

Die Geſchichte der erſten Römiſchen Caeſaren iſt wie die Symphonie und das Thema der Geſchichte aller nachfolgenden.

Die Fehler der griechiſchen Sophiſten waren mehr Fehler aus Ueberfluß als aus Mangel. Selbſt in der Zuverſicht und Arroganz, mit der ſie alles zu wiſſen, ja auch wohl zu können glaubten und vorgaben, liegt etwas ſehr philoſophiſches, nicht der Abſicht, aber dem Inſtinkt nach: denn der Philoſoph hat doch nur die Alternative, Alles oder Nichts wiſſen zu wollen. Das, woraus man nur Etwas, oder Allerley lernen ſoll, iſt ſicher keine Philoſophie.

Im Plato finden ſich alle reinen Arten der Griechiſchen Proſa in klaſſiſcher Individualität unvermiſcht, und oft ſchneidend neben einander: die logiſche, die phyſiſche, die mimiſche, die panegyriſche, und die mythiſche. Die mimiſche iſt die Grundlage und das allgemeine Element: die andern kommen oft nur epiſodiſch vor. Dann hat er noch eine ihm beſonders eigne Art, worin er am meiſten Plato iſt, die dithyrambiſche. Man könnte ſie eine Miſchung der mythiſchen, und panegyriſchen nennen, wenn ſie nicht auch etwas von dem gedrängten und einfach Würdigen der phyſiſchen hätte.

Nazionen und Zeitalter zu charakterisiren, das Große groß zu zeichnen, das ist das eigentliche Talent des poetischen Tacitus. In historischen Porträten ist der kritische Suetonius der größere Meister.

Fast alle Kunsturtheile sind zu allgemein oder zu speziell. Hier in ihren eignen Produkten sollten die Kritiker die schöne Mitte suchen, und nicht in den Werken der Dichter.

Cicero würdigt die Philosophieen nach ihrer Tauglichkeit für den Redner: eben so läßt sich fragen, welche die angemessenste für den Dichter sey. Gewiß kein System, das mit den Aussprüchen des Gefühls und Gemeinsinnes im Widerspruch steht; oder das Wirkliche in Schein verwandelt; oder sich aller Entscheidung enthält; oder den Schwung zum Uebersinnlichen hemmt; oder die Menschheit von den äußern Gegenständen erst zusammenbettelt. Also weder der Eudämonismus, noch der Fatalismus, noch der Idealismus, noch der Skeptizismus, noch der Materialismus, noch der Empirismus. Und welche Philosophie bleibt dem Dichter übrig? Die schaffende, die von der Freyheit, und dem Glauben an sie ausgeht, und dann zeigt wie der menschliche Geist sein Gesetz allem aufprägt, und wie die Welt sein Kunstwerk ist.

Das Demonstriren a priori führt doch eine selige Beruhigung bey sich, während die Beobachtung immer etwas halbes und unvollendetes bleibt. Aristoteles

machte durch den bloßen Begriff die Welt kugelrund: nicht das kleinſte Eckchen heraus, oder hineinwärts ließ er ihr. Er zog deswegen auch die Kometen in die Atmoſphäre der Erde, und fertigte die wahren Sonnenſyſteme der Pythagoräer kurz ab. Wie lange werden unſre Aſtronomen, die durch Herſchelſche Teleskope ſehen, zu thun haben, ehe ſie wieder zu einer ſo beſtimmten klaren und kugelrunden Einſicht über die Welt gelangen?

Warum ſchreiben die Deutſchen Frauen nicht häufiger Romane? Was ſoll man daraus auf ihre Geſchicklichkeit Romane zu ſpielen für einen Schluß ziehen? Hängen dieſe beyden Künſte unter einander zuſammen, oder ſteht dieſe mit jener in umgekehrtem Verhältniſſe? Das letzte ſollte man beynah aus dem Umſtande vermuthen, daß ſo viele Romane von Engliſchen, ſo wenige von Franzöſiſchen Frauen herrühren. Oder ſind die geiſtreichen und reizenden Franzöſinnen in dem Fall affairirter Staatsmänner, die nicht anders dazu kommen ihre Memoiren zu ſchreiben, als wenn ſie etwa des Dienſtes entlaſſen werden? Und wann glaubt wohl ſolch ein weiblicher Geſchäftsmann ſeinen Abſchied zu haben? Bey der ſteifen Etikette der weiblichen Tugend in England, und dem zurückgezogenen Leben, wozu die Ungeſchliffenheit des männlichen Umgangs die Frauen dort oft nöthigt, ſcheint die häufige Romanenautorſchaft der Engländerinnen

as Bedürfniß freyerer Verhältniſſe zu deuten.
ſonnt ſich wenigſtens im Mondſchein, wenn man

durch das Spazierengehn am Tage ſeine Haut zu ſchwärzen fürchtet.

Ein Franzöſiſcher Beurtheiler hat in Hemſterhuys Schriften le flegme allemand gefunden; ein andrer nach einer Franzöſiſchen Ueberſetzung von Müllers Geſchichte der Schweiz gemeynt, das Buch enthalte gute Materialien für einen künftigen Geſchichtſchreiber. Solche überſchwengliche Dummheiten ſollten in den Jahrbüchern des menſchlichen Geiſtes aufbewahrt werden, man kann ſie mit allem Verſtande nicht ſo erfinden. Sie haben auch die Ähnlichkeit mit genialiſchen Einfällen, daß jedes als Kommentar hinzugefügte Wort ihnen das Pikante nehmen würde.

Man kann ſagen, daß es ein charakteriſtiſches Kennzeichen des dichtenden Genies iſt, viel mehr zu wiſſen, als es weiß, daß es weiß.

Im Styl des ächten Dichters iſt nichts Schmuck, alles nothwendige Hieroglyphe.

Die Poeſie iſt Muſik für das innere Ohr, und Mahlerey für das innere Auge; aber gedämpfte Muſik, aber verſchwebende Mahlerey.

Mancher betrachtet Gemählde am liebſten mit verſchloßnen Augen, damit die Fantaſie nicht geſtört werde.

Von vielen Plafonds kann man recht eigentlich ſagen, daß der Himmel voll Geigen hängt.

Für die ſo oft verfehlte Kunſt, Gemählde mit Worten zu mahlen, läßt ſich im Allgemeinen wohl keine andre Vorſchrift ertheilen, als mit der Manier, den Gegenſtänden gemäß, aufs mannichfaltigſte zu wechſeln. Manchmal kann der dargeſtellte Moment aus einer Erzählung lebendig hervorgehn. Zuweilen iſt eine faſt mathematiſche Genauigkeit in lokalen Angaben nöthig. Meiſtens muß der Ton der Beſchreibung das Beſte thun, um den Leſer über das Wie zu verſtändigen. Hierin iſt Diderot Meiſter. Er muſizirt viele Gemählde wie der Abt Vogler.

Darf irgend etwas von Deutſcher Mahlerey im Vorhofe zu Raphaels Tempel aufgeſtellt werden, ſo kommen Albrecht Dürer und Holbein gewiß näher am Heiligthume zu ſtehn, als der gelehrte Mengs.

Tadelt den beſchränkten Kunſtgeſchmack der Holländer nicht. Fürs erſte wiſſen ſie ganz beſtimmt was ſie wollen. Fürs zweyte haben ſie ſich ihre Gattungen ſelbſt erſchaffen. Läßt ſich eins von beyden von der Engliſchen Kunſtliebhaberey rühmen?

Die bildende Kunſt der Griechen iſt ſehr ſchamhaft, wo es auf die Reinheit des Edlen ankommt; ſie deutet zum Beyſpiel an nackten Figuren der Götter und Helden das irdiſche Bedürfniß auf das be

ſcheidenſte an. Freylich weiß ſie nichts von einer gewiſſen halben Delikateſſe, und zeigt daher die viehiſchen Lüſte der Satyrn ohne alle Verhüllung. Jedes Ding muß in ſeiner Art bleiben. Dieſe unbezähmbaren Naturen waren ſchon durch ihre Geſtalt aus der Menſchheit hinausgeſtoßen. Eben ſo war es vielleicht nicht bloß ein ſinnliches, ſondern ein ſittliches Raffinement, das die Hermaphroditen erſchuf. Da die Wolluſt einmal auf dieſen Abweg gerathen war, ſo dichtete man eigne urſprünglich dazu beſtimmte Geſchöpfe.

Rubens Anordnung iſt oft dithyrambiſch, während die Geſtalten träge und auseinander geſchwommen bleiben. Das Feuer ſeines Geiſtes kämpft mit der klimatiſchen Schwerfälligkeit. Wenn in ſeinen Gemählden mehr innre Harmonie ſeyn ſollte, mußte er weniger Schwungkraft haben, oder kein Flamänder ſeyn.

Sich eine Gemählde-ausſtellung von einem Diderot beſchreiben laſſen, iſt ein wahrhaft kaiſerlicher Luxus.

Hogarth hat die Häßlichkeit gemahlt, und über die Schönheit geſchrieben.

Peter Laar's Bambocciaten ſind Niederländiſche Kolonisten in Italien. Das heißere Klima ſcheint ihr Kolorit gebräunt, Charakter und Ausdruck aber durch rüſtigere Kraft veredelt zu haben.

Der Gegenſtand kann die Dimenſionen vergeſſen machen: man fand es nicht unſchicklich, daß der Olympiſche Jupiter nicht aufſtehen durfte, weil er das Dach eingeſtoßen hätte, und Herkules auf einem geſchnittnen Steine erſcheint noch übermenſchlich groß. Über den Gegenſtand können nur verkleinernde Dimenſionen täuſchen. Das Gemeine wird durch eine koloſſale Ausführung gleichſam multiplizirt.

Wir lachen mit Recht über die Chineſen, die beym Anblick Europäiſcher Porträte mit Licht und Schatten, fragten, ob die Perſonen denn wirklich ſo fleckig wären? Aber würden wir es wagen, über einen alten Griechen zu lächeln, dem man ein Stück mit Rembrandſchen Helldunkel gezeigt, und der in ſeiner Unſchuld gemeynt hätte: ſo mahlte man wohl im Lande der Cimmerier?

Kein kräftigeres Mittel gegen niedrige Wolluſt als Anbetung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunſt iſt daher keuſch, ohne Rückſicht auf die Gegenſtände; ſie reinigt die Sinne, wie die Tragödie nach Ariſtoteles die Leidenſchaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hiebey nicht in Betracht, denn in ſchmutzigen Seelen kann ſelbſt eine Veſtalinn Begierden erregen.

Gewiſſe Dinge bleiben unübertroffen, weil die Bedingungen, unter denen ſie erreicht werden, zu herabwürdigend ſind. Wenn nicht etwa einmal ein verſoffner Gaſtwirth wie Jan Steen ein Künſtler wird,

einem Künſtler kann man nicht zumuthen ein verſoffner Gaſtwirth zu werden.

Das wenige, was in Diderots Essai sur la peinture nicht taugt, iſt das Sentimentale. Er hat aber den Leſer, den es irre führen könnte, durch ſeine unvergleichliche Frechheit ſelbſt zurecht gewieſen.

Die einförmigſte und flachſte Natur erzieht am beſten zum Landſchaftsmahler. Man denke an den Reichthum der Holländiſchen Kunſt in dieſem Fache. Armuth macht haushälteriſch: es bildet ſich ein genügſamer Sinn, den ſelbſt der leiſeſte Wink höheres Lebens in der Natur erfreut. Wenn der Künſtler dann auf Reiſen romantiſche Szenen kennen lernt, ſo wirken ſie deſto mächtiger auf ihn. Auch die Einbildungskraft hat ihre Antitheſen: der größte Mahler ſchauerlicher Wüſteneyen, Salvator Roſa, war zu Neapel geboren.

Die Alten, ſcheint es, liebten auch in der Miniatur das Unvergängliche: die Steinſchneidekunſt iſt die Miniatur der Bildnerey.

Die alte Kunſt ſelbſt will nicht ganz wiederkommen, ſo raſtlos auch die Wiſſenſchaft alle angehäuften Schätze der Natur bearbeitet. Zwar ſcheint es oft: aber es fehlt immer noch etwas, nämlich grade das, was nur aus dem Leben kommt und was kein Modell geben kann. Die Schickſale der alten Kunſt

indeſſen kommen mit buchſtäblicher Genauigkeit wieder. Es iſt als ſey der Geiſt des Mummius, der ſeine Kennerſchaft an den Korinthiſchen Kunſtſchätzen ſo gewaltig übte, jetzt von den Todten auferſtanden.

Wenn man ſich nicht durch Künſtlernamen und gelehrte Anſpielungen blenden läßt, ſo findet man bey alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunſt ſeltner als man erwarten ſollte. Pindar kann vor allen der plaſtiſche unter den Dichtern heißen, und der zarte Styl der alten Vaſengemählde erinnert an ſeine Doriſche Weichheit und ſüße Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben ſo viel Künſtler charakteriſiren konnte, iſt eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch ſeine Behandlung des Sichtbaren große Mahleranlagen, doch hat er mehr Beſtimmtheit der Zeichnung als Perſpektive. Es fehlte ihm an Gegenſtänden, dieſen Sinn zu üben: denn die neuere Kunſt war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Mahlern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Arioſt trifft man auf ſtarke Spuren, daß er im blühendſten Zeitalter der Mahlerey lebte, ſein Geſchmack daran hat ihn bey Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poeſie fortgeriſſen. Bey Goethen iſt dieß nie der Fall. Er macht die bildenden Künſte manchmal zum Gegenſtande ſeiner Dichtungen, außerdem iſt ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbey gezogen. Die Fülle des ruhigen Beſitzers drängt ſich nicht an den Tag,

ſie verheimlicht ſich auch nicht. Alle ſolche Stellen hinweggenommen, würde doch die Kunſtliebe und Einſicht des Dichters, in der Gruppirung ſeiner Figuren, in der einfachen Großheit ſeiner Umriſſe unverkennbar ſeyn.

Als ein Merkmahl der Ächtheit antiker Münzen kennt man in der Numismatik den ſogenannten edlen Roſt. Die verfälſchende Kunſt hat alles beſſer nachahmen gelernt, als dieß Gepräge der Zeiten. Solch einen edlen Roſt giebt es auch an Menſchen, Helden, Weiſen, Dichtern. Johannes Müller iſt ein vortrefflicher Numismatiker des Menſchengeſchlechts.

Hat Condorcet ſich nicht ein ſchöneres Denkmal geſetzt, da er, von Todesgefahren umringt, ſein Buch von den progrès de l'esprit humain ſchrieb, als wenn er die kurze Friſt dazu angewandt hätte, ſein endliches Individuum ſtatt jener unendlichen Ausſichten hinzuſtellen? Wie konnte er beſſer an die Nachwelt appelliren, als durch das Vergeſſen ſeiner ſelbſt im Umgange mit ihr?

Reine Autobiographien werden geſchrieben: entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt ſind, wohin Rouſſeau mit gehört; oder von einer derben künſtleriſchen oder abentheuerlichen Eigenliebe, wie die des Benvenuto Cellini; oder von gebornen Geſchichtſchreibern, die ſich ſelbſt nur ein Stoff hiſtoriſcher Kunſt ſind; oder von Frauen, die auch

mit der Nachwelt kokettiren; oder von sorglichen Gemüthern, die vor ihrem Tode noch das kleinste Staubchen in Ordnung bringen möchten, und sich selbst nicht ohne Erläuterungen aus der Welt gehen lassen können; oder sie sind ohne weiteres bloß als plaidoyers vor dem Publikum zu betrachten. Eine große Klasse unter den Autobiographen machen die Autorfeusien aus.

Schwerlich hat irgend eine andre Litteratur so viele Ausgeburten der Originalitätssucht aufzuweisen als unsre. Es zeigt sich auch hierin daß wir Hyperboreer sind. Bey den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Esel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er sich ergötzte.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschließend gepredigt. Man vergißt zu oft, daß diese Dinge innig vereinbar sind, daß in der schönen Darstellung die Natur idealisch und das Ideal natürlich seyn soll.

Die Meynung von der Erhabenheit des Englischen Nazionalcharakters ist unstreitig zuerst durch die Gastwirthe veranlaßt; aber Romane und Schauspiele haben sie begünstigt, und dadurch einen nicht zu verwerfenden Beytrag zu der Lehre von der erhabenen Lächerlichkeit geliefert.

„Ich will einem Narren niemals trauen“ sagt ein sehr gescheidter Narr beym Shakspeare, „bis ich sein Gehirn sehe.“ Man möchte diese Bedingung des Zutrauens gewissen angeblichen Philosophen zumuthen: was gilts, man fände papier maché aus Kantischen Schriften verfertigt.

Diderot ist im Fatalisten, in den Versuchen über die Mahlerey, und überall wo er recht Diderot ist, bis zur Unverschämtheit wahr. Er hat die Natur nicht selten im reizenden Nachtkleide überrascht, er hat sie mitunter auch ihre Nothdurft verrichten sehen.

Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunst so dringend eingeschärft worden ist, sieht man die Lehrlinge treuherzig hinter diesem Vogel herlaufen, um ihm, so bald sie etwa nahe genug wären, das Salz der Ästhetik auf den Schwanz zu streuen.

Moriz liebte den Griechischen Gebrauch der geschlechtlosen Adjektive für Abstrakte, und suchte etwas geheimnißvolles darin. Man könnte in seiner Sprache von der Mythologie und Anthusa sagen, daß das Menschliche dem Heiligen sich hier überall zu nähern und das Denkende im Sinnbildlichen sich wieder zu erkennen sucht, aber sich manchmal selbst nicht versteht.

Mag es noch so gut seyn, was jemand vom Katheder herab sagt: die beste Freude ist weg, weil man

ihm nicht drein reden darf. Eben so mit dem lehrhaften Schriftsteller.

Sie pflegen sich selbst die Kritik zu nennen. Sie schreiben kalt, flach, vornehmthuend und über alle Maßen wäßericht. Natur, Gefühl, Adel und Gröſse des Geistes sind für sie gar nicht vorhanden, und doch thun sie, als könnten sie diese Dinge vor ihr Richterstühlchen laden. Nachahmungen der ehemaligen Französischen Schönenweltsversemacherey, sind das äußerste Ziel ihrer lauwarmen Bewunderung. Korrektheit gilt ihnen für Tugend. Geschmack ist ihr Idol; ein Götze dem man nur ohne Freude dienen darf. — Wer erkennt nicht in diesem Porträt die Priester im Tempel der schönen Wissenschaften, welche von dem Geschlecht sind wie die Priester der Cybele?

Ein Fragment muß gleich einem kleinen Kunstwerke von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich selbst vollendet seyn wie ein Igel.

Die Freygeisterey geht immer in dieser Stufenleiter fort: zuerst wird der Teufel angegriffen, dann der heilige Geist, demnächst der Herr Christus, und zuletzt Gott der Vater.

Es giebt Tage wo man sehr glücklich gestimmt ist, und leicht neue Entwürfe machen, sie aber eben so wenig mittheilen, als wirklich etwas hervorbringen kann. Nicht Gedanken sind es: nur Seelen von Gedanken.

Sollte sich eine durch Konvenienzen gefesselte Sprache, wie etwa die Französische, nicht durch einen Machtspruch des allgemeinen Willens republikanisiren können? Die Herrschaft der Sprache über die Geister ist offenbar: aber ihre heilige Unverletzlichkeit folgt daraus eben so wenig, als man im Naturrecht den ehemals behaupteten göttlichen Ursprung aller Staatsgewalt gelten lassen kann.

Man erzählt, Klopstock habe den Französischen Dichter Rouget de Lisle, der ihn besuchte, mit der Anrede begrüßt: wie er es wage in Deutschland zu erscheinen, da sein Marseiller Marsch funfzigtausend braven Deutschen das Leben gekostet? Dieser Vorwurf war unverdient. Schlug Simson die Philister nicht mit einem Eselskinnbacken? Hat aber der Marseiller Marsch wirklich Antheil an den Siegen Frankreichs, so hat wenigstens Rouget de Lisle die mörderische Gewalt seiner Poesie in diesem einen Stücke erschöpft: mit allen seinen übrigen zusammengenommen, würde man keine Fliege todt schlagen.

Die Menge nicht zu achten, ist sittlich; sie zu ehren, ist rechtlich.

Werth ist vielleicht kein Volk der Freyheit, aber das gehört vor das forum Dei.

Nur derjenige Staat verdient Aristokratie genannt zu werden, in welchem wenigstens die kleinere

Masse, welche die größere despotisirt, eine republikanische Verfassung hat.

Die vollkommne Republik müßte nicht bloß demokratisch, sondern zugleich auch aristokratisch und monarchisch seyn; innerhalb der Gesetzgebung der Freyheit und Gleichheit müßte das Gebildete das Ungebildete überwiegen und leiten, und alles sich zu einem absoluten Ganzen organisiren.

Kann eine Gesetzgebung wohl sittlich heißen, welche die Angriffe auf die Ehre der Bürger weniger hart bestraft, als die auf ihr Leben?

Die Französische Revoluzion, Fichte's Wissenschaftslehre, und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Revoluzion wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unsern dürftigen Kulturgeschichten, die meistens einer mit fortlaufendem Kommentar begleiteten Variantensammlung, wozu der klassische Text verlohren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle, als alles was diese trieb.

Alterthümlichkeit der Worte, und Neuheit der Wortstellungen, gedrungne Kürze und nebenausbildende

Fülle, die auch die unerklärlichern Züge der charakteriſirten Individuen wieder giebt: das ſind die weſentlichen Eigenſchaften des hiſtoriſchen Styls. Die weſentlichſte von allen iſt Adel, Pracht, Würde. Vornehm wird der hiſtoriſche Styl durch die Gleichartigkeit und Reinheit einheimiſcher Worte von ächtem Stamm, und durch Auswahl der bedeutendſten, gewichtigſten und koſtbarſten; durch groß gezeichneten, und deutlich, lieber zu hart als unklar, artikulirten Periodenbau, wie der des Thucydides; durch nackte Gediegenheit, erhabene Eil und großartige Fröhlichkeit der Stimmung und Farbe, nach Art des Caeſar; beſonders aber durch jene innige und hohe Bildung eines Tacitus, welche die trocknen Fakta der reinen Empirie ſo poetiſiren, urbaniſiren und zur Philoſophie erheben läutern und generaliſiren muß, als ſey ſie von Einem der zugleich ein vollendeter Denker, Künſtler, und Held wäre, aufgefaßt, und vielfach durchgearbeitet, ohne daß doch irgendwo rohe Poeſie, reine Philoſophie oder iſolirter Witz die Harmonie ſtörte. Das alles muß in der Hiſtorie verſchmolzen ſeyn, wie auch die Bilder und Antitheſen nur angedeutet oder wieder aufgelöſt ſeyn müßen, damit der ſchwebende und fließende Ausdruck dem lebendigen Werden der beweglichen Geſtalten entſpreche.

Man wundert ſich immer mißtrauiſch, wenn man zu wiſſen ſcheint: das und das wird ſo ſeyn. Und doch iſt es grade eben ſo wunderbar, daß wir wiſſen können: das und das iſt ſo; was niemanden auffällt weil es immer geſchieht.

Im Gibbon hat ſich die gemeine Bigotterie der Engländiſchen Pedanten für die Alten auf klaſſiſchem Boden bis zu ſentimentalen Epigrammen über die Ruinen der verſunknen Herrlichkeit veredelt, doch konnte ſie ihre Natur nicht ganz ablegen. Er zeigt verſchiedentlich für die Griechen gar keinen Sinn gehabt zu haben. Und an den Römern liebt er doch eigentlich nur die materielle Pracht, vorzüglich aber, nach Art ſeiner zwiſchen Merkantilität und Mathematik getheilten Nazion, die quantitative Erhabenheit. Die Türken ſollte man denken, hätten es ihm eben auch gethan.

Iſt aller Witz Prinzip und Organ der Univerſalphiloſophie, und alle Philoſophie nichts andres als der Geiſt der Univerſalität, die Wiſſenſchaft aller ſich ewig miſchenden und wieder trennenden Wiſſenſchaften, eine logiſche Chemie: ſo iſt der Werth und die Würde jenes abſoluten, enthuſiaſtiſchen, durch und durch materialen Witzes, worin Baco und Leibnitz, die Häupter der ſcholaſtiſchen Proſa, jener einer der erſten, dieſer einer der größten Virtuoſen war, unendlich. Die wichtigſten wiſſenſchaftlichen Entdeckungen ſind bonmots der Gattung. Das ſind ſie durch die überraſchende Zufälligkeit ihrer Entſtehung, durch das Kombinatoriſche des Gedankens, und durch das Barokke des hingeworfenen Ausdrucks. Doch ſind ſie dem Gehalt nach freylich weit mehr als die ſich in Nichts auflöſende Erwartung des rein poetiſchen Witzes. Die beſten ſind echappées de vue ins Unend-

liche. Leibnizens gesammte Philosophie besteht aus wenigen in diesem Sinne witzigen Fragmenten und Projekten. Kant der Kopernikus der Philosophie hat von Natur vielleicht noch mehr synkretistischen Geist und kritischen Witz als Leibnitz: aber seine Situazion und seine Bildung ist nicht so witzig; auch geht es seinen Einfällen wie beliebten Melodieen: die Kantianer haben sie todt gesungen; daher kann man ihm leicht Unrecht thun, und ihn für weniger witzig halten, als er ist. Freylich ist die Philosophie erst dann in einer guten Verfassung, wenn sie nicht mehr auf genialische Einfälle zu warten, und zu rechnen braucht, und zwar nur durch enthusiastische Kraft, und mit genialischer Kunst aber doch in sicherer Methode stetig fortschreiten kann. Aber sollen wir die einzigen noch vorhandenen Produkte des syntheſirenden Genie's darum nicht achten, weil es noch keine kombinatorische Kunst und Wissenschaft giebt? Und wie kann es diese geben, so lange wir die meisten Wissenschaften nur noch buchstabiren wie Quintaner, und uns einbilden, wir wären am Ziel, wenn wir in einem der vielen Dialekte der Philosophie dekliniren und konjugiren können, und noch nichts vom Syntax ahnden, noch nicht den kleinsten Perioden konstruiren können?

A. Sie behaupten immer Sie wären ein Christ. Was verstehn Sie unter Christenthum? — B. Was die Christen als Christen seit achtzehn Jahrhunderten machen, oder machen wollen. Der Christianismus scheint mir ein Faktum zu seyn. Aber ein erst ange-

fangnes Faktum, das alſo nicht in einem Syſtem hiſtoriſch dargeſtellt, ſondern nur durch divinatoriſche Kritik charakteriſirt werden kann.

Der revoluzionäre Wunſch, das Reich Gottes zu realiſiren, iſt der elaſtiſche Punkt der progreſſiven Bildung, und der Anfang der modernen Geſchichte. Was in gar keiner Beziehung auf's Reich Gottes ſteht, iſt in ihr nur Nebenſache.

Die ſogenannte Staatenhiſtorie, welche nichts iſt als eine genetiſche Definizion vom Phänomen des gegenwärtigen politiſchen Zuſtandes einer Nazion, kann nicht für eine reine Kunſt oder Wiſſenſchaft gelten. Sie iſt ein wiſſenſchaftliches Gewerbe, das durch Freymüthigkeit und Oppoſizion gegen Fauſtrecht und Mode geadelt werden kann. Auch die Univerſalhiſtorie wird ſophiſtiſch, ſobald ſie dem Geiſte der allgemeinen Bildung der ganzen Menſchheit irgend etwas vorzieht, wäre auch eine moraliſche Idee das heteronomiſche Prinzip, ſo bald ſie für eine Seite des hiſtoriſchen Univerſums Parthey nimmt; und nichts ſtört mehr in einer hiſtoriſchen Darſtellung als rhetoriſche Seitenblicke und Nutzanwendungen.

Johannes Müller thut in ſeiner Geſchichte oft Blicke aus der Schweiz in die Weltgeſchichte; ſeltner aber betrachtet er die Schweiz mit dem Auge eines Weltbürgers.

Strebt eine Biographie zu generaliſiren, ſo iſt ſie ein hiſtoriſches Fragment. Konzentrirt ſie ſich ganz darauf, die Individualität zu charakteriſiren: ſo iſt ſie eine Urkunde oder ein Werk der Lebenskunſtlehre.

Da man immer ſo ſehr gegen die Hypotheſen redet, ſo ſollte man doch einmahl verſuchen, die Geſchichte ohne Hypotheſe anzufangen. Man kann nicht ſagen, daß etwas iſt, ohne zu ſagen, was es iſt. Indem man ſie denkt, bezieht man Fakta ſchon auf Begriffe, und es iſt doch wohl nicht einerley, auf welche. Weiß man dieß, ſo beſtimmt und wählt man ſich ſelbſt unter den möglichen Begriffen die nothwendigen, auf die man Fakta jeder Art beziehen ſoll. Will man es nicht anerkennen, ſo bleibt die Wahl dem Inſtinkt, dem Zufall, oder der Willkühr überlaſſen, man ſchmeichelt ſich reine ſolide Empirie ganz a posteriori zu haben, und hat eine höchſt einſeitige, höchſt dogmatiziſtiſche und tranſcendente Anſicht a priori.

Der Schein der Regelloſigkeit in der Geſchichte der Menſchheit entſteht nur durch die Kolliſionsfälle heterogener Sphären der Natur, die hier alle zuſammentreffen und in einander greifen. Dann ſonſt hat die unbedingte Willkühr in dieſem Gebiet der freyen Nothwendigkeit und nothwendigen Freyheit, weder konſtitutive noch legislative Gewalt, und nur den täuſchenden Titel der exekutiven und richterlichen. Der ſkizzirte Gedanke einer hiſtoriſchen Dynamik macht dem Geiſte des Condorcet ſo viel Ehre, als ſeinem

Herzen der mehr als französische Enthusiasmus für die beynah trivial gewordene Idee der unendlichen Vervollkommnung.

Die historische Tendenz seiner Handlungen bestimmt die positive Sittlichkeit des Staatsmanns und Weltbürgers.

Die Araber sind eine höchst polemische Natur, die Annihilanten unter den Nazionen. Ihre Liebhaberey, die Originale zu vertilgen, oder wegzuwerfen, wenn die Uebersetzung fertig war, charakterisirt den Geist ihrer Philosophie. Eben darum waren sie vielleicht unendlich kultivirter, aber bei aller Kultur rein barbarischer als die Europäer des Mittelalters. Barbarisch ist nämlich, was zugleich antiklassisch, und antiprogressiv ist.

Die Mysterien des Christianismus mußten durch den unaufhörlichen Streit, in den sie Vernunft und Glauben verwickelten, entweder zur skeptischen Resignazion auf alles nicht empirische Wissen, oder auf kritischen Idealismus führen.

Der Katholizismus ist das naive Christenthum; der Protestantismus ist sentimentaler, und hat außer seinem polemischen revoluzionären Verdienst auch noch das positive, durch die Vergötterung der Schrift die einer universellen und progressiven Religion auch wesentliche Philologie veranlaßt zu haben. Nur fehlt es

dem proteſtantiſchen Chriſtenthum vielleicht noch an Urbanität. Einige bibliſche Hiſtorien in ein Homeriſches Epos zu traveſtiren, andre mit der Offenheit des Herodot und der Strenge des Tacitus im Styl der klaſſiſchen Hiſtorie darzuſtellen, oder die ganze Bibel als das Werk Eines Autors zu rezenſiren; das würde allen paradox, vielen ärgerlich, einigen doch unſchicklich und überflüßig ſcheinen. Aber darf irgend etwas wohl überflüßig ſcheinen, was die Religion liberaler machen könnte?

Da alle Sachen die recht Eins ſind, zugleich Drey zu ſeyn pflegen, ſo läßt ſich nicht abſehen warum es mit Gott grade anders ſeyn ſollte. Gott iſt aber nicht bloß ein Gedanke, ſondern zugleich auch eine Sache, wie alle Gedanken, die nicht bloße Einbildungen ſind.

Die Religion iſt meiſtens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung, und nichts iſt religiös in ſtrengem Sinne, was nicht ein Produkt der Freyheit iſt. Man kann alſo ſagen: Je freyer, je religiöſer; und je mehr Bildung, je weniger Religion.

Es iſt ſehr einſeitig und anmaßend, daß es grade nur Einen Mittler geben ſoll. Für den vollkommnen Chriſten, dem ſich in dieſer Rückſicht der einzige Spinoſa am meiſten nähern dürfte, müßte wohl alles Mittler ſeyn.

Christus ist jetzt verschiedentlich a priori deduzirt worden: aber sollte die Madonna nicht eben so viel Anspruch haben, auch ein ursprüngliches, ewiges, nothwendiges Ideal wenn gleich nicht der reinen, doch der weiblichen und männlichen Vernunft zu seyn?

Es ist ein grobes, doch immer noch gemeines Mißverständniß, daß man glaubt, um ein Ideal darzustellen, müße ein so zahlreiches Aggregat von Tugenden wie möglich auf einen Namen zusammengepackt, ein ganzes Kompendium der Moral in einem Menschen aufgestellt werden; wodurch nichts erlangt wird als Auslöschung der Individualität und Wahrheit. Das Ideale liegt nicht in der Quantität sondern in der Qualität. Grandison ist ein Exempel, und kein Ideal.

Humor ist gleichsam der Witz der Empfindung. Er darf sich daher mit Bewußtseyn äußern: aber er ist nicht ächt, sobald man Vorsatz dabei wahrnimmt.

Es giebt eine Poesie, deren Eins und Alles das Verhältniß des Idealen und des Realen ist, und die also nach der Analogie der philosophischen Kunstsprache Transcendentalpoesie heißen müßte. Sie beginnt als Satire mit der absoluten Verschiedenheit des Idealen und Realen, schwebt als Elegie in der Mitte, und endigt als Idylle mit der absoluten Identität beyder. So wie man aber wenig Werth auf eine Transcendentalphilosophie legen würde, die nicht kritisch wäre,

nicht auch das Producirende mit dem Produkt darſtellte, und im Syſtem der tranſcendentalen Gedanken zugleich eine Charakteriſtik des tranſcendentalen Denkens enthielte: ſo ſollte wohl auch jene Poeſie die in modernen Dichtern nicht ſeltnen tranſcendentalen Materialien und Vorübungen zu einer poetiſchen Theorie des Dichtungsvermögens mit der künſtleriſchen Reflexion und ſchönen Selbſtbeſpiegelung, die ſich im Pindar, den lyriſchen Fragmenten der Griechen, und der alten Elegie, unter den Neuern aber in Goethe findet, vereinigen, und in jeder ihrer Darſtellungen ſich ſelbſt mit darſtellen, und überall zugleich Poeſie und Poeſie der Poeſie ſeyn.

Bey der Liebe der Alexandriniſchen und Römiſchen Dichter für ſchwierigen und unpoetiſchen Stoff liegt doch der große Gedanke zum Grunde: daß alles poetiſirt werden ſoll: keinesweges als Abſicht der Künſtler, aber als hiſtoriſche Tendenz der Werke. Und bey der Miſchung aller Kunſtarten der poetiſchen Eklektiker des ſpätern Alterthums, die Foderung, daß es nur Eine Poeſie geben ſolle wie Eine Philoſophie.

Im Ariſtophanes iſt die Immoralität gleichſam legal, und in den Tragikern iſt die Illegalität moraliſch.

Wie bequem iſt es doch daß mythologiſche Weſen allerley bedeuten, was man ſich zueignen möchte! Indem man unaufhörlich von ihnen ſpricht, glaubt einen der gutmüthige Leſer im Beſitz der bezeichneten

Eigenſchaft. Einer oder der andre von unſern Dichtern wäre ein geſchlagner Mann, wenn es keine Grazien gäbe.

Wenn jemand die Alten in Maſſe charakteriſiren will, das findet niemand paradox; und doch, ſo wenig wiſſen ſie meiſtens was ſie meynen, würde es ihnen auffallen wenn man behauptete: die alte Poeſie ſey ein Individuum im ſtrengſten und buchſtäblichſten Sinne des Worts; markirter von Phyſiognomie, origineller an Manieren und konſequenter in ihren Maximen als ganze Summen ſolcher Phänomene, welche wir in rechtlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen für Perſonen, ja ſogar für Individuen gelten laſſen müßen und gelten laſſen ſollen. Kann man etwas andres charakteriſiren als Individuen? Iſt, was ſich auf einen gewiſſen gegebnen Standpunkte nicht weiter multipliziren läßt, nicht eben ſo gut eine hiſtoriſche Einheit, als was ſich nicht weiter dividiren läßt? Sind nicht alle Syſteme Individuen, wie alle Individuen auch wenigſtens im Keime und der Tendenz nach Syſteme? Iſt nicht alle reale Einheit hiſtoriſch? Giebt es nicht Individuen, die ganze Syſteme von Individuen in ſich enthalten?

Das Trugbild einer geweſenen goldnen Zeit iſt eins der größten Hinderniſſe gegen die Annäherung der goldnen Zeit die noch kommen ſoll. Iſt die goldne Zeit geweſen, ſo war ſie nicht recht golden. Gold kann nicht roſten, oder verwittern: es geht aus allen

Vermiſchungen und Zerſetzungen unzerſtörbar ächt wieder hervor. Will die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, ſo mag ſie lieber gar nicht anheben, ſo taugt ſie nur zu Elegien über ihren Verluſt.

Die Komödien des Ariſtophanes ſind Kunſtwerke, die ſich von allen Seiten ſehen laſſen. Gozzi's Dramen haben einen Geſichtspunkt.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge gefallen ſoll, muß ein wenig von allem haben, eine Art Mikrokosmus ſeyn. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunſt, und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewiſſe Doſis Laſter. Auch Geiſt muß drin ſeyn nebſt Witz, ja ſogar Philoſophie, und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, ſo kann vielleicht das andre helfen. Und geſetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, ſo könnte es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medizin, wenigſtens nicht ſchaden.

Magie, Karikatur, und Materialität ſind die Mittel durch welche die moderne Komödie der alten Ariſtophaniſchen im Innern, wie durch demagogiſche Popularität im Äußern, ähnlich werden kann, und im Gozzi bis zur Erinnerung geworden iſt. Das Weſen der komiſchen Kunſt aber bleibt immer der enthuſiaſtiſche Geiſt und die klaſſiſche Form.

Dante's prophetiſches Gedicht iſt das einzige Syſtem der tranſcendentalen Poeſie, immer noch das höchſte ſeiner Art. Shakſpeare's Univerſalität iſt wie der Mittelpunkt der romantiſchen Kunſt. Goethe's rein poetiſche Poeſie iſt die vollſtändigſte Poeſie der Poeſie. Das iſt der groſſe Dreyklang der modernen Poeſie, der innerſte und allerheiligſte Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritiſchen Auswahl der Klaſſiker der neuern Dichtkunſt.

Die einzelnen Groſſen ſtehen weniger iſolirt unter den Griechen und Römern. Sie hatten weniger Genie's, aber mehr Genialität. Alles Antike iſt genialiſch. Das ganze Alterthum iſt ein Genius, der einzige den man ohne Übertreibung abſolut groß, einzig und unerreichbar nennen darf.

Der dichtende Philoſoph, der philoſophirende Dichter iſt ein Prophet. Das didaktiſche Gedicht ſollte prophetiſch ſeyn, und hat auch Anlage, es zu werden.

Wer Fantaſie, oder Pathos, oder mimiſches Talent hat, müßte die Poeſie lernen können, wie jedes andre Mechaniſche. Fantaſie iſt zugleich Begeiſtrung und Einbildung; Pathos iſt Seele und Leidenſchaft; Mimik iſt Blick und Ausdruck.

Wie viele giebt es nicht jetzt, die zu weich und gutmüthig ſind, um Tragödien ſehen zu können, und zu edel und würdig, um Komödien hören zu wollen.

Ein groſser Beweis für die zarte Sittlichkeit unſers Jahrhunderts, welches die Franzöſiſche Revoluzion nur hat verläumden wollen.

Eine eigentliche Kunſtlehre der Poeſie würde mit der abſoluten Verſchiedenheit der ewig unauflöslichen Trennung der Kunſt und der rohen Schönheit anfangen. Sie ſelbſt würde den Kampf beyder darſtellen, und mit der vollkommnen Harmonie der Kunſtpoeſie und Naturpoeſie endigen. Dieſe findet ſich nur in den Alten, und ſie ſelbſt würden nichts anders ſeyn, als eine höhere Geſchichte vom Geiſt der klaſſiſchen Poeſie. Eine Philoſophie der Poeſie überhaupt aber, würde mit der Selbſtändigkeit des Schönen beginnen, mit dem Satz, daß es vom Wahren und Sittlichen getrennt ſey und getrennt ſeyn ſolle, und daß es mit dieſem gleiche Rechte habe; welches für den, der es nur überhaupt begreifen kann, ſchon aus dem Satz folgt, daß Ich = Ich ſey. Sie ſelbſt würde zwiſchen Vereinigung und Trennung der Philoſophie und der Poeſie, der Praxis und der Poeſie, der Poeſie überhaupt und der Gattungen und Arten ſchweben, und mit der völligen Vereinigung enden. Ihr Anfang gäbe die Prinzipien der reinen Poetik, ihre Mitte die Theorie der beſondern eigenthümlich modernen Dichtarten, der didaktiſchen, der muſikaliſchen, der rhetoriſchen im höhern Sinn u. ſ. w. Eine Philoſophie des Romans, deren erſte Grundlinien Platos politiſche Kunſtlehre enthält, wäre der Schlußſtein. Flüchtigen Dilettanten ohne Enthuſiasmus, und ohne

Beleſenheit in den beſten Dichtern aller Art freylich müßte eine ſolche Poetik vorkommen, wie einem Kinde, das bildern wollte, ein trigonometriſches Buch. Die Philoſophie über einen Gegenſtand kann nur der brauchen, der den Gegenſtand kennt, oder hat; nur der wird begreifen können, was ſie will und meynt. Erfahrungen und Sinne kann die Philoſophie nicht inokuliren oder anzaubern. Sie ſoll es aber auch nicht wollen. Wer es ſchon gewußt hat, der erfährt freylich nichts neues von ihr; doch wird es ihm erſt durch ſie ein Wiſſen und dadurch neu von Geſtalt.

In dem edleren und urſprünglichen Sinne des Worts Korrekt, da es abſichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Innerſten und Kleinſten im Werke nach dem Geiſt des Ganzen, praktiſche Reflexion des Künſtlers, bedeutet, iſt wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakſpeare. So iſt er auch ſyſtematiſch wie kein andrer: bald durch jene Antitheſen, die Individuen, Maſſen, ja Welten in mahleriſchen Gruppen kontraſtiren laſſen; bald durch muſikaliſche Symmetrie deſſelben großen Maßſtabes, durch gigantiſche Wiederholungen und Refrains; oft durch Parodie des Buchſtabens und durch Ironie über den Geiſt des romantiſchen Drama und immer durch die höchſte und vollſtändigſte Individualität und die vielſeitigſte alle Stufen der Poeſie von der ſinnlichſten Nachahmung bis zur geiſtigſten Charakteriſtik vereinigende Darſtellung derſelben.

Noch ehe Hermann und Dorothee erſchien, verglich man es mit Voſſens Luiſe; die Erſcheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen ſollen; allein ſie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsſchreiben an das Publikum mit auf den Weg gegeben. Bey der Nachwelt wird es Luiſen empfehlen können, daß ſie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

Je mehr die Poeſie Wiſſenſchaft wird, je mehr wird ſie auch Kunſt. Soll die Poeſie Kunſt werden, ſoll der Künſtler von ſeinen Mitteln und ſeinen Zweken, ihren Hinderniſſen und ihren Gegenſtänden gründliche Einſicht und Wiſſenſchaft haben, ſo muß der Dichter über ſeine Kunſt philoſophiren. Soll er nicht bloß Erfinder und Arbeiter ſondern auch Kenner in ſeinem Fache ſeyn, und ſeine Mitbürger im Reiche der Kunſt verſtehn können, ſo muß er auch Philolog werden.

Der Grundirrthum der ſophiſtiſchen Äſthetik iſt der, die Schönheit bloß für einen gegebnen Gegenſtand, für ein pſychologiſches Phänomen zu halten. Sie iſt freylich nicht bloß der leere Gedanke von etwas was hervorgebracht werden ſoll, ſondern zugleich die Sache ſelbſt, eine der urſprünglichen Handlungsweiſen des menſchlichen Geiſtes; nicht bloß eine nothwendige Fikzion, ſondern auch ein Faktum, nämlich ein ewiges tranſcendentales.

Die Geſellſchaften der Deutſchen ſind ernſthaft; ihre Komödien und Satiren ſind ernſthaft; ihre Kritik

iſt ernſthaft; ihre ganze ſchöne Litteratur iſt ernſthaft. Iſt das Luſtige bey dieſer Nazion immer nur unbewußt und unwillkührlich?

Alle Poeſie, die auf einen Effekt geht, und alle Muſik die der ekzentriſchen Poeſie in ihren komiſchen oder tragiſchen Ausſchweifungen und Übertreibungen folgen will, um zu wirken und ſich zu zeigen, iſt rhetoriſch.

A. Fragmente, ſagen Sie, wären die eigentliche Form der Univerſalphiloſophie. An der Form liegt nichts. Was können aber ſolche Fragmente für die größeſte und ernſthafteſte Angelegenheit der Menſchheit, für die Vervollkommung der Wiſſenſchaft, leiſten und ſeyn? — B. Nichts als ein Leſſingſches Salz gegen die geiſtige Fäulniß, vielleicht eine cyniſche lanx ſatura im Styl des alten Lucilius oder Horaz, oder gar fermenta cognitionis zur kritiſchen Philoſophie, Randgloſſen zu dem Text des Zeitalters.

Wieland hat gemeynt, ſeine beynah ein halbes Jahrhundert umfaſſende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unſrer Litteratur angefangen, und endige mit ihrem Untergange. Ein recht offenes Geſtändniß eines natürlichen optiſchen Betrugs.

Wie das Lebensmotto des poetiſchen Vagabunden in Claudine von Villabella „Toll aber klug“ auch der Charakter manches Werks des Genies iſt: ſo

ließe ſich der entgegengeſetzte Wahlſpruch auf die geiſtloſe Regelmäßigkeit anwenden: Vernünftig aber dumm.

Jeder gute Menſch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Menſch ſeyn, ſich bilden, ſind Ausdrücke, die einerley bedeuten.

Ächte Myſtik iſt Moral in der höchſten Dignität.

Man ſoll nicht mit allen ſymphiloſophiren wollen, ſondern nur mit denen die à la hauteur ſind.

Einige haben Genie zur Wahrheit; viele haben Talent zum Irren. Ein Talent, dem eine eben ſo große Induſtrie zur Seite ſteht. Wie zu einem Leckerbiſſen ſind oft zu einem einzigen Irrthum die Beſtandtheile aus allen Weltgegenden des menſchlichen Geiſtes mit unermüdlicher Kunſt zuſammen geholt.

Könnte es nicht noch vor Abfaſſung der logiſchen Konſtituzion eine proviſoriſche Philoſophie geben; und iſt nicht alle Philoſophie proviſoriſch, bis die Konſtituzion durch die Akzeptazion ſankzionirt iſt?

Je mehr man ſchon weiß, je mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wiſſen nimmt das Nichtwiſſen in gleichem Grade zu, oder vielmehr das Wiſſen des Nichtwiſſens.

Was man eine glückliche Ehe nennt, verhält sich zur Liebe, wie ein korrektes Gedicht zu improvisirtem Gesang.

W. sagte von einem jungen Philosophen: Er trage einen Theorien-Eyerstock im Gehirne, und lege täglich wie eine Henne seine Theorie; und das sey für ihn der einzig mögliche Ruhepunkt in seinem beständigen Wechsel von Selbstschöpfung und Selbstvernichtung, welches eine fatigante Manoeuvre seyn möchte.

Leibniz ließ sich bekanntlich Augengläser von Spinosa machen; und das ist der einzige Verkehr den er mit ihm oder mit seiner Philosophie gehabt hat. Hätte er sich doch auch Augen von ihm machen lassen, um in die ihm unbekannte Weltgegend der Philosophie, wo Spinosa seine Heimath hat, wenigstens aus der Ferne hinüber schauen zu können!

Vielleicht muß man um einen transcendentalen Gesichtspunkt für das Antike zu haben, erzmodern seyn. Winkelmann hat die Griechen wie ein Grieche gefühlt. Hemsterhuys hingegen wußte modernen Umfang durch antike Einfachheit schön zu beschränken, und warf von der Höhe seiner Bildung, wie von einer freyen Gränze, gleich seelenvolle Blicke in die alte, und in die neue Welt.

Warum sollte es nicht auch unmoralische Menschen geben dürfen, so gut wie unphilosophische und

unpoetiſche? Nur antipolitiſche oder unrechtliche Menſchen können nicht geduldet werden.

Myſtik iſt was allein das Auge des Liebenden an dem geliebten ſieht. Jeder mag ſeine Myſtik für ſich haben, nur muß er ſie auch für ſich behalten. Es giebt wohl viele, die das ſchöne Alterthum traveſtiren, gewiß aber auch einige die es myſtifiziren, und alſo für ſich behalten müßen. Beydes entfernt von dem Sinn in dem es rein genoſſen, und von dem Wege worauf es zurückgebracht werden kann.

Jede Philoſophie der Philoſophie, nach der Spinoſa kein Philoſoph iſt, muß verdächtig ſcheinen.

Sie jammern immer, die Deutſchen Autoren ſchrieben nur für einen ſo kleinen Kreis, ja oft nur für ſich ſelbſt untereinander. Das iſt recht gut. Dadurch wird die Deutſche Litteratur immer mehr Geiſt und Charakter bekommen. Und unterdeſſen kann vielleicht ein Publikum entſtehen.

Leibniz war ſo ſehr Moderantiſt, daß er auch das Ich, und Nicht-Ich, wie Katholizismus und Proteſtantismus verſchmelzen wollte, und Thun und Leiden nur dem Grade nach verſchieden hielt. Das heißt die Harmonie chargiren, und die Billigkeit bis zur Karikatur treiben.

An die Griechen zu glauben, ist eben auch eine Mode des Zeitalters. Sie hören gern genug über die Griechen deklamiren. Kommt aber einer und sagt: Hier sind welche; so ist niemand zu Hause.

Vieles was Dummheit scheint, ist Narrheit, die gemeiner ist, als man denkt. Narrheit ist absolute Verkehrtheit der Tendenz, gänzlicher Mangel an historischem Geist.

Leibnizens Methode der Jurisprudenz ist ihrem Zwecke nach eine allgemeine Ausstellung seiner Plane. Er hatte es auf alles angelegt: Praktiker, Kanzellist, Professor, Hofmeister. Das Eigne davon ist bloße Kombinazion des juristischen Stoffs mit der theologischen Form. Die Theodicee ist im Gegentheil eine Advokatenschrift in Sachen Gottes contra Bayle und Konsorten.

Man hält es für ein Unglück, daß es kein bestimmtes Gefühl der physischen Gesundheit giebt, wohl aber der Krankheit. Wie weise diese Veranstaltung der Natur sey, sieht man aus dem Zustande der Wissenschaften, wo der Fall umgekehrt ist, und wo ein Wassersüchtiger, Hektischer und Gelbsüchtiger, wenn er sich mit einem Gesunden vergleicht, glaubt, es gäbe zwischen ihnen keinen andern Unterschied als den zwischen Fett und Mager oder Brünett und Blondin.

Fichte's Wiſſenſchaftslehre iſt eine Philoſophie über die Materie der Kantiſchen Philoſophie. Von der Form redet er nicht viel, weil er Meiſter derſelben iſt. Wenn aber das Weſen der kritiſchen Methode darin beſteht, daß Theorie des beſtimmenden Vermögens und Syſtem der beſtimmten Gemüthswirkungen in ihr wie Sache und Gedanken in der praeſtabilirten Harmonie innigſt vereinigt ſind: ſo dürfte er wohl auch in der Form ein Kant in der zweyten Potenz und die Wiſſenſchaftslehre weit kritiſcher ſeyn, als ſie ſcheint. Vorzüglich die neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre iſt immer zugleich Philoſophie und Philoſophie der Philoſophie. Es mag gültige Bedeutungen des Worts Kritiſch geben, in welchem es nicht auf jede Fichtiſche Schrift paßt. Aber bey Fichte muß man, wie er ſelbſt, ohne alle Nebenrückſicht nur auf das Ganze ſehen und auf das Eine worauf es eigentlich ankommt; nur ſo kann man die Identität ſeiner Philoſophie mit der Kantiſchen ſehen und begreifen. Auch iſt Kritiſch wohl etwas, was man nie genug ſeyn kann.

Wenn der Menſch nicht weiter kommen kann, ſo hilft er ſich mit einem Machtſpruche, oder einer Machthandlung, einem raſchen Entſchluß.

Wer ſucht wird zweifeln. Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehn ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung und alſo auch die Darſtellung nicht in ihm befangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frey zuſammen zu

ſtimmen, zu einem Werke frey ſich zu vereinigen ſcheinen. Wenn wir von der Außenwelt ſprechen, wenn wir wirkliche Gegenſtände ſchildern, ſo verfahren wir wie das Genie. Ohne Genialität exiſtirten wir alle überhaupt nicht. Genie iſt zu allem nöthig. Was man aber gewöhnlich Genie nennt, iſt Genie des Genie's.

Der Geiſt führt einen ewigen Selbſtbeweis.

Der tranſcendentale Geſichtspunkt für dieſes Leben erwartet uns. Dort wird es uns erſt recht bedeutend werden.

---

255 Das Leben eines wahrhaft kanoniſchen Menſchen muß durchgehends ſymboliſch ſeyn. Wäre unter dieſer Vorausſetzung nicht jeder Tod ein Verſöhnungstod? Mehr oder weniger verſteht ſich; und ließen ſich nicht mehre höchſt merkwürdige Folgerungen daraus ziehen?

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftſteller verſtanden habe, wenn ich in ſeinem Geiſte handeln kann; wenn ich ihn, ohne ſeine Individualität zu ſchmälern, überſetzen und mannichfach verändern kann.

Wir ſind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen daß wir träumen.

Ächt geſelliger Witz iſt ohne Knall. Es giebt eine Art deſſelben, die nur magiſches Farbenſpiel in höhern Sphären iſt.

Geiſtvoll iſt das, worin ſich der Geiſt unaufhörlich offenbart, wenigſtens oft von neuem in veränderter Geſtalt wiedererſcheint; nicht bloß etwa nur einmal, ſo zu Anfang, wie bey vielen philoſophiſchen Syſtemen.

Deutſche giebt es überall. Germanität iſt ſo wenig, wie Romanität, Gräcität oder Brittannität auf einen beſondern Staat eingeſchränkt; es ſind allgemeine Menſchenkaraktere die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden ſind. Deutſchheit iſt ächte Popularität, und darum ein Ideal.

Der Tod iſt eine Selbſtbeſiegung, die wie alle Selbſtüberwindung, eine neue leichtere Exiſtenz verſchafft.

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen ſo viel Kraft und Anſtrengung, weil für den eigentlichen Menſchen nichts ungewöhnlicher nichts ungemeiner iſt als armſelige Gewöhnlichkeit?

Genialiſcher Scharfſinn iſt ſcharfſinniger Gebrauch des Scharfſinns.

Auf die berühmte Preisfrage der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften über die Fortſchritte der Metaphyſik ſind Antworten jeder Art erſchienen: eine feindliche, eine günſtige, eine überflüßige, noch eine,

auch eine dramatiſche, und ſogar eine Sokratiſche von Hülſen. Ein wenig Enthuſiasmus, wenn er auch roh ſeyn ſollte, ein gewiſſer Schein von Univerſalität verfehlen ihre Wirkung nicht leicht, und verſchaffen auch wohl dem Paradoxen ein Publikum. Aber der Sinn für reine Genialität iſt ſelbſt unter gebildeten Menſchen eine Seltenheit. Kein Wunder alſo, wenn es nur wenige wiſſen, daß Hülſens Werk eines von denen iſt, wie ſie in der Philoſophie immer ſehr ſelten waren und es auch jetzt noch ſind: ein Werk im ſtrengſten Sinne des Worts, ein Kunſtwerk, das Ganze aus Einem Stück, an dialektiſcher Virtuoſität das nächſte nach Fichte, und das eine erſte Schrift, die der Veranlaſſung nach eine Gelegenheitsſchrift ſeyn ſollte. Hülſen iſt ſeines Gedankens und ſeines Ausdrucks völlig Meiſter, er geht ſicher und leiſe; und dieſe ruhige hohe Beſonnenheit bey dem weitumfaſſenden Blick und der reinen Humanität, iſt es eben was ein hiſtoriſcher Philoſoph in ſeinem antiquariſchen und aus der Mode gekommenen Dialekt das Sokratiſche nennen würde; eine Terminologie, die ſich jedoch ein Künſtler, der ſo viel philologiſchen Geiſt hat, gefallen laſſen muß.

Ungeachtet er ſo eine idylliſche Natur iſt, hat Fontenelle doch eine ſtarke Antipathie gegen den Inſtinkt, und vergleicht das reine Talent, welches er für unmöglich hält, mit dem ganz abſichtsloſen Kunſtfleiße der Biber. Wie ſchwer iſt es ſich ſelbſt nicht zu überſehn! Denn wenn Fontenelle ſagt: La gêne fait

l'essence et le merite brillant de la Poesie: so scheints kaum möglich, die französische Poesie mit wenigen Worten besser zu karakterisiren. Aber ein Biber, der Academicien wäre, könnte wohl nicht mit vollkommnerem Unbewußtseyn das Rechte treffen.

Gebildet ist ein Werk, wenn es überall scharf begränzt, innerhalb der Gränzen aber gränzenlos und unerschöpflich ist, wenn es sich selbst ganz treu, überall gleich, und doch über sich selbst erhaben ist. Das Höchste und Letzte ist, wie bey der Erziehung eines jungen Engländers, le grand tour. Es muß durch alle drey oder vier Welttheile der Menschheit gewandert seyn, nicht um die Ecken seiner Individualität abzuschleifen, sondern um seinen Blick zu erweitern und seinem Geist mehr Freyheit und innre Vielseitigkeit und dadurch mehr Selbständigkeit und Selbstgenugsamkeit zu geben.

Die Orthodoxen unter den Kantianern suchen das Prinzip ihrer Philosophie vergeblich im Kant. Es steht in Bürgers Gedichten und lautet: „Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deutelu."

An genialischem Unbewußtseyn können die Philosophen, dünkt mich, den Dichtern den Rang recht wohl streitig machen.

Wenn Verstand und Unverstand sich berühren, so giebt es einen elektrischen Schlag. Das nennt man Polemik.

Noch bewundern die Philoſophen im Spinoſa nur die Konſequenz, wie die Engländer am Shakſpeare bloß die Wahrheit preiſen.

Vermiſchte Gedanken ſollten die Kartons der Philoſophie ſeyn. Man weiß, was dieſe den Kennern der Mahlerey gelten. Wer nicht philoſophiſche Welten mit dem Crayon ſkizziren, jeden Gedanken, der Phyſiognomie hat, mit ein paar Federſtrichen karakteriſiren kann, für den wird die Philoſophie nie Kunſt, und alſo auch nie Wiſſenſchaft werden. Denn in der Philoſophie geht der Weg zur Wiſſenſchaft nur durch die Kunſt, wie der Dichter im Gegentheil erſt durch Wiſſenſchaft ein Künſtler wird.

Immer tiefer zu dringen, immer höher zu ſteigen, iſt die Lieblingsneigung der Philoſophen. Auch gelingt es, wenn man ihnen aufs Wort glaubt, mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit. Mit dem Weiterkommen geht es dagegen langſam genug. Beſonders in Rückſicht der Höhe überbieten ſie ſich ordentlich, wie wenn zwey zugleich auf einer Aukzion unbedingte Commiſſion haben. Vielleicht iſt aber alle Philoſophie, die philoſophiſch iſt, unendlich hoch und unendlich tief. Oder ſteht Plato niedriger als die jetzigen Philoſophen?

Auch die Philoſophie iſt das Reſultat zwey ſtreitender Kräfte, der Poeſie und Praxis. Wo dieſe ſich ganz durchdrungen und in Eins ſchmelzen, da entſteht

Philoſophie; wenn ſie ſich wieder zerſetzt, wird ſie Mythologie, oder wirft ſich ins Leben zurück. Aus Dichtung und Geſetzgebung bildete ſich die Griechiſche Weisheit. Die höchſte Philoſophie, vermuthen einige, dürfte wieder Poeſie werden; und es iſt ſogar eine bekannte Erfahrung, daß gemeine Naturen erſt nach ihrer Art zu philoſophiren anfangen, wenn ſie zu leben aufhören. — Dieſen chemiſchen Prozeß des Philoſophirens beſſer darzuſtellen, wo möglich die dynamiſchen Geſetze deſſelben ganz ins Reine zu bringen, und die Philoſophie, welche ſich immer von neuem organiſiren und deſorganiſiren muß, in ihre lebendigen Grundkräfte zu ſcheiden, und zu ihrem Urſprung zurückzuführen, das halte ich für Schellings eigentliche Beſtimmung. Dagegen ſcheint mir ſeine Polemik, beſonders aber ſeine litterariſche Kritik der Philoſophie eine falſche Tendenz zu ſeyn; und ſeine Anlage zur Univerſalität iſt wohl noch nicht gebildet genug, um in der Philoſophie der Phyſik das finden zu können, was ſie da ſucht.

Abſicht bis zur Ironie, und mit willkührlichem Schein von Selbſtvernichtung iſt eben ſowohl naiv, als Inſtinkt bis zur Ironie. Wie das Naive mit den Widerſprüchen der Theorie und der Praxis, ſo ſpielt das Groteske mit wunderlichen Verſetzungen von Form und Materie, liebt den Schein des Zufälligen und Seltſamen, und kokettirt gleichſam mit unbedingter Willkühr. Humor hat es mit Seyn und Nichtſeyn zu thun, und ſein eigentliches Weſen iſt Reflexion. Da-

her ſeine Verwandtſchaft mit der Elegie und allem, was tranſcendental iſt; daher aber auch ſein Hochmuth und ſein Hang zur Myſtik des Witzes. Wie Genialität dem Naiven, ſo iſt ernſte reine Schönheit dem Humor nothwendig. Er ſchwebt am liebſten über leicht und klar ſtrömenden Rhapſodien der Philoſophie oder der Poeſie und flieht ſchwerfällige Maſſen, und abgeriſſne Bruchſtücke.

Die Geſchichte von den Gergeſener Säuen iſt wohl eine ſinnbildliche Prophezeyung von der Periode der Kraftgenie's, die ſich nun glücklich in das Meer der Vergeſſenheit geſtürzt haben.

Wenn ich meine Antipathie gegen das Katzengeſchlecht erkläre, ſo nehme ich Peter Leberechts geſtiefelten Kater aus. Krallen hat er, und wer davon geritzt worden iſt, ſchreyt, wie billig, über ihn: Andre aber kann es beluſtigen, wie er gleichſam auf dem Dache der dramatiſchen Kunſt herumſpaziert.

Der Denker braucht grade ein ſolches Licht wie der Mahler: hell, ohne unmittelbaren Sonnenſchein oder blendende Reflexe, und, wo möglich, von oben herab.

Welche Vorſtellungen müſſen die Theoriſten gehabt haben, die das Porträt vom Gebiet der eigentlich ſchönen, freyen und ſchaffenden Kunſt ausſchlieſſen. Es iſt grade, als wollte man es nicht für Poe-

ſie gelten laſſen, wenn ein Dichter ſeine wirkliche Geliebte beſingt. Das Porträt iſt die Grundlage und der Prüfſtein des hiſtoriſchen Gemähldes.

Neuerdings iſt die unerwartete Entdeckung gemacht worden, in der Gruppe des Laokoon ſey der Held ſterbend vorgeſtellt, und zwar an einem Schlagfluſſe. Weiter läßt ſich nun die Kennerſchaft in dieſer Richtung nicht treiben, es müßte uns denn jemand belehren, Laokoon ſey wirklich ſchon todt, welches auch in Rückſicht auf den Kenner ſeine vollkommene Richtigkeit haben würde. Bey Gelegenheit werden Leſſing und Winkelmann zurechtgewieſen: nicht Schönheit, wie jener behauptet, (eigentlich beyde und mit ihnen Mengs) noch ſtille Größe und edle Einfalt, wie dieſer, ſey das Grundgeſetz der Griechiſchen Kunſt geweſen, ſondern Wahrheit der Karakteriſtik. Karakteriſiren will wohl alle menſchliche Bildnerey bis auf die hölzernen Götzen der Kamtſchadalen hinunter. Wenn man aber den Geiſt einer Sache in Einem Zuge faſſen will, ſo nennt man nicht das, was ſich von ſelbſt verſteht, und was ſie mit andern gemein hat, ſondern was weſentlich ihre Eigenthümlichkeit bezeichnet. Karakterloſe Schönheit läßt ſich nicht denken: ſie wird, wenn auch keinen ethiſchen, doch allezeit einen phyſiſchen Karakter haben, d. h. die Schönheit eines gewiſſen Alters und Geſchlechts ſeyn, oder beſtimmte körperliche Gewöhnungen verrathen, wie die Körper der Ringer. Die alte Kunſt hat nicht nur ihre unter Anleitung der Mythologie erſchaffnen

Bildungen in dem höchsten und würdigsten Sinne gedacht, sondern mit jedem Karakter der Formen und des Ausdrucks den Grad von Schönheit vereinbart, der dabey Statt finden konnte, ohne jenen zu zerstören. Daß sie dieß auch da möglich zu machen gewußt, wo ein barbarischer Geschmack nicht einmal des Gedankens fähig gewesen wäre, läßt sich, z. B. an antiken Medusenköpfen, beynah mit Händen greifen. Wenn komische oder tragische Darstellungen ein Einwurf gegen dieß allgemeine, durchgängige Streben nach Schönheit wären, so läge er zu nahe, als daß er Kennern des Alterthums wie Mengs und Winkelmann hätte entgehen können. Man vergleiche die gröbste Ausgelassenheit antiker Satyren und Bakchantinnen mit ähnlichen Vorstellungen aus der Flamändischen Schule, und man müßte selbst ganz unhellenisch seyn, wenn man nicht dort noch das Hellenische fühlte. Es ist ganz etwas anders, im Schmutze gemeiner Sinnlichkeit einheimisch seyn, oder sich, wie eine Gottheit in eine Thiergestalt, aus muthwilliger Lust dazu herablassen. Auch bey der Wahl schrecklicher Gegenstände kommt ja noch alles auf die Behandlung an, welche den mildernden Hauch der Schönheit darüber verbreiten kann, und in der Griechischen Kunst und Poesie wirklich verbreitet hat. Grade in streitenden Elementen, in dem unauflöslich scheinenden Widerspruche zwischen der Natur des Dargestellten und dem Gesetze der Darstellung, erscheint die innre Harmonie des Geistes am göttlichsten. Oder wird man in den Tragödien des Sophokles, deswe-

gen weil ſie höchſt tragiſch ſind, die ſtille Größe und edle Einfalt wegläugnen? Daß im Körper des Laokoon der gewaltſamſte Zuſtand des Leidens und der Anſtrengung ausgedrückt ſey, hat Winkelmann ſehr beſtimmt anerkannt; nur im Geſichte, behauptet er, erſcheine die nicht erliegende Heldenſeele. Jetzt erfahren wir, daß Laokoon nicht ſchreyt, weil er nicht mehr ſchreyen kann. Nämlich von wegen des Schlagfluſſes. Freylich kann er nicht ſchreyen, ſonſt würde er gegen eine ſo entſtellende Beſchreibung und Verkennung ſeiner heroiſchen Größe die Stimme erheben.

Wenn der Geſchmack der Engländer in der Mahlerey, wie die mechaniſche Zierlichkeit ihrer Kupferſtiche befürchten läßt, ſich auf dem feſten Lande noch weiter verbreiten ſollte, ſo möchte man darauf antragen, den ohne dieß unſchicklichen Namen, hiſtoriſches Gemählde, abzuſchaffen und dafür theatraliſches Gemählde einzuführen.

Gegen den Vorwurf, daß die eroberten Italiäniſchen Gemählde in Paris übel behandelt würden, hat ſich der Säuberer derſelben erboten, ein Bild von Carracci halb gereinigt und halb in ſeinem urſprünglichen Zuſtande aufzuſtellen. Ein artiger Einfall! So ſieht man bey plötzlichem Lärm auf der Gaſſe manchmal ein halb raſirtes Geſicht zum Fenſter herausgukken; und mit Franzöſiſcher Lebhaftigkeit und Ungeduld betrieben, mag das Säuberungsgeſchäft überhaupt viel von der Barbierkunſt an ſich haben.

Die zarte Weiblichkeit in Gedanken und Dichtungen, die auf den Bildern der Angelika Kaufmann anzieht, hat ſich bey den Figuren mitunter auf eine unerlaubte Art eingeſchlichen: ihren Jünglingen ſieht es aus den Augen, daß ſie gar zu gern einen Mädchenbuſen hätten, und wo möglich auch ſolche Hüften. Vielleicht waren ſich die Griechiſchen Mahlerinnen dieſer Gränze oder Klippe ihres Talentes bewußt. Unter den wenigen, die Plinius nennt, führt er von der Timarete, Irene und Lala nur weibliche Figuren an.

Da man jetzt überall moraliſche Nutzanwendungen verlangt, ſo wird man auch die Nützlichkeit der Portratmahlerey durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müſſen. Mancher, der ſich an ſeiner Frau ein wenig müde geſehen, findet ſeine erſten Neigungen vor den reineren Zügen ihres Bildniſſes wieder.

Der Urſprung der Griechiſchen Elegie, ſagt man, liege in der lydiſchen Doppelflöte. Sollte er nicht nächſtdem auch in der menſchlichen Natur zu ſuchen ſeyn?

Für Empiriker, die ſich auch bis zum Streben nach Gründlichkeit und bis zum Glauben an einen großen Mann erheben können, wird die Fichtiſche Wiſſenſchaftslehre doch nie mehr ſeyn als das dritte Heft von dem philoſophiſchen Journal, die Konſtituzion.

Wenn Nichts zuviel ſo viel bedeutet als Alles ein wenig: ſo iſt Garve der größte deutſche Philoſoph.

Heraklit ſagte, man lerne die Vernunft nicht durch Vielwiſſerey. Jetzt ſcheint es nöthiger zu erinnern, daß man durch reine Vernunft allein noch nicht gelehrt werde.

Um einſeitig ſeyn zu können, muß man wenigſtens eine Seite haben. Dieß iſt gar nicht der Fall der Menſchen, (die gleich ächten Rhapſoden nach Platos Karakteriſtik dieſer Gattung) nur für Eins Sinn haben, nicht weil es ihr Alles, ſondern weil es ihr Einziges iſt, und immer daſſelbe abſingen. Ihr Geiſt iſt nicht ſo wohl in enge Gränzen eingeſchloſſen; er hört vielmehr gleich auf, und wo er aufhört, geht unmittelbar der leere Raum an. Ihr ganzes Weſen iſt wie ein Punkt, der aber doch die Aehnlichkeit mit dem Golde hat, das er ſich zu einem unglaublich dünnen Plättchen ſehr weit auseinanderſchlagen läßt.

Warum fehlt in den modigen Verzeichniſſen aller möglichen Grundſätze der Moral immer das Ridicüle? Etwa weil dieſes Prinzip nur in der Praxis allgemein gilt?

Über das geringſte Handwerk der Alten wird keiner zu urtheilen wagen, der es nicht verſteht. Über die Poeſie und Philoſophie der Alten glaubt jeder

mitſprechen zu dürfen, der eine Konjektur oder einen Kommentar machen kann, oder etwa in Italien geweſen iſt. Hier glauben ſie einmal dem Inſtinkt zu viel: denn übrigens mag es wohl eine Foderung der Vernunft ſeyn, daß jeder Menſch ein Poet und ein Philoſoph ſeyn ſolle, und die Foderungen der Vernunft, ſagt man, ziehen den Glauben nach ſich. Man könnte dieſe Gattung des Naiven das philologiſche Naive nennen.

Das beſtändige Wiederhohlen des Themas in der Philoſophie entſpringt aus zwey verſchiedenen Urſachen. Entweder der Autor hat etwas entdeckt, er weiß aber ſelbſt noch nicht recht was: und in dieſem Sinne ſind Kants Schriften muſikaliſch genug. Oder er hat etwas Neues gehört, ohne es gehörig zu vernehmen, und in dieſem Sinne ſind die Kantianer die gröſten Tonkünſtler der Litteratur.

Daß ein Prophet nicht in ſeinem Vaterlande gilt iſt wohl der Grund, warum kluge Schriftſteller es ſo häufig vermeiden, ein Vaterland im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften zu haben. Sie legen ſich lieber aufs Reiſen, Reiſebeſchreibungen, oder aufs Leſen und Überſetzen von Reiſebeſchreibungen, und erhalten das Lob der Univerſalität.

Alle Gattungen ſind gut, ſagt Voltaire, ausgenommen die langweilige Gattung. Aber welches iſt denn nun die langweilige Gattung? Sie mag gröſſer

ſeyn als alle andern und viele Wege mögen dahin führen. Der kürzeſte iſt wohl, wenn ein Werk nicht weiß, zu welcher Gattung es gehören will oder ſoll. Sollte Voltaire dieſen Weg nie gegangen ſeyn?

Wie Simonides die Poeſie eine redende Mahlerey und die Mahlerey eine ſtumme Poeſie nannte, ſo könnte man ſagen, die Geſchichte ſey eine werdende Philoſophie, und die Philoſophie eine vollendete Geſchichte. Aber Apoll, der nicht verſchweigt und nicht ſagt, ſondern andeutet, wird nicht mehr verehrt und wo ſich eine Muſe ſehen läßt, wollen ſie ſie gleich zu Protokoll vernehmen. Wie übel verfährt ſelbſt Leſſing mit jenem ſchönen Wort des geiſtvollen Griechen, der vielleicht keine Gelegenheit hatte, an descriptive poetry zu denken, und dem es ſehr überflüſſig ſcheinen mußte, daran zu erinnern, daß die Poeſie auch eine geiſtige Muſik ſey, da er keine Vorſtellung davon hatte, daß beyde Künſte getrennt ſeyn könnten.

Wenn gemeine Menſchen, ohne Sinn für die Zukunft, einmahl von der Wuth des Fortſchreitens ergriffen werden, treiben ſie's auch recht buchſtäblich. Den Kopf voran und die Augen zu ſchreiten ſie in alle Welt, als ob der Geiſt Arme und Beine hätte. Wenn ſie nicht etwa den Hals brechen, ſo erfolgt gewöhnlich eins von beyden: entweder ſie werden ſtätiſch oder ſie machen linkeum. Mit den letzten muß mans machen wie Caeſar, der die Gewohnheit hatte, im

Gedränge der Schlacht flüchtig gewordene Krieger bey der Kehle zu packen, und mit dem Geſicht gegen die Feinde zu kehren.

---

125 Virtuoſen in verwandten Gattungen verſtehn ſich oft am wenigſten, und auch die geiſtige Nachbarſchaft pflegt Feindſeligkeiten zu veranlaſſen. So findet man nicht ſelten, daß edle und gebildete Menſchen, die alle göttlich dichten, denken oder leben, deren jeder aber ſich der Gottheit auf einem andern Wege nähert, einander die Religion abſprechen, gar nicht um der Parthey oder des Syſtems willen, ſondern aus Mangel an Sinn für religiöſe Individualität. Die Religion iſt ſchlechthin groß wie die Natur, der vortrefflichſte Prieſter hat doch nur ein klein Stück davon. Es giebt unendlich viel Arten derſelben, die ſich jedoch von ſelbſt unter einige Hauptrubriken zu ordnen ſcheinen. Einige haben am meiſten Talent für die Anbetung des Mittlers, für Wunder und Geſichte. Das ſind die, welche der gemeine Mann, wie es kommt, Schwärmer oder Poeten nennt. Ein andrer weiß vielleicht mehr von Gott dem Vater, und verſteht ſich auf Geheimniſſe und Weiſſagungen. Dieſer iſt ein Philoſoph, und wird wie der Geſunde von der Geſundheit, nicht viel von der Religion reden, am wenigſten von ſeiner eignen. Andre glauben an den heiligen Geiſt, und was dem anhängt, Offenbarungen, Eingebungen u. ſ. w.; an ſonſt aber niemand. Das ſind künſtleriſche Naturen. Es iſt ein ſehr natürlicher ja faſt unvermeidlicher Wunſch, alle Gattungen der Religion

in ſich vereinigen zu wollen. In der Ausführung iſts damit aber ungefähr, wie mit der Vermiſchung der Dichtarten. Wer aus wahrem Inſtinkt zugleich an den Mittler und an den heiligen Geiſt glaubt, pflegt ſchon die Religion als iſolirte Kunſt zu treiben; welches eine der mißlichſten Profeſſionen iſt, die ein ehrlicher Mann treiben kann. Wie müßte es erſt einem ergehn, der an alle drey glaubt!

Nur der, welcher ſich ſelbſt ſetzt, kann andre ſetzen. Eben ſo hat nur der, welcher ſich ſelbſt annihilirt, ein Recht jeden andern zu annihiliren.

Es iſt kindiſch, den Leuten das einreden zu wollen, wofür ſie keinen Sinn haben. Thut als ob ſie nicht da wären, und macht ihnen vor, was ſie ſehen lernen ſollen. Dieß iſt zugleich höchſt weltbürgerlich und höchſt ſittlich; ſehr höflich und ſehr cyniſch.

Viele haben Geiſt oder Gemüth oder Fantaſie. Aber weil es für ſich ſelbſt nur in flüchtiger dunſtförmiger Geſtalt erſcheinen könnte, hat die Natur Sorge getragen, es durch irgend einen gemeinen erdigen Stoff chemiſch zu binden. Dieſes Gebundne zu entdecken iſt die beſtändige Aufgabe des höchſten Wohlwollens, aber es erfodert viel Übung in der intellektuellen Chemie. Wer für jedes, was in der menſchlichen Natur ſchön iſt, ein untrügliches Reagens zu entdecken wüßte, würde uns eine neue Welt zeigen.

Wie in der Vision des Propheten würde auf einmal das unendliche Feld zerstückter Menschenglieder lebendig werden.

Es giebt Menschen, die kein Interesse an sich selbst nehmen. Einige, weil sie überhaupt keines, auch nicht an andern, fähig sind. Andere, weil sie ihres gleichmäßigen Fortschreitens sicher sind, und weil ihre selbstbildende Kraft keiner reflektirenden Theilnahme mehr bedarf, weil hier Freyheit in allen ihren höchsten und schönsten Aeußerungen gleichsam Natur geworden ist. So berührt sich auch hier in der Erscheinung das Niedrigste und das Erhabenste.

Unter den Menschen, die mit der Zeit fortgehn, giebt es manche, welche, wie die fortlaufenden Kommentare, bey den schwierigen Stellen nicht still stehn wollen.

Gott ist nach Leibnitz wirklich, weil nichts seine Möglichkeit verhindert. In dieser Rücksicht ist Leibnitzens Philosophie recht gottähnlich.

Dafür ist das Zeitalter noch nicht reif, sagen sie immer. Soll es deswegen unterbleiben? — Was noch nicht seyn kann, muß wenigstens immer im Werden bleiben.

Wenn Welt der Inbegriff desjenigen ist, was sich dynamisch afficirt, so wird es der gebildete

Menſch wohl nie dahin bringen, nur in einer Welt zu leben. Die eine müßte die beſte ſeyn, die man nur ſuchen ſoll, nicht finden kann. Aber der Glaube an ſie iſt etwas ſo heiliges, wie der Glaube an die Einzigkeit in der Freundſchaft und Liebe.

Wer mit ſeiner Manier, kleine Silhouetten von ſich ſelbſt in verſchiednen Stellungen aus freyer Hand auszuſchneiden und umherzubieten, eine Geſellſchaft unterhalten kann, oder auf den erſten Wink fertig iſt, den Kaſtellan von ſich ſelbſt zu machen, und was in ihm iſt jedem, der an ſeiner Thüre ſtehn bleibt, zu zeigen wie ein Landedelmann die verſchrobenen Anlagen ſeines engliſchen Gartens, der heißt ein offner Menſch. Für die, welche auch in die Geſellſchaft ihre Trägheit mitbringen und beyläufig gern was ſie um ſich ſehn muſtern und klaſſifiziren möchten, iſt dies freylich eine bequeme Eigenſchaft. Auch giebt es Menſchen genug, die dieſer Foderung entſprechen, und durchaus in dem Styl eines Gartenhauſes gebaut ſind, wo jedes Fenſter eine Thür iſt, und jedermann Platz zu nehmen genöthigt wird, in der Vorausſetzung, daß er nicht mehr zu finden erwarte, als was ein Dieb in einer Nacht ausräumen könnte, ohne ſich ſonderlich zu bereichern. Ein eigentlicher Menſch, der etwas mehr in ſich hat, als dieſen ärmlichen Hausbedarf, wird ſich freylich nicht ſo preis geben, da es ohnedieß vergeblich wäre, ihn aus Selbſtbeſchreibungen, auch aus den beſten und geiſtvollſten, kennen lernen zu wollen. Von einem Karakter giebt es keine an-

dre Erkenntniß als Anſchauung. Ihr müßt ſelbſt den Standpunkt finden, aus dem grade ihr das Ganze überſehn könnt, und müßt verſtehn aus den Erſcheinungen das Innere nach feſten Geſetzen und ſichern Ahndungen zu konſtruiren. Für einen reellen Zweck iſt alſo jenes Selbſterklären überflüßig. Und Offenheit in dieſem Sinne zu fodern, iſt eben ſo anmaßend als unverſtändig. Wer dürfte ſich ſelbſt zerlegen, wie das Objekt einer anatomiſchen Vorleſung, das Einzelne aus der Verbindung, in der es allein ſchön und verſtändlich iſt, herausreißen, und auch das Feinſte und Zarteſte mit Worten gleichſam ausſprüzen, daß es zur Ungeſtaltheit ausgedehnt wird? Das innere Leben verſchwindet unter dieſer Behandlung; ſie iſt der jämmerlichſte Selbſtmord. Der Menſch gebe ſich ſelbſt, wie ein Kunſtwerk, welches im Freyen ausgeſtellt Jedem den Zutritt verſtattet, und doch nur von denen genoſſen und verſtanden wird, die Sinn und Studium mitbringen. Er ſtehe frey und bewege ſich ſeiner Natur gemäß, ohne zu fragen, wer ihn anſieht und wie. Dieſe ruhige Unbefangenheit verdient eigentlich den Namen der Offenheit allein: denn offen iſt, wo hinein jeder gehn kann, ohne daß etwas gewaltthätiges nöthig wäre; verſteht ſich, daß er auch das, was nicht Niet- und Nagelfeſt iſt, mit Achtung behandle. Mehr gehört nicht zu der Gaſtfreyheit die der Menſch innerhalb ſeines Gemüths beweiſen muß: alles übrige iſt nur in den Ergießungen und den Genüſſen einer vertrauten Freundſchaft nicht an der unrechten Stelle. Um dieſen engeren Kreis erſt zu finden, be-

darf es freylich einer etwas zuvorkommendern Mittheilung, einer ſchamhaften, ſchüchtern verſuchenden Offenheit, die hie und da durch einen kleinen Druck ihr innerſtes Daſeyn mit ſeinen Spring federnerrathen läßt, und ihre Tendenz zu Liebe und Freundſchaft offenbart. Sie iſt aber kein permanenter Zuſtand, ſondern wie eine Wünſchelruthe ſchlägt ſie nur da an, wo der Inſtinkt der Freundſchaft ſeinen Schatz zu heben hofft. Über dieſe ſchmale Linie des ſittlich Schönen werden liebenswürdige Seelen nur durch Mißverſtand zu beyden Seiten etwas hinausgeführt. Durch mißlungene Verſuche dieſes ſchönen Inſtinkts zu jener intereſſanten Verſchloſſenheit, die ſich nicht verſtellen, ſondern nur verbergen will, und die jeden, der das Vortreffliche zu ahnden weiß, ſo zauberiſch intriguirt; durch ſanguiniſche Hoffnungen und durch eine Reizbarkeit, welche auch von der geringſten Affinität in Bewegung geſetzt wird, zu jener naiven Herzlichkeit, welche, wie die Freymaurer meynt, daß wenigſtens der erſte Grad niemals zu Vielen gegeben werden kann. Dieſe Erſcheinungen ſind erfreulich und intereſſant, weil ſie noch an der Gränze des Beſten liegen, und nur der Uneingeweihte wird ſie mit Manieren verwechſeln, die aus reiner Unfähigkeit hervorgehn. So wie man ein nicht verſtandnes Buch lieber verläugnet, ſo ſind viele nur deswegen verſchloſſen, weil ſie den Fragen über ſich ſelbſt ausweichen wollen; und wie Manche nicht für ſich leſen können, ohne zugleich die Worte hören zu laſſen, ſo können Manche ſich nicht anſchaun, ohne immer zu ſagen, was ſie ſehn. Dieſe Verſchloſſenheit

aber iſt ängſtlich und kindiſch verlegen, und dieſe nur ſcheinbare Offenheit kümmert ſich nicht, ob Jemand da iſt und wer, ſondern ſtrömt ihren Stoff aus ins Weite und nach allen Richtungen wie eine elektriſche Spitze. Eine andre langweilige Offenheit, der mehr mit Höhern gedient iſt, iſt die der Enthuſiaſten die aus reinem Eifer für das Reich Gottes ſich ſelbſt vortragen, erläutern und überſetzen, weil ſie glauben Normal-Seelen zu ſeyn, an denen alles lehrreich und erbaulich iſt. Heinrich Stilling mag leicht der vollkommenſte unter dieſen ſeyn: und wie iſt er nun ganz herunter? Mit dem was wir nur haben, können wir uns ohne ſo große Gefahr viel freygebiger zeigen. Erfahrungen und Erkenntniſſe deren Erwerbung an lokalen und temporellen Verhältniſſen abhängt, darf keiner nur für ſich haben wollen; ſie müßen für jeden rechtlichen Mann immer bereit liegen. Es giebt freylich eine nicht eben beneidenswerthe Art, auch Meinungen, Gefühle und Grundſätze nur ſo zu haben, und mit wem es ſo ſteht, der hat natürlich für ſeine unbedeutende Offenheit einen weit größern Spielraum. Dagegen ſind diejenigen ſehr übel daran, bey denen Eigenthümlichkeit des Sinnes und Karakters überall ins Spiel kommt. Ihnen muß man erlauben, auch mit dem was andren nur loſe anzuhängen pflegt zurückhaltender zu ſeyn, bis vollendete Kenntniß ihrer ſelbſt und der andern ihnen den ſichern Takt giebt, die Sache, worauf es den Leuten allein ankommt von ihrer individuellen Anſicht durchaus zu trennen und zu jedem Stoff, die ihnen fremde, Jenen aber ſo erwünſchte

gemeine Form zu finden. So können Notizen und Urtheile mitgetheilt werden, ohne auf Ideen hinzudeuten und Empfindungen zu profaniren; und die Heiligkeit des Gemüths kann bewahrt werden, ohne irgend einem zu verſagen, was ihm auch nur entfernt gebührt. Wer es dahin gebracht hätte, könnte für jeden offen ſeyn, nach dem Maß, welches ihm zukommt. Jeder würde glauben, ihn zu haben und zu kennen, und nur der, der ihm gleich wäre, oder dem er es gäbe, würde ihn wirklich beſitzen.

Arrogant iſt, wer Sinn und Karakter zugleich hat, und ſich dann und wann merken läßt, daß dieſe Verbindung gut und nützlich ſey. Wer beydes auch von den Weibern fodert, iſt ein Weiberfeind.

Nur die äußerlich bildende und ſchaffende Kraft des Menſchen iſt veränderlich und hat ihre Jahreszeiten. Veränderung iſt nur ein Wort für die phyſiſche Welt. Das Ich verliert nichts, und in ihm geht nichts unter; es wohnt mit allem, was ihm angehört, ſeinen Gedanken und Gefühlen, in der Burgfreyheit der Unvergänglichkeit. Verloren gehn kann nur das, was bald hierhin bald dorthin gelegt wird. Im Ich bildet ſich alles organiſch, und alles hat ſeine Stelle. Was du verlieren kannſt, hat dir noch nie angehört. Das gilt bis auf einzelne Gedanken.

Sinn der ſich ſelbſt ſieht, wird Geiſt; Geiſt iſt innere Geſelligkeit, Seele iſt verborgene Liebenswürdig-

keit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung iſt das Gemüth. Man kann etwas Geiſt haben ohne Seele, und viel Seele bey wenig Gemüth. Der Inſtinkt der ſittlichen Größe aber, den wir Gemüth nennen, darf nur ſprechen lernen, ſo hat er Geiſt. Er darf ſich nur regen und lieben, ſo iſt er ganz Seele: und wann er reif iſt, hat er Sinn für alles. Geiſt iſt wie eine Muſik von Gedanken; wo Seele iſt, da haben auch die Gefühle Umriß und Geſtalt, edles Verhältniß und reizendes Kolorit. Gemüth iſt die Poeſie der erhabenen Vernunft, und durch Vereinigung mit Philoſophie und ſittlicher Erfahrung entſpringt aus ihm die namenloſe Kunſt, welche das verworrne flüchtige Leben ergreift und zur ewigen Einheit bildet.

Was oft Liebe genannt wird, iſt nur eine eigne Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beſchwerlich fixirenden en rapport Setzen, beſteht in einer Deſorganiſazion und endigt mit einem ekelhaften Hellſehen und viel Ermattung. Gewöhnlich iſt auch einer dabey nüchtern.

Wer einen höheren Geſichtspunkt für ſich ſelbſt gefunden hat, als ſein äußeres Daſeyn, kann auf einzelne Momente die Welt aus ſich entfernen. So werden diejenigen, die ſich ſelbſt noch nicht gefunden haben, nur auf einzelne Momente wie durch einen Zauber in die Welt hineingerückt, ob ſie ſich etwa finden möchten.

Es iſt ſchön, wenn ein ſchöner Geiſt ſich ſelbſt anlächelt, und der Augenblick, in welchem eine große Natur ſich mit Ruhe und Ernſt betrachtet, iſt ein erhabener Augenblick. Aber das Höchſte iſt, wenn zwey Freunde zugleich ihr Heiligſtes in der Seele des Andern klar und vollſtändig erblicken, und ihres Verſtehs gemeinſchaftlich froh ihre Schranken nur durch die Ergänzung des Andern fühlen dürfen. Es iſt die intellektuale Anſchauung der Freundſchaft.

Wenn man ein intereſſantes philoſophiſches Phänomen, und dabey ein ausgezeichneter Schriftſteller iſt, ſo kann man ſicher auf den Ruhm eines großen Philoſophen rechnen. Oft erhält man ihn auch ohne die letzte Bedingung.

Philoſophiren heißt die Allwiſſenheit gemeinſchaftlich ſuchen.

Es wäre zu wünſchen, daß ein tranſcendentaler Linné die verſchiedenen Ichs klaſſifizirte und eine recht genaue Beſchreibung derſelben allenfalls mit illuminirten Kupfern herausgäbe, damit das philoſophirende Ich nicht mehr ſo oft mit dem philoſophirten Ich verwechſelt würde.

Der geprieſne Salto mortale der Philoſophen iſt oft nur ein blinder Lerm. Sie rennen in Gedanken einen erſchrecklichen Anlauf und wünſchen ſich Glück zu der überſtandnen Gefahr; ſieht man aber nur

etwas genau zu, ſo ſitzen ſie immer auf dem alten Fleck. Es iſt Don Quixotes Luftreiſe auf dem hölzernen Pferde. Auch Jacobi ſcheint mir zwar nie ruhig werden zu können, aber doch immer da zu bleiben, wo er iſt: in der Klemme zwiſchen zwey Arten von Philoſophie, der ſyſtematiſchen und der abſoluten, zwiſchen Spinoſa und Leibnitz, wo ſich ſein zarter Geiſt etwas wund gedrückt hat.

Es iſt noch ungleich gewagter, anzunehmen, daß jemand ein Philoſoph ſey, als zu behaupten, daß jemand ein Sophiſt ſey: Soll das letzte nie erlaubt ſeyn, ſo kann das erſte noch weniger gelten.

Es giebt Elegien von der heroiſch klaglichen Art, die man ſo erklären könnte: es ſind die Empfindungen der Jämmerlichkeit bey den Gedanken der Albernheit von den Verhältniſſen der Plattheit zur Tollheit.

Die Duldung hat keinen andern Gegenſtand als das Vernichtende. Wer nichts vernichten will, bedarf gar nicht geduldet zu werden; wer alles vernichten will, ſoll nicht geduldet werden. In dem was zwiſchen beyden liegt, hat dieſe Geſinnung ihren ganz freyen Spielraum. Denn wenn man nicht intolerant ſeyn dürfte, wäre die Toleranz nichts.

Keine Poeſie, keine Wirklichkeit. So wie es trotz aller Sinne ohne Fantaſie keine Außenwelt giebt, ſo

auch mit allem Sinn ohne Gemüth keine Geisterwelt. Wer nur Sinn hat, sieht keinen Menschen, sondern bloß Menschliches: dem Zauberstabe des Gemüths allein thut sich alles auf. Es setzt Menschen und ergreift sie; es schaut an wie das Auge ohne sich seiner mathematischen Operazion bewußt zu seyn.

Hast du je den ganzen Umfang eines Andern mit allen seinen Unebenheiten berühren können, ohne ihm Schmerzen zu machen? Ihr braucht beyde keinen weitern Beweis zu führen, daß ihr gebildete Menschen seyd.

Es ist eine Dichtung der Geschichtschreiber der Natur, daß ihre plastischen Kräfte lange in vergeblichen Anstrengungen gearbeitet, und nachdem sie sich in Formen erschöpft hatten, die kein dauerndes Leben haben konnten, noch viele andre erzeugt werden wären, die zwar lebten, aber untergehn mußten, weil es ihnen an der Kraft fehlte sich fortzupflanzen. Die sich selbst bildende Kraft der Menschheit steht noch auf dieser Stufe. Wenige leben, und die meisten unter diesen haben nur ein vergängliches Daseyn. Wenn sie ihr Ich in einem glücklichen Moment gefunden haben, so fehlt es ihnen doch an der Kraft es aus sich selbst wieder zu erzeugen. Der Tod ist ihr gewöhnlicher Zustand, und wenn sie einmal leben, glauben sie in eine andre Welt entzückt zu seyn.

Jene Geſchichte von einem Franzoſen der alten Zeit, welcher ſeine Adelszeichen den Gerichten übergab, um ſie wieder zu fodern, wenn er durch den Handel einiges Vermögen erlangt haben würde, iſt eine Allegorie auf die Beſcheidenheit. Wer den Ruhm dieſer beliebten Tugend haben will, muß es mit ſeinem innern Adel eben ſo machen. Er gebe ihn der gemeinen Meynung ad depositum und erwerbe ſich dadurch ein Recht ihn wieder zu fodern, daß er mit Glück und Fleiß einen Spedizionshandel treibt mit fremden Verdienſten, Talenten und Einfällen, feinem und Mittelgut, wie es jeder verlangt.

Wer liberalität und Rigorismus verbinden wollte, bey dem müßte jene etwas mehr ſeyn als Selbſtverläugnung, und dieſer etwas mehr als Einſeitigkeit. Sollte das aber wohl erlaubt ſeyn?

Jämmerlich iſt freylich jene praktiſche Philoſophie der Franzoſen und Engländer, von denen man meynt, ſie wüßten ſo gut, was der Menſch ſey, unerachtet ſie nicht darüber ſpekulirten, was er ſeyn ſolle. Jede organiſche Natur hat ihre Regel, ihr Sollen; und wer darum nicht weiß, wie kann der ſie kennen? Woher nehmen ſie denn den Eintheilungsgrund ihrer naturhiſtoriſchen Beſchreibungen und wonach meſſen ſie den Menſchen? Eben ſo gut ſind ſie aber doch als jene, die mit dem Sollen anfangen und endigen. Dieſe wiſſen nicht, daß der ſittliche Menſch aus eigner Kraft ſich um ſeine Axe frey bewegt. Sie haben

den Punkt außer der Erde gefunden, den nur ein Mathematiker ſuchen wollen kann, aber die Erde ſelbſt verloren. Um zu ſagen, was der Menſch ſoll, muß man einer ſeyn, und es nebenbey auch wiſſen.

Die Welt kennen, heißt wiſſen, daß man nicht viel auf derſelben bedeutet, glauben, daß kein philoſophiſcher Traum darin realiſirt werden kann, und hoffen, daß ſie nie anders werden wird, höchſtens nur etwas dünner.

Von einer guten Bibel fodert Leſſing Anſpielungen, Fingerzeige, Vorübungen; er billigt auch die Tautologien, welche den Scharfſinn üben, die Allegorien und Exempel, welche das Abſtrakte lehrreich einkleiden; und er hat das Zutrauen, die groſſenbarten Geheimniſſe ſeyen beſtimmt, in Vernunftwahrheiten ausgebildet zu werden. Welches Buch hätten die Philoſophen nach dieſem Ideal wohl ſchicklicher zu ihrer Bibel wählen können, als die Kritik der reinen Vernunft?

Leibnitz bedient ſich einmal, indem er das Weſen und Thun einer Monade beſchreibt, des merkwürdigen Ausdrucks: Cela peut aller jusqu'au sentiment. Dieß möchte man auf ihn ſelbſt anwenden. Wenn jemand die Phyſik univerſeller macht, ſie als ein Stück Mathematik und dieſe als ein Charadenſpiel behandelt, und dann ſieht daß er die Theologie dazu nehmen muß, deren Geheimniſſe ſeinen diplomatiſchen

und deren verwickelte Streitfragen seinen chirurgischen Sinn anlocken: cela peut aller jusqu'a la philosophie, wenn er noch so viel Instinkt hat als Leibniz. Aber eine solche Philosophie wird doch immer nur ein konfuses, unvollständiges Etwas bleiben, wie der Urstoff nach Leibniz seyn soll, der nach Art der Genies die Form seines Innern einzelnen Gegenständen der Außenwelt anzudichten pflegt.

Freundschaft ist parziale Ehe und Liebe ist Freundschaft von allen Seiten und nach allen Richtungen, universelle Freundschaft. Das Bewußtseyn der nothwendigen Gränzen ist das Unentbehrlichste und das Seltenste in der Freundschaft.

Wenn eine Kunst die schwarze Kunst heißen sollte, so wäre es die, den Unsinn flüßig klar und beweglich zu machen, und ihn zur Masse zu bilden. Die Franzosen haben Meisterwerke der Gattung aufzuweisen. Alles große Unheil ist seinem innersten Grunde nach eine ernsthafte Fratze, eine mauvaise plaisanterie. Heil und Ehre also den Helden, die nicht müde werden, gegen die Thorheit zu kämpfen, deren Unscheinbarstes oft den Keim zu einer endlosen Reihe ungeheurer Verwüstungen in sich trägt! Lessing und Fichte sind die Friedensfürsten der künftigen Jahrhunderte.

Leibniz sieht die Existenz an wie eine Hofcharge, die man zu Lehn haben muß. Sein Gott ist nicht

nur Lehnsherr der Exiſtenz, ſondern er beſitzt auch als Regale allein Freyheit, Harmonie, ſyntheti-ſches Vermögen. Ein fruchtbarer Beyſchlaf iſt die Expedizion eines Adelsdiploms für eine ſchlummernde Monade aus der göttlichen geheimen Kanzley.

Die Fertigkeit, zu einem gegebnen Zweck die Mit-tel zu finden, welche ihn, ohne Rückſicht auf etwas anders zu nehmen, am vollkommenſten erreichen, und die, ſie ſo zu wählen, daß nicht außer ihrer Bezie-hung auf den gegebnen Zweck noch etwas anders dar-aus erfolge, was entweder einen andern von unſern Zwecken hintertreibt, oder irgend einen Gegenſtand für die Zukunft von unſern Beſtrebungen ausſchließt, ſind ſehr unterſchiedene Talente, obgleich die Sprache für beyde nur das Wort Klugheit darbietet. Man ſollte es nicht an jeden verſchwenden, der ſich nur in den gemeinſten Fällen des Schicklichen zu bemächti-gen weiß, oder der ſich durch kleinliche Selbſtbeob-achtung eine gewiſſe Menſchenkenntniß erworben hat, die weder etwas ſchweres noch etwas rühmliches iſt. Man denkt ſich unter Klugheit doch etwas bedeuten-des und wichtiges, und das Talent aus einer Mu-ſtercharte von Mitteln die zweckmäßigſten auszuwäh-len iſt etwas ſo geringfügiges, daß auch der gemein-ſte Verſtand dazu hinreicht, und daß kaum etwas an-ders als leidenſchaftliche Verblendung jemanden darin kann fehl gehen laſſen. Sich für ſo ein Objekt mit einem ſo impoſanten Wort in Unkoſten zu ſtecken, lohnt wahrlich der Mühe nicht. Auch rechtfertigt es

der Sprachgebrauch nicht. Man ſchreibt der Natur oder dem höchſten Weſen nie Klugheit zu, ungeachtet man in allen ihren Veranſtaltungen dieß Talent in einem hohen Grade preiſt. Es wäre daher beſſer, dieß Wort für die zweyte Eigenſchaft allein aufzubewahren. Bey dem Streben nach einem Zweck zugleich auf alle wirklichen und möglichen Zwecke hinſehn, und die natürlichen Wirkungen, die eine jede Handlung nebenher haben kann, berechnen, das iſt in der That etwas großes, und was man nur von wenigen wird rühmen können. Daß man im gemeinen Sprachgebrauch wirklich ſo etwas unter Klugheit verſteht, geht auch aus dem Gefühl hervor, welches erregt wird, wenn man Jemand mit einem gewiſſen Akzent als klug preiſt. Das erſte iſt, daß er uns imponirt, und das zweyte, daß wir uns nach Wohlwollen und Ironie bey dem gerühmten Manne umſehn, und daß er uns verhaßt wird, wenn wir nicht beydes antreffen. Das letzte dürfte eben ſo allgemein ſeyn, als das erſte und gewiß iſt es auch, ſo bald man Klugheit in dieſer Bedeutung nimmt, eben ſo natürlich. Wir hoffen nämlich von jedem Menſchen, daß wir ihn mehr oder weniger zu unſern Abſichten werden gebrauchen können, und zugleich wünſchen wir, daß er uns durch das freye Naturſpiel ſeines Gemüths und durch abſichtsloſe und unverwahrte Aeußerungen ein Gegenſtand des Wohlwollens und nach Gelegenheit auch ein Gegenſtand für den Scherz oder den argloſen Spott werden möge. Bey andern Menſchen ſind wir ziemlich ſicher beydes allenfalls auch wider ihren

Willen zu erlangen. Der ausgezeichnet Kluge aber, der ſeine Handlungen ſo abmißt, daß nichts dabey herauskommen kann, als was er ſelbſt beabſichtigt, macht uns für beydes bloß von ſeinem guten Willen abhängig; und wenn er nicht Wohlwollen beſitzt, um mit Bewußtſeyn und Freyheit in die Abſichten Andrer hinein zu gehen, oder wenn es ihm an der Ironie fehlt, die ihn dahin bringen könnte, abſichtlich ſich aus ſeiner Klugheit herauszuſetzen und ſich mit Entſagung auf dieſelbe als ein Naturweſen der Geſellſchaft zum beliebigen Gebrauch hinzugeben: ſo iſt es natürlich, daß wir die Stelle, die er in unſerm Kreiſe einnimmt, von einem andern beſetzt wünſchen.

Das Geliebte zu vergöttern iſt die Natur des Liebenden. Aber ein andres iſt es, mit geſpannter Imaginazion ein fremdes Bild unterſchieben und eine reine Vollkommenheit anſtaunen, die uns nur darum als ſolche erſcheint, weil wir noch nicht gebildet genug ſind, um die unendliche Fülle der menſchlichen Natur zu begreifen, und die Harmonie ihrer Widerſprüche zu verſtehn. Laura war des Dichters Werk. Dennoch konnte die wirkliche Laura ein Weib ſeyn, aus der ein nicht ſo einſeitiger Schwärmer etwas weniger und etwas mehr als eine Heilige gemacht hätte.

Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen. — Die zehn Gebote. 1) Du ſollſt keinen Geliebten haben neben ihm: aber du ſollſt Freun-

din seyn können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettiren oder anzubeten. 2) Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder fantasirten; sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerey der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3) Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingiebt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4) Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feyerst, und wenn sie dich halten, so mache dich frey oder gehe zu Grunde. 5) Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkühr deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe, und sie kräftig leben auf Erden. 6) Du sollst nicht absichtlich lebendig machen. 7) Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte. 8) Du sollst nicht geliebt seyn wollen, wo du nicht liebst. 9) Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarey nicht beschönigen mit Worten und Werken. 10 Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre. — Der Glaube. 1) Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm. 2) Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder

um mich zu zerſtreuen, ſondern um zu ſeyn und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Feſſeln der Mißbildung zu erlöſen, und mich von den Schranken des Geſchlechts unabhängig zu machen. 3) Ich glaube an Begeiſterung und Tugend, an die Würde der Kunſt und den Reiz der Wiſſenſchaft, an Freundſchaft der Männer und Liebe zum Vaterlande, an vergangene Größe und künftige Veredlung.

Die Mathematik iſt gleichſam eine ſinnliche Logik, ſie verhält ſich zur Philoſophie, wie die materiellen Künſte, Muſik und Plaſtik zur Poeſie.

Verſtand iſt mechaniſcher, Witz iſt chemiſcher, Genie iſt organiſcher Geiſt.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikweſen zu ſchmähen. Aber ſoll der wahre Autor nicht auch Fabrikant ſeyn? Soll er nicht ſein ganzes Leben dem Geſchäft widmen, litterariſche Materie in Formen zu bilden, die auf eine große Art zweckmäßig und nützlich ſind? Wie ſehr wäre manchem Pfuſcher nur ein geringer Theil von dem Fleiß und der Sorgfalt zu wünſchen, die wir an den gemeinſten Werkzeugen kaum noch achten!

Es gab und giebt ſchon Aerzte, die über ihre Kunſt zu philoſophiren wünſchen. Die Kaufleute al-

lein machen nicht einmal dieſe Prätenſion und ſind recht altfränkiſch beſcheiden.

Der Deputirte iſt etwas ganz anders als der Repräſentant. Repräſentant iſt nur, wer das politiſche Ganze in ſeiner Perſon, gleichſam identiſch mit ihm, darſtellt, er mag nun gewählt ſeyn oder nicht; er iſt wie die ſichtbare Weltſeele des Staats. Dieſe Idee, welche offenbar nicht ſelten der Geiſt der Monarchien war, iſt vielleicht nirgends ſo rein und konſequent ausgeführt wie zu Sparta. Die Spartaniſchen Könige waren zugleich die erſten Prieſter, Feldherren und Präſidenten der öffentlichen Erziehung. Mit der eigentlichen Adminiſtrazion hatten ſie wenig zu ſchaffen; ſie waren eben nichts als Könige im Sinne jener Idee. Die Gewalt des Prieſters, des Feldherrn und des Erziehers iſt ihrer Natur nach unbeſtimmt, univerſell, mehr oder weniger ein rechtlicher Despotismus. Nur durch den Geiſt der Repräſentazion kann er gemildert und legitimirt werden.

Sollte nicht das eine abſolute Monarchie ſeyn, wo alles Weſentliche durch ein Kabinet im Geheim geſchieht, und wo ein Parlament über die Formen mit Pomp öffentlich reden und ſtreiten darf? Eine abſolute Monarchie könnte ſonach ſehr gut eine Art von Konſtituzion haben, die Unverſtändigen wohl gar republikaniſch ſchiene.

Um den Unterſchied der Pflichten gegen ſich ſelbſt und der Pflichten gegen andre zu beſtimmen, dürften ſich ſchwerlich andre Kennzeichen finden, als die welche jener einfältige Menſch für den der Tragödie und der Komödie angab. Lachſt du dabey und bekommſt du am Ende etwas, ſo nimms für eine Pflicht gegen dich ſelbſt; iſt dir das Weinen näher und bekommts ein andrer, ſo nimms für eine Pflicht gegen den Nächſten. Daß die ganze Eintheilung am Ende darauf hinausläuft, und daß es auch ein ganz unmoraliſcher Unterſchied iſt, leuchtet ein. Es entſteht daraus die Anſicht als ob es zwey ganz verſchiedne im Streit liegende Stimmungen gäbe, die entweder ſorgfältig auseinander gehalten oder durch eine kleinliche Arithmetik künſtlich verglichen werden müßten. Es entſtehn daraus die Fantome von Hingebung, Aufopferung, Großmuth und was alles für moraliſches Unheil. Überhaupt iſt die geſammte Moral aller Syſteme eher jedes andre, nur nicht moraliſch.

In den Werken der größten Dichter athmet nicht ſelten der Geiſt einer andern Kunſt. Sollte dieß nicht auch bey Mahlern der Fall ſeyn; mahlt nicht Michelangelo in gewiſſem Sinn wie ein Bildhauer, Rafael wie ein Architekt, Correggio wie ein Muſiker? Und gewiß würden ſie darum nicht weniger Mahler ſeyn als Tizian, weil dieſer bloß Mahler war.

Die Philoſophie war bey den Alten in ecclesia pressa, die Kunſt bey den Neuern; die Sittlichkeit

aber war noch überall im Gedränge, die Nützlichkeit und die Rechtlichkeit mißgönnen ihr sogar die Existenz.

Sieht man nicht auf Voltaire's Behandlung, sondern bloß auf die Meynung des Buchs, das Weltall persiffliren sey Philosophie und eigentlich das Rechte: so kann man sagen, die Französischen Philosophen machen es mit dem Candide, wie die Weiber mit der Weiblichkeit; sie bringen ihn überall an.

Grade die Energie hat am wenigsten das Bedürfniß, zu zeigen, was sie kann. Fodern es die Umstände, so mag sie gern Passivität scheinen, und verkannt werden. Sie ist zufrieden, im Stillen zu wirken ohne Accompagnement und ohne Gestikulazion. Der Virtuose, der genialische Mensch will einen bestimmten Zweck durchsetzen, ein Werk bilden u. s. w. Der energische Mensch benutzt immer nur den Moment, und ist überall bereit und unendlich biegsam. Er hat unermeßlich viel Projekte oder gar keins: denn Energie ist zwar mehr als bloße Agilität, es ist wirkende, bestimmt nach Außen wirkende Kraft, aber universelle Kraft, durch die der ganze Mensch sich bildet und handelt.

Die passiven Christen betrachten die Religion meistens aus einem medicinischen, die aktiven aus einem merkantilischen Gesichtspunkte.

Hat der Staat denn ein Recht, Wechsel aus reiner Willkühr gültiger zu heiligen, als andre Verträge, und dadurch diese ihrer Majestät zu entsetzen?

Es ist nicht selten, daß jemand lange kalt scheint und heißt, der nachher bey außerordentlichen Veranlassungen durch die gewaltigsten Explosionen von Leidenschaft alles in Erstaunen setzt. Das ist der wahrhaft gefühlvolle Mensch, bey dem die ersten Eindrücke nicht stark sind, aber lange nachwirken, tief ins Innre dringen, und im Stillen durch ihre eigne Kraft wachsen. Immer gleich zu reagiren ist das Kennzeichen der Schwäche, jenes innre Crescendo der Empfindungen ist die Eigenheit energischer Naturen.

Der Satan der Italiänischen und Engländischen Dichter mag poetischer seyn: aber der deutsche Satan ist satanischer; und insofern könnte man sagen, der Satan sey eine deutsche Erfindung. Gewiß ist er ein Favorit deutscher Dichter und Philosophen. Er muß also wohl auch sein Gutes haben, und wenn sein Karakter in der unbedingten Willkührlichkeit und Absichtlichkeit, und in der Liebhaberey am Vernichten, Verwirren und Verführen besteht, so findet man ihn unstreitig nicht selten in der schönsten Gesellschaft. Aber sollte man sich bisher nicht in den Dimensionen vergriffen haben? Ein großer Satan hat immer etwas Ungeschlachtes, und Vierschrötiges; er paßt höchstens nur für die Prätensionen auf Ruchlosigkeit

ſolcher Caricaturen, die nichts können und mögen, als Verſtand affektiren. Warum fehlen die Satanisken in der chriſtlichen Mythologie? Es giebt vielleicht kein angemeßneres Wort und Bild für gewiſſe Bosheiten en miniature, deren Schein die Unſchuld liebt; und für jene reizend groteske Farbenmuſik des erhabenſten und zarteſten Muthwillens, welche die Oberfläche der Größe ſo gern zu umſpielen pflegt. Die alten Amorinen ſind nur eine andre Race dieſer Satanisken.

Vorleſen und Deklamiren iſt nicht einerley. Dieſes erfodert den richtig höchſten, jenes einen gemäßigten Ausdruck. Deklamazion gehört für die Ferne, nicht in das Zimmer. Die laute Stimme zu welcher ſie ſich, um den gehörigen Wechſel hervorzubringen, erhöhen muß, beleidigt ein feines Gehör. Alle Wirkung geht in der Betäubung verloren. Mit Geſtikulazion verbunden wird ſie widrig wie alle Demonſtrazionen heftiger Leidenſchaft. Die gebildete Empfindung kann ſie nur in ſolcher Entfernung ertragen, die gleichſam wieder einen Schleyer über ſie wirft. Der Ton, ſtatt ſich zu erheben, muß, um die Wirkung durch ein andres Mittel hervorzubringen, gedämpft, in der Tiefe gehalten und der Akzent nur ſo bezeichnet werden, daß das Verſtehen deſſen was man lieſt angedeutet wird, ohne das Geleſene ganz auszudrücken. Bey epiſchen Gedichten und dem Roman insbeſondre ſollte der Vorleſer nie von ſeinem Gegenſtande hingeriſſen ſcheinen, ſondern die ſtille

Superiorität des Verfaſſers ſelbſt behaupten, der über ſeinem Werke iſt. Überhaupt wäre es ſehr nöthig das Vorleſen zu üben, damit es allgemeiner eingeführt würde, und ſehr nöthig es einzuführen, um es deſto beſſer zu üben. Bey uns bleibt die Poeſie wenigſtens ſtumm und wer denn doch zum Beyſpiel den Wilhelm Meiſter nie laut geleſen oder leſen gehört hätte, der hat dieſe Muſik nur in den Noten ſtudirt.

Viele der erſten Stifter der modernen Phyſik müſſen gar nicht als Philoſophen, ſondern als Künſtler betrachtet werden.

Der Inſtinkt ſpricht dunkel und bildlich. Wird er mißverſtanden, ſo entſteht eine falſche Tendenz. Das widerfährt Zeitaltern und Nazionen nicht ſeltener als Individuen.

Es giebt eine Art von Witz, den man wegen ſeiner Gediegenheit, Ausführlichkeit und Symmetrie den architektoniſchen nennen möchte. Aeußert er ſich ſatiriſch, ſo giebt das die eigentlichen Sarkasmen. Er muß ordentlich ſyſtematiſch ſeyn, und doch auch wieder nicht; bey aller Vollſtändigkeit muß dennoch etwas zu fehlen ſcheinen, wie abgeriſſen. Dieſes Barokke dürfte wohl eigentlich den großen Styl im Witz erzeugen. Es ſpielt eine wichtige Rolle in der Novelle: denn eine Geſchichte kann doch nur durch eine ſolche einzig ſchöne Seltſamkeit ewig neu bleiben.

Dahin ſcheint die wenig verſtandne Abſicht der Unterhaltungen der Ausgewanderten zu gehn. Wunder nimmts gewiß niemand, daß der Sinn für reine Novellen faſt nicht mehr exiſtirt. Doch wäre es nicht übel, ihn wieder zu erwecken, da man unter andern die Form der Shakſpeareſchen Dramen ohne das wohl nie begreifen wird.

Jeder Philoſoph hat ſeine veranlaſſende Punkte, die ihn nicht ſelten real beſchränken, an die er ſich akkommodirt u. ſ. w. Da bleiben denn dunkle Stellen im Syſtem für den, welcher es iſolirt, und die Philoſophie nicht hiſtoriſch und im Ganzen ſtudirt. Manche verwickelte Streitfragen der modernen Philoſophie ſind wie die Sagen und Götter der alten Poeſie. Sie kommen in jedem Syſtem wieder, aber immer verwandelt.

In den Handlungen und Beſtimmungen, welche der geſetzgebenden, ausübenden oder richterlichen Gewalt zur Erreichung ihrer Zwecke unentbehrlich ſind, kommt oft etwas abſolut Willkührliches vor, welches unvermeidlich iſt, und ſich aus dem Begriff jener Gewalten nicht ableiten läßt, wozu ſie alſo für ſich nicht berechtigt ſcheinen. Iſt die Befugniß dazu nicht etwa von der konſtitutiven Gewalt entlehnt, die daher auch nothwendig ein Veto haben müßte, nicht bloß ein Recht des Interdikts? Geſchehn nicht alle abſolut willkührlichen Beſtimmungen im Staat kraft der konſtitutiven Gewalt?

Der platte Menſch beurtheilt alle andre Menſchen wie Menſchen, behandelt ſie aber wie Sachen, und begreift es durchaus nicht, daß ſie andre Menſchen ſind als er.

Man betrachtet die kritiſche Philoſophie immer ſo als ob ſie vom Himmel gefallen wäre. Sie hätte auch ohne Kant in Deutſchland entſtehn müſſen, und es auf viele Weiſen können. Doch iſts ſo beſſer.

Tranſcendental iſt was in der Höhe iſt, ſeyn ſoll und kann: tranſcendent iſt, was in die Höhe will, und nicht kann oder nicht ſoll. Es wäre Läſterung und Unſinn zu glauben, die Menſchheit könne ihren Zweck überſchreiten, ihre Kräfte überſpringen, oder die Philoſophie dürfe irgend etwas nicht, was ſie will und alſo ſoll.

Wenn jede rein willkührliche oder rein zufällige Verknüpfung von Form und Materie groteſk iſt: ſo hat auch die Philoſophie Groteſken wie die Poeſie; nur weiß ſie weniger darum, und hat den Schlüſſel zu ihrer eignen eſoteriſchen Geſchichte noch nicht finden können. Sie hat Werke, die ein Gewebe von moraliſchen Diſſonanzen ſind, aus denen man die Deſorganiſazion lernen könnte, oder wo die Konfuſion ordentlich konſtruirt und ſymmetriſch iſt. Manches philoſophiſche Kunſtchaos der Art hat Feſtigkeit genug gehabt, eine Gothiſche Kirche zu überleben. In unſerem Jahrhundert hat man auch in den Wiſ-

ſenſchaften leichter gebaut, obgleich nicht weniger groteſk. Es fehlt der Litteratur nicht an chineſiſchen Gartenhäuſern. So zum Beyſpiel die Engländiſche Kritik, die doch nichts enthält, als eine Anwendung der Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes, die ſelbſt nur eine Verſetzung der Naturphiloſophie und Kunſtphiloſophie iſt, auf die Poeſie ohne Sinn für die Poeſie. Denn von Sinn für die Poeſie findet ſich in Harris Home und Johnſon, den Koryphäen der Gattung, auch nicht die ſchamhafteſte Andeutung.

Es giebt rechtliche und angenehme Leute, die den Menſchen und das Leben ſo betrachten und beſprechen, als ob von der beſten Schafzucht oder vom Kaufen und Verkaufen der Güter die Rede wäre. Es ſind die Oekonomen der Moral, und eigentlich behält wohl alle Moral ohne Philoſophie auch bey großer Welt und hoher Poeſie immer einen gewiſſen illiberalen und ökonomiſchen Anſtrich. Einige Oekonomen bauen gern, andre flicken lieber, andre müſſen immer etwas bringen, andre treiben, andre verſuchen alles, und halten ſich überall an, andre legen immer zurecht und machen Fächer, andre ſehen zu und machen nach. Alle Nachahmer in der Poeſie und Philoſophie ſind eigentlich verlaufne Oekonomen. Jeder Menſch hat ſeinen ökonomiſchen Inſtinkt, der gebildet werden muß, ſo gut wie auch die Orthographie und die Metrik gelernt zu werden verdienen. Aber es giebt ökonomiſche Schwärmer und Panthei-

ſten, die nichts achten als die Nothdurft und ſich über nichts freuen als über ihre Nützlichkeit. Wo ſie hinkommen, wird alles platt und handwerksmäßig, ſelbſt die Religion, die Alten und die Poeſie, die auf ihrer Drechſelbank nichts edler iſt als Flachsheckeln.

Leſen heißt den philologiſchen Trieb befriedigen, ſich ſelbſt litterariſch affiziren. Aus reiner Philoſophie oder Poeſie ohne Philologie kann man wohl nicht leſen.

Viele muſikaliſche Kompoſizionen ſind nur Überſetzungen des Gedichts in die Sprache der Muſik.

Um aus den Alten ins Moderne vollkommen überſetzen zu können, müßte der Überſetzer deſſelben ſo mächtig ſeyn, daß er allenfalls alles Moderne machen könnte; zugleich aber das Antike ſo verſtehn, daß ers nicht bloß nachmachen, ſondern allenfalls wiederſchaffen könnte.

Es iſt ein großer Irrthum, den Witz bloß auf die Geſellſchaft einſchränken zu wollen. Die beſten Einfälle machen durch ihre zermalmende Kraft, ihren unendlichen Gehalt und ihre klaſſiſche Form oft einen unangenehmen Stillſtand im Geſpräch. Eigentlichen Witz kann man ſich doch nur geſchrieben denken, wie Geſetze; man muß ſeine Produkte nach dem Gewicht würdigen, wie Caeſar die Perlen und Edel-

ſteine in der Hand ſorgfältig gegen einander abwog. Der Werth ſteigt mit der Größe ganz unverhältnißmäßig; und manche, die bey einem enthuſiaſtiſchen Geiſt und barokkem Aeußern, noch beſeelte Akzente, friſches Kolorit und eine gewiſſe kryſtallne Durchſichtigkeit haben, die man mit dem Waſſer der Diamanten vergleichen möchte, ſind gar nicht mehr zu taxiren.

In der wahren Proſa muß alles unterſtrichen ſeyn.

Caricatur iſt eine paſſive Verbindung des Naiven und Grotesken. Der Dichter kann ſie eben ſo wohl tragiſch als komiſch gebrauchen.

Da die Natur und die Menſchheit ſich ſo oft und ſo ſchneidend widerſprechen, darf die Philoſophie es vielleicht nicht vermeiden, daſſelbe zu thun.

Der Myſtizismus iſt die mäßigſte und wohlfeilſte aller philoſophiſchen Raſereyen. Man darf ihm nur einen einzigen abſoluten Widerſpruch creditiren, er weiß alle Bedürfniſſe damit zu beſtreiten und kann noch großen Luxus treiben.

Polemiſche Totalität iſt zwar eine nothwendige Folge aus der Annahme und Foderung unbedingter Mittheilbarkeit und Mittheilung, und kann wohl die Gegner vollkommen vernichten, ohne jedoch die Phi-

loſophie ihres Eigenthümers hinreichend zu legitimiren, ſo lange ſie bloß nach Außen gerichtet iſt. Nur wenn ſie auch auf das Innere angewandt wäre, wenn eine Philoſophie ihren Geiſt ſelbſt kritiſirte, und ihren Buchſtaben auf dem Schleifſtein und mit der Feile der Polemik ſelbſt bildete, könnte ſie zu logiſcher Correctheit führen.

Es giebt noch gar keinen Skeptizismus, der den Nahmen verdient. Ein ſolcher müßte mit der Behauptung und Foderung unendlich vieler Widerſprüche anfangen und endigen. Daß Konſequenz in ihm vollkommne Selbſtvernichtung nach ſich ziehen würde, iſt nichts Karakteriſtiſches. Das hat dieſe logiſche Krankheit mit aller Unphiloſophie gemein. Reſpekt vor der Mathematik, und Appelliren an den geſunden Menſchenverſtand ſind die diagnoſtiſchen Zeichen des halben unächten Skeptizismus.

Um jemand zu verſtehn, der ſich ſelbſt nur halb verſteht, muß man ihn erſt ganz und beſſer als er ſelbſt, dann aber auch nur halb und grade ſo gut wie er ſelbſt verſtehn.

Bey der Frage von der Möglichkeit, die alten Dichter zu überſetzen, kömmts eigentlich darauf an, ob das treu aber in das reinſte Deutſch überſetzte nicht etwa immer noch griechiſch ſey. Nach dem Eindruck auf die Layen, welche am meiſten Sinn und Geiſt haben, zu urtheilen, ſollte man das vermuthen.

Die ächte Recenſion ſollte die Auflöſung einer kritiſchen Gleichung, das Reſultat und die Darſtellung eines philologiſchen Experiments und einer litterariſchen Recherche ſey.

Zur Philologie muß man gebohren ſeyn, wie zur Poeſie und zur Philoſophie. Es giebt keinen Philologen ohne Philologie in der urſprünglichſten Bedeutung des Worts, ohne grammatiſches Intereſſe. Philologie iſt ein logiſcher Affekt, das Seitenſtück der Philoſophie, Enthuſiasmus für chemiſche Erkenntniß: denn die Grammatik iſt doch nur der philoſophiſche Theil der univerſellen Scheidungs- und Verbindungskunſt. Durch die kunſtmäßige Ausbildung jenes Sinns entſteht die Kritik, deren Stoff nur das Klaſſiſche und ſchlechthin Ewige ſeyn kann, was nie ganz verſtanden werden mag: ſonſt würden die Philologen, an deren meiſten man die gewöhnlichſten und ſicherſten Merkmahle der unwiſſenſchaftlichen Virtuoſität wahrnimmt, ihre Geſchicklichkeit eben ſo gern an jedem andern Stoff zeigen als an den Werken des Alterthums, für das ſie in der Regel weder Intereſſe noch Sinn haben. Doch iſt dieſe nothwendige Beſchränktheit um ſo weniger zu tadeln oder zu beklagen, da auch hier die künſtleriſche Vollendung allein zur Wiſſenſchaft führen, und die bloß formelle Philologie einer materialen Alterthumslehre und einer humanen Geſchichte der Menſchheit nähern muß. Beſſer als eine ſogenannte Anwendung der Philoſophie auf die Philologie im gewöhnlichen Styl derer, welche die

Wiſſenſchaften mehr kompiliren als kombiniren. Die einzige Art, die Philoſophie auf die Philologie oder, welches noch weit nöthiger iſt, die Philologie auf die Philoſophie anzuwenden, iſt, wenn man zugleich Philolog und Philoſoph iſt. Doch auch ohne das kann die philologiſche Kunſt ihre Anſprüche behaupten. Sich ausſchließlich der Entwicklung eines urſprünglichen Triebes zu widmen, iſt ſo würdig und ſo weiſe, wie das Beſte und das Höchſte, was der Menſch nur immer zum Geſchäft ſeines Lebens wählen kann.

Die Mildthätigkeit iſt die ſchmähliche Tugend die es in Romanen und Schauſpielen immer ausbüßen muß, wenn gemeine Natur zum edlen Karakter erhoben, oder gar wie in Kotzebue's Stücken anderweitige Schlechtigkeit wieder gut gemacht werden ſoll. Warum benutzt man nicht die wohlthätige Stimmung des Augenblicks, und läßt den Klingelbeutel im Schauſpielhauſe umhergehn?

Wenn jedes unendliche Individuum Gott iſt, ſo giebts ſo viele Götter als Ideale. Auch iſt das Verhältniß des wahren Künſtlers und des wahren Menſchen zu ſeinen Idealen durchaus Religion. Wem dieſer innre Gottesdienſt Ziel und Geſchäft des ganzen Lebens iſt, der iſt Prieſter, und ſo kann und ſoll es jeder werden.

Das wichtigſte Stück der guten Lebensart iſt die Dreiſtigkeit, ſie denen abſichtlich andichten zu können,

von denen man weiß, daß sie sie nicht haben: das schwerste ist, unter der Hülle der allgemeinen guten Sitte die eigenthümliche Gemeinheit zu ahnden und zu errathen.

Niedliche Gemeinheit und gebildete Unart heißt in der Sprache des feinen Umgangs Delikatesse.

Um sittlich zu heißen, müssen Empfindungen nicht bloß schön, sondern auch weise, im Zusammenhange ihres Ganzen zweckmäßig, im höchsten Sinne schicklich seyn.

Alltäglichkeit, Oekonomie ist das nothwendige Supplement aller nicht schlechthin universellen Naturen. Oft verliert sich das Talent und die Bildung ganz in diesem umgebenden Element.

Das wissenschaftliche Ideal des Christianismus ist eine Karakteristik der Gottheit mit unendlich vielen Variazionen.

Ideale die sich für unerreichbar halten, sind eben darum nicht Ideale, sondern mathematische Fantome des bloß mechanischen Denkens. Wer Sinn fürs Unendliche hat, und weiß was er damit will, sieht in ihm das Produkt sich ewig scheidender und mischender Kräfte, denkt sich seine Ideale wenigstens chemisch, und sagt, wenn er sich entschieden ausdrückt, lauter Widersprüche. So weit scheint die Philosophie

des Zeitalters gekommen zu ſeyn: nicht aber die Philoſophie der Philoſophie: denn auch chemiſche Idealiſten haben doch nicht ſelten nur ein einſeitiges mathematiſches Ideal des Philoſophirens. Ihre Theſen darüber ſind ganz wahr d. h. philoſophiſch: aber die Antitheſen dazu fehlen. Eine Phyſik der Philoſophie ſcheint noch nicht an der Zeit zu ſeyn, und nur der vollendete Geiſt könnte Ideale organiſch denken.

Ein Philoſoph muß von ſich ſelbſt reden ſo gut wie ein lyriſcher Dichter.

Giebts eine unſichtbare Kirche, ſo iſt es die jener großen Paradoxie, die von der Sittlichkeit unzertrennlich iſt, und von der bloß philoſophiſchen noch ſehr unterſchieden werden muß. Menſchen, die ſo ekzentriſch ſind, im vollen Ernſt tugendhaft zu ſeyn und zu werden, verſtehn ſich überall, finden ſich leicht, und bilden eine ſtille Oppoſizion gegen die herrſchende Unſittlichkeit, die eben für Sittlichkeit gilt. Ein gewiſſer Myſtizismus des Ausdrucks, der bey einer romantiſchen Fantaſie und mit grammatiſchem Sinn verbunden, etwas ſehr Reizendes und etwas ſehr Gutes ſeyn kann, dient ihnen oft als Symbol ihrer ſchönen Geheimniſſe.

Sinn für Poeſie oder Philoſophie hat der, für den ſie ein Individuum iſt.

Zur Philoſophie gehören, je nach dem man es nimmt, entweder gar keine oder alle Sachkenntniſſe.

Man ſoll niemanden zur Philoſophie verführen oder bereden wollen.

Auch nach den gewöhnlichſten Anſichten iſt es Verdienſt genug, um einen Roman berühmt zu machen, wenn ein durchaus neuer Karakter darin auf eine intereſſante Art dargeſtellt und ausgeführt wird. Dieß Verdienſt hat William Lovell unläugbar, und daß alles Nebenwerk und Gerüſte darin gemein oder mißglückt iſt, wie der groſſe Machmiſt im Hintergrunde des Ganzen, daß das Ungewöhnliche darin oft nur ein umgekehrtes Gewöhnliches iſt, hätte ihm wohl nicht geſchadet: aber der Karakter war unglücklicherweiſe poetiſch. Lovell iſt wie ſeine nur etwas zu wenig unterſchiedene Variazion Balder ein vollkommner Fantaſt in jedem guten und in jedem ſchlechten, in jedem ſchönen und in jedem häßlichen Sinne des Worts. Das ganze Buch iſt ein Kampf der Proſa und der Poeſie, wo die Proſa mit Füßen getreten wird und die Poeſie über ſich ſelbſt den Hals bricht. Übrigens hat es den Fehler mancher erſten Produkte: es ſchwankt zwiſchen Inſtinkt und Abſicht, weil es von beyden nicht genug hat. Daher die Wiederhohlungen, wodurch die Darſtellung der erhabenen Langenweile zuweilen in Mittheilung übergehn kann. Hier liegt der Grund,

warum die abſolute Fantaſie in dieſem Roman auch von Eingeweihten der Poeſie verkannt und als bloß ſentimental verachtet werden mag, während dem vernünftigen Leſer, der für ſein Geld mäßig gerührt zu werden verlangt, das Sentimentale darin keineswegs zuſagt und ſehr furios dünkt. So tief und ausführlich hat Tieck vielleicht noch keinen Karakter wieder dargeſtellt. Aber der Sternbald vereinigt den Ernſt und Schwung des Lovell mit der künſtleriſchen Religioſität des Kloſterbruders und mit allem was in den poetiſchen Arabesken, die er aus alten Mährchen gebildet, im Ganzen genommen das Schönſte iſt: die fantaſtiſche Fülle und Leichtigkeit, der Sinn für Ironie, und beſonders die abſichtliche Verſchiedenheit und Einheit des Kolorits. Auch hier iſt alles klar und tranſparent, und der romantiſche Geiſt ſcheint angenehm über ſich ſelbſt zu fantaſiren.

Die Welt iſt viel zu ernſthaft, aber der Ernſt iſt doch ſelten genug. Ernſt iſt das Gegentheil vom Spiel. Der Ernſt hat einen beſtimmten Zweck, den wichtigſten unter allen möglichen; er kann nicht tändeln und kann ſich nicht täuſchen; er verfolgt ſein Ziel unermüdet bis er es ganz erreicht hat. Dazu gehört Energie, Geiſteskraft von ſchlechthin unbegränzter Extenſion und Intenſion. Giebt es keine abſolute Höhe und Weite für den Menſchen, ſo iſt das Wort Größe in ſittlicher Bedeutung überflüßig. Ernſt iſt Größe in Handlung. Groß iſt was zugleich Enthuſiasmus und Genialität hat, was zugleich göttl-

lich und vollendet iſt. Vollendet iſt, was zugleich natürlich und künſtlich iſt. Göttlich iſt was aus der Liebe zum reinen ewigen Seyn und Werden quillt, die höher iſt als alle Poeſie und Philoſophie. Es giebt eine ruhige Göttlichkeit ohne die zermalmende Kraft des Helden und die bildende Thätigkeit des Künſtlers. Was zugleich göttlich, vollendet und groß iſt, iſt vollkommen.

Ob eine gebildete Frau, bey der von Sittlichkeit die Frage ſeyn kann, verderbt oder rein ſey, läßt ſich vielleicht ſehr beſtimmt entſcheiden. Folgt ſie der allgemeinen Tendenz, iſt Energie des Geiſtes und des Karakters, die äußre Erſcheinung derſelben und was eben durch ſie gilt, ihr Ems und Alles, ſo iſt ſie verderbt. Kennt ſie etwas größeres als die Größe, kann ſie über ihre natürliche Neigung zur Energie lächeln, iſt ſie mit einem Worte des Enthuſiasmus fähig, ſo iſt ſie unſchuldig im ſittlichen Sinne. In dieſer Rückſicht kann man ſagen, alle Tugend des Weibes ſey Religion. Aber daß die Frauen gleichſam mehr an Gott oder an Chriſtus glauben müßten, als die Männer, daß irgend eine gute und ſchöne Freygeiſterey ihnen weniger zieme als den Männern, iſt wohl nur eine von den unendlich vielen gemeingeltenden Plattheiten, die Rouſſeau in ein ordentliches Syſtem der Weiblichkeitslehre verbunden hat, in welchem der Unſinn ſo ins Reine gebracht und ausgebildet war, daß es durchaus allgemeinen Beyfall finden mußte.

Der groſse Haufen liebt Friedrich Richters Romane vielleicht nur wegen der anſcheinenden Abentheuerlichkeit. Überhaupt intereſſirt er wohl auf die verſchiedenſte Art und aus ganz entgegengeſetzten Urſachen. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bey ihm weint, und der ſtrenge Künſtler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der vollendeten Unpoeſie der Nazion und des Zeitalters haßt, kann ſich der Menſch von univerſeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren ſeines wie Reichstruppen zuſammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen, oder die Willkührlichkeit in ihm vergöttern. Ein eignes Phänomen iſt es; ein Autor, der die Anfangsgründe der Kunſt nicht in der Gewalt hat, nicht ein Bonmot rein ausdrücken, nicht eine Geſchichte gut erzählen kann, nur ſo was man gewöhnlich gut erzählen nennt, und dem man doch ſchon um eines ſolchen humoriſtiſchen Dithyrambus willen, wie der Adamsbrief des trotzigen, kernigen, prallen, herrlichen Leibgeber, den Namen eines groſsen Dichters nicht ohne Ungerechtigkeit abſprechen dürfte. Wenn ſeine Werke auch nicht übermäſsig viel Bildung enthalten, ſo ſind ſie doch gebildet: das Ganze iſt wie das Einzelne und umgekehrt, kurz, er iſt fertig. Es iſt ein groſser Vorzug des Siebenkäs, daß die Ausführung und Darſtellung darin noch am beſten iſt; ein weit gröſserer, daß ſo wenig Engländer darin ſind. Freylich ſind ſeine Engländer am Ende auch Deutſche, nur in idylliſchen Verhältniſſen und mit ſentimentalen Namen: indeſſen haben ſie immer eine ſtarke Aehnlich-

keit mit Louvets Pohlen und gehören mit zu den falſchen Tendenzen, deren er ſo viele hat. Dahin gehören auch die Frauen, die Philoſophie, die Jungfrau Maria, die Zierlichkeit, die idealiſchen Viſionen und die Selbſtbeurtheilung. Seine Frauen haben rothe Augen und ſind Exempel, Gliederfrauen zu pſychologiſchmoraliſchen Reflexionen über die Weiblichkeit oder über die Schwärmerey. Überhaupt läßt er ſich faſt nie herab, die Perſonen darzuſtellen; genug daß er ſie ſich denkt, und zuweilen eine treffende Bemerkung über ſie ſagt. So hält ers mit den paſſiven Humoriſten, den Menſchen, die eigentlich nur humoriſtiſche Sachen ſind: die aktiven erſcheinen auch ſelbſtändiger, aber ſie haben eine zu ſtarke Familienähnlichkeit unter ſich und mit dem Autor, als daß man ihnen dieß für ein Verdienſt anrechnen dürfte. Sein Schmuck beſteht in bleyernen Arabesken im Nürnberger Styl. Hier iſt die an Armuth gränzende Monotonie ſeiner Fantaſie und ſeines Geiſtes am auffallendſten: aber hier iſt auch ſeine anziehende Schwerfälligkeit zu Hauſe, und ſeine pikante Geſchmackloſigkeit, an der nur das zu tadeln iſt, daß er nicht um ſie zu wiſſen ſcheint. Seine Madonna iſt eine empfindſame Küſterefrau, und Chriſtus erſcheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moraliſcher ſeine poetiſchen Rembrandts ſind, deſto mittelmäßiger und gemeiner: je komiſcher, je näher dem Beſſern; je dithyrambiſcher und je kleinſtädtiſcher, deſto göttlicher: denn ſeine Anſicht des Kleinſtädtiſchen iſt vorzüglich gottesſtädtiſch. Seine humoriſtiſche Poeſie ſondert ſich im-

mer mehr von ſeiner ſentimentalen Proſa; oft erſcheint ſie gleich eingeſtreuten Liedern als Epiſode, oder vernichtet als Appendix das Buch. Doch zerfließen ihm immer noch zu Zeiten gute Maſſen in das allgemeine Chaos.

Mirabeau hat eine große Rolle in der Revoluzion geſpielt, weil ſein Karakter und ſein Geiſt revoluzionär war; Robespierre, weil er der Revoluzion unbedingt gehorchte, ſich ihr ganz hingab, ſie anbetete, und ſich für den Gott derſelben hielt; Buonaparte, weil er Revoluzionen ſchaffen und bilden, und ſich ſelbſt annihiliren kann.

Sollte der jetzige franzöſiſche Nazionalkarakter nicht eigentlich mit dem Kardinal Richelieu anfangen? Seine ſeltſame und beynah abgeſchmackte Univerſalität erinnert an viele der merkwürdigſten franzöſiſchen Phänomene nach ihm.

Man kann die franzöſiſche Revoluzion als das größte und merkwürdigſte Phänomen der Staatengeſchichte betrachten, als ein faſt univerſelles Erdbeben, eine unermeßliche Überſchwemmung in der politiſchen Welt; oder als ein Urbild der Revoluzionen, als die Revoluzion ſchlechthin. Das ſind die gewöhnlichen Geſichtspunkte. Man kann ſie aber auch betrachten als den Mittelpunkt und den Gipfel des franzöſiſchen Nazionalkarakters, wo alle Paradoxien deſſelben zuſammengedrängt ſind; als die furchtbarſte

Groteske des Zeitalters, wo die tiefſinnigſten Vorurtheile und die gewaltſamſten Ahndungen deſſelben in ein grauſes Chaos gemiſcht, zu einer ungeheuren Tragikomödie der Menſchheit ſo bizarr als möglich verwebt ſind. Zur Ausführung dieſer hiſtoriſchen Anſichten findet man nur noch einzelne Züge.

Die erſte Regung der Sittlichkeit iſt Oppoſizion gegen die poſitive Geſetzlichkeit und konvenzionelle Rechtlichkeit, und eine gränzenloſe Reizbarkeit des Gemuths. Kommt dazu noch die ſelbſtändigen und ſtarken Geiſtern ſo eigne Nachläſſigkeit, und die Heftigkeit und Ungeſchicklichkeit der Jugend, ſo ſind Ausſchweifungen unvermeidlich, deren nicht zu berechnende Folgen oft das ganze Leben vergiften. So geſchichts, daß der Pöbel die für Verbrecher oder Exempel der Unſittlichkeit hält, welche für den wahrhaft ſittlichen Menſchen zu den höchſt ſeltnen Ausnahmen gehören, die er als Weſen ſeiner Art, als Mitbürger ſeiner Welt betrachten kann. Wer denkt hiebey nicht an Mirabeau und Chamfort?

Es iſt natürlich, daß die Franzoſen etwas dominiren im Zeitalter. Sie ſind eine chemiſche Nazion, der chemiſche Sinn iſt bey ihnen am allgemeinſten erregt, und ſie machen ihre Verſuche auch in der moraliſchen Chemie immer im Großen. Das Zeitalter iſt gleichfalls ein chemiſches Zeitalter. Revoluzionen ſind univerſelle nicht organiſche, ſondern chemiſche Bewegungen. Der große Handel iſt die Chemie der

großen Oekonomie; es giebt wohl auch eine Alchemie der Art. Die chemiſche Natur des Romans, der Kritik, des Witzes, der Geſelligkeit, der neueſten Rhetorik und der bisherigen Hiſtorie leuchtet von ſelbſt ein. Ehe man nicht zu einer Karakteriſtik des Univerſums und zu einer Eintheilung der Menſchheit gelangt iſt, muß man ſich nur mit Notizen über den Grundton und einzelne Manieren des Zeitalters begnügen laſſen, ohne den Rieſen auch nur ſilhouettiren zu können. Denn wie wollte man ohne jene Vorkenntniſſe beſtimmen, ob das Zeitalter wirklich ein Individuum, oder vielleicht nur ein Colliſionspunkt andrer Zeitalter ſey; wo es beſtimmt anfange und endige? Wie wäre es möglich, die gegenwärtige Periode der Welt richtig zu verſtehen und zu interpungiren, wenn man nicht wenigſtens den allgemeinen Karakter der nächſtfolgenden anticipiren dürfte? Nach der Analogie jenes Gedankens würde auf das chemiſche ein organiſches Zeitalter folgen, und dann dürften die Erdbürger des nächſten Sonnenumlaufs wohl bey weitem nicht ſo groß von uns denken wie wir ſelbſt, und vieles was jetzt bloß angeſtaunt wird, nur für nützliche Jugendübungen der Menſchheit halten.

Eine ſogenannte Recherche iſt ein hiſtoriſches Experiment. Der Gegenſtand und das Reſultat deſſelben iſt ein Faktum. Was ein Faktum ſeyn ſoll, muß ſtrenge Individualität haben, zugleich ein Geheimniß und ein Experiment ſeyn, nämlich ein Experiment der bildenden Natur. Geheimniß und Myſterie iſt alles

was nur durch Enthusiasmus und mit philosophischem poetischem oder sittlichem Sinn aufgefaßt werden kann.

---

125 Auch die Sprache begegnet der Sittlichkeit schlecht. Sie ist nirgends so roh und arm, als wo es auf die Bezeichnung sittlicher Begriffe ankommt. Zum Beyspiel nehme ich die drey Karaktere, die sich aus den verschiedenen Verbindungen zwischen Zweck und Mittel konstruiren lassen. Es giebt Menschen, denen unter der Hand alles was sie als Mittel behandeln, zum Zweck wird. Sie widmen sich einer Wissenschaft um ihr Glück zu machen, und werden von den Reizen derselben gefesselt. Sie suchen einen Anhänger derselben auf, und sie fangen an ihn zu lieben. Sie besuchen seine Zirkel um mit ihm zu seyn, und sie werden die leidenschaftlichsten Mitglieder derselben. Sie schreiben, oder treiben schöne Künste, oder kleiden sich besser, um in diesen Zirkeln zu gefallen, und ehe man sich versieht, finden sie unabhängig von Gefallen und Mißfallen in ihren Schreibereyen, in ihrem Kunststudium, in ihrer Eleganz einen innigen Genuß. Dieß ist ein sehr bestimmter Karakter der sich überall leicht erkennen läßt: hat aber die Sprache einen Namen dafür? Ein grosser Kreis von verschiedenen Thätigkeiten wird auf diese Art durchlaufen, und die Sprache vergönnt auch ihn deswegen veränderlich oder vielseitig zu nennen: das ist aber nur ein Theil von den Erscheinungen dieser Denkungsart, welchen sie mit manchen andern gemein hat. Menschen

von dieſer Art machen den endlichen Raum vom gegenwärtigen Augenblick bis zur Erreichung eines gewiſſen Zweckes zu einer unendlichen und ins Unendliche getheilten Größe. Wem dieſe Fertigkeit das Endliche als etwas Unendliches zu behandeln, immer liebenswürdig erſcheint, möchte ſie ſo nennen: aber dieß iſt nur die Beſchreibung eines Eindrucks. Für das Weſen dieſes Karakters, von dem Intereſſe für etwas als Mittel in ein unmittelbares Intereſſe leicht und oft überzugehn, hat die Sprache kein Zeichen. Es giebt andre Menſchen, welche den entgegengeſetzten Weg gehn, und ſehr leicht das, was ihnen Anfangs Zweck war, nur als Mittel für etwas andres behandeln: die wenn ſie einen Schriftſteller leidenſchaftlich geleſen haben, mit einer Karakteriſtik deſſelben endigen, wenn ſie eine Wiſſenſchaft lange getrieben haben, ſich bald zur Philoſophie der Wiſſenſchaft erheben, und ſelbſt wenn eine perſönliche Anhänglichkeit ſie feſſelt, in Gefahr ſind, eine zärtliche Verbindung als Mittel zu behandeln, um eine neue Anſicht der menſchlichen Natur zu gewinnen, oder über die Liebe aus eignen Experimenten zu philoſophiren. Nenne mir das Jemand auf Deutſch! Von den Wirkungen und dem Eindruck eines ſolchen Karakters zu reden, iſt wohlfeil: daß es groß iſt, das Endliche wegzuwerfen, weil man auf das Unendliche losgeht, daß es originell iſt, Schranken umzureißen, wo Andere hängen bleiben, neue Bahnen zu eröffnen, wo Andere einen geſchloßnen Kreis zu ſehen glauben, große Leidenſchaften in reißendem Flug zu durchlaufen, und

groſſe Kunſtwerke gleichſam im Vorbeygehn aufzubaun; denn das ſind die natürlichen Aeußerungen eines ſolchen Karakters, wenn er nicht erliſcht: dieß zu mahlen, hat die Sprache nicht Mangel an Worten. Es giebt einen dritten Karakter, der beyde vereinigt, der ſo lange er einen Zweck vor Augen hat, alles wieder zum Zweck macht, was in das Syſtem deſſelben gehört, bey dieſem endlichen Genuß dennoch das Höherſtreben nicht vergißt und mitten auf ſeinen Rieſenſchritten immer wieder zu jenem zurückkehrt. Er verbindet das Talent, ſeine eignen Gränzen leicht zu finden, und nichts zu wollen, als was man kann, mit dem, ſeine Endzwecke mit den Kräften zugleich zu erweitern: die Weisheit und ruhige Reſignazion des in ſich gekehrten Gemüths, mit der Energie eines äuſſerſt elaſtiſchen und expanſibeln Geiſtes, der durch die geringſte Oeffnung, die ſich darbietet, entweicht, um in einem Augenblick einen weit gröſſern Kreis als den bisherigen auszufüllen. Er macht nie einen vergeblichen Verſuch, den erkannten Schranken des Augenblicks zu entweichen, und glüht dabey doch von Sehnſucht, ſich weiter auszudehnen; er widerſtrebt nie dem Schickſal, aber er fodert es in jedem Augenblick auf, ihm eine Erweiterung ſeines Daſeyns anzuweiſen: er hat immer alles im Auge, was ein Menſch nur werden kann und zu werden wünſchen mag, aber ſtrebt nie nach etwas, bis der günſtige Moment erſchienen iſt. Daß ein ſolcher Karakter ein vollendetes praktiſches Genie wäre, daß bey ihm alles Abſicht und alles Inſtinkt, alles Willkühr

und alles Natur ſeyn würde, das kann man ſagen, aber ein Wort, um das Weſen dieſes Karakters zu bezeichnen, wird vergebens geſucht.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seyns und ihres Werdens neu und frappant ſeyn muß, ſo ſollte vielleicht das poetiſche Mährchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr ſeyn; denn ſie will nicht bloß die Fantaſie intereſſiren, ſondern auch den Geiſt bezaubern und das Gemüth reizen; und das Weſen des Bizarren ſcheint eben in gewiſſen willkührlichen und ſeltſamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu beſtehn. Es giebt eine Bizarrerie der Begeiſterung, die ſich mit der höchſten Bildung und Freyheit verträgt, und das Tragiſche nicht bloß verſtärkt, ſondern verſchönert und gleichſam vergöttlicht; wie in Goethe's Braut von Korinth, die Epoche in der Geſchichte der Poeſie macht. Das Rührende darin iſt zerreißend und doch verführeriſch lockend. Einige Stellen könnte man faſt bürlesk nennen, und eben in dieſen erſcheint das Schreckliche zermalmend groß.

Es giebt unvermeidliche Lagen und Verhältniſſe, die man nur dadurch liberal behandeln kann, daß man ſie durch einen kühnen Akt der Willkühr verwandelt und durchaus als Poeſie betrachtet. Alſo ſollen alle gebildete Menſchen im Nothfalle Poeten ſeyn können, und daraus läßt ſich eben ſo gut folgern, daß der

Mensch von Natur ein Poet sey, daß es eine Naturpoesie gebe, als umgekehrt.

Opfre den Grazien, heißt, wenn es einem Philosophen gesagt wird, so viel als: Schaffe die Ironie und bilde dich zur Urbanität.

Bey manchen, besonders historischen Werken von Umfang, die im Einzelnen überall sehr anziehend und schön geschrieben sind, empfindet man dennoch im Ganzen eine unangenehme Monotonie. Um dieß zu vermeiden, müßte Kolorit und Ton und selbst der Styl sich verändern und in den verschiedenen großen Massen des Ganzen auffallend verschieden seyn, wodurch das Werk nicht bloß mannichfaltiger, sondern auch systematischer werden würde. Es leuchtet ein, daß eine solche regelmäßige Abwechslung nicht das Werk des Zufalls seyn könne, daß der Künstler hier ganz bestimmt wissen müsse, was er wolle, um es machen zu können: aber es leuchtet auch ein, daß es voreilig sey, die Poesie oder die Prosa Kunst zu nennen, ehe sie dahin gelangt sind, ihre Werke vollständig zu konstruiren. Daß das Genie dadurch überflüßig gemacht werde, steht nicht zu besorgen, da der Sprung vom anschaulichsten Erkennen und klaren Sehen dessen, was hervorgebracht werden soll, bis zum Vollenden immer unendlich bleibt.

---

450 Das Wesen des poetischen Gefühls liegt vielleicht darin, daß man sich ganz aus sich selbst affi-

ciren, über Nichts in Affekt gerathen und ohne Veranlaſſung fantaſiren kann. Sittliche Reizbarkeit iſt mit einem gänzlichen Mangel an poetiſchem Gefühl ſehr gut vereinbar.

Soll denn die Poeſie ſchlechthin eingetheilt ſeyn? oder ſoll ſie die eine und untheilbare bleiben? oder wechſeln zwiſchen Trennung und Verbindung? Die meiſten Vorſtellungsarten vom poetiſchen Weltſyſtem ſind noch ſo roh und kindiſch, wie die älteren vom aſtronomiſchen vor Kopernikus. Die gewöhnlichen Eintheilungen der Poeſie ſind nur todtes Fachwerk für einen beſchränkten Horizont. Was einer machen kann, oder was eben gilt, iſt die ruhende Erde im Mittelpunkt. Im Univerſum der Poeſie ſelbſt aber ruht nichts, alles wird und verwandelt ſich und bewegt ſich harmoniſch; und auch die Kometen haben unabänderliche Bewegungsgeſetze. Ehe ſich aber der Lauf dieſer Geſtirne nicht berechnen, ihre Wiederkunft nicht vorherbeſtimmen läßt, iſt das wahre Weltſyſtem der Poeſie noch nicht entdeckt.

Einige Grammatiker ſcheinen den Grundſatz des alten Völkerrechts, daß jeder Fremde ein Feind ſey, in die Sprache einführen zu wollen. Aber ein Autor, der auch ohne ausländiſche Worte fertig zu werden weiß, wird ſich immer berechtigt halten dürfen, ſie zu brauchen, wo der Karakter der Gattung ſelbſt ein Kolorit der Univerſalität fodert oder wünſcht; und ein hiſtoriſcher Geiſt wird ſich immer für alte Worte,

die ſo oft nicht bloß mehr Erfahrung und Verſtand, ſondern auch mehr Lebenskraft und Einheit haben, als viele ſogenannte Menſchen oder Grammatiker, mit Ehrfurcht und Liebe intereſſiren und ſie bey Gelegenheit gern verjüngen.

Ganz ohne Rückſicht auf den Inhalt iſt der Fürſtenſpiegel ſehr ſchätzbar als ein Muſter des guten Tons in geſchriebner Konverſazion, wie die deutſche Proſa nur wenige aufzuweiſen hat, aus denen der Autor, der die Philoſophie und das geſellſchaftliche Leben en rapport ſetzen will, lernen muß, wie man das Dekorum der Konvenzion zum Anſtand der Natur adelt. So ſollte eigentlich jeder ſchreiben können, der Veranlaſſung findet, etwas drucken zu laſſen, ohne darum eben ein Autor ſeyn zu wollen.

Wie kann eine Wiſſenſchaft auf wiſſenſchaftliche Strenge und Vollendung Anſpruch machen, die meiſtens in usum delphini oder nach dem Syſtem der gelegenheitlichen Urſachen angeordnet und eingetheilt iſt, wie die Mathematik?

Urbanität iſt der Witz der harmoniſchen Univerſalität, und dieſe iſt das Eins und Alles der hiſtoriſchen Philoſophie und Plato's höchſte Muſik. Die Humaniora ſind die Gymnaſtik dieſer Kunſt und Wiſſenſchaft.

Eine Karakteriſtik iſt ein Kunſtwerk der Kritik, ein visum repertum der chemiſchen Philoſophie. Eine Rezenſion iſt eine angewandte und anwendende Karakteriſtik, mit Rückſicht auf den gegenwärtigen Zuſtand der Litteratur und des Publikums. Überſichten, litterariſche Annalen ſind Summen oder Reihen von Karakteriſtiken. Parallelen ſind kritiſche Gruppen. Aus der Verknüpfung beyder entſpringt die Auswahl der Klaſſiker, das kritiſche Weltſyſtem für eine gegebne Sphäre der Philoſophie oder der Poeſie.

Alle reine uneigennützige Bildung iſt gymnaſtiſch oder muſikaliſch; ſie geht auf Entwicklung der einzelnen und auf Harmonie aller Kräfte. Die Griechiſche Dichotomie der Erziehung iſt mehr als eine von den Paradoxien des Alterthums.

Liberal iſt wer von allen Seiten und nach allen Richtungen wie von ſelbſt frey iſt und in ſeiner ganzen Menſchheit wirkt; wer alles, was handelt, iſt und wird, nach dem Maß ſeiner Kraft heilig hält, und an allem Leben Antheil nimmt, ohne ſich durch beſchränkte Anſichten zum Haß oder zur Geringſchätzung deſſelben verführen zu laſſen.

Philoſophiſche Juriſten nennen ſich auch ſolche, die neben ihren andern Rechten, die oft ſo unrechtlich ſind, auch ein Naturrecht haben, welches nicht ſelten noch unrechtlicher iſt.

Die Dedukzion eines Begriffs iſt die Ahnenprobe ſeiner ächten Abſtammung von der intellektuellen Anſchauung ſeiner Wiſſenſchaft. Denn jede Wiſſenſchaft hat die ihrige.

Es pflegt manchem ſeltſam und lächerlich aufzufallen, wenn die Muſiker von den Gedanken in ihren Compoſizionen reden; und oft mag es auch ſo geſchehen, daß man wahrnimmt, ſie haben mehr Gedanken in ihrer Muſik als über dieſelbe. Wer aber Sinn für die wunderbaren Affinitäten aller Künſte und Wiſſenſchaften hat, wird die Sache wenigſtens nicht aus dem platten Geſichtspunkt der ſogenannten Natürlichkeit betrachten, nach welcher die Muſik nur die Sprache der Empfindung ſeyn ſoll, und eine gewiſſe Tendenz aller reinen Inſtrumentalmuſik zur Philoſophie an ſich nicht unmöglich finden. Muß die reine Inſtrumentalmuſik ſich nicht ſelbſt einen Text erſchaffen? und wird das Thema in ihr nicht ſo entwickelt, beſtätigt, variirt und kontraſtirt, wie der Gegenſtand der Meditazion in einer philoſophiſchen Ideenreihe?

Die Dynamik iſt die Größenlehre der Energie, welche in der Aſtronomie auf die Organiſazion des Univerſums angewandt wird. Inſofern könnte man beyde eine hiſtoriſche Mathematik nennen. Die Algebra erfordert am meiſten Witz und Enthuſiasmus, nämlich mathematiſchen.

Der konſequente Empirismus endigt mit Beyträgen zur Ausgleichung der Misverſtändniſſe oder mit einer Subſkripzion auf die Wahrheit.

Die unächte Univerſalität iſt entweder theoretiſch oder praktiſch. Die theoretiſche iſt die Univerſalität eines ſchlechten Lexikons, einer Regiſtratur. Die praktiſche entſteht aus der Totalität der Einmiſchung.

Die intellektualen Anſchauungen der Kritik ſind das Gefühl von der unendlich feinen Analyſe der Griechiſchen Poeſie und das von der unendlich vollen Miſchung der Römiſchen Satire und der Römiſchen Proſa.

Wir haben noch keinen moraliſchen Autor, welcher den Erſten der Poeſie und Philoſophie verglichen werden könnte. Ein ſolcher mußte die erhabene antiquariſche Politik Müllers mit Forſters großer Oekonomie des Univerſums und mit Jacobi's ſittlicher Gymnaſtik und Muſik verknüpfen, und auch in der Schreibart den ſchweren, ehrwürdigen und begeiſterten Styl des erſten, mit dem friſchen Kolorit, der liebenswürdigen Zartheit des zweyten, und mit der überall wie ferne Harmonika der Geiſterwelt antönenden gebildeten Fühlbarkeit des dritten verbinden.

Rouſſeau's Polemik gegen die Poeſie iſt doch nur eine ſchlechte Nachahmung des Plato. Plato hat es mehr gegen die Poeten als gegen die Poeſie; er hielt

die Philoſophie für den kühnſten Dithyrambus und für die einſtimmigſte Muſik. Epikur iſt eigentlicher Feind der ſchönen Kunſt: denn er will die Fantaſie ausrotten und ſich bloß an den Sinn halten. Auf eine ganz andre Art könnte Spinoſa ein Feind der Poeſie ſcheinen; weil er zeigt, wie weit man mit Philoſophie und Moralität ohne Poeſie kommen kann, und weil es ſehr im Geiſt ſeines Syſtems liegt, die Poeſie nicht zu iſoliren.

Univerſalität iſt Wechſelſättigung aller Formen und aller Stoffe. Zur Harmonie gelangt ſie nur durch Verbindung der Poeſie und der Philoſophie: auch den univerſellſten vollendetſten Werken der iſolirten Poeſie und Philoſophie ſcheint die letzte Symtheſe zu fehlen; dicht am Ziel der Harmonie bleiben ſie unvollendet ſtehn. Das Leben des univerſellen Geiſtes iſt eine ununterbrochne Kette innerer Revoluzionen; alle Individuen, die urſprünglichen, ewigen nämlich leben in ihm. Er iſt ächter Polytheiſt und trägt den ganzen Olymp in ſich.

II. Über Goethe's Meiſter.

Ohne Anmaßung und ohne Geräuſch, wie die Bildung eines ſtrebenden Geiſtes ſich ſtill entfaltet, und wie die werdende Welt aus ſeinem Innern leiſe emporſteigt, beginnt die klare Geſchichte. Was hier vorgeht und was hier geſprochen wird, iſt nicht außerordentlich, und die Geſtalten, welche zuerſt hervortreten, ſind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die ſich aus den Verſtrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um ſich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das ſchöne Feuer ſeiner erſten Liebe einer Schauſpielerin weiht. Indeſſen ſteht alles gegenwärtig vor unſern Augen da, lockt und ſpricht uns an. Die Umriſſe ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben. Hier iſt nichts, was die Leiden-

ſchaft heftig entzünden, oder die Theilnahme ſogleich gewaltſam mit ſich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften wie von ſelbſt in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchöne Beleuchtung oder eine wunderbare Stimmung unſers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, ſonderbar hell und unauslöſchlich in der Erinnerung. Der Geiſt fühlt ſich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leiſe und vielfach angeregt. Ohne ſie ganz zu kennen, hält er dieſe Menſchen dennoch ſchon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder ſich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden ſey. Es geht ihm damit wie der Schauſpielergeſellſchaft auf ihrer luſtigen Waſſerfarth mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte ſie ſchon geſehen haben, weil ſie ausſehn wie Menſchen und nicht wie Hinz oder Kunz. Dieß Ausſehn verdanken ſie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bey einem oder dem andern nähert ſich dieſe auf verſchiedne Weiſe und in verſchiednem Maß der Allgemeinheit. Die Art der Darſtellung iſt es, wodurch auch das Beſchränkteſte zugleich ein ganz eignes ſelbſtändiges Weſen für ſich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menſchlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu ſeyn ſcheint. Das iſt eben das Große, worin jeder Gebildete nur ſich ſelbſt wiederzu-

finden glaubt, während er weit über ſich ſelbſt erhoben wird; was nur ſo iſt, als müßte es ſo ſeyn, und doch weit mehr als man fodern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leſer Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenſpiele, welche den neugierigen Knaben mehr beſeeligten als alles andre Naſchwerk, als er noch jedes Schauſpiel und Bilder aller Art, wie ſie ihm vorkamen, mit demſelben reinen Durſte in ſich ſog, mit welchem der Neugebohrne die ſüße Nahrung aus der Bruſt der liebkoſenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeſchichten von jener Zeit, wo er immer alles zu ſehen begehrte, was ihm neu war, und was er geſehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen verſuchte oder ſtrebte, wichtig, ja heilig, ſeine Liebe mahlt ſie mit den reizendſten Farben aus, und ſeine Hoffnung leiht ihnen die ſchmeichelhafteſte Bedeutung. Eben dieſe ſchönen Eigenſchaften bilden das Gewebe ſeines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menſchen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen ſchöneren Zeitalters der vaterländiſchen Bühne zu werden, für die ſeine kindliche Neigung, erhöht durch die Jugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporſchlägt. Wenn die Theilnahme an dieſen Gefühlen und Wünſchen nicht frey von Beſorgniß ſeyn kann, ſo iſt es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reiſe, auf welche ihn die Väter zum erſten Verſuch ſenden, einem Abentheuer

von der Art, die sich ernsthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Widerschein seines eignen Unternehmens, freylich nicht auf die vortheilhafteste Weise abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dieß seiner Schwärmerey untreu machen könnte. Unvermerkt ist indeß die Erzählung lebhafter und leidenschaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, sich einer ewigen Verbindung mit seiner Mariane so nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung schwärmt, steigt die heiße Sehnsucht, die sich in sich selbst zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken scheint, aufs äußerste, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöscht, und die ganze schöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit diesem so harten Mißlaut schließt das erste Buch, dessen Ende einer geistigen Musik gleicht, wo die verschiedensten Stimmen, wie eben so viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder sich vor uns entfalten sollen, rasch und heftig wechseln; und der schneidende Abstich kann die erst weniger, dann mehr als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zusatz von Ungeduld heilsam würzen, ohne doch je den ruhigsten Genuß des Gegenwärtigen zu stören, oder auch die feinsten Züge der Nebenausbildung, die leisesten Winke der Wahrnehmung zu entziehn, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk sichtbaren Dichtergeistes zu verstehen wünscht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres

Unendliches hinausſtrebe, ſondern auch das Auge nach einem großen Geſichtspunkt die Entfernung ſinnlich berechnen, und die weite Ausſicht einigermaßen umgränzen könne, ſteht der Fremde da, der mit ſo vielem Rechte der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich, wie eine Erſcheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, ſo verſchieden ſeyn mag, wie von der Möglichkeit, die er ſich träumt, dient er zum Maßſtab der Höhe, zu welcher das Werk noch ſteigen ſoll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunſt eine Wiſſenſchaft und das Leben eine Kunſt ſeyn wird.

Der reife Verſtand dieſes gebildeten Mannes iſt wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geſchieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief iſt der Übergang nicht milde, und der Kontraſt zwiſchen ſeiner Poeſie und Märianens proſaiſcher ja niedriger Umgebung iſt ſtark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks iſt das erſte Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahleriſchen Gegenſätzen in deren jedem Wilhelms Karakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen helleren Lichte gezeigt wird; und die kleineren deutlich geſchiednen Maſſen und Kapitel bilden mehr oder weniger jede für ſich ein mahleriſches Ganzes. Auch gewinnt er ſchon jetzt das ganze Wohlwollen des Leſers, dem er, wie ſich ſelbſt, wo er geht und ſteht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vorſagt. Sein ganzes Thun und Weſen beſteht faſt

im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehn, daß er erst spät oder nie als Mann handeln wird, so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geiste einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Versuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günstige Schicksal oder ein erfahrner Freund von großem Überblick günstig beysteht und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt, so müssen seine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweyte Buch beginnt damit, die Resultate des ersten musikalisch zu wiederhohlen, sie in wenige Punkte zusammenzudrängen und gleichsam auf die äußerste Spitze zu treiben. Zuerst wird die langsame aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poesie seiner Kinderträume und seiner ersten Liebe mit schonender Allgemeinheit der Darstellung betrachtet. Dann wird der Geist, der mit Wilhelmen in diese Tiefe gesunken, und mit ihm gleichsam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, sich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenschaftlichste Erinnerung an Marianen, und durch des Jünglings begeistertes Lob der Poesie, welches die Wirklichkeit seines ursprünglichen Traums von Poesie durch seine

Schönheit bewährt, und uns in die ahndungsvollſte Vergangenheit der alten Heroen und der noch unſchuldigen Dichterwelt verſetzt.

Nun folgt ſein Eintritt in die Welt, der weder abgemeſſen noch brauſend iſt, ſondern gelinde und leiſe wie das freye Luſtwandeln eines, der zwiſchen Schwermuth und Erwartung getheilt, von ſchmerzlichſüßen Erinnerungen zu noch ahndungsvolleren Wünſchen ſchwankt. Eine neue Scene öffnet ſich, und eine neue Welt breitet ſich lockend vor uns aus. Alles iſt hier ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimem Zauber umweht. Die Ereigniſſe und die Perſonen bewegen ſich raſcher und jedes Kapitel iſt wie ein neuer Akt. Auch ſolche Ereigniſſe, die nicht eigentlich ungewöhnlich ſind, machen eine überraſchende Erſcheinung. Aber dieſe ſind nur das Element der Perſonen, in denen ſich der Geiſt dieſer Maſſe des ganzen Syſtems am klarſten offenbart. Auch in ihnen äußert ſich jene friſche Gegenwart, jenes magiſche Schweben zwiſchen Vorwärts und Rückwärts. Philine iſt das verführeriſche Symbol der leichteſten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die luſtige Geſellſchaft vollzählig ſey, repräſentirt der blonde Friedrich die geſunde kräftige Ungezogenheit. Alles was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte wie aus einer unbekannten bodenloſen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch ſüßere Schauer und gleichſam ein ſchönes Grauſen erregt das heilige Kind, mit deſſen Er-

ſcheinung die innerſte Springfeder des ſonderbaren Werks plötzlich frey zu werden ſcheint. Dann und wann tritt Mariancns Bild hervor, wie ein bedeutender Traum; plötzlich erſcheint der ſeltſame Fremde und verſchwindet ſchnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nämlich ganz in ihrer natürlichen Geſtalt. Die ſchwerfällige Eitelkeit der Anempfinderin kontraſtirt artig genug gegen die Leichtigkeit der zierlichen Sünderin. Überhaupt gewährt uns die Vorleſung des Ritterſtücks einen tiefen Blick hinter die Couliſſen des theatraliſchen Zaubers wie in eine komiſche Welt im Hintergrunde. Das Luſtige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende ſind im Finale wunderbar verwebt, und die ſtreitenden Stimmen tönen grell neben einander. Dieſe Harmonie von Diſſonanzen iſt noch ſchöner als die Muſik, mit der das erſte Buch endigte; ſie iſt entzückender und doch zerreißender, ſie überwältigt mehr und ſie läßt doch beſonnener.

Es iſt ſchön und nothwendig, ſich dem Eindruck eines Gedichtes ganz hinzugeben, den Künſtler mit uns machen zu laſſen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu beſtätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln oder ſtreiten dürfte, zu entſcheiden und zu ergänzen. Dieß iſt das erſte und das weſentlichſte. Aber nicht minder nothwendig iſt es, von allem Einzelnen abſtrahiren zu können, das Allgemeine ſchwebend zu faſſen, eine Maſſe zu überſchauen, und das Ganze feſtzuhalten, ſelbſt dem Verborgenſten nachzuforſchen

und das Entlegenſte zu verbinden. Wir müſſen uns über unſre eigne Liebe erheben, und was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: ſonſt fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall. Warum ſollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blatts betrachten und ſich ganz in dieſe Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende äußre Hülle, das bunte Kleid der ſchönen Erde, iſt dem Menſchen, der ganz Menſch iſt, und ſo fühlt und denkt, intereſſant: er mag auch gern unterſuchen, wie die Schichten im Innern auf einander liegen, und aus welchen Erdarten ſie zuſammengeſetzt ſind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunkt wo möglich, und möchte wiſſen, wie das Ganze konſtruirt iſt. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm feſſeln laſſen, mögen am liebſten dem nachſpähn, was er unſerm Blick entziehen oder doch nicht zuerſt zeigen wollte, und was ihn doch am meiſten zum Künſtler macht: die geheimen Abſichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beym Genius, deſſen Inſtinkt zur Willkühr geworden iſt, nie zu viele vorausſetzen können.

Der angebohrne Trieb des durchaus organiſirten und organiſirenden Werks, ſich zu einem Ganzen zu bilden, äußert ſich in den größeren wie in den kleineren Maſſen. Keine Pauſe iſt zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck iſt, wird es nicht unrichtig ſeyn, den erſten Theil unbeſchadet

ſeiner Beziehung aufs Ganze als ein Werk für ſich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenſtände aller Geſpräche und aller gelegentlichen Entwickelungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menſchen und ihrer Umgebung ſehen: ſo fällt in die Augen, daß ſich alles um Schauſpiel, Darſtellung, Kunſt und Poeſie drehe. Es war ſo ſehr die Abſicht des Dichters, eine nicht unvollſtändige Kunſtlehre aufzuſtellen, oder vielmehr in lebendigen Beyſpielen und Anſichten darzuſtellen, daß dieſe Abſicht ihn ſogar zu eigentlichen Epiſoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorſtellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine ſyſtematiſche Ordnung in dem Vortrage dieſer poetiſchen Phyſik der Poeſie finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeſchichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in dieſem Abſchnitt ſeiner Lehrjahre mit den erſten und nothdürftigſten Anfangsgründen der Lebenskunſt beſchäftigt iſt: ſo werden hier auch die einfachſten Ideen über die ſchöne Kunſt, die urſprünglichen Fakta, und die roheſten Verſuche, kurz die Elemente der Poeſie vorgetragen: die Puppenſpiele, dieſe Kinderjahre des gemeinen poetiſchen Inſtinkts, wie er allen gefühlvollen Menſchen auch ohne beſondres Talent eigen iſt; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Verſuche machen und beurtheilen ſoll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poeſie, die Künſte der Gauk-

ler, die improviſirte Komödie auf der Waſſerfahrt. Aber nicht bloß auf die Darſtellungen des Schauſpielers und was dem ähnlich iſt, beſchränkt ſich dieſe Naturgeſchichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantiſchen Geſängen offenbart ſich die Poeſie auch als die natürliche Sprache und Muſik ſchöner Seelen. Bey dieſer Abſicht mußte die Schauſpielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben dieſe Kunſt nicht bloß die vielſeitigſte, ſondern auch die geſelligſte aller Künſte iſt, und weil ſich hier vorzüglich Poeſie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einſame Werkſtätte des bildenden Künſtlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgeſonderten Künſtlerſtand mehr bilden.

Obgleich es alſo den Anſchein haben möchte, als ſey das Ganze eben ſo ſehr eine hiſtoriſche Philoſophie der Kunſt, als ein Kunſtwerk oder Gedicht, und als ſey alles, was der Dichter mit ſolcher Liebe ausführt, als wäre es ſein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel: ſo iſt doch auch alles Poeſie, reine, hohe Poeſie. Alles iſt ſo gedacht und ſo geſagt, wie von einem der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künſtler wäre; und ſelbſt der feinſte Zug der Nebenausbildung ſcheint für ſich zu exiſtiren und ſich eines eignen ſelbſtändigen Daſeyns zu erfreuen. Sogar gegen die Geſetze einer kleinlichen unächten Wahrſcheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunſt, als das Metrum, um von jedermann für erhabne Poeſie aner-

kannt zu werden? Überall werden uns goldne Früchte in silbernen Schalen gereicht. Diese wunderbare Prosa ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieses Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des gesellschaftlichen Lebens genommen sind, so gefällt er sich auch in seltsamen Gleichnissen, welche eine eigenthümliche Merkwürdigkeit aus diesem oder jenem oekonomischen Gewerbe, und was sonst von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poesie am entlegensten scheint, dem Höchsten und Zartesten ähnlich zu bilden streben.

Man lasse sich also dadurch, daß der Dichter selbst die Personen und die Begebenheiten so leicht und so launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sey es ihm nicht der heiligste Ernst. Man darf es nur auf die höchsten Begriffe beziehn und es nicht bloß so nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunkt des gesellschaftlichen Lebens genommen wird: als einen Roman, wo Personen und Begebenheiten der letzte Endzweck sind. Denn dieses schlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Foderungen zusammengesetzten und entstandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit

der Hand greifen und in ſein Schächtelchen packen will.

Eben ſo ſehr regt ſich das Gefühl gegen eine ſchulgerechte Kunſtbeurtheilung des göttlichen Gewächſes. Wer möchte ein Gaſtmahl des feinſten und ausgeſuchteſten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umſtändlichkeit recenſiren? Eine ſogenannte Recenſion des Meiſter würde uns immer erſcheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald ſpazieren kommt, und den Philine mit dem Kuckuck vertreibt.

Vielleicht ſoll man es alſo zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu ſeyn ſcheint. Glücklicherweiſe iſt es eben eins von den Büchern, welche ſich ſelbſt beurtheilen, und den Kunſtrichter ſonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt ſich nicht nur ſelbſt, es ſtellt ſich auch ſelbſt dar. Eine bloße Darſtellung des Eindrucks würde daher, wenn ſie auch keins der ſchlechteſten Gedichte von der beſchreibenden Gattung ſeyn ſollte, außer dem, daß ſie überflüſſig ſeyn würde, ſehr den Kürzern ziehen müſſen; nicht bloß gegen den Dichter, ſondern ſogar gegen den Gedanken des Leſers, der Sinn für das Höchſte hat, der anbeten kann, und ohne Kunſt und Wiſſenſchaft gleich weiß, was er anbeten ſoll, den das Rechte trifft wie ein Blitz.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang täuſcht dieſer Roman eben ſo oft als er ſie erfüllt. Wer aber ächten ſyſtematiſchen Inſtinkt, Sinn für das Univerſum, jene Vorempfindung der

ganzen Welt hat, die Wilhelmen ſo intereſſant macht, fühlt gleichſam überall die Perſönlichkeit und lebendige Individualität des Werks, und je tiefer er forſcht, je mehr innere Beziehungen und Verwandtſchaften, je mehr geiſtigen Zuſammenhang entdeckt er in demſelben. Hat irgend ein Buch einen Genius, ſo iſt es dieſes. Hätte ſich dieſer auch im Ganzen wie im Einzelnen ſelbſt karakteriſiren können, ſo dürfte niemand weiter ſagen, was eigentlich daran ſey, und wie man es nehmen ſolle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnüz oder überflüßig ſcheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes faſt allgemein ſeltſam und unbefriedigend, und eins und das andre in der Mitte überflüßig und unzuſammenhängend gefunden wird, und da ſelbſt der, welcher das Göttliche der gebildeten Willkühr zu unterſcheiden und zu ehren weiß, beym erſten und beym letzten Leſen etwas Iſolirtes fühlt, als ob bey der ſchönſten und innigſten Übereinſtimmung und Einheit nur eben die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht abſprechen kann, wird ſich in Vieles lange nicht finden können: denn bey fortſchreitenden Naturen erweitern, ſchärfen und bilden ſich Begriff und Sinn gegenſeitig.

Über die Organiſazion des Werks muß der verſchiedne Karakter den einzelnen Maſſen viel Licht geben können. Doch darf ſich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen ge-

ſetzmäßig fortzuſchreiten, eben nicht ins Unendlichkleine verlieren. Sie muß vielmehr als wären es ſchlechthin einfache Theile bey jenen größern Maſſen ſtehn bleiben, deren Selbſtändigkeit ſich auch durch ihre freye Behandlung, Geſtaltung und Verwandlung deſſen, was ſie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre abſichtsloſe Gleichartigkeit und urſprüngliche Einheit der Dichter ſelbſt durch das abſichtliche Beſtreben, ſie durch ſehr verſchiedenartige doch immer poetiſche Mittel zu einem in ſich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung iſt der Zuſammenhang, durch dieſe Einfaſſung iſt die Verſchiedenheit der einzelnen Maſſen geſichert und beſtätigt; und ſo wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein Syſtem für ſich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortſchreitung ſind ungefähr überall dieſelben. Auch im zweyten Bande locken Jarno und die Erſcheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im erſten Bande, unſre Erwartung und unſer Intereſſe in die dunkle Ferne, und deuten auf eine noch nicht ſichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet ſich mit jedem Buch eine neue Scene und eine neue Welt; auch hier kommen die alten Geſtalten verjüngt wieder; auch hier enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in ſein eigenthümliches Weſen; und das dritte Buch, welches ſich durch das friſcheſte und fröhlichſte Kolorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin erſten

Kuß, eine ſchöne Einfaſſung wie von den höchſten Blüthen der noch keimenden und der ſchon reifen Jugendfülle. Wo ſo unendlich viel zu bemerken iſt, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was ſchon dageweſen iſt, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen iſt, bedarf der Erläuterungen, die aber keineswegs alles allen hell und klar machen ſollen: ſie dürften vielmehr eben dann vortrefflich genannt zu werden verdienen, wenn ſie dem, der den Meiſter ganz verſteht, durchaus bekannt, und dem, der ihn gar nicht verſteht, ſo gemein und leer, wie das, was ſie erläutern wollen, ſelbſt vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb verſteht, auch nur halb verſtändlich wären, ihn über einiges aufklärten, über anders aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subjekt wenigſtens ſeiner Halbheit, ſo viel das möglich iſt, inne werde. Der zweyte Band inſonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigſten: er iſt der reichſte, aber der reizendſte; er iſt voll Verſtand aber doch ſehr verſtändlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunſt iſt dieſer Band für Wilhelmen der höhere Grad der Verſuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber koſtbaren Erfahrungen. Freylich laufen ſeine Vorſätze und ſeine Handlungen vor wie nach in parallellen Linien neben einander her, ohne ſich je zu ſtören oder zu berühren. Indeſſen hat er

hochendlich das gewonnen, daß er ſich aus der Gemeinheit, die auch den edelſten Naturen urſprünglich anhängt oder ſie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erheben, oder ſich doch aus ihr zu erheben ernſtlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerſt bloß in ſeinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbſtvernichtung ſeiner erſten Liebe und ſeiner erſten Künſtlerhoffnung, und ſich dann weit genug in die Welt gewagt hatte, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe ſtrebte, ſollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne ſeyn, daß das Edle und Vornehme ſein vorzüglichſtes Augenmerk ward, ſollte es auch nur die Repräſentazion eines nicht ſehr gebildeten Adels ſeyn. Anders konnte der Erfolg dieſes ſeinem Urſprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch ſo unſchuldig und ſo neu war. Daher mußte das dritte Buch eine ſtarke Annäherung zur Komödie erhalten; um ſo mehr, da es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntſchaft mit der Welt und den Gegenſatz zwiſchen dem Zauber des Schauſpiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauſpielerlebens in das hellſte Licht zu ſetzen. In den vorigen Maſſen waren nur einzelne Züge entſchieden komiſch, etwa ein paar Geſtalten zum Vorgrunde oder eine unbeſtimmte Ferne. Hier iſt das Ganze, die Scene und Handlung ſelbſt komiſch. Ja man möchte es eine komiſche Welt nennen, da des Luſtigen darin in der That unendlich viel iſt, und da die Adlichen und die Komödianten zwey abgeſonderte

Corps bilden, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligste gegen einander manövriren. Die Bestandtheile dieses Komischen sind keinesweges vorzüglich fein und zart oder edel. Manches ist vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Kontrast zwischen den schönsten Erwartungen und einer schlechten Bewirthung. Der Kontrast zwischen der Hoffnung und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit spielt hier überhaupt eine große Rolle: die Rechte der Realität werden mit unbarmherziger Strenge durchgesetzt und der Pedant bekommt sogar Prügel, weil er doch auch ein Idealist ist. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn sein College, der Graf, mit gnädigen Blicken über die ungeheure Kluft der Verschiedenheit des Standes; der Baron darf an geistiger Albernheit und die Baronesse an sittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin selbst ist höchstens eine reizende Veranlassung zu der schönsten Rechtfertigung des Putzes; und diese Adlichen sind den Stand abgerechnet den Schauspielern nur darin vorzuziehen, daß sie gründlicher gemein sind. Aber diese Menschen, die man lieber Figuren als Menschen nennen dürfte, sind mit leichter Hand und mit zartem Pinsel so hingedruckt, wie man sich die zierlichsten Caricaturen der edelsten Mahlerey denken möchte. Es ist bis zum Durchsichtigen gebildete Albernheit. Dieses Frische der Farben, dieses kindlich Bunte, diese Liebe zum Putz und Schmuck, dieser geistreiche Leichtsinn und flüchtige Muthwillen ha

den etwas was man Aether der Fröhlichkeit nennen möchte, und was zu zart und zu fein iſt, als daß der Buchſtabe ſeinen Eindruck nachbilden und wiedergeben könnte. Nur dem, der vorleſen kann, und ſie vollkommen verſteht, muß es überlaſſen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke ſchwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieſer ſich ſelbſt belächelnde Schein von Würde und Bedeutſamkeit in dem periodiſchen Styl, dieſe ſcheinbaren Nachläßigkeiten, und Tautologien, welche die Bedingungen ſo vollenden, daß ſie mit dem Bedingten wieder eins werden, und wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu ſagen oder ſagen zu wollen ſcheinen, dieſes höchſt Proſaiſche mitten in der poetiſchen Stimmung des dargeſtellten oder komödirten Subjekts, der abſichtliche Anhauch von poetiſcher Pedanterie bey ſehr proſaiſchen Veranlaſſungen; ſie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Akzent.

Vielleicht iſt keine Maſſe des Werks ſo frey und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch iſt nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelmen und dem Leſer eine mächtige Glaubensbeſtätigung an eine würdige große Realität und ernſtere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein ſchlichter trockner Verſtand iſt das vollkommne Gegentheil von Aureliens ſpitzfindiger Empfindſamkeit, die ihr halb natürlich iſt und halb erzwungen. Sie iſt durch und durch Schauſpielerin, auch von Karak-

ter; sie kann nichts und mag nichts als darstellen und aufführen, am liebsten sich selbst, und sie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beyde haben nur Verstand: denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maß von Scharfsinn; aber es fehlt ihr so ganz an Urtheil und Gefühl des Schicklichen wie Jarno'n an Einbildungskraft. Es sind sehr ausgezeichnete aber fast beschränkte durchaus nicht große Menschen; und daß das Buch selbst auf jene Beschränktheit so bestimmt hindeutet, beweist, wie wenig es so bloße Lobrede auf den Verstand sey, als es wohl anfänglich scheinen könnte. Beyde sind sich so vollkommen entgegengesetzt wie die tiefe innige Mariane und die leichte allgemeine Philine; und beyde treten gleich diesen stärker hervor als nöthig wäre, um die dargestellte Kunstlehre mit Beyspielen und die Verwicklung des Ganzen mit Personen zu versorgen. Es sind Hauptfiguren, die jede in ihrer Masse gleichsam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß sie Wilhelms Geist auch bilden wollen, und sich seine gesammte Erziehung vorzüglich angelegen seyn lassen. Wenn gleich der Zögling trotz des redlichen Beystandes so vieler Erzieher in seiner persönlichen und sittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben scheint als die äußre Gewandtheit, die er sich durch den mannichfaltigeren Umgang und durch die Übungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt: so macht er doch dem Anscheine nach in der Kunst große Fortschritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfal-

tung ſeines Geiſtes als auf fremde Veranlaſſung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuoſen kennen, und die künſtleriſchen Geſpräche unter ihnen ſind außerdem, daß ſie ohne den ſchwerfälligen Prunk der ſogenannten gedrängten Kürze, unendlich viel Geiſt, Sinn und Gehalt haben, auch noch wahre Geſpräche; vielſtimmig und in einander greifend, nicht bloß einſeitige Scheingeſpräche. Serlo iſt in gewiſſem Sinne ein allgemeingültiger Menſch, und ſelbſt ſeine Jugendgeſchichte iſt wie ſie ſeyn kann und ſeyn ſoll bey entſchiedenem Talent und eben ſo entſchiedenem Mangel an Sinn für das Höchſte. Darin iſt er Jarno's gleich: beyde haben am Ende doch nur das Mechaniſche ihrer Kunſt in der Gewalt. Von den erſten Wahrnehmungen und Elementen der Poeſie, mit denen der erſte Band Wilhelmen und den Leſer beſchäftigte, bis zu dem Punkt, wo der Menſch fähig wird, das Höchſte und das Tiefſte zu faſſen, iſt ein unermeßlich weiter Zwiſchenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung ſeyn muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden ſollte: durch welchen Dichter konnte dieß wohl ſchicklicher geſchehen, als durch den, welcher vorzugsweiſe der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade dieſe Seite des Shakeſpear wird von Wilhelmen zuerſt aufgefaßt, und da es in dieſer Kunſtlehre weniger auf ſeine groſe Natur als auf ſeine tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit ankam, ſo mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu ſo vielfachem und intereſſanten Streit, was die verborgne Abſicht

des Künſtlers oder was zufälliger Mangel des Werks ſeyn möchte, Veranlaſſung geben kann, als eben dieſes, welches auch in die theatraliſche Verwicklung und Umgebung des Romans am ſchönſten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit, ein vollendetes Meiſterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichſam von ſelbſt aufwirft. Durch ſeine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der ſein Weſen eben darin ſetzt, bis zu Verwechſelungen verwandt ſcheinen. Auch iſt der Geiſt der Betrachtung und der Rückkehr in ſich ſelbſt, von dem es ſo voll iſt, ſo ſehr eine gemeinſame Eigenthümlichkeit aller ſehr genialen Poeſie, daß dadurch ſelbſt dieß fürchterliche Trauerſpiel, welches zwiſchen Verbrechen und Wahnſinn ſchwankend, die ſichtbare Erde als einen verwilderten Garten der lüſternen Sünde, und ihr gleichſam hohles Innres wie den Wohnſitz der Strafe und der P[illegible] darſtellt und auf den härteſten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigſtens in einer Eigenſchaft ſich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künſtlers anneigen kann.

Die in dieſem und dem erſten Buche des nächſten Bandes zerſtreute Anſicht des Hamlet iſt nicht ſo wohl Kritik als hohe Poeſie. Und was kann wohl anders entſtehn als ein Gedicht, wenn ein Dichter als ſolcher ein Werk der Dichtkunſt anſchaut und darſtellt? Dieß liegt nicht darin, daß ſie über die Gränzen des ſichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch ſey, mehr

weiß als es ſagt, und mehr will als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verſchiedenheit des Zweckes und des Verfahrens. Jene poetiſche Kritik will gar nicht wie eine bloße Inſchrift nur ſagen, was die Sache eigentlich ſey, wo ſie in der Welt ſtehe und ſtehn ſolle: dazu bedarf es nur eines vollſtändigen ungetheilten Menſchen, der das Werk ſo lange als nöthig iſt, zum Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit mache; wenn ein ſolcher mündliche oder ſchriftliche Mittheilung liebt, kann es ihm Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur eine und untheilbar iſt, weitläuftig zu entwickeln, und ſo entſteht eine eigentliche Karakteriſtik. Der Dichter und Künſtler hingegen wird die Darſtellung von Neuem darſtellen, das ſchon Gebildete noch einmal bilden wollen: er wird das Werk ergänzen, verjüngern, neu geſtalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Maſſen und Stücke theilen, nie in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt ſind, weil ſie nicht mehr Einheiten derſelben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Maſſen deſſelben ſeyn könnten. Auf ſolche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenſtand ſeiner Kunſt, und muß daher ſeine lebendige Einheit unvermeidlich zerſtören, ihn bald in ſeine Elemente zerſetzen, bald ſelbſt nur als ein Atom einer größern Maſſe betrachten.

Im fünften Buche kommt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundſätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern

Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtſinn, Aureliens Überſpannung, des Alten Schwermuth und Mignons Sehnſucht gehen in Handlung über. Daher die nicht ſeltne Annäherung zum Wahnſinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieſes Theils ſcheinen dürfte. Mignon als Mänade iſt ein göttlich lichter Punkt, deren es hier mehrere giebt. Aber im Ganzen ſcheint das Werk etwas von der Höhe des zweyten Bandes zu ſinken. Es bereitet ſich gleichſam ſchon vor, in die äußerſten Tiefen des innern Menſchen zu graben, und von da wieder eine noch größere und ſchlechthin große Höhe zu erſteigen, wo es bleiben kann. Überhaupt ſcheint es an einem Scheidepunkte zu ſtehn und in einer wichtigen Kriſe begriffen zu ſeyn. Die Verwicklung und Verwirrung ſteigt am höchſten, und auch die geſpannte Erwartung über den endlichen Aufſchluß ſo vieler intereſſanter Räthſel und ſchöner Wunder. Auch Wilhelms falſche Tendenz bildet ſich zu Maximen: aber die ſeltſame Warnung warnt auch den Leſer, ihn nicht zu leichtſinnig ſchon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen ſcheint ſo abhängig von dieſem zu ſeyn, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt ſich ſogar bloß theoretiſche Nachträge und Ergänzungen, wie das Ideal eines Souffleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauſpielkunſt, die Grundſätze über den Unterſchied des Drama und des Romans.

Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele überraſchen im Gegentheil durch ihre unbefangene Einzelnheit ſcheinbare Beziehungsloſigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans beiſpielloſe Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen, oder vielmehr der Aufnahme in daſſelbe. Genauer erwogen aber dürfte Wilhelm auch wohl vor ſeiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandtſchaft mit der Tante ſeyn, wie ihre Bekenntniſſe mit dem ganzen Buch. Es ſind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu exiſtiren, nach ſeinen beſondern Grundſätzen oder ſeiner unabänderlichen Natur zu leben: und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, ſich für alles zu intereſſiren, intereſſant bleibt, ſo darf auch die Tante durch die Art, wie ſie ſich für ſich ſelbſt intereſſirt, Anſprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja ſie lebt im Grunde auch theatraliſch; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die ſämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloſſe, wo alle agirten und Komödie mit ſich ſpielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Innres die Bühne bildet, auf der ſie Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt und auch noch die Intriguen in der Coulisſe beſorgt. Sie ſteht beſtändig vor dem Spiegel des Gewiſſens, und iſt beſchäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu ſchmücken. Überhaupt iſt in ihr das äußerſte Maß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geſchehen mußte, da das Werk von Anfang an einen ſo entſchiednen Hang offenbarte, das Innre und das Aeußre ſcharf zu trennen und

entgegenzuſetzen. Hier hat ſich das Innre nur gleichſam ſelbſt ausgeheilt. Es iſt der Gipfel der ausgebildeten Einſeitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinnes gegenüberſteht. Der Dukel nämlich ruht im Hintergrunde dieſes Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunſt im großen alten Styl, von edlen einfachen Verhältniſſen, aus dem reinſten gediegenſten Marmor. Es iſt eine ganz neue Erſcheinung in dieſer Suite von Bildungsſtücken. Bekenntniſſe zu ſchreiben wäre wohl nicht ſeine Liebhaberey geweſen: und da er ſein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre achabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er ſich die umgebende Natur zu einer klaſſiſchen Welt gebildet, die ſich um ſeinen ſelbſtändigen Geiſt wie um den Mittelpunkt bewegt.

Daß auch die Religion hier als angebohrne Liebhaberey dargeſtellt wird, die ſich durch ſich ſelbſt freyen Spielraum ſchafft und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet, ſtimmt vollkommen zu dem künſtleriſchen Geiſt des Ganzen und es wird dadurch, wie an dem auffallendſten Beyſpiele gezeigt, daß er alles ſo behandeln und behandelt wiſſen möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante iſt die ſtärkſte Verſinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen ſich der Weltgeiſt des Werks am unmittelbarſten offenbart. Die Darſtellung einer ſich wie ins Unendliche immer wieder ſelbſt anſchauenden Natur war der ſchönſte Beweis, den ein Künſtler von der unergründlichen Tiefe ſeines Vermögens geben

konnte. Selbſt die fremden Gegenſtände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe und mit ſolchen Schlagſchatten, wie ſie ſich in dieſem alles in ſeinem eignen Wiederſcheine ſchauenden Geiſte abſpiegeln und darſtellen mußten. Doch konnte es nicht ſeine Abſicht ſeyn, hier tiefer und voller darzuſtellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es ſeine Pflicht ſeyn, einer beſtimmten Wirklichkeit zu gleichen. Überhaupt gleichen die Karaktere in dieſen Roman zwar durch die Art der Darſtellung dem Portrait, ihrem Weſen nach aber ſind ſie mehr oder minder allgemein und allegoriſch. Eben daher ſind ſie ein unerſchöpflicher Stoff und die vortrefflichſte Beyſpielſammlung für ſittliche und geſellſchaftliche Unterſuchungen. Für dieſen Zweck müßten Geſpräche über die Karaktere im Meiſter ſehr intereſſant ſeyn können, obgleich ſie zum Verſtändniß des Werks ſelbſt nur etwa epiſodiſch mitwirken könnten: aber Geſpräche müßten es ſeyn, um ſchon durch die Form alle Einſeitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte ſeiner Eigenthümlichkeit über jede dieſer Perſonen räſonnirte und ein moraliſches Gutachten fällte, das wäre wohl die unfruchtbarſte unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meiſter anzuſehn; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über dieſe Gegenſtände ſo, wie es nun lautete, geſinnt ſey.

Mit dem vierten Bande scheint das Werk gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große Schauspiel der Menschheit selbst und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll. Wir sehen auch, daß diese Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künstler oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen selbst. Nicht dieser oder jener Mensch sollte erzogen, sondern die Natur, die Bildung selbst sollte in mannichfachen Beyspielen dargestellt, und in einfache Grundsätze zusammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntnissen plötzlich aus der Poesie in das Gebiet der Moral versetzt wähnten, so stehn hier die gediegnen Resultate einer Philosophie vor uns, die sich auf den höhern Sinn und Geist gründet, und gleich sehr nach strenger Absonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menschlichen Kräfte und Künste strebt. Für Wilhelmen wird wohl endlich auch gesorgt: aber sie haben ihn fast mehr als billig oder höflich ist, zum besten: selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er resignirt förmlich darauf, einen eignen Willen zu haben: und nun sind seine Lehrjahre wirklich vollendet, und Nathalie wird Supplement des Romans. Als die schönste Form der reinsten Weiblichkeit und Güte macht sie einen

angenehmen Kontraſt mit der etwas materiellen Thereſe. Nathalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Daſeyn in der Geſellſchaft: Thereſe bildet eine ähnliche Welt um ſich her, wie der Oheim. Es ſind Beyſpiele und Veranlaſſungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener großen Lebenskunſtlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geſelligkeit und häusliche Thätigkeit, beyde in romantiſch ſchöner Geſtalt, ſind die beyden Urbilder, oder die beyden Hälften eines Urbildes, welche hier für dieſen Theil der Menſchheit aufgeſtellt werden.

Wie mögen ſich die Leſer dieſes Romans beym Schluß deſſelben getäuſcht fühlen, da aus allen dieſen Erziehungsanſtalten nichts herauskommt, als beſcheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen dieſen wunderbaren Zufällen, weiſſagenden Winken und geheimnißvollen Erſcheinungen nichts ſteckt als die erhabenſte Poeſie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geiſtes gelenkt werden! In der That erlaubt ſich dieſe hier, wie es ſcheint mit gutem Bedacht, faſt alles, und liebt die ſeltſamſten Verknüpfungen. Die Reden einer Barbara wirken mit der gigantiſchen Kraft und der würdigen Großheit der alten Tragödie: vom dem intereſſanteſten Menſchen im ganzen Buch wird faſt nichts ausführlich erwähnt, als ſein Verhältniß mit einer Pächterstochter: gleich nach dem Untergang Mariannens, die uns nicht als Mariane, ſondern als das verlaſſene, zerriſſene Weib überhaupt intereſſirt, ergötzt uns der Anblick des Ducaten jäh-

lenden Laertes; und ſelbſt die unbedeutendſten Nebengeſtalten wie der Wundarzt ſind mit Abſicht höchſt wunderlich. Der eigentliche Mittelpunkt dieſer Willkührlichkeit iſt die geheime Geſellſchaft des reinen Verſtandes, die Wilhelmen und ſich ſelbſt zum beſten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomiſch wird. Dagegen iſt aber der Zufall ſelbſt hier ein gebildeter Mann, und da die Darſtellung alles andern im Großen nimmt und giebt, warum ſollte ſie ſich nicht auch der hergebrachten Lizenzen der Poeſie im Großen bedienen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine Behandlung dieſer Art und dieſes Geiſtes nicht alle Fäden lang und langſam ausſpinnen wird. Indeſſen erinnert doch auch der erſt eilende dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegoriſcher Traum im Anfange deſſelben, an vieles von allem, was das Intereſſanteſte und Bedeutendſte im Ganzen iſt. Unter andern ſind der ſegnende Graf, die ſchwangre Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beyſpiel der komiſchen Nemeſis und der ſterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrodt verlangt, gleichſam die ganz burlesken Spitzen des luſtigen und lächerlichen.

Wenn beſcheidner Reiz den erſten Band dieſes Romans, glänzende Schönheit den zweyten und tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit den dritten unterſcheidet: ſo iſt Größe der eigentliche Karakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbſt der Gliederbau iſt erhabner, und Licht und Farben heller und höher; alles iſt gediegen und hinreißend, und die

Überraſchungen drängen ſich. Aber nicht bloß die Dimenſionen ſind erweitert, auch die Menſchen ſind von größerem Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim ſind gewiſſermaßen jeder auf ſeine Weiſe, der Genius des Buchs ſelbſt; die andern ſind nur ſeine Geſchöpfe. Darum treten ſie auch wie der alte Meiſter neben ſeinem Gemählde beſcheiden in den Hintergrund zurück, obgleich ſie aus dieſem Geſichtspunkt eigentlich die Hauptperſonen ſind. Der Oheim hat einen großen Sinn; der Abbé hat einen großen Verſtand, und ſchwebt über dem Ganzen wie der Geiſt Gottes. Dafür daß er gern das Schickſal ſpielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schickſals übernehmen. Lothario iſt ein großer Menſch: der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Magres, aber Lothario iſt vollendet, ſeine Erſcheinung iſt einfach, ſein Geiſt iſt immer im Fortſchreiten, und er hat keinen Fehler als den Erbfehler aller Größe, die Fähigkeit auch zerſtören zu können. Er iſt die himmelanſtrebende Kuppel, jene ſind die gewaltigen Pilaſter, auf denen ſie ruht. Dieſe architektoniſchen Naturen umfaſſen, tragen und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maß von Ausführlichkeit der Darſtellung die wichtigſten ſcheinen können, ſind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im Tempel. Sie intereſſiren den Geiſt unendlich, und es läßt ſich auch gut darüber ſprechen, ob man ſie achten oder lieben ſoll und kann, aber für das Gemüth ſelbſt bleiben es Marionetten, allegoriſches Spielwerk. Nicht ſo Mignon, Sperata und

Auguſtino, die heilige Familie der Naturpoeſie, welche dem Ganzen romantiſchen Zauber und Muſik geben, und im Übermaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehn. Es iſt als wollte dieſer Schmerz unſer Gemüth aus allen ſeinen Fugen reißen: aber dieſer Schmerz hat die Geſtalt, den Ton einer klagenden Gottheit und ſeine Stimme rauſcht auf den Wogen der Melodie daher wie die Andacht würdiger Chöre.

Es iſt als ſey alles Vorhergehende nur ein geiſtreiches intereſſantes Spiel geweſen, und als würde es nun Ernſt. Der vierte Band iſt eigentlich das Werk ſelbſt; die vorigen Theile ſind nur Vorbereitung. Hier öffnet ſich der Vorhang des Allerheiligſten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich und gelaſſen und rein iſt, und von der Mignons Exequien ſo wichtig und ſo bedeutend erſcheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Athenaeum.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Zweiten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1799.
bei Heinrich Frölich.

Inhalt.

I. Ueber die Philoſophie. An Dorothea von F. . . . Seite 1 — 38.

II. Die Gemählde. Ein Geſpräch von W. 39 — 151.

III. Ueber die natürliche Gleichheit der Menſchen. Von Hülſen. 152 — 180.

I. Ueber die Philoſophie.

An Dorothea.

Was ich Dir von Spinoſa erzählte, haſt Du nicht ohne Religion angehört; Hemſterhuys hat Dir viel Freude gemacht; und ſogar die Ueberſetzungen haben Dich vom Plato nicht abſchrecken können, den Du wahrſcheinlich etwas anbeten würdeſt, wenn Du ihn ganz kennteſt. Auch biſt Du geſonnen, „Dich nicht bloß mit Deiner Naturphiloſophie zu begnügen, ſondern Du willſt, ſo der heilige Geiſt Dir beyſteht, es zu ganz etwas Ordentlichem bringen.“

Ich freue mich, daß es Dir ſo Ernſt iſt. Wie ſollte es auch anders ſeyn? Eitle Neugier iſt Dein Hang zur Philoſophie gewiß nicht: denn wer das Rechte weiß, weil er es beſitzt in ſeinem Innern, der haſcht nicht bloß nach dieſem und jenem, dem iſts nicht bloß darum zu thun, nur allerley zu wiſſen, was die Mode eben ſtempelt oder die Laune wählt. Warum ſollteſt Du Dich alſo nicht dieſem Hange überlaſſen?

Die Furcht vor dem, was die sogenannte Welt dazu sagen möchte, wird Dich schwerlich davon abhalten können. Denn Du weißt es zu gut, wie leicht es ist, unbemerkt und ungestört in ihr vortrefflich zu seyn, und Du würdest es im Nothfalle nicht scheuen, Dich ihr mit einfacher Freymüthigkeit zu zeigen, wie Du bist. Auch hoffe ich mit Zuversicht, daß Du nicht von dem Gedanken angesteckt seyst, welcher so mancher zierlichen Frau eine geheime Scheu vor Wissenschaften und selbst vor Künsten und vor allem einflößt, was nur jemals die Gelehrsamkeit berührt hat. Ich meyne die Besorgniß, durch diesen Gewinn von geistiger Ausbildung an der sittlichen Unschuld und besonders an der Weiblichkeit Schaden zu leiden; als wenn eben das, was ganze Nationen wie man sagt weibisch macht, die Weiber zu männlich machen könnte. Eine Besorgniß, die mir eben so ungegründet als unmännlich zu seyn scheint! Denn wo einmal Weiblichkeit vorhanden ist, giebts wohl keinen Augenblick, in dem sie nicht die Besitzerin an ihr Daseyn erinnerte. Besonders wenn man ein ganzes ungetheiltes Daseyn gewohnt ist wie Du.

Ich erinnere mich eben sehr lebhaft an meine dreiste Behauptung, daß Philosophie den Frauen unentbehrlich sey, weil es für sie keine andere Tugend gebe, als Religion, zu der sie nur durch Philosophie gelangen könnten. Ich versprach Dir damals, diesen Gedanken, wie mans nennt, zu beweisen, oder etwas vollständiger auszuführen, als es im Gespräche geschehen kann. Ich

komme nun mein Verſprechen zu halten; nicht eben um mich als einen Mann von Worte zu zeigen, ſondern einzig und allein weil ich Luſt dazu habe, wäre es auch nur um eine ſo entſchiedne Verächterin alles Schreibens und Buchſtabenweſens mit meiner Liebhaberey für dieſe Dinge zu necken. Dir wäre ein Geſpräch vielleicht lieber. Aber ich bin nun einmal ganz und gar ein Autor. Die Schrift hat für mich ich weiß nicht welchen geheimen Zauber vielleicht durch die Dämmerung von Ewigkeit, welche ſie umſchwebt. Ja ich geſtehe Dir, ich wundre mich, welche geheime Kraft in dieſen todten Zügen verborgen liegt; wie die einfachſten Ausdrücke, die nichts weiter als wahr und genau ſcheinen, ſo bedeutend ſeyn können, daß ſie wie aus hellen Augen blicken, oder ſo ſprechend wie kunſtloſe Accente aus der tiefſten Seele. Man glaubt zu hören, was man nur lieſet, und doch kann ein Vorleſer bey dieſen eigentlich ſchönen Stellen nichts thun, als ſich beſtreben, ſie nicht zu verderben. Die ſtillen Züge ſcheinen mir eine ſchicklichere Hülle für dieſe tiefſten unmittelbarſten Aeußerungen des Geiſtes als das Geräuſch der Lippen. Faſt möchte ich in der etwas myſtiſchen Sprache unſers H. ſagen: Leben ſey Schreiben; die einzige Beſtimmung des Menſchen ſey, die Gedanken der Gottheit mit dem Griffel des bildenden Geiſtes in die Tafeln der Natur zu graben. Doch was Dich betrifft, ſo denke ich, daß Du Deinem Antheile an dieſer Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts vollkommen Genüge leiſten wirſt, wenn Du ſo viel wie bisher ſingſt, äußerlich und innerlich, im ge-

wöhnlichen und im ſymboliſchen Sinne, weniger ſchweigſt, und dann und wann auch in göttlichen Schriften mit Andacht lieſeſt, nicht bloß andere für Dich leſen und Dir erzählen läßt. Beſonders aber mußt Du die Worte heiliger halten als bisher. Sonſt ſtünde es ſchlimm um mich. Denn freylich kann ich Dir nichts geben, und muß mir ausdrücklich bedingen, daß Du nicht mehr von mir erwarteſt als Worte, Ausdrücke für das was Du längſt fühlteſt und wußteſt, nur nicht ſo klar und geordnet. Vielleicht thäteſt Du gut, von der Philoſophie ſelbſt auch nicht mehr zu erwarten als eine Stimme, Sprache und Grammatik für den Inſtinct der Göttlichkeit, der ihr Keim und wenn man auf das Weſentliche ſieht, ſie ſelbſt iſt.

Sey es eine Einrichtung der Natur, oder eine Künſteley der Menſchen; genug, es iſt nun einmal ſo: das Weib iſt ein häusliches Weſen. Du wunderſt Dich gewiß, daß auch ich in den allgemeinen Choral jener Häuslichkeit einſtimme, die in unſern Büchern immer häufiger wird, je ſeltner man ſie in den Familien antrifft. Du wirſt denken, das ſey einmal wieder eine von den Paradoxien, die des Seltſamen überdrüſſig endlich zu der gröbſten Gemeinheit und nächſten Plattheit zurückzukehren pflegen. Du hätteſt vollkommen Recht, wenn ich von der Beſtimmung der Frauen redete. Dieſe halte ich aber der Häuslichkeit grade entgegengeſetzt; wenn Du unter Beſtimmung mit mir den Weg verſtehen willſt, nicht den wir von ſelbſt gehen oder gehen möchten, ſondern den, auf wel-

chen die Stimme des Gottes in uns deutet. Nicht die Bestimmung der Frauen sondern ihre Natur und Lage ist häuslich. Und ich halte es für eine mehr nützliche als erfreuliche Wahrheit, daß auch die beste Ehe, die Mütterlichkeit selbst und die Familie sie gar leicht so sehr mit dem Bedürfnisse, der Oekonomie und der Erde verstricken und herabziehen kann, daß sie ihres göttlichen Ursprunges und Ebenbildes nicht mehr eingedenk bleiben. Ja oft werden sie sich desselben gar nicht einmal bewußt; auch solche, die wohl alle inneren Gaben und äußeren Mittel dazu hätten. Wir sehen es ja täglich, wie selten ein weibliches Wesen es wagt, auch nur den Kopf aus dem großen Weltmeere der Vorurtheile und der Gemeinheit in die Höhe zu richten. Geschieht es ja, so ist es meistens nur während sie stärker und eigener lieben, als die Mode es gut heißt, oder die häusliche Moral. War der Gegenstand schlechter als sein Eindruck, so resigniren sie sich gleich wieder nach dem Verluste des Glücks und der Tugend und tauchen unter in das alte Element. Wahrhaftig! man muß schon recht stark im Glauben seyn, um eine moralische Anadyomene — eine Frau, die gleich jener Göttin der Fabel, aber göttlicher und für den Geist schöner wie sie, mit ihrem ganzen Wesen und ihrer ganzen Gestalt aus jenem Oceane emporstiege — nur nicht gar für ein bloßes Mährchen zu halten.

„Aber, wirst Du sagen, ist es denn mit den Männern anders?“ — Allerdings ist es das. Wenn Du auch die ganze im Verhältnisse mit der Anzahl derer, die überhaupt gebildet sind und seyn können, sehr

ansehnliche Menge derer nicht in Anschlag bringen will, deren eigentliches Geschäft es ist, sich auf der Himmelsleiter der Kunst oder der Wissenschaft zur Unsterblichkeit zu erheben. Ja, nimm an, daß ein Mann, der nur für den Staat oder für seinen Stand lebt, und von Künsten und Wissenschaften nichts oder wenig weiß, auch ohne Religion sey, ohne eine ursprüngliche eigene und reichliche Quelle reiner Begeisterung in seinem Innern: so kann ihm doch die Liebe der Freyheit, besonders aber das Gefühl der Ehre und der Pflichten seines Standes eine Art von Religion seyn, und einigen Ersatz geben, sein kaltes Gemüth spärlich erwärmen, daß wenigstens ein Funken vom ewigen Feuer des Prometheus unter der Asche verborgen bleibe, zur Erinnerung oder zur Hoffnung besserer Zeiten. Auch stehen die männlichen Gewerbe der höhern Stände doch schon in etwas näherm Umgange mit Wissenschaften und Künsten, und also mit den Göttern und der Unsterblichkeit, wie die Verwaltung des Hauses. Ja, wenn auch das wegfällt, wenn der Mann nichts vermag und nichts will, als mit ganzem Ernste das Nützliche befördern, so ist doch dieses Nützliche von mehr Umfang und Größe, und erweitert allmählich selbst den beschränkten Geist, und mit der freyeren Aussicht erhebt sich der Gedanke, zu einer höhern Stufe fortzuschreiten. Die Lebensart der Frauen hat die Neigung, sie immer enger und enger zu beschränken, und ihren Geist noch vor seinem seeligen Ende in den mütterlichen Schooß der Erde zu begraben. Vernehm oder bürgerlich macht hier keinen Un-

terſchied. Denn das Leben nach der Mode iſt noch Lebensärmer und treibt den Geiſt noch mehr ab, als das häusliche Treiben ſelbſt; ein bunter, dürrer Sand, noch ſchlechter als jene dunkle Erde.

Eben darum ſollten die Frauen mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe nach dem Unendlichen und Heiligen ſtreben, nichts ſo ſorgfältig ausbilden, als den Sinn und die Fähigkeit dafür; und mit keiner Liebhaberey ſollte es ihnen ſo Ernſt ſeyn wie mit der Religion. Du ſiehſt, ich halte es mit dem antiken Onkel im Wilhelm Meiſter, der da glaubt, das Gleichgewicht im menſchlichen Leben könne nur durch Gegenſätze erhalten werden. Doch nicht ſo ſtreng wie der alte Italiäner, welcher den ſtillen, gefühlvollen Jüngeling zum Soldaten, den raſchen, feurigen hingegen zum Religiöſen erziehen will. Dieß letzte mißbillige ich indeſſen nur darum, weil ich alle ſittliche Erziehung für ganz thöricht und ganz unerlaubt halte. Es kömmt nichts dabey heraus, bey dieſen vorwitzigen Experimenten, als daß man den Menſchen verkünſtelt und ſich an ſeinem Heiligſten vergreift, an ſeiner Individualität. Man kann und ſoll nicht mehr als den Zögling rechtlich und nützlich ziehen. Alles übrig muß von den früheſten Zeiten an ganz allein ihm ſelbſt überlaſſen bleiben, was und wie er will, auf ſeine eigne Gefahr. Und ich denke, wenn man jemand zum guten Bürger bildet, und ihn nach der Beſchaffenheit ſeiner Umſtände allerley tüchtige Gewerbe lehrt, übrigens aber der Entwickelung ſeiner Natur den freyeſten möglichen Spielraum läßt: ſo hat man weit mehr gethan

als bey den beſten geſchieht und alles was zu geſchehen braucht. Wenn man aber jemand zum Menſchen bilden will, das kömmt mir grade ſo vor, als wenn einer ſagte, er gebe Stunden in der Gottähnlichkeit. Die Menſchheit läßt ſich nicht inoculiren, und die Tugend läßt ſich nicht lehren und lernen, auſer durch Freundſchaft und Liebe mit tüchtigen und wahren Menſchen und durch Umgang mit uns ſelbſt, mit den Göttern in uns.

Der eigne Sinn, die eigne Kraft und der eigne Wille eines Menſchen iſt das Menſchlichſte, das Urſprünglichſte, das Heiligſte in ihm. Ob er zu dieſer oder jener Gattung gehöre, das iſt unbedeutender und zufälliger; die Geſchlechtsverſchiedenheit iſt nur eine Aeuſerlichkeit des menſchlichen Daſeyns und am Ende doch nichts weiter als eine recht gute Einrichtung der Natur, die man freylich nicht willkührlich vertilgen oder verkehren, aber allerdings der Vernunft unterordnen, und nach ihren höhern Geſetzen bilden darf. In der That ſind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, ſo wie ſie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichſten Hinderniſſe der Menſchlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimiſch iſt und doch nur ein harmoniſches Ganzes ſeyn kann, welches keine Abſonderung leidet. Die Welt ſcheint über dieſen Punct in der That nicht anders zu denken wie die ſchlecht verheyrathete Sophie in den Mitſchuldigen, welche ſagt: „Es iſt ein ſchlechter Menſch, allein es iſt ein Mann.“ Nach eben demſelben Maßſtabe urtheilt man über den Werth der

Männer und der Frauen. Kein Wunder, da die Menschen in keiner Profession noch so weit zurück sind als in der der Humanität. Mir scheint ein so unmenschliches Lob des Mannes und des Weibes nicht anders zu seyn, als wenn man jemand rühmen wollte: Er sey ein schlechter Mensch, aber ein vortrefflicher Schneider; welches denn allerdings für den, der eben einen Schneider brauchte, noch eine recht gute Empfehlung seyn würde. Doch die Welt, und wer ihr nachspricht, wird darin wohl bey ihrem Glauben bleiben, aber ich gewiß auch bey dem meinigen: Nur sanfte Männlichkeit, nur selbstständige Weiblichkeit sey die rechte, die wahre und schöne. Ist dem so, so muß man den Charakter des Geschlechts, welches doch nur eine angeborne, natürliche Profession ist, keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen, damit die Eigenheit einen wo möglich unbeschränkten Raum finde, um sich nach Lust und Liebe in dem ganzen Bezirke der Menschheit frey zu bewegen.

So wenig ich aber der Natur Sitz und Stimme im gesetzgebenden Rathe der Vernunft erlauben kann, so denke ich doch, daß es keine Wahrheit geben kann, die sie nicht in ihren schönen Hieroglyphen angedeutet hätte, und ich glaube allerdings, es ist die Natur selbst, welche die Frauen mit Häuslichkeit umgiebt, und zur Religion führt. Ich finde das alles schon in der Organisazion. Fürchte nicht, daß ich Dir mit Anatomie kommen werde. Ich überlasse es einem künftigen Fontenelle oder Algarotti unsrer Nation,

das sonderbare Geheimniß des Geschlechtsunterschiedes mit Anstand und Eleganz für Damen darzustellen und zu enträthseln. Es bedarf gar nicht so vieler Umstände, um zu finden, daß die weibliche Organisation ganz auf den einen schönen Zweck der Mütterlichkeit gerichtet ist. Und eben darum müßt ihr es den Priestern der bildenden Kunst verzeihen, wenn viele derselben der männlichen Gestalt den Preis der Schönheit zusprechen, obgleich die himmlische Einfachheit der Umrisse ein Vorzug der weiblichen ist. „Aber wie, wirst Du sagen, kann denn das gefräßige Geschlecht sich nicht an dem Farbenspiele und dem Dufte einer Blume ergötzen, ohne gleich an die Frucht zu denken, die in ihrem Kelche reifen soll?“ — Ach! liebe Freundin, es sind nicht die Männer, die ihr hier gegen Euch habt, auch nicht einmal die Künstler. Ihr mögt es mit der Poesie, und mit der Kunst selbst ausmachen, wenn sie so gar den Schein des Nützlichen hassen und verfolgen, und das Selbstständige, Insichvollendete so lieben, und den Egoismus in Schutz nehmen. Freylich erscheinen auch in der männlichen Gestalt Zwecke, und zwar gemeinere. Aber eben weil es mehrere sind, weil sie nicht ausschließend auf diesen, oder jenen Zweck gerichtet ist, entsteht aus dieser Unbestimmtheit ein gewisser göttlicher Schein von Unendlichkeit. Ist aber die männliche Gestalt reicher, selbstständiger, künstlicher und erhabener, so möchte ich die weibliche Gestalt menschlicher finden. In dem schönsten Manne ist die Göttlichkeit und Thierheit weit abgesonderter. In der weiblichen Gestalt ist beydes ganz verschmolzen,

wie in der Menschheit selbst. Und darum finde ich's auch sehr wahr, daß die Schönheit des Weibes eigentlich nur die höchste seyn kann: denn das Menschliche ist überall das Höchste, und höher als das Göttliche. Dies hat vielleicht einige Theoretiker der Weiblichkeit veranlaßt, ausdruckslose Schönheit als die wesentlichste Pflicht vom weiblichen Körper zu fordern und zur Erfüllung derselben nachdrücklich zu ermahnen.

Nächst der Mütterlichkeit scheint mir keine Eigenschaft der weiblichen Organisation so ursprünglich und wesentlich, wie die zartere weibliche Sympathie. Bey dem Anblicke des vollkommenen Mannes würde gleich jeder sagen: „dieser ist bestimmt die Erde zu bilden, und die Welt den Befehlen der Gottheit zu unterwerfen." Bey der ersten Ansicht eines schönen Weibes würde man denken: „In diesem Gefäße soll die oft zu ungestüme Musik dieses raschen reichen Lebens sanfter und schöner nachklingen, so wie die Blume was sie aus dem umgebenden Gemische einsaugt, in harmonische Farben zersetzt, und in wollüstigem Dufte zurück giebt." Und ist nicht diese Innerlichkeit, diese stille Regsamkeit alles Dichtens und Trachtens die wesentliche Anlage zur Religion, oder vielmehr sie selbst? Freylich, wenn man Seele und Leib für ursprünglich und ewig verschieden hält, und denn doch jene Sympathie und ihre sinnliche Aeußerung als die wahre Tugend vergöttert; das ist nur ein Thierdienst in feinerer Gestalt. Aber wer heißt auch so thörigt unterscheiden und die ewige Harmonie des Universums kindisch zerreißen und zerspalten wollen?

Ich brauche das Wort Religion ohne Scheu, weil ich kein anderes weiß und habe. Du wirst und Du kannst das Wort nicht mißverstehen, da Du die Sache selbst hast, und den äußern Tand, den man wohl auch so nennt, aber lieber anders nennen sollte, so gar nicht hast. Jedes Gefühl wird Dir nicht zur lauten Vergötterung, aber zur stillen Anbetung; darum erscheinst Du der Menge, wo Dein Gefühl einmal zufällig hervorbricht oder durchschimmert, seltsam, hart, oder thöricht. Und jene Gedanken der Liebe, die sich aus Funken vom Witze der Begeistrung im Schooße der ewigen Sehnsucht erzeugen, sind sie nicht lebendiger und wirklicher für Dich, als das gleichgültige Ding, was andre vorzugsweise Wirklichkeit nennen wollen, weil der Klumpen so breit und roh da liegt? Uebrigens sucht auch die Religion, nämlich die ursprüngliche innerliche, die Einsamkeit, wie die Liebe; auch sie verachtet allen Schmuck und Schimmer, und auch von ihr muß es heißen: Verliebten gnügt zu der geheimen Weihe das Licht der eignen Schönheit. Wie dürfte man Dir also die Religion bloß darum abstreiten wollen, weil es Dir vielleicht an einer Antwort fehlen könnte, wenn man Dich fragte, ob Du an Gott glaubst, und weil die Untersuchung, ob es Einen Gott gebe, oder drey, oder so viel Du willst, für Dich nichts mehr als ein ziemlich uninteressantes Gedankenspiel seyn würde. Mir ist es freylich interessant genug, auch als bloßes Gedankenspiel, und wenn eben der dritte Mann fehlt, setze ich mich recht gern an den philosophischen L'hombretisch

theologiſcher Geheimniſſe und Streitfragen; immer lieber als an einen buchſtäblichen. Ja ich liebe die Virtuoſität jeder Art ſo ſehr, daß ſie nur auch in der Schwärmerey gefallen könnte. Daß Dir hingegen die Schwärmerey nicht ſo wohl lächerlich als unleidlich iſt, verſtehe ich ſehr gut, und wünſchte es nicht anders. Es iſt ein Gefühl, als würde das Recht dadurch compromittirt und beynahe entweiht, weil es mit darunter iſt, und doch in ſolcher Geſtalt, daß das Ganze lächerlich zu ſeyn verdient. Den Aberglauben vollends, wie alles was gemein iſt, verachteſt du noch über die Verachtung hinaus; das gewöhnliche Treiben der Menge iſt Dir ſo vollkommen gleichgültig, daß Du Dich auch an dieſe Deine Gleichgültigkeit nur ſelten erinnerſt; es iſt kaum noch vorhanden für Dich. Ich kann das auch nicht mißbilligen, da es ja gar nicht Dein Beruf iſt, Dich um die Welt zu bekümmern. Selig, wer ſich nicht in das Gewühl zu miſchen braucht, und in der Stille auf die Geſänge ſeines Geiſtes horchen darf! Ich lebe wenigſtens als Autor in der Welt, und ſo könnte ich wohl mit dem ſtrengſten Ernſte darüber nachdenken, was auch in dieſer Rückſicht für das Volk das heilſamſte ſey, und was von den Prieſtern und den Regenten zu wünſchen wäre. Vor allen Dingen aber kann es mich reizen, den Geiſt der Zeitalter und der Nazionen, auch in der Religion zu erſpähen und zu errathen. Dir werde ich's aber gewiß nicht zumuthen, Dich auch mit der äußern Geſchichte der Menſchen ſo ſehr zu befaſſen. Genug wenn Du nur die innre Geſchichte der Menſchheit in Dir

ſelbſt immer klarer anſchauſt. Obgleich mir aber auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eins der wunderbarſten, größeſten Phänomene zu ſeyn ſcheint, ſo kann ich doch im ſtrengen Sinne nur das für Religion gelten laſſen, wenn man göttlich denkt, und dichtet, und lebt, wenn man voll von Gott iſt; wenn ein Hauch von Andacht und Begeiſterung über unſer ganzes Seyn ausgegoſſen iſt; wenn man nichts mehr um der Pflicht, ſondern alles aus Liebe thut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott ſagt, nämlich Gott in uns.

Es iſt mir, als ob ich Dich bey dieſem Stücke Religion denken hörte: „Wenn es alſo nur auf die Andacht und auf die Anbetung des Göttlichen ankommt; wenn das Menſchliche überall das Höchſte iſt; wenn der Mann von Natur der erhabnere Menſch iſt: ſo wäre es ja der rechte, und wohl der nächſte Weg den Geliebten anzubeten, und ſo die menſchenvergötternde Religion der menſchlichen Griechen zu moderniſiren?“ — Ich werde gewiß der letzte ſeyn, der Dir dieſen Weg abräth oder verleidet, wenn der Mann, den Du meinſt, anders der urſprünglichen Natur des Mannes getreu, und von erhabnem Sinne iſt. Ich wenigſtens könnte nicht lieben, ohne auf die Gefahr der Chevalerie etwas anzubeten; und ich weiß nicht, ob ich das Univerſum von ganzer Seele anbeten könnte, wenn ich nie ein Weib geliebt hätte. Aber freylich das Univerſum iſt und bleibt meine Loſung. — Liebſt Du wohl, wenn Du nicht die Welt in dem Geliebten findeſt? Um ſie in ihm finden, und in ihn hin-

ein legen zu können, muß man sie schon besitzen, sie lieben, oder wenigstens Anlagen, Sinn und Liebesfähigkeit für sie haben. Daß diese Kräfte cultivirt werden können, daß der Blick vom Auge unsers Geistes immer weiter, fester und klarer werden soll, und unser inneres Ohr empfänglicher für die Musik aller Sphären der allgemeinen Bildung; daß die Religion in diesem Sinne sich also lehren und lernen, obgleich nie erschöpfen lasse, leuchtet von selbst ein. Aber freilich sind Freundschaft und Liebe die Organe alles sittlichen Unterrichts auch bey diesen Zweigen desselben unentbehrlich. Und gewiß werden zwey Liebende, wenn der Mann die Geliebte über den gewöhnlichen Dienst kleiner Hausgötter ins freye Ganze hinaus zu führen strebt, oder ihr die zwölf großen Götter in Gestalt bekannter Laren zugesellt; und wenn sie gleich einer Priesterin der Vesta über das heilige Feuer auf dem reinen Altare in seiner Brust wacht, beyde zusammen schnellere und weitere Fortschritte spüren, als wenn jeder für sich allein mit heißem Bemühen nach Religion gestrebt hätte.

Der Gedanke des Universums und seiner Harmonie ist mir Eins und Alles; in diesen Keime sehe ich eine Unendlichkeit guter Gedanken, welche ans Licht zu bringen und auszubilden ich als die eigentliche Bestimmung meines Lebens fühle. Thöricht und beschränkt wäre es, zu wünschen, oder gar zu verlangen, dieser eine Gedanke sollte der Mittelpunkt aller Geister seyn. Doch däucht mir, ist ein gewisser gesetzlich organisirter Wechsel zwischen Individualität und Uni-

verſalität der eigentliche Pulsſchlag des höheren Lebens, und die erſte Bedingung der ſittlichen Geſundheit. Je vollſtändiger man ein Individuum lieben oder bilden kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt: je mehr man von der Organiſazion des Univerſums verſteht, je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenſtand. Ja ich glaube faſt, daß weiſe Selbſtbeſchränkung und ſtille Beſcheidenheit des Geiſtes dem Menſchen nicht nothwendiger iſt, als die innigſte, ganz raſtloſe, beynah gefräßige Theilnahme an allem Leben, und ein gewiſſes Gefühl von der Heiligkeit verſchwenderiſcher Fülle.

Freylich läßt ſich's auch ohne dieſen Umfang und dieſe Tiefe ganz leidlich, ja recht luſtig leben. Wir ſehen es ja alle Tage, und es geht alles in der einfachſten Ordnung zu, und iſt ſogar im beſtändigen Fortſchreiten. Der häusliche Menſch bildet ſich nach der Heerde, wo er eben gefüttert wird, und beſonders nach dem göttlichen Hirten; wenn er reif wird, ſo pflanzt er ſich an, und thut Verzicht auf den thörichten Wunſch, ſich frey zu bewegen, bis er endlich verſteinert, wo er denn oft noch auf ſeine alten Tage als Caricatur in bunte Farben zu ſpielen anfängt. Der bürgerliche Menſch wird zuvörderſt freylich nicht ohne Mühe und Noth zur Maſchine gezimmert und gedrechſelt. Er hat ſein Glück gemacht, wenn er nun auch eine Zahl in der politiſchen Summe geworden iſt, und er kann in jeder Rückſicht vollendet heißen, wenn er ſich zuletzt aus einer menſchlichen Perſon in eine Figur verwandelt hat. Wie die Einzelnen, ſo

die Masse. Sie nähren sich, heirathen, zeugen Kinder, werden alt, und hinterlassen Kinder, die wieder eben so leben, und eben solche Kinder hinterlassen, und so ins Unendliche fort.

Das reine Leben bloß um des Lebens willen ist der eigentliche Quell der Gemeinheit, und alles ist gemein, was gar nichts hat vom Weltgeiste der Philosophie und der Poesie. Sie allein sind ganz, und können erst alle besondere Wissenschaften und Künste zu einem Ganzen beseelen und vereinen. Nur in ihnen kann auch das einzelne Werk die Welt umfassen, und nur von ihnen kann man sagen, daß alle Werke, die sie jemals hervorgebracht haben, Glieder einer Organisazion sind.

Wahr ist's, das Leben schwebt gern in der Mitte; jene hingegen lieben die Extreme. Auch muß, wer etwas tüchtiges vollbringen will, nur an den Zweck denken, und die rechten Mittel in Bewegung sehen, ohne sich nach Art poetischer und philosophischer Naturen für den ersten besten Umstand am Wege inniger zu interessiren als für das anfängliche Ziel, oder sich in allgemeine Träumereyen zu verlieren. Aber wahr ist's auch, daß ein gemeiner Mensch gar keinen tüchtigen Zweck haben, und also doch nichts rechtes leisten kann: daß alle Gegenstände dem praktischen Menschen zu nah oder zu fern liegen, daß alle die Beziehungen sein Auge stören, und daß man im Augenblicke des Lebens selbst zu keiner rechten Ansicht des Lebens gelangen kann. Alles was kräftig, treffend, und groß ist in dem Leben handelnder oder liebender Menschen,

wenn gleich sie nichts wissen von den Namen der Wissenschaften und Künste, ist Eingebung jenes Weltgeistes. Die wahre Mitte ist nur die, zu der man immer wieder zurückkehrt von den excentrischen Bahnen der Begeisterung und der Energie, nicht die, welche man nie verläßt. Ueberhaupt, wie alle absolute Absonderung austrocknet, und zur Selbstvernichtung führt: so ist doch keine thörichter, als die, das Leben selbst wie ein gemeines Handwerk zu isoliren und zu beschränken, da das wahre Wesen des menschlichen Lebens in der Ganzheit, Vollständigkeit und freyen Thätigkeit aller Kräfte besteht. In wem sich weiter nichts regt, der geht dann allerdings nicht den falschen Weg: aber wer nur auf einem Punkte klebt, ist nichts als eine vernünftige Auster. Ganz etwas anders ist jene Absonderung, wenn ein Geist unter den vielen Gegenständen den rechten findet, ihn von allen störenden Umgebungen absondert, sich in sein Inneres vertieft, bis er ihm zu einer Welt wird, die er in Worten oder in Werken darstellen möchte. Er wird von einem verwandten Gegenstande zum andern hingezogen, unaufhaltsam weiter schreiten, und doch dem Mittelpunkte unwandelbar getreu immer reicher zu ihm heimkehren.

Ich weiß es, Du stimmst mir von ganzem Herzen bey, daß die Poesie und die Philosophie mehr sey, als etwas, was die Lücken, die müssigen Menschen, welche von ungefähr ein wenig gebildet wurden, bey allen Zerstreuungen übrig bleiben, auszufüllen vermag, daß sie ein nothwendiger Theil des Lebens sey, Geist

und Seele der Menschheit. Da es aber kaum möglich seyn dürfte, beyde gleich sehr zu lieben, so wirst Du nun wie Herkules, oder Wilhelm Meister, am Scheidewege stehen, und zweifeln, welcher Muse Du den Preis geben und folgen sollst.

Laß uns von der Poesie anfangen. Mir scheint, sie ist Dir entweder etwas ganz anders als Poesie, oder nicht Poesie genug. Ich will sagen, Du behandelst sie entweder gradezu wie Philosophie, und hältst Dich nur an die göttlichen Gedanken, oder brauchst sie wie Musik, blos als schöne Umgebung und Ergänzung des Lebens. Freylich ist es Dir auch Ernst mit der Poesie, und in den zwey oder drey großen Dichtern, den einzigen die Du eigentlich liesest, und immer wieder liesest, suchst Du unendlich viel, vorzüglich aber das Höchste, eine würdige treffende Darstellung der schönsten Menschheit und Liebe. Wo die Darstellung so tief und so wahr ist, hast Du leicht Anlaß und Reiz finden können, diese oder jene Dichtung in Dir von neuem zu dichten und ihr einen göttlichern Sinn zu leihen. Aber schaue im Geiste auf Dich selbst, Dein inneres Leben und Lieben, erinnere Dich an alles Große was Du sahst, vertiefe Dich in Gedanken in das Heiligthum der Besten die Du kennst, und entscheide dann, ob die Dichter die Wirklichkeit übertreffen, wie sie sich immer rühmen. Mir hat sich sehr oft die Bemerkung aufgedrungen, daß die Poesie das höchste Wirkliche durchaus nicht erreiche, und ich wunderte mich dann, überall das Gegentheil zu hören, bis ich einsah, daß es wohl ein bloßer Wortstreit seyn

möchte, und daß ſie unter der Wirklichkeit das Gewöhnliche und Gemeine verſtehen, deſſen Daſeyn man ſo leicht vergißt.

Ich bin weit entfernt, es der Poeſie zum Verbrechen zu machen, daß ſie weniger Religion hat, als ihre Schweſter. Denn es ſcheint mir eben ihre liebenswürdige Beſtimmung, den Geiſt mit der Natur zu befreunden und den Himmel ſelbſt durch den Zauber ihrer geſelligen Reize auf die Erde herab zu locken; Menſchen zu Göttern zu erheben, das mag ſie der Philoſophie überlaſſen. Wenn ein Mann gegen ſeine Lage und Lebensart ein Gegengewicht bedarf, um nicht die Muſen zu vergeſſen und die Harmonie zu verlieren, ſo können ihn die Wiſſenſchaften nicht retten, wenn nicht die Poeſie ihn aus ihrer Quelle ewiger Jugend erfriſcht und ſtärkt. Du errathſt ſchon, daß ich Dich an das erinnere, was ich über die Verſchiedenheit der männlichen und weiblichen Bildung ſagte, und nun eben daraus folgere: für die Frauen ſey die Philoſophie das nähere und unentbehrlichere Bedürfniß. Den äußern Reiz ſind ſie nicht in Gefahr zu vergeſſen, wie es Männern ſo leicht begegnet, und wenn ſie auch ſonſt noch ſo unheilig ſind, ſo halten ſie doch die Jugend heilig und den jugendlichen Sinn, und dieſe Poeſie des Lebens iſt ihnen natürlich. Darum wählen ſie auch faſt alle ohne Ausnahme dieſe, wenn man Wahl nennen kann, was ohne Vergleichung, auch wohl ohne Ueberlegung nach der hergebrachten Meynung, und nach dem erſten Eindrucke geſchieht. Sind es ſolche, die nur zierlich und reizend ſeyn können, die bloß im

äußern Glanze ihre Exiſtenz finden, und nichts wollen und mögen als Eleganz, denen das Eins und Alles iſt, ſo läßt ſich nichts dagegen einwenden. Poeſie — ich nehme das Wort wie immer im weiteſten Sinne — Poeſie allein kann dieſer Eleganz wenigſtens einen Schimmer von Seele leihen und auch den Geiſt elegant erhalten. Andere haben Anlage zur Religion und Liebe, aber ſie wurden irre in ihren Gedanken, weil ſie in der feinen Welt für etwas unächten Witz Mißtrauen gegen alles Göttliche eintauſchten. Auch dieſe müſſen wohl erſt mit der Poeſie ſchwärmen und über verlornen Glauben klagen, ehe ſie inne werden können, daß man ſich ſelbſt und die Liebe nie verlieren kann, mag es auch auf eine Zeit ſo ſcheinen, und wenn ſie das inne ſind, bey der Erinnerung an ihren Unglauben lächeln.

Du ſiehſt, ich bin nicht ſo begeiſtert für meine Meynung, daß ich die unendliche Verſchiedenheit der Charaktere und Situazionen vergeſſen ſollte, und ich bin dabey ſo gelaſſen geblieben, daß ich ſogar über die Eleganz reflekturen konnte. Ich geſtehe alſo gern, daß die Poeſie die nächſten Anſprüche auf viele Frauen hat, und daß ſie allen heilſam und unentbehrlich ſey. Ueberhaupt iſt es gar nicht darauf abgeſehen, die Muſen zu trennen. Schon der Gedanke wäre Frevel. Poeſie und Philoſophie ſind ein untheilbares Ganzes, ewig verbunden, obgleich ſelten beyſammen, wie Kaſtor und Pollux. Das äußerſte Gebiet großer und erhabner Menſchheit theilen ſie unter ſich. Aber in der Mitte begegnen ſich ihre verſchiedenen Richtungen; hier im

Innerſten und Allerheiligſten iſt der Geiſt ganz, und Poeſie und Philoſophie völlig Eins und verſchmolzen. Die lebendige Einheit des Menſchen kann keine ſtarre Unveränderlichkeit ſeyn, ſie beſtehet im freundſchaftlichen Wechſel. So könnte auch, wer das Studium der Humanität für ſeinen einzigen Beruf hielte, Poeſie und Philoſophie nur dadurch verbinden, daß er ſich bald der einen, bald der andern ganz widmete. Dies iſt vielleicht das beſte für den, welcher die Künſte und Wiſſenſchaften ſelbſt mit fortbilden will. Wer aber nur ſich durch ſie zur Harmonie und ewigen Jugend bilden will, der dürfte wohl genöthigt ſeyn, einer von beyden eine Art von Vorzug zu geben. Doch verſteht ſich's, daß er das gar nicht könnte, ohne oft die andre zu beſuchen, und als Ergänzung zu brauchen.

Uebrigens aber halte ich ſtrenge auf meinem Satz: Religion ſey die wahre Tugend und Glückſeligkeit der Frauen, und Philoſophie die vorzüglichſte Quelle ewiger Jugend für ſie, wie Poeſie für die Männer. Beydes verſteht ſich im Ganzen genommen. Und daß Du nicht zu jenen eleganten Ausnahmen gehörſt, iſt mir recht sehr lieb. Du mag lieber, daß das Göttliche zu hart, als zu zierlich ſey. Unvollendung giebt dem Erhabenen für mich einen neuen höhern Reiz. Seine Würde erſcheint mir dadurch unmittelbarer, reiner. Es iſt, als ob es ſeiner urſprünglichen Majeſtät treuer bliebe, wenn es die Fülle und den Schmuck der ausbildenden Natur wie aus heiligem Stolze verſchmähte. Und ſo wie die Phyſiognomien die intereſſanteſten für mich ſind, die ſo ausſehen, als hätte die Natur in ih-

nen ein großes Deſſein angelegt, ohne ſich Zeit zu laſſen, den kühnen Gedanken auszuführen, ſo geht mir's auch mit den Menſchen. Göttlichkeit mit Härte verbunden iſt mir das Heiligſte, und keine Empfindung, keine Anſicht, wurzelt tiefer, oder enger in mir als dieſe. Ich betrachtete vor einiger Zeit eine große Pallas unter den Antiken, wobey mir dies von neuem wieder recht lebhaft vor das Gemüth trat. Es iſt ein vollkommenes Bild weiſer Tapferkeit, und mir däucht, der natürlichſte und erſte Gedanke, den man bey ihrem Anblicke haben könnte, wäre die Bemerkung, daß doch alle Tugend eigentlich nur Tüchtigkeit ſey. Tüchtig iſt das, was zugleich Nachdruck und Geſchick hat, was zermalmende Kraft mit klarer ſtiller Einſicht verbindet. Nie hat mich die Göttlichkeit einer Geſtalt ſo ergriffen. Und doch würde der Eindruck bey weitem nicht ſo groß geweſen ſeyn, wenn nicht Stand, Haltung, Züge, Blick, alles an ihr, ſo grade, ernſt, ſtreng und furchtbar wäre; wenn ſie mit einem Worte nicht die ganze Härte des ältern Styls der Kunſt an ſich hätte. Mir war als ſäh ich die Muſe meines innern Lebens vor mir, und vielleicht würdeſt auch Du, wenn Du ſie ſäheſt, ſie als die des Deinigen anerkennen.

Daß die Poeſie der Erde zugewandter, die Philoſophie aber heiliger und gottverwandter ſey, iſt zu klar und einleuchtend, als daß ich dabey verweilen ſollte. Zwar hat ſie oft die Götter geleugnet, aber dann waren es ſolche, die ihr nicht göttlich genug waren; und das iſt ja ihre alte Klage gegen die Poeſie und die

Mythologie. Oder es iſt auch nur vorübergehende Krise, und beweiſet dann grade das Entgegengeſetzte von dem, was es zu beweiſen ſcheint. Die heftigſte Neigung kann ſich am leichteſten wider ſich ſelbſt kehren; das höchſte Entzücken wird ſchmerzlich, und alles Unendliche beruhet ſeim Gegentheil. Es giebt eine Eiferſucht, die nicht aus Neid oder Mißtrauen, ſondern aus anaderer tiefer Unerſättlichkeit entſpringet. Kann ſie wohl ohne Liebe ſeyn? Eben ſo wenig iſt der leidenſchaftliche Unglaube vieler Philoſophen ohne Religioſität möglich. — Die wahre Abſtraction ſelbſt, was thut ſie anders, als die Vorſtellungen von ihrem irrdiſchen Antheile reinigen, ſie erheben und unter die Götter verſetzen? Nur durch Abſtraction ſind alle Götter aus Menſchen geworden.

Laß uns nicht länger vergleichen, ſondern gleich von der höchſten unter den Kräften des Menſchen reden, welche die Philoſophie erzeugen und bilden, und wieder von ihr gebildet werden. Das iſt nach dem allgemeinen Urtheile und Sprachgebrauche der Verſtand. Zwar ſetzt die jetzige Philoſophie ihn nicht ſelten herab, und erhebt die Vernunft weit höher. Es iſt auch ganz natürlich, daß eine Philoſophie, die mehr zum Unendlichen fortſchreitet, als Unendliches giebt, mehr alles verkündet und ruft, als Einzelnes vollendet, mehr höher ſchätzt im menſchlichen Geiſte, als das Vermögen, Vorſtellungen an Vorſtellungen zu knüpfen, und den Faden des Denkens auf unendlich viele Weiſen ins Endloſe fortzuſetzen. Dieſe Eigenthümlichkeit iſt indeſſen kein allgemeingültiges Geſetz. Nach

der Denkart und Sprache gebildeter Menſchen ſteht die Einbildungskraft dem Dichter, Vernünftigkeit dem ſittlichen Menſchen am nächſten. Verſtand aber iſt das, worauf es eigentlich ankommt, wenn von dem Geiſte eines Menſchen die Rede iſt. Verſtand iſt das Vermögen der Gedanken. Ein Gedanke iſt eine Vorſtellung, die vollkommen für ſich beſteht, völlig ausgebildet iſt, ganz, und innerhalb der Gränzen unendlich; das Göttlichſte, was es im menſchlichen Geiſte giebt. In dieſem Sinne iſt Verſtand nichts anders als die natürliche Philoſophie ſelbſt, und nicht viel weniger als das höchſte Gut. Durch ſeine Allmacht wird der ganze Menſch innerlich heiter und klar. Er bildet alles was ihn umgiebt und was er berührt. Seine Empfindungen werden ihm zu wirklichen Begebenheiten, und alles Aeuſſerliche wird ihm unter der Hand zum Innerlichen. Auch die Widerſprüche löſen ſich in Harmonie auf; alles wird ihm bedeutend, er ſieht alles recht und wahr, und die Natur, die Erde und das Leben ſtehen wieder in ihrer urſprünglichen Größe und Göttlichkeit freundlich vor ihm. Und unter dieſem milden Aeuſſern ſchlummert denn doch die Kraft, in einem Augenblicke allem, was uns eben Glück ſcheint, auf immer zu entſagen.

Gut alſo! Die Philoſophie iſt den Frauen unentbehrlich. Wäre es aber nicht am beſten, ſie trieben ſie ſo, wie ſie ſie wirklich treiben, ganz natürlich, etwa wie der Gentilhomme des Moliere die Proſa? bloß durch Umgang mit ſich ſelbſt, und mit Freunden, die daſſelbe wollen, und auch jenen allgemeinern Welt-

und anbeten. Gern ſetzte ich auch noch die Geſellſchaft hinzu, die den Geiſt biegſam, und den Witz leicht erhält, wenn ſie nur nicht ſo gar ſelten wäre, daß man kaum auf ſie rechnen darf. Wollen wir nur das Geſellſchaft nennen, wenn mehrere Menſchen beyſammen ſind: ſo weiß ich kaum, wo wir ſie finden werden. Denn gewiß iſt das gewöhnliche Beyſammenſeyn ein wahres Alleinſeyn, und alles andre ſcheint die Menſchen eher zu ſeyn, nur keine Menſchen. Ich will Dir ſelbſt zu beſtimmen überlaſſen, wie klein eine Anzahl von Perſonen ſeyn darf, welche nach dieſem Maaßſtabe ſchon den Namen einer verhältnißmäßig ſehr großen Geſellſchaft verdienen können, und wie viel ſie werth ſey? Denn Geſelligkeit iſt das wahre Element für alle Bildung, die den ganzen Menſchen zum Ziele hat, und alſo auch für das Studium der Philoſophie, von dem wir reden. Was da-von entweder gar nicht, oder von ſelbſt geſchieht, iſt das beſte und das unentbehrlichſte. Alle Mühe und alle Kunſt iſt fruchtlos, wenn wir nicht ſo glücklich waren, uns ſelbſt kennen zu lernen und das Höchſte zu finden. Wie klar wiſſen wir nicht, daß nur eine oder die andre Begebenheit den Sinn für eine neue Welt in uns weckte; daß das alles gar nicht ſeyn würde, ohne dieſe oder jene Bekanntſchaft, und wir uns noch auf einer niedern Stufe mit geringem Erfolge ewiglich anſtrengen würden. Und ſcheint es nicht oft, als könnten wir, mit Rückſicht auf unſer eigentliches Selbſt, mit einem Streiche alles verlieren was wir haben? Wir dürfen auch gar nicht einmal wünſchen, daß dieſe

schlechthin unmöglich seyn möchte. Denn es wäre widersprechend, diese Sicherheit mit dem Verluste der Freyheit erkaufen zu wollen. So ist das Heiligste unendlich zart und flüchtig, und die Sittlichkeit der einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, muß ein Spiel des Zufalls scheinen, weil sie unmittelbar von der Willkühr abhängt. In andern Arten seines Wirkens, in Künsten und Wissenschaften, ist der Gang des menschlichen Geistes bestimmt und festen Gesetzen unterworfen. Hier ist alles in beständigem Fortschreiten und nichts kann verloren gehen. So kann auch keine Stufe übersprungen werden, die jetzige hängt eben so nothwendig mit der vorigen und der folgenden zusammen, und was Jahrhunderte lang veraltet schien, lebt mit neuer Jugendkraft auf, wenn die Zeit gekommen ist, daß der Geist sich seiner erinnern und zu ihm zurückkehren soll. Hier ist die steigende Vervollkommnung und der natürliche Kreislauf der Bildung nicht etwa eine gutmüthige Hoffnung, oder ein wissenschaftlicher Glaubenssatz, den man nothwendig voraussetzen dürfte, um nur nicht gar alles vernünftige Denken aufgeben zu müssen. Nein es ist reine Thatsache; nur mit dem Unterschiede, daß der natürliche Kreislauf, welcher mehr in den Künsten und in der alten Geschichte einheimisch ist, in einzelnen Beyspielen ganz vor uns liegt; da hingegen die steigende Vervollkommnung, die sich in der Philosophie und der modernen Geschichte am glänzendsten offenbart, eine Thatsache ist, die nie vollendet werden kann. Nicht so im Gebiete der Sittlichkeit; da heißt es überall: Nichts oder

Alles. Da iſt in jedem Augenblicke von neuem die Frage von Seyn oder Nichtſeyn. Ein Blitz der Willkühr kann hier für die Ewigkeit entſcheiden und wie es kommt, ganze Maſſen unſers Lebens vernichten, als ob ſie nie geweſen wären und nie wiederkehren ſollten, oder eine neue Welt ans Licht rufen. Wie die Liebe entſpringt die Tugend nur durch eine Schöpfung aus Nichts. Aber eben darum muß man auch den Augenblick ergreifen; was er giebt, für die Ewigkeit bilden, und Tugend und Liebe, wo ſie erſcheinen, in Kunſt und Wiſſenſchaft verwandeln. Das kann nicht geſchehen, ohne das Leben mit der Poeſie und der Philoſophie in Verbindung zu ſetzen. Nur dadurch iſt es möglich, dem Einzigen, was Werth hat, Sicherheit und Dauer zu geben, ſo weit es in unſrer Macht iſt. Nur dadurch kann auch die Bildung der Poeſie und Philoſophie auf einem vollkommen feſten Grunde ruhen und die verſchiedenen Vorzüge beyder vermählen.

Wo keine unerſchütterliche Selbſtſtändigkeit iſt, da kann das Streben nach beſtändigem Fortſchreiten den Geiſt leicht in die Weit zerſtreuen, und das Gemüth verwirren, und nur gränzenloſe Liebe im Mittelpunkte der Kraft wird die Kreiſe der menſchlichen Thätigkeit bey jedem neuen Ausflug weiter und mächtiger dehnen. Wo es an Tugend und an Liebe gebricht, da weiſt der Hang zur Verbeſſerung von keiner Rückkehr in ſich ſelbſt und in die Vergangenheit, und entartet in wilde Zerſtörungsſucht; oder der bildende Trieb zieht ſich, wenn er ein äußerſtes erreicht hat, in die

Enge, und verliſcht leiſe in ſich ſelbſt, wie es ſchon ſo oft in den Künſten geſchah.

Eine gebildete Philoſophie muß zwar auch eine natürliche, aber doch auch eine künſtliche ſeyn. Da es nun, wie ſich gezeigt hat, eben die Bildung der Philoſophie iſt, um die es Dir zu thun war: ſo haſt Du ſehr Recht, Dich nicht mit Deiner Naturphiloſophie begnügen zu wollen, ſondern das Höchſte mit Ernſt zu verſuchen. Aber wie wird es möglich ſeyn, dieſen Entſchluß ausführbar zu machen?

Zu den ſogenannten populären Philoſophen haſt Du kein Zutrauen. Und welchen Deutſchen oder Engländiſchen der Art dürfte ich Dir wohl vorſchlagen, da Voltaire's Wiz und Rouſſeau's Beredſamkeit Dich über die häufige Gemeinheit der Geſinnungen und Anſichten in ihnen nicht hat verblenden können? Die zwey oder drey von unſrer Nazion, welche dieſer Vorwurf nicht treffen würde, ſind grade ſolche die nur Streifzüge in das Gebiet der Philoſophie gethan haben und Deinem Bedürfniſſe wenig Gnüge leiſten könnten.

Die Abſtraction iſt ein künſtlicher Zuſtand. Dies iſt kein Grund gegen ſie, denn es iſt dem Menſchen gewiß natürlich, ſich dann und wann auch in künſtliche Zuſtände zu verſezen. Aber es erklärt warum auch ihr Ausdruck künſtlich iſt. Man könnte es ſogar zum Kennzeichen der ſtrengen eigentlichen Philoſophie machen, die nur Philoſophie ſeyn will, und die übrigen Theile der menſchlichen Thätigkeit vor der Hand bey Seite ſezt, daß ſie dem rohen menſchlichen Sinne ohne

künſtliche Hülfsmittel und Zubereitung unverſtändlich ſeyn muß.

Schwierigkeiten ſchrecken Dich ſo leicht nicht ab, und einige Anſtrengung würdeſt Du nicht ſcheuen; doch würde es Dir ſchwer werden Dich an eine Theilung Deines Weſens zu gewöhnen. Ohne eine Mittelsperſon vielleicht ganz unmöglich. Es müßte jemand ſeyn, der über dem künſtlichen Denken die feinere Ausbildung des bloß natürlichen nicht vergeſſen hätte, dem es gleich intereſſant wäre dem Plato von fern mit Andacht zu folgen, oder in die Anſicht eines einfachen Menſchen einzugehen, der nur ſo denkt, wie er lebt und iſt. Für einige Philoſophen getraute ich mir wohl dieſe Mittelsperſon zu ſeyn, und ſie Dir und jedem, der nur ſich ſelbſt durch die Philoſophie bilden will, um ein beträchtliches näher zu rücken.

Ich habe oft den Gedanken gehabt, ob es nicht möglich ſeyn ſollte, die Schriften des berühmten Kant, der ſo oft über die Unvollkommenheit ſeiner Darſtellung klagt, verſtändlich zu machen, ohne ſeinen Reichthum zu ſchmälern, oder ihm, wie es in Auszügen zu geſchehen pflegt, Witz und Originalität zu rauben. Wäre es erlaubt ſeine Werke, verſteht ſich nach ſeinen eigenen Ideen, etwas beſſer zu ordnen; beſonders im Periodenbau, und in Rückſicht der Epiſoden und Wiederholungen: ſo müßten ſie ſo verſtändlich dadurch werden können, wie etwa Leſſings. Man brauchte ſich dazu keine größere Freyheiten zu erlauben, als ungefähr die, welche die alten Kritiker ſich mit den claſſiſchen Dichtern nahmen, und ich denke man würde dann ſehen daß

Kant auch bloß litterariſch genommen unter die claſſiſchen Schriftſteller unſerer Nazion gehört.

Bey Fichte wäre ein ſolches Verfahren ſehr überflüſſig. Noch nie ſind die Reſultate der tiefſten und wie ins Unendliche fortgeſetzten Reflexion mit der Popularität und Klarheit ausgedrückt, die Du in ſeiner neuen Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre finden würdeſt. Es iſt mir intereſſant, daß ein Denker, deſſen einziges großes Ziel die Wiſſenſchaftlichkeit der Philoſophie iſt, und der das künſtliche Denken vielleicht mehr in ſeiner Gewalt hat, als irgend einer ſeiner Vorgänger, doch auch für die allgemeinſte Mittheilung ſo begeiſtert ſeyn kann. Ich halte dieſe Popularität für eine Annäherung der Philoſophie zur Humanität im wahren und großen Sinne des Worts, wo es erinnert, daß der Menſch nur unter Menſchen leben, und ſo weit ſein Geiſt auch um ſich greift, am Ende doch dahin wieder heimkehren ſoll. Er hat auch hierin ſeinen Willen mit eiſerner Kraft durchgeſetzt, und ſeine neueſten Schriften ſind freundſchaftliche Geſpräche mit dem Leſer, in dem treuherzigen ſchlichten Style eines Luther. Ich glaube nicht, daß man den rechten Dilettanten noch auf einem andern Wege zu ſeiner Philoſophie führen dürfte, als er ſelbſt es in jener neuen Darſtellung gethan hat. Wenn ihn jemand gar nicht verſteht, ſo liegt es bloß an der gänzlichen Verſchiedenheit des Standpunktes. Das einzige Stück Arbeit, was etwa für mich übrig bliebe, wäre der Verſuch, den nothwendigen und natürlichen Charakter des Philoſophen überhaupt darzu-

ſtellen. Denn wenn Fichte mit allen Kräften ſeines Weſens Philoſoph und für unſer Zeitalter auch von Geſinnung und Charakter Urbild und Repräſentant der Gattung iſt, ſo kann man ihn nicht ganz begreifen, ohne dieſe zu kennen, und zwar nicht bloß philoſophiſch, ſondern auch hiſtoriſch. So lange er aber Fichten ſelbſt, wie er iſt, und wird, nicht begriffe, würde der beſte Dilettant zwar einiges in ſeiner Philoſophie vollkommen faſſen, in andres ſich aber gar nicht finden können.

Vielleicht hielteſt Du es aber für rathſamer, Dein Studium nicht mit der Philoſophie des Zeitalters anzufangen, oder es doch nicht auf ſie einzuſchränken? — Ich würde im Ganzen nichts dagegen haben. Nur iſt da bey den Philoſophen des vorigen Jahrhunderts das ſcholaſtiſche Latein, und bey den alten, außer der Schlechtigkeit der Ueberſetzungen, auch noch die Nothwendigkeit ſo vieler hiſtoriſchen Kenntniſſe und Notizen.

Wie man es anfangen müßte, um Dilettanten in den Plato einzuweihen, darüber bin ich noch nicht ins Klare, ſo viel ich auch hin und her gedacht habe. Doch bey Gott iſt kein Ding unmöglich, man muß nur recht wollen, und übrigens das Beſte hoffen.

Den Spinoſa kann ich Dir ſchon eher mit Zuverſicht verſprechen. Nicht ſo wohl etwas über ihn, als ihn ſelbſt; eine Mittelgattung zwiſchen Auszug, Erklärung und Charakteriſtik. Eine vollſtändige Ueberſetzung halte ich für zweckwidrig, weil die mathematiſche Form doch nicht bleiben darf, und auch ohne al-

len Schaden weggenommen werden kann. In einer Rückſicht würde Dir Spinoſa leichter ſeyn, als die andern. Er war einzig und allein bemüht, ſeinen Geiſt in ſich ſelbſt zu vollenden, und ſeine Gedanken zu einem geordneten Werke zu verbinden. Er nimmt wenig Rückſicht auf die Meynungen anderer, und auf ſpecielle Wiſſenſchaften. Denn das bleibt die größte Schwierigkeit, die durch keine Vermittlung und Milderung weggenommen werden kann. Die Philoſophie iſt nothwendig auch Philoſophie der Philoſophie, und ſelbſt nichts anders als Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften. Ihr ganzes Weſen beſtehet darin, die Kraft und den Geiſt, den ſie zuerſt den einzelnen Wiſſenſchaften einhauchte, wechſelsweiſe einzuſaugen, und mächtiger auszuſtrömen, damit ſie reicher wiederkehren. Man muß alſo alles wiſſen um etwas zu wiſſen, und man verſteht keinen Philoſophen wenn man nicht alle verſteht. Eben daraus ſiehſt Du aber auch, daß die Philoſophie unendlich iſt, und nie vollendet werden kann. Und mit Rückſicht auf dieſe Unermeßlichkeit des Wiſſens kann Dir der Unterſchied zwiſchen Deinem Verſtande und der Einſicht des künſtlichſten und gelehrteſten Denkers nicht mehr ſo groß erſcheinen, daß er Deinen Muth niederſchlagen ſollte. Wenn Du nur Sinn für das Höchſte haſt, ſo iſt eure Erkenntniß bloß dem Grade nach verſchieden, und ihr ſteht auf derſelben Stufe. Ueberhaupt kömmt in der Philoſophie wenig oder nichts auf die Form an, ja auch der Stoff und der Gegenſtand macht es nicht. Es giebt Schriften, die ihrem Inhalte nach gar nicht

in dieſe Rubrik zu gehören ſcheinen, und doch mehr Geiſt des Univerſums und alſo Philoſophie enthalten, als viele Syſteme. Die Behandlung, der Charakter, der Geiſt iſt alles, und durch die Herrſchaft des Innern über das Aeußere, durch Ausbildung des Verſtandes und der Gedanken und durch ſtete Beziehung auf das Unendliche können alle Studien und ſelbſt die gewöhnlichſte Lektüre philoſophiſch werden.

Komm' ich Dir nicht vor wie Johannes der Täufer, „welcher in die Welt gekommen war, nicht daß er wäre das Licht, ſondern daß er redete vom Licht?“ — Ich raiſonnire da in einem fort über die Philoſophen, und wie ich dieſen und jenen behandeln möchte, ohne ſelbſt etwas zu leiſten und zu machen, und rühme Dir vielleicht nur die andern, um ſelbſt nichts thun zu dürfen.

Mündlich, liebe Freundin! weiß ich wohl wie ich nicht bloß über die Philoſophie, ſondern Philoſophie ſelbſt mit Dir reden wollte. Ich würde den Anfang damit machen, Dich wo möglich an die ganze vollſtändige Menſchheit zu erinnern, und Dein Gefühl derſelben zum Gedanken zu erhöhen. Dann würde ich Dir zeigen, wie ſich dieſes unendliche Weſen und Werden in das theilt und das erzeugt, was wir Gott und Natur nennen. Du ſiehſt, das würde auf eine Art von Theogonie und Koſmogonie hinauslaufen, und könnte alſo recht griechiſch werden.

Ich würde dabey zuerſt faſt gar keine Rückſicht auf Geſchichte der Philoſophie nehmen und auch vom Geiſte der einzelnen Wiſſenſchaften nur das Unentbehr-

liche entlehnen, was eigentlich allgemein iſt, was jeder weiß und wobey man gar nicht mehr an ihre Form und abgeſonderte Exiſtenz denkt. Freilich würde ich meinen Kreis allmählig beträchtlich erweitern. Ueberhaupt würde ich alles nach dem Augenblicke und ſeiner Stimmung modifiziren. Ich würde alles ſo viel als möglich an Deine eigenthümlichſten Anſichten und Meynungen anzuknüpfen ſuchen, und ich würde oft denſelben Weg auf eine neue Weiſe durchlaufen. Aber die Unendlichkeit des menſchlichen Geiſtes, die Göttlichkeit aller natürlichen Dinge, und die Menſchlichkeit der Götter, würde das ewige große Thema aller dieſer Variazionen bleiben. So hätten wir denn zu der Mannichfaltigkeit unſrer Philoſophie auch Einheit. Eine Einheit, von der ich nicht fürchte, daß wir ſie je verlieren könnten! Wenn man die hat, und alſo weiß, daß es im Ganzen und an ſich genommen, nur eine untheilbare Philoſophie giebt: ſo darf man ſichs ohne Nachtheil geſtehen, daß es mit Rückſicht auf die Bildung des Menſchen durch ſie unendlich viele Arten von Philoſophie giebt. Die Mittheilung darf nun ihren ganzen Reichthum von Formen und Nuancen entfalten, und die Zeit der Popularität iſt gekommen.

Iſt es die Beſtimmung des Autors, die Poeſie und die Philoſophie unter den Menſchen zu verbreiten und für's Leben und aus dem Leben zu bilden: ſo iſt Popularität ſeine erſte Pflicht und ſein höchſtes Ziel. Freylich wird er um des Zweckes und ſeines eignen Geiſtes willen oft bei ſeinen Werken nur auf die Na-

tur der Sache und die Geſetze der Behandlung ſehen dürfen, und dann auch im Ausdrucke ungewöhnlich und vielen unverſtändlich ſeyn müſſen. Am liebſten aber wird er doch ſeine Thätigkeit nicht theilen und ſich in die große Geſellſchaft aller gebildeten Menſchen miſchen, weil er hier am unmittelbarſten an der ewig fortgehenden Schöpfung der Harmonie und der Humanität Theil nehmen kann. Er wird ſich dann auch nicht durch eine ungeſellige und unnatürliche Sprache auszeichnen wollen. Er braucht das gar nicht und kann ſich doch nie unter die Menge verlieren. Denn wo ſie Enthuſiasmus beſeelt, da bildet ſich aus den gewöhnlichſten, einfachſten und verſtändlichſten Worten und Redensarten wie von ſelbſt eine Sprache in der Sprache. Wo dann das Ganze wie aus einem Guſſe iſt, da fühlt der gleichartige Sinn den lebendigen Hauch und ſein begeiſterndes Wehen und der ungleichartige Sinn wird doch nicht geſtört Denn das iſt das ſchönſte an dieſem ſchönen Sanſkrit eines Hemſterhuys oder Plato, daß nur die es verſtehen, dieſes verſtehen ſollen.

Vor der Entweihung muß man ſich dabey nicht fürchten. Niemals wenn es Beruf iſt ſich mitzutheilen oder öffentlich darzuſtellen. Ueberhaupt thäte, wer von dieſer Furcht nicht frey iſt, am beſten, nur gleich dieſe Welt zu verlaſſen. Das iſt meine geringſte Sorge.

Gern alſo will ich, wenn es mir Zeit ſcheint, verſuchen, was ich Dir mündlich andeuten wollte, auch ſchriftlich zu behandeln, und auch für andere Dilettan-

ten, was der Menſch als Menſch davon braucht, aus der geſammten Philoſophie auszuwählen, und im Zuſammenhange mit der größten Popularität darzuſtellen. Da die Bedürfniſſe ſo verſchieden ſind: ſo müßte ich freylich nach einem gewiſſen Durchſchnitte ſtreben und in Gedanken gleichſam für einen Doryphorus von Leſer, ich meyne für einen durch und durch wohl proportionirten Leſer ſchreiben. Aber außerdem, daß ich vielleicht eine Reiſe machen müßte, um die beſten Leſer aufzuſuchen, und aus ihnen, wie der alte Mahler in Kroton ſeine Venus aus den ſchönſten Mädchen der Stadt, jenes Ideal zuſammen zu ſetzen, ſo iſt auch eine ſolche Durchſchnitts-Figur eben nicht die Perſon, für die ich mich vorzüglich begeiſtern könnte. Der Gedanke an Dich und einige andere Freunde wird kräftiger wirken.

Indeſſen hat das Bild eines ſo umfaſſenden Ganzen, wie dieſe Philoſophie für den Menſchen ſeyn würde, eine gewiſſe abſchreckende Würde für mich, und wird ſie wohl noch eine Zeit lang behalten. Zuerſt dürfte ich mich daher an kleinere Verſuche wagen, für die ich keinen rechten Namen weiß. Denke Dir Selbſtgeſpräche über Gegenſtände, die den ganzen Menſchen angehen, oder doch mit einziger Rückſicht darauf; mit nicht mehr Analyſe als in einem freundſchaftlichen Briefe erlaubt iſt; im Tone einer zuſammenhängenden Converſation, etwa wie dieſes Schreiben an Dich. Ich möchte es nicht ſo wohl Philoſophie als Moral nennen, obgleich es von dem verſchieden iſt, was gewöhnlich ſo heißt. Um in der

Gattung zu leiſten, was ich mir denke, müßte man vor allen Dingen ein Menſch ſeyn; dann freylich auch ein Philoſoph.

Ich habe mich ſelbſt überraſcht, und werde nun gewahr, daß Du es eigentlich biſt, die mich in die Philoſophie einweiht. Ich wollte nur Dir die Philoſophie mittheilen, der ernſtliche Wunſch belohnte ſich ſelbſt, und die Freundſchaft lehrte mich den Weg finden, ſie mit dem Leben und der Menſchheit zu verbinden. Ich habe ſie dadurch gewiſſermaßen mir ſelbſt mitgetheilt, ſie wird nun nicht mehr iſolirt in meinem Geiſte ſeyn, ſondern ihre Begeiſterung durch mein ganzes Weſen nach allen Seiten verbreiten. Und was man durch dieſe innere Geſelligkeit auch äußerlich mittheilen lernt, das wird durch jede noch ſo allgemeine Mittheilung uns ſelbſt noch tiefer eigen.

Zum Danke dafür, werde ich, wenn Du nichts dagegen haſt, auch dieſen Brief gleich drucken laſſen, und dann mit ganzer Liebe ausführen, was ich Dir entworfen habe. Lächle nicht über die vielen Projekte. Ein Projekt, was lebendig und ganz aus unſerm Innerſten entſpringt, iſt auch heilig und eine Art von Gott. Alle Thätigkeit, die nicht von den Göttern ausgeht, iſt des Menſchen unwürdig. Es iſt alſo gut, ſich in Vorrath zu ſetzen.

II. Die Gemählde.

Geſpräch.

Louiſe. Sie gehen ſo gedankenvoll unter den Antiken auf und ab, Waller; dichten Sie etwa einen Hymnus auf die alten Götter?

Waller. Ich weiß nicht, wie es iſt: ſo oft ich in dieſen Saal trete, fühle ich mich zur Rückkehr in mein Innres eingeladen, und bin unter den jungen Künſtlern, die hier arbeiten, auch wohl unter dem Gewühl begaffender Fremden, wie in der tiefſten Einſamkeit.

Louiſe. Es iſt der Nachahmungstrieb, lieber Freund; Sie wollen ſelbſt zur Bildſäule werden.

Waller. Unandächtige! Ihr Spott trifft näher an die Wahrheit als Sie glauben. Müſſen Sie nicht geſtehn, daß ſich viele Menſchen nicht wenig dünken, die herzlich ſchlechte Statuen abgeben würden?

Louiſe. Ganz gewiß; und ich habe mir oft das Unheil gedacht, wenn plötzlich ein Perſeus mit dem

verſteinerneen Meduſenhaupte in unſre Schauſpielhäuſer oder Tanzſäle träte.

Waller. Das gäbe Gruppen von Bernini, oder noch ſchlimmere. Für ſo viele Geberden und Bewegungen iſt die Dauer eines Augenblicks ſchon zu lang: für beſtändig feſtgehalten, erſcheinen ſie in ihrer ganzen Blöße und Unwürdigkeit. Auch über das Unvollendete der Geſtalt täuſcht das Leben: aber die Bildnerey iſt Wahrheit und über alle Täuſchung erhaben. Ihre Schöpfungen ſind wie Geiſter, die ihre äußre Hülle überall durchdrungen, und die Umgränzung derſelben ihrem Weſen gemäß geordnet haben; ſie können nun in dieſer ſelbſtgebildeten Welt mit ruhigem genügendem Daſeyn beharren. Es iſt eine ſichtbare ewige Seligkeit.

Louiſe. Die ich ihnen für jetzt noch gönne. Sie rufen beynah, wie jener Prophet in der Wüſte: ich ſage euch, Gott könnte dem Abraham aus dieſen Steinen Kinder erwecken. Aber was Sie ſagten, gilt nur von den Olympiern, die ſchon ihren eignen Himmel haben; wo ſollen in dem Ihrigen die Faunen Platz finden, die mit Nymphen ſcherzen, die Fechter, die im Ausfalle begriffen ſind, die Helden, die ſich in Todesnoth gegen umwindende Schlangen wehren?

Waller. Vergeſſen Sie nicht, daß von keiner ſittlichen, ſondern von natürlicher Vollendung die Rede iſt, die in der Durchbildung von innen heraus, in der Ausſchließung des Zufälligen, der durchgängigen Bedeutſamkeit der Geſtalt, und der Uebereinſtimmung der beſeelenden Kraft mit ſich ſelbſt, beſteht. Was die

augenblicklichen, mitunter ſehr gewaltſamen Handlungen betrifft, ſo ſind ſie immer den Formen untergeordnet, und nur als die angemeſſenſte Entfaltung derſelben konnten ſie verdienen gewählt zu werden.

Louiſe. Alſo geben Sie doch zu, daß die Bildnerey auch den Moment verewigen darf?

Waller. Sie unterwirft ihn ihren Geſetzen, damit er deſſen würdig ſey.

Louiſe. Und wodurch wird er das?

Waller. Durch Vollendung.

Louiſe. Wie ſollte die in einem entfliehenden Theile der Zeit Statt finden können?

Waller. Eben ſo gut wie in einem beſchränkten Theile des Raums. Die Bewegung muß, ſo zu ſagen, eben ſo hoch und rein organiſirt ſeyn, als das Körpergebilde, das ſich in ihr darſtellt. Maaß, Verhältniß und Gleichgewicht müſſen ihr Streben immer wieder in ſich zurückdrängen, ſo wie die ſtrenge Richtigkeit des Umriſſes ſeine Weichheit. Bemerken Sie, daß ſelbſt die gewaltigſte Kraftäußerung von einer völlig ruhigen Stellung nur dem Grade, nicht der Art nach verſchieden iſt. Zur bloßen Haltung des Körpers beym Stehen oder Sitzen ſind Muskeln in Wirkſamkeit: der Geſunde fühlt es freylich nicht, aber er kann es an dem ermattenden Kranken beobachten; der Schlafende liegt anders als der Todte. Das Leben iſt von der Bewegung nicht zu trennen: durchaus ruhende Formen würden todt ſeyn.

Louiſe. Und da die Bildhauerkunſt in einer ſo ſchweren Maſſe arbeitet, ſo muß ſie ſich allerdings an

das Lebendige halten, ſonſt würden die Todten ihre Todten begraben.

Waller. Alle Plaſtik iſt entweder organiſch oder mathematiſch, das heißt, ſie läßt in den hervorgebrachten Formen eine beſeelte Einheit erkennen, oder mißt ſie nach regelmäßigen ergründlichen Verhältniſſen ab. Die mathematiſche Plaſtik iſt die Architektur.

Louiſe. Sie gerathen mir in die Metaphyſik der Künſte hinein, womit ich nichts zu thun habe. Ich muß nur mit einem Zweifel kommen, um Sie davon abzuhalten. Daß die lebloſen Nebenwerke, welche bloß den Figuren dienen, als Sitze, Stämme zum Anlehnen und dergleichen, den Kreis der Bildnerey nicht erweitern können, begreife ich wohl. Allein wo wollen Sie bey Ihrer organiſchen Plaſtik mit den Gewändern hin, die uns ja die Formen zum Theil verbergen und worin doch ein ſo großer Theil der Vortrefflichkeit liegt?

Waller. Die Griechen haben mehr als irgend ein Volk die Würde des Körpers vor ſeiner Bekleidung erkannt. Nichts verhüllen, ſagt ein Römiſcher Schriftſteller, iſt Griechiſche Sitte; und es wäre eine anziehende Unterſuchung, in wie fern dieſe Denkart der Kunſt aufgeholfen hat, oder wiederum von den Künſtlern begünſtigt worden iſt. Dieſe mußten ſich aber doch bey vielen Gegenſtänden der Schicklichkeit fügen, und man muß ſie nur loben, daß ſie aus der Noth eine Tugend zu machen gewußt und die Gewänder ſo meiſterhaft behandelt haben.

Louiſe. Für einen Seher antworten ſie dies-

mal nicht ſonderlich, lieber Waller. Erinnern Sie ſich des naiven Ausrufs jener morgenländiſchen Schönen, als eine Europäerin ihr im Reifrocke den Beſuch machte: Biſt Du das alles ſelbſt? Bey einer ſchön bekleideten Griechiſchen Statue wäre die Frage nicht mehr lächerlich. Sie iſt wirklich ganz ſie ſelbſt, und die Bekleidung kaum von der Perſon zu unterſcheiden. Nicht nur zeichnet ſich der Bau der Glieder durch das anſchmiegende Gewand hindurch, ſondern in ſeinem Wurf und Fall, ſeinen Flächen und Falten drückt ſich der Charakter der Figur aus, und der beſeelende Geiſt iſt bis auf die Oberfläche der nächſten Umgebungen gedrungen. Sehen Sie nur die mehr als lebensgroße weibliche Geſtalt dort, die man gewöhnlich Veſtalin nennt. Wie das ſchlichtere Obergewand ihr vom Haupte auf die Schultern und auf das faltige Kleid herunterfällt! Unter dem rechten Ellbogen iſt es etwas hinaufgezogen, er ruht in der Höhlung und die Hand greift oben an den Saum des Tuches. Dann geht es umgeſchlagen über die linke Bruſt herauf und fällt von der Schulter hinab, unten wickelt ſich die Hand darein. Welch eine heilige Anmuth, welche ſittſame Würde iſt in dieſer Stellung und Tracht! Konnte eins ohne das andre ſeyn? Konnte ſich die innre Reinheit anders als in einer Umhüllung der Sitte und des Anſtandes zurückhaltend zeigen?

Waller. Ich laſſe mir Ihre Zurechtweiſung gefallen, da ſie die Schönheiten einer Lieblingsſtatue ſo ins Licht ſtellt. So könnte die Göttin der Treue oder der Zucht in ihrem Schleier gleichſam ruhen.

Bemerken Sie auch die ſchöne Senkung des Hauptes. Man hat ſie bey den Götterſtatuen ſo erklären wollen, als neigten ſie ſich den Gebeten der Sterblichen entgegen. Sie ſehen aber an dem Haarputze, den anliegenden Locken, die von der Stirn zurückgehn, ſo wie am Geſichte ſelbſt, daß dieſes das Bildniß einer Matrone und keine Göttin iſt. Mir ſcheint vielmehr, die alten Künſtler haben den obern Theil des Geſichtes auch durch die Stellung vor dem Untertheil wollen vortreten laſſen, ſo wie ſie es ſchon durch die Bildung des Profiles herrſchend gemacht hatten.

Louiſe. Es giebt den Statuen ein kontemplatives Anſehen: ſie halten den Zuſchauern durch ihr Beyſpiel vor, wie ſie genoſſen zu werden verlangen. Ich bin aber heute gar nicht kontemplativ geſtimmt, ſondern geſellig und zum Plaudern. Kommen Sie, laſſen Sie uns unſern Reinhold begrüßen: er zeichnet dort unten nach dem herrlichen Rumpf des Ringers. Eben iſt er aufgeſtanden. — Wie gehts, lieber Reinhold? Sie ſcheinen verdrießlich.

Reinhold. Die Zeichnung will nicht nach meinem Sinne werden.

Louiſe. Es geht Ihnen, wie Wallern auch mitunter, wenn er ſich an den Pindar oder Sophokles macht. Er hat zum Ueberſetzen nur Deutſche Worte, Töne und Rhythmen, Sie nur ſchwarze Kreide.

Reinhold. Ach, wenn meine Zeichnung eine Ueberſetzung wäre! Sie iſt kaum ein dürftiger Auszug, deren man hundert verſchiedne machen könnte. Will ich alles übertragen, was ich an den Umriſſen

wahrnehme, ſo fällt es bey dieſem Maaßſtabe leicht ins kleinliche; und mit jeder Parthie, die ich in gröſſere Maſſen zuſammenſchmelze, geht etwas von der Bedeutung verloren. Dann ſind die Uebergänge ſo leiſe, die Ein- und Ausbiegungen, die Flächen, Wölbungen und Vertiefungen, alles das flieht und verfolgt einander, daß man niemals ſicher iſt, die rechte Richtung zu haben.

Louiſe. Sie haben Recht, das iſt ſehr mühſelig. Wenn Sie ein Gemählde kopiren, da können Sie recht herzhaft auf der Palette eintunken, und auf einmal einen großen Fleck überſtreichen, wie wir es alle Tage auf der Gallerie geſchehen ſehn.

Reinhold. Sie wollen mich nur necken. Sie wiſſen zu gut, daß die Tinten ſich eben ſo unmerklich und unendlich abſtufen, als die Umriſſe ſich verlaufen.

Louiſe. Es mag ſeyn, daß die Schwierigkeiten der Hervorbringung für beyde Künſte gleich groß ſind; aber das geben Sie mir doch zu, daß die Bildnerey für den Betrachter die ſprödere Schweſter iſt. Die Mahlerey macht es einem leichter, ſie zu genießen, ſie ſpricht ſo unmittelbarer in unſre Sinnenwelt hinein.

Reinhold. Ja, was nennen Sie ſo etwa genießen?

Louiſe. Mich der ſchönen Darſtellungen erfreuen, mich daran ſättigen, ſie ganz in mich aufnehmen.

Reinhold. Das reicht lange nicht hin, um ein Bild gründlich zu beurtheilen, geſchweige denn um ihm abzuſehn, wie man ſelbſt etwas machen ſoll.

Louiſe. Was Sie da nennen, ſind ja Geſchäfte, lieber Reinhold. Legt der Künſtler ſich ſelbſt ein ſo ſchweres Geſchäft auf, bloß um Andern wieder das Leben ſauer zu machen? Man ſoll ſich ohne Mühe ergötzen, das iſt ja die Abſicht.

Reinhold. Aber es muß einen doch ärgern, wenn Leute, die nicht einen Strich zu machen im Stande ſind, herumgehen, und die größten Meiſter keck durch einander tadeln. Hier vermiſſen ſie dies; jenes ſollte ſo ſeyn, und wenn es nach ihnen ginge, kämen arge Mißgeburten heraus.

Louiſe. Ich merke, Sie hätten nicht übel Luſt, uns beym Eintritt in einen Kunſtſaal immer einen kleinen Maulkorb vorhängen zu laſſen. Ihnen ſind alſo die Fremden die liebſten, die mit offnen Naſen und Ohren ſich ſtumm durch die Gallerie hindurchſtaunen?

Reinhold. Immer noch lieber als die, welche beſtändig darauf geſpannt ſind, etwas Sinnreiches und Originelles zu ſagen, und um dies vorzubringen, ſich gar nicht die Zeit gönnen, ordentlich zu ſehn.

Louiſe. Allerdings, die ſind unleidlich. Sie werden mich doch nicht darunter rechnen, weil ich gern über Kunſtwerke ſchwatze? Ich ſehe, ich bemerke anhaltend und wiederholt; ich ſammle die Eindrücke in aller Andacht und Stille: aber dann muß ich ſie innerlich in Worte überſetzen. Dadurch beſtimme ich ſie mir erſt recht, dadurch halte ich ſie feſt, und dieſe Worte ſuchen dann natürlich den Ausweg in die Luft.

Reinhold. Sie thun alles auf eine ſo artige Weiſe, daß man Ihnen nichts verbieten kann. Wenn Ihre Bemerkungen nur nicht als ein eigentliches Urtheil gelten ſollen.

Waller. Das trockene Urtheilen wollen wir gern den Kunſtverſtändigen überlaſſen. Allein wir werden doch das Recht haben, Eindrücke mitzutheilen, die unſer eignes Werk ſind?

Reinhold. Eignes Werk? wie ſo? ſie wären alſo willkührlich?

Waller. Selbſtthätigkeit iſt noch weſentlich von Willkühr unterſchieden. Eine Wirkſamkeit kann nach der gegebenen Anregung nothwendig und doch unſer eigen ſeyn. Daraus, daß die Eindrücke eines Kunſtwerkes bey verſchiednen Perſonen an Reichthum und Tiefe und Zartheit ſo erſtaunlich weit von einander abſtehen, leuchtet es ein, wie viel auf das ankommt, was der Betrachter mit hinzubringt.

Reinhold. Ihre philoſophiſchen Sätze verſtehe ich nicht zu prüfen. Aber das weiß ich gewiß: der Eindruck iſt nur ein Schatte von dem Gemählde oder der Statue; und wie unvollkommen bezeichnen wieder Worte den Eindruck! Das Rechte kann man gar nicht nennen.

Waller. Die Sprache vermag, wie Sie es nehmen wollen, alles oder nichts.

Reinhold. Ja, die Sprache pfuſchert an allen Dingen herum: ſie iſt wie ein Menſch, der ſich dafür ausgiebt, von allem Beſcheid zu wiſſen und darüber oberflächlich wird.

Waller. Läſtern Sie nicht die groſſe Schöpferin der Dinge, die einmal in der Seele des erſten Menſchen rief: es werde Licht, und es ward Licht. Das einzelne Wort thut es freylich nicht, eben ſo wenig als der Zauber der Mahlerey in den abgeſonderten Farben auf Ihrer Pallette liegt. Aber aus der Verbindung und Zuſammenſtellung der Worte gehn nicht nur Geſtalten hervor: die Rede giebt ihnen auch ein Kolorit und kann ſtärker oder ſanfter beleuchten.

Louiſe. Brav! Diesmal reden Sie ganz nach meinem Herzen.

Waller. Freylich muß ſie, um hierin die höchſte Vollkommenheit zu erreichen, auch die Töne mit Wahl zuſammenſtellen, und die Bewegungen nach Geſetzen ordnen.

Louiſe. O weh! Es ſoll alſo förmlich gedichtet ſeyn. Mit den Sylbenmaßen habe ich mich niemals abgegeben.

Reinhold. Nun, Waller, zeichnen Sie mir doch einmal den verwünſchten Finger da mit Worten ab, da ich ſchon mit meiner Kreide ſo ſehr den Kürzeren gegen ihn ziehe.

Waller. Sie verſtehen mich unrecht, beſter Freund. Es fällt mir nicht ein, mit der Sprache eben das ausrichten zu wollen, was nur ein ſinnlicher Abdruck leiſten kann. Ich ſage bloß, daß ſie fähig iſt, den Geiſt eines Werkes der bildenden Kunſt lebendig zu faſſen und darzuſtellen.

Reinhold. Dieſer ſo genannte Geiſt iſt immer nicht die Sache ſelbſt.

Waller. Machen Sie es nicht wie ein berühmter Philoſoph, der ſich die Auslegung ſeiner Schriften nach dem Geiſte gradezu verbittet und nach dem Buchſtaben verſtanden ſeyn will. Für manche Künſtler wäre die Vorkehrung freylich unnütz, denn ſie haben bloß den Buchſtaben der Kunſt.

Louiſe. Lieber ſtarrſinniger Reinhold, wie Sie ſich dagegen ſetzen, daß man Statuen und Gemählde, die für ſich ewig ſtumm ſind, auch einmal reden lehren will! Wie ſoll man ſich denn mit ihnen beſchäftigen?

Reinhold. Sie unermüdlich ſtudiren, und dann ſelbſt etwas gutes hervorbringen.

Louiſe. So arbeitete ja der Künſtler immer nur für den Künſtler; Eine Gemählde ſammlung würde auf die andre gepfropft, und die Kunſt fände, wie es leider oft der Fall iſt, in ihrem eignen Gebiete den Urſprung und das Ziel ihres Daſeyns. Nein, mein Freund, Gemeinſchaft und geſellige Wechſelberührung iſt die Hauptſache.

Waller. Sehr wahr: es iſt mit den geiſtigen Reichthümern wie mit dem Gelde. Was hilft es, viel zu haben und in den Kaſten zu verſchließen? Für die wahre Wohlhabenheit kommt alles darauf an, daß es vielfach und raſch cirkulirt.

Louiſe. Und ſo ſollte man die Künſte einander nähern und Uebergänge aus einer in die andre ſuchen. Bildſäulen belebten ſich vielleicht zu Gemählden, (verſtehen Sie mich recht, es ſollte eine Verwandlung von Grund aus ſeyn, nicht wie manche Schüler ihre ſte-

nennen Akademien in ein Bild bringen) Gemählde würden zu Gedichten, Gedichte zu Muſiken; und wer weiß? ſo eine feyerliche Kirchenmuſik ſtiege auf einmal wieder als ein Tempel in die Luft.

Waller. Es wäre nicht das erſte Mal. Sie treffen, ohne daran zu denken, auf die Fabel vom Amphion, die der wackre Z. ſo gern hat, weil er zugleich die Baukunſt und die Muſik übt.

Louiſe. Für alle Künſte, wie ſie heißen mögen, iſt nun doch die Sprache das allgemeine Organ der Mittheilung; daß ich bey Wallers Gleichniß ſtehen bleibe, die gangbare Münze, worein alle geiſtigen Güter umgeſetzt werden können. Alſo plaudern muß man, plaudern! — Aber mich däucht, unſer Geſpräch fängt an im Kreiſe herumzugehen. Kommen Sie, Reinhold, Ihr Porteſeuille zu! Sie werden heute doch nicht mehr an dem Ringer arbeiten. Laſſen Sie uns ins Freye hinaus, in das Gebüſch; und weil Sie ſo ſehr für das Ausüben, für das Hervorbringen ſind, ſo wollen wir nicht länger vom Plaudern über Kunſtwerke plaudern, ſondern ich will Ihnen etwas ſchon ferne Geplaudertes zum Beſten geben.

Reinhold. Ey, das wäre! Da bin ich gleich dabey. Sie wiſſen, ich bin kein großer Leſer, aber wenn man mir vorleſen will und mit ſo gefälliger Stimme —

Louiſe. Schade was für die Stimme! Es iſt nur, weil Sie unterdeſſen bequem mit dem Bleyſtift oder der Feder etwas auf das Papier kritzeln können, was Ihnen zu laſſen unmöglich iſt.

Waller. Ich bin erſtaunt, liebe Louiſe. Sie haben mir ja nichts von Ihrem Unternehmen merken laſſen, außer daß Sie von der Gallerie immer ſo gedankenvoll nach Hauſe gingen, wie jemand, der eine Beſtellung hat, und um ſie nicht zu vergeſſen, ſie ſich in einem fort wiederholt.

Louiſe. Sie glauben alſo, man müßte Sie bey allem zu Rathe ziehn. Gehen wir, ich erzähle Ihnen den Anlaß unterwegs. — Sie wiſſen, meine Schweſter Amalie hatte gehofft, diesmal nach Dresden mitreiſen zu können; es traten Hinderniſſe ein, und ſie band es mir beym Abſchiede auf die Seele, ihr etwas von meinem hieſigen Genuſſe mitzubringen. Da bin ich nun recht treu zu Werke gegangen. Ich bin mißtrauiſch gegen meine Flüchtigkeit geweſen, ich habe die Fantaſie unter das Auge gefangen genommen, und mich ſo recht in die Bilder hineinzuſehen bemüht. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich nicht in Gefahr war, durch den Gebrauch der privilegirten Kunſtwörter Amalien unverſtändlich zu werden. Es erſchallt hier zwar genug um mich her von impasto, von Halbtinten, von Karnazion, von Pyramidalgruppen, von Kontrapoſt, von beaux accidens de lumiere und ſo weiter, daß ich wohl einige dieſer Ausdrücke hätte erhaſchen können: aber mir iſt, als würde mir durch ſie das wieder verdunkelt, was ich an ſich klar genug erkenne.

Waller. Einige davon ſagen nichts mehr als die Ausdrücke des gemeinen Lebens; andre gehen dar-

auf aus, den Geiſt der Kunſt (mit Ihrer Erlaubniß, Reinhold) auf mechaniſche Griffe herunterzuſetzen.

Reinhold. Jedem Handwerke wird ja ſeine beſondre Sprache vergönnt. Es ſind doch nützliche Abbreviaturen, womit man ſich am geſchwindeſten verſtändigen kann.

Waller. Nur werden ſie gar zu oft gemißbraucht, um damit den Kenner zu ſpielen, da ſie nichts weiter beweiſen, als daß einer den Buchſtaben des Buchſtabens inne hat.

Louiſe. Die Beſchreibungen von dem Höchſten und Göttlichſten, die ſolche zungenfertige, achſelzuckende Kenner geben, ſind in der That Skelette, todtgeſchlagne Bilder, in der Vorrathskammer ihrer dürren Köpfe in den Rauch gehängt.

Waller. Genug von ihnen. Haben Sie bey Ihren Darſtellungen kein Vorbild vor Augen gehabt?

Louiſe. Nicht daß ich wüßte.

Waller. Kennen Sie Diderots Salon de peinture?

Louiſe. Ob ich das kenne? Ich habe mir aber ſeine durch und durch geiſtvollen Schilderungen jetzt mit Fleiß entfernt. Sehen Sie, fürs erſte bin ich keine Franzöſin, und dann bin ich eine Frau, und möchte nicht gern für kokett gehalten werden. Diderot kokettirt offenbar mit ſeinem Feuer, ſeinem leichten Geſellſchaftstone, ſelbſt mit ſeiner brusquerie. Ferner iſt es ganz etwas andres: einige der vorzüglichſten Gemählde in einer der erſten Sammlungen, oder eine Ausſtellung beſchreiben, wo reines und un-

reines neben einander ſteht, und vielleicht unter dem ganzen Haufen kein einziges Kunſtwerk vom erſten Range befindlich iſt. Da iſt der rittermäßige Ton ſchon eher erlaubt; Diderot hat doch die Lobſprüche wohl noch zu ſehr verſchwendet, und unter den vielen Wendungen, womit er das Schlechte abzuweiſen weiß, muß man ihm einige witzige Ungezogenheiten ſchon zu Gute halten.

Waller. Ich glaube mit Ihnen, daß die Züge ſeiner Feder unſterblicher ſeyn werden, als die geſchilderten Werke des Pinſels und des Meißels.

Louiſe. Daß ich Ihnen auch ein Urtheil abfordre: was halten Sie von Forſters Kunſtbeſchreibungen in ſeinen Anſichten?

Waller. Es ſind eigentlich Anſichten, intereſſante aber ſehr perſönliche. Wäre der Kunſtſinn des edlen Mannes eben ſo ſcharf geweſen, als ſein ſittliches Gefühl regſam und zart, ſo hätte er alle Forderungen befriedigt. So aber verwechſelt er oft dieſes mit jenem, ja es ſcheint bey ihm nie zu einer rechten Abſonderung gekommen zu ſeyn. Er ſucht die Würde des Gegenſtandes und vergißt darüber das Verdienſt der Behandlung. Deswegen wird er zuweilen unbillig gegen Niederländiſche Meiſter, wo das letzte vorwaltet. Manchmal hat er indeſſen einen liebevollen Enthuſiasmus mit viel Seele ausgeſprochen.

Louiſe. Ich will mich nicht rühmen, daß ich ſchon zu der Abſtrakzion gediehen wäre, keine Vorliebe für den edleren Gegenſtand zu hegen, und die Poeſie der Darſtellung am Gemeinen mit eben der Luſt auf-

zufinden. Ich hatte ja die Wahl. Sie werden nicht böſe ſeyn, wenn ich Sie am meiſten in den Italiäniſchen Saal führe.

Reinhold. Hier, dächte ich, ließen wir uns nieder: wir können keinen bequemeren und anmuthigeren Sitz finden. Vor uns der ruhige Fluß; jenſeits erhebt ſich hinter dem grünen Ufer die Ebne in leiſen Wellen, dort unten ſpiegelt ſich die Stadt mit der Kuppel der Frauenkirche im Waſſer, oberhalb ziehn ſich Rebenhügel dicht an der Krümmung hin, mit Landhäuſern beſäet und oben mit Nadelholz bedeckt.

Louiſe. Ich bin es gern zufrieden. Setzen wir uns, wir werden hier ungeſtört ſeyn. Im Angeſicht dieſer lachenden Gegend hören Sie vielleicht um ſo lieber ein paar Beſchreibungen von Landſchaften, die ich Ihnen gleich zu Anfange geben will.

Waller. Wenn die Mahlerey nur nicht grade in dieſem Fache gegen die Größe der Natur am meiſten verlöre! Alle Landſchaftmahlerey iſt doch nur eine Art von Miniatur.

Reinhold. Weswegen ſollte ſie? Miniatur beſteht darin, wenn ein Gegenſtand klein und dabey mit einer Deutlichkeit in ſeinen Theilen abgebildet wird, die ſie nicht haben könnten, wenn die Verkleinerung von der Entfernung herrührte. Dies braucht der Landſchaftsmahler ſo wenig zu thun, daß es vielmehr allen Zauber zerſtört, wenn er es ſich zu Schulden kommen läßt.

Waller. Aber wie muß er einen weiten Horizont, ein hohes Gebirge, den gränzenloſen Ozean auf ſeiner Leinwand zuſammendrängen!

Reinhold. Es drängt ſich von ſelbſt zuſammen. Blicken Sie nur durch eine kleine Fenſterſcheibe oder durch die hohle Hand ins Freye hinaus, und welche Menge von groſſen Gegenſtänden wird Ihr Auge umfaſſen.

Waller. Dennoch giebt mir das Bild nie den Eindruck einer furchtbaren und unermeßlichen Gröſſe wie der Gegenſtand in der Natur.

Reinhold. Weil ſie uns da ſo umgeben, oder wir uns ihnen ſo nähern können, daß ſie von allen Seiten über den Sehwinkel hinausgehen und das Auge erſt allmählig ihre ganze Ausdehnung durchläuft. Dicht unter herabdrohenden Felſenmaſſen haben wir freylich den Maßſtab unſrer eignen Kleinheit ſehr bey der Hand.

Louiſe. Sie haben Recht: es iſt ordentlich ſchauerlich, daß die Welt ſo groß iſt. Wenn ich Abends den geſtirnten Himmel ſehe, und mir die erſtaunlichen Entfernungen denke, ſo wird mir zu Muthe, wie jemanden, der auf einem kleinen Kahn mitten auf dem weiten Meere ſchwebt.

Reinhold. Sie denken die Entfernungen auch nur, Sie ſehen ſie nicht. Die Mahlerey unternimmt ja nicht die Gegenſtände abzubilden wie ſie ſind, ſondern wie ſie erſcheinen. Wie groß erſcheint denn die Landſchaft vor uns? Ihre Antwort würde hier noch ziemlich ruhig ausfallen, nicht weil Sie den Umfang wirklich ſehen, ſondern weil Sie ihn hiſtoriſch wiſſen. Die Entfernung der Stadt haben wir ungefähr mit den Füßen ausgemeſſen, und am äuſerſten Horizont

bemerken wir die viereckigen Felsen vom Königstein und Lilienstein. Aber wie groß erscheint der Himmel? wie groß das Meer? Das Auge an sich kennt nur die scheinbare Größe der Gegenstände in ihrem Verhältnisse unter einander: ein naher Raubvogel, der ein entferntes Wölkchen verdeckt, ist ihm eben so groß. Auf die Entfernungen schließen wir nur aus den gedämpfteren Farben und verlohrneren Umrissen; und so berechnen wir die wahre Größe, indem wir nahe bekannte Gegenstände, einen Baum, eine menschliche Figur als Maßstab zu Hülfe nehmen. Dergleichen setzt der Landschafter in den Vorgrund hin.

Walter. Muß sie aber doch beträchtlich verkleinern.

Reinhold. So entfernt er sie auch zugleich; nur etwa einigen Kräutern und Blumen ganz am Rande des Bildes giebt er ihre volle Bestimmtheit. Da in diesem Zweige der Kunst die Luftperspektiv vorzüglich zu Hause ist, so hat sie das Mittel ganz in ihrer Gewalt, auf einem kleinen Raume das Große groß darzustellen. Es läßt sich sogar denken, daß sie in das Kolossalische übergienge.

Louise. Lassen Sie ihn, Reinhold. Er hat es gegen die Landschaftmahlerey, weil die Alten wenig daraus gemacht haben, und weil er die beschreibende Poesie verabscheut. Vielleicht kommt in den folgenden Beschreibungen etwas vor, was dienen kann, ihn zu widerlegen.

„Ich sah drey Landschaften neben einander, von Salvator Rosa, Claude Lorrain und Nic-

dael. Die erſte iſt eine beſchränkte Gegend von Bäumen, Waſſer und Geſtein. Keine hohen Felſen: rechter Hand nur lehnt ſich eine bewachſne Maſſe von Stein ſanft hinauf; durch das mittlere Geſträuch hin wird eine Andeutung in die Ferne ſichtbar. Mehr rechts vertieft ſich das Waſſer in die Büſche hinein; ein großer Stein tritt von der linken Seite (nämlich des Zuſchauers, nicht des Bildes; ſo werde ich die Ausdrücke rechts und links in dem folgenden immer gebrauchen) hell hervor. Auf dieſem ſtehn und ſitzen in Geſpräch begriffen drey Männer, wahrhaft ſprechende Figuren. Aber gleichſam wie die erſte Geſtalt auf dem Bilde zeichnet ſich vor den Bäumen zur Linken ein ſtarker unbelaubter Stamm aus. Er ſtrebt wie ein herrſchendes Weſen in die Höhe und Breite, man glaubt beſeelte Kraft in ihm wirken zu ſehen, und die Männer unter ſeinen Aeſten ſtehn wie ſeine Diener da. Die Farben ihrer Kleidung ſtimmen mit denen des Stammes und den hellen Partien des Geſteins überein; ſie gehn ins gelbliche und graue, ſo daß das Schönſte und Charakteriſtiſche des Bildes wie erleuchtet ausſieht. Alles iſt auch hier des Geiſtes voll, alles iſt rege. Die Bäume haben kein ruhiges Laub: die Luft ſcheint es zu zerreißen, und in lang hinſtrebende Parthien zu theilen. Doch tobt kein Ungeſtüm an dieſem einſamen Orte; das ſtille Blau des Himmels blickt hinter den grauen Wolken hervor, und die Bewegung, die ich erblicke, iſt erhabnes Leben, nicht wildes Gemüth. Auf andern Landſchaften kann man ſich vielleicht abgeſonderter in die Oede verlieren:

haſt Du Dich hier einheimiſch gemacht, ſo biſt Du in der Geſellſchaft einer begeiſterten Seele. Es iſt, als führten die wunderbaren menſchlichen Geſtalten zur näheren Gemeinſchaft mit ihr: die romantiſche Stellung und Tracht, wiewohl dieſe nur einfache Landleute oder Bewohner der Waldniß ankündigt, der Ort wo ſie ſich bereden, alles macht die bedeutendſte Gegenwart. Nicht der Zufall hat ſie verſammelt, ſie ſind eins mit dem Ganzen, und vollenden den beſtimmten Ausdruck, den ſelbſt der oberflächliche Beobachter nicht verkennen wird. Wen auch Landſchaftsſtücke ſonſt gleichgültig ließen, auf den würde dieſes noch die Wirkung eines hiſtoriſchen Gemähldes machen können, wie die Muſik wenigſtens zu irgend einem großen Text.

Claude Lorrains Imagination iſt gemäßigter und in der ſchönen Wahrheit daheim. Sein warmer heiterer Himmel, ſeine feuchten bewachſenen Felſen, über denen der Duft der Vegetation ſchwebt, ſind in ihrer Haltung wie die Farbengebung des Tizian. Das Stück, von welchem die Rede iſt, ſtellt eine wirkliche Gegend bey Neapel vor. Man ſieht Ischia und Capri über den Horizont hervorragen. Zwey hohe Felſenparthien treten von der Rechten ins Meer hinein, und das Meer im Schatten zwiſchen ſie. Darunter iſt die Stadt nebſt Hafen und Schiffen angedeutet. Dicht vor dem Walde verliert ſich die Ferne, man wird kaum die Spur des Pinſels gewahr: in der gehörigen Weite zeigt ſie ſich eben ſo treu und gewiſſenhaft, wie das Auge ſie in der Wirklichkeit abreicht. Auf der linken

Seite des ſchmalen Vorgrundes ſtehen ein paar himmelhohe Bäume, die das Ganze für den erſten Blick ſo ſchön einſchlieſſen. Hinter dem Vorgebirge erhebt ſich wie eine Wolke der Gipfel des Vesuv, deſſen unterirdiſche Flammen vor der Morgenſonne erblaſſen. Sie leuchtet mit ſanftem Schein um die Felſen her. Keine lichtgeſäumten Gewölbe; es iſt reiner Glanz, nur vom Hauch der Frühe gemildert, und der Körper ſelbſt eben ſichtbar, der ihn ausſtrömt. Unbeſchreiblich harmoniſch vermiſcht er ſich mit dem grünlichen Meer, worauf auch der Nebel noch ruht, kaum gefärbt von dem Strahle, welchen die Sonnenſcheibe herüberſendet. Die ganze Luft iſt mitgemahlt: kein Gegenſtand ſteht nackt da, ihr durchſichtiger Schleyer iſt über ihn geworfen. Man ſieht in die Vertiefung zwiſchen die Felſen, oder auf die weite Meeresfläche hinaus: der Geſichtspunkt iſt überall gleich vortheilhaft. Es iſt aber in der Natur dieſer Landſchaft, daß man in ſie hinausblickt, ohne in und auf ihr zu wohnen. Sie bedürfte daher keine Figuren zu ihrer Belebung. Eine ſolche Ferne ſcheint doch niemals einſam, das Leben des Unbeſeelten webet über ihr, das mit ihrer Seele aus ſich ſelber ſchafft. Da Claude keine Figuren mahlte, ſo hat Allegrin den Vorgrund mit einer Grotte verziert, wo Acis und Galatea liebkoſend zuſammen ruhn; auf dem Vorgebirge liegt der eiferſüchtige Polyphem. Das Zelt von violetter Farbe, welches die Liebenden ſchirmt, und ihre hellen Gewänder ziehn doch das Auge zu ſehr an ſich, und ſtören anfangs die ſüße Ruhe, die über die Landſchaft ausgegoſſen iſt. Denn

man muß sich keinesweges einen prahlenden Sonnenaufgang dabey denken. Das Auge wird im Vorgrunde durch die Schatten, worin dieser und die Felsen ruhn, geschont, und in der Ferne durch die stille Behandlung des Glänzenden. Man entdeckt nicht einmal die Sonnenscheibe sogleich, und der Tag scheint erst höher herauf, indem man vor dem Bilde steht.

Wie ganz anders ist Ruisdael und doch wie vortrefflich, selbst in seiner Beschränktheit! Hier ist eins seiner größeren Stücke, eine durchsichtige Baumgegend auf wasserreichem Moorgrunde. Jeder Stamm sondert sich von dem andern, und weicht bis zu der fernen Helle, unter dem Laubwerke hin, zurück. Eine glänzende Wolke, halb hinter den Wipfeln der Bäume versteckt, wirft die herrlichsten Wiederscheine zwischen sie auf den Boden hinunter, welche das breite Gewässer des Vorgrundes nochmals in einen dunkeln Spiegel aufnimmt. Dieses ist mit Pflanzen und Gesträuch durchwachsen, die seine Schatten vertiefen, und zugleich durch die Reflexion der kleinsten wie der großen Gegenstände ganz durchsichtig machen. Die vorderen Stämme heben sich um so mehr hervor, weil es meistens Buchen mit weißer Rinde sind; der ansehnlichste darunter ist völlig nackt, und stellt sich, besonders wo er oben herunter schräg abgespaltet ist, sehr täuschend dar. Die durch Verschiedenheit der Töne äußerst mannichfaltigen Baumpartien sind mit so viel Freyheit als Fleiß gearbeitet. In einigen bräuneren Tinten zeigt sich der nahende Herbst. Das Laub selbst hat wenig Abwechselung. Ruisdael kannte nur

eine einseitige Natur, allein in dieser hat er eine Wahrheit, die jedesmal wieder innig aus ihm selbst hervorzugehen scheint. Was er darstellt, ist oft schauerlich oder dürftig; die Behandlung läßt uns aber bey ihm an Oertern verweilen, wo wir uns in der Wirklichkeit nicht wohl befänden. Er zieht daben die Gegenstände so nahe an sich heran wie möglich, und läßt nur selten eine Aussicht in die Ferne zu, ihnen zu entkommen. Wo seine Schatten nicht nachgedunkelt haben, die auf manchen seiner Bilder undurchdringlich sind, ist sein Grün von großer Wahrheit, und wie aus den frischesten Quellen getränkt. Hier ist es zugleich gefällig und dieser sanftere Ton erstreckt sich bis auf den Himmel, den er sonst meistens aus dem nebligsten Norden nimmt. Ueberhaupt schwimmt das Ganze in nasser Klarheit, und wenn von ungefähr ein Sonnenblick darauf fällt, wird es in Magie verwandelt. Eine Hirschjagd belebt die Szene, oder vielmehr sie soll es thun. Adrian von der Velde hat die Figuren darauf gesetzt, und sie sind nicht ganz mit dem übrigen durch die nämlichen Wirkungen verbunden. Der Jäger, der am Ufer hinsprengt, macht sich gut. Der Hirsch aber, welcher durch das Wasser setzt, und die Hunde ihm nach, lassen hier keine Bewegung zurück, die eine wahre Schönheit hervorgebracht hätte, und spiegeln sich ganz bestimmt in ruhiger Fläche. Freylich wird man diesen Mangel nur spät gewahr in dem harmonischen Bilde, vor dem man mit Wohlgefallen und Verwunderung verweilt, es Ruisdael gleich nicht so lieblich die Sinne bezaubert wie Claude, noch so lebendig zum Geiste redet wie Salvator."

Sind Sie ausgesöhnt, Waller?

Waller. Mir däucht, Sie erheben die Darstellung zu sehr gegen die Natur, da Sie doch durch Ihre Schilderung jene zum Theil wieder in diese verwandeln.

Louise. Das letzte ist wahr: seit ich mich mit diesen Dingen viel beschäftige, sehe ich eine wirkliche Gegend mehr als Gemählde, und ein Landschaftsstück suche ich mir zu einer wahren Aussicht zu machen. Aber wie können Sie mir das erste vorwerfen, da Sie immer davon ausgehen, der menschliche Geist schreibe der umgebenden Welt sein Gesetz vor, und schaffe und modle sie nach sich?

Reinhold. Ich muß Louisen vertheidigen. Es versteht sich von selbst, lieber Freund, und wir geben es gleich zu, daß die Kunst als bloße Abschrift der Natur gegen das ewige Regen und Weben derselben unendlich zurückstehen müßte. Eben deswegen soll sie den Abgang durch etwas von wesentlich verschiedner Art ersetzen. Der Künstler kann die landschaftliche Natur nur durch Wahl und Zusammenstellung verbessern, nicht an sich erhöhen. Dagegen leiht er dem Anschauer seinen erhöhten Sinn für sie, oder vielmehr er stellt den allgemeinen Sinn her, wie er ursprünglich beschaffen ist. Er lehrt uns sehen. Drollig genug, daß man es in dem Grade verlernen kann. Aber wann sieht man auch einmal um des Sehens willen? Es geschieht immer in andern Geschäften. Man rühmt den Sinn des Auges als den edelsten, und den Verständigen mag er es deswegen seyn, weil er zur Erkenntniß so behülflich ist, dem großen Haufen gewiß nur wegen seiner Brauchbar-

keit in der Haushaltung. Es iſt uns gar nicht darum zu thun, wie die Dinge erſcheinen, ſondern wie ſie ſind: das heißt, wie ſie ſich greifen und handhaben laſſen. Wir begnügen uns, ein Individuum immer wieder zu erkennen, und die wirklichen Veränderungen wahrzunehmen, die mit ihm vorgehn, ohne auf die tauſend verſchiedenen Anſichten zu achten, unter denen es ſich uns darbietet. Von der erſten Kindheit an verbinden wir mit dem Gebrauch des Auges Wahrnehmungen andrer Sinne und eine Menge Schlüſſe, die uns ſo geläufig werden, daß wir alles unmittelbar zu ſehen glauben. Im Grunde ſind wir uns aber deſſen was uns umgiebt, ſo lange es beym Gewöhnlichen ſtehen bleibt, mehr bewußt in ſo fern wir es wiſſen, als in ſo fern wir es ſehen.

Walter. Mit dem Gehör geht es im Ganzen eben ſo zu. Die Anlage zum Mahler und Muſiker liegt alſo wohl darin, daß man von Jugend auf dieſe Sinne nicht bloß wie Hausthiere zähmen und abrichten läßt, ſondern neben der nützlichen Anwendung ihre freye Thätigkeit und die Luſt daran behauptet.

Louiſe. Ja ja, der Geruch iſt am Ende der ebelſte und am meiſten poetiſche Sinn, weil er weniger dem Bedürfniſſe dient. Seine lieblichen dunklen Anregungen ſcheinen mir am nächſten mit den Zauberreyen der Phantaſie zuſammenzuhängen: der Duft einer Orangenblüthe verſetzt mich in die glückſeligen Inſeln.

Reinhold. Wenn meine Bemerkungen richtig ſind, ſo wiſſen wir auch, was wir von dem Urtheile derer zu halten haben, welche die Bildung und Be-

leuchtung, die Mittel, wodurch die Körper erſt erſcheinen, zu untergeordneten Theilen der Mahlerey, oder wohl gar zu unweſentlichen Reizen derſelben herabſetzen. Sie iſt ja eigentlich die Kunſt des Scheines, wie die Bildnerey die Kunſt der Formen; und wenn ich nicht fürchtete, in Ihre philoſophiſchen unausführbaren Foderungen hineinzugerathen, Waller, ſo möchte ich ſagen, ſie ſoll den Schein idealiſiren. In der Wirklichkeit gewöhnen wir uns, über ihn weg, oder durch ihn hindurch zu ſehen: wir vernichten ihn gewiſſermaßen unaufhörlich. Der Mahler giebt ihm einen Körper, eine ſelbſtändige Exiſtenz außer unſerm Organ: er macht uns das Medium alles Sichtbaren ſelbſt zum Gegenſtande. Wir ſollen alſo bey dem Schein verweilen, und wie kann er das verdienen, wenn er nicht auf das bedeutendſte und wohlgefälligſte gewählt und dargeſtellt wird.

Waller. Die Mahlerey ſoll alſo täuſchen?

Reinhold. Nicht doch: auch bey der kunſtvollſten Nachahmung iſt ſie ſchon dadurch vor dieſem Abwege geſichert, daß es ihr an einer wahren Lichtfarbe fehlt.

Louiſe. Haben Sie die durchſichtigen Mondſcheinlandſchaften ſchon vergeſſen, womit wir uns manchmal unterhielten? Die ſind doch mit wahrem Lichte gemahlt.

Reinhold. Dafür ſind ſie auch keine Kunſtwerke, ſondern nur eine artige Gaukeley.

Waller. Aber die Täuſchungen, die, wie man bezeugt, wirklich durch Gemählde hervorgebracht worden ſind?

Reinhold. Sie fanden vermuthlich nur bey beſondern Veranſtaltungen und auf einen Augenblick Statt. Am empfänglichſten dafür werden entweder ſolche ſeyn, die ihre Sinne blindlings gebrauchen, ohne ſich im mindeſten Rechenſchaft davon zu geben; oder im Gegentheil die Meiſter im Sehen, deren Einbildungskraft immer auf die Erſcheinung gerichtet iſt.

Louiſe. Auf die Art hätte die Fabel vom Zeuxis und Parrhaſius, daß ſie mit ihren gemahlten Sachen die unvernünftigen Thiere betrogen haben, demnächſt aber einer den andern, einen recht feinen Sinn.

Waller. Bey der Abſtrakzion, worin Sie das Weſen der Mahlerey faſſen, und der Ausdehnung, mit der Sie ihre Gränzen beſtimmen, nehmen Sie auch wohl das Stilleben in Schutz?

Reinhold. Ganz gewiß.

Waller. Und machen die Landſchaftmahlerey zur höchſten Gattung, weil in ihr das bloße Phänomen eine ſo wichtige Rolle ſpielt?

Reinhold. Vielleicht. Indeſſen halte ich überhaupt nichts von ſolchen Rangſtreitigkeiten.

Waller. Man ſieht aber doch, daß die Landſchafter, wo ſie können, über ihre Gattung hinausſtreben. Sie bevölkern die Szene nicht nur mit Figuren, ſie bringen Geſchichten darauf an; und wenn ſie dazu ſelbſt nicht genug zu zeichnen wiſſen, ſo laſſen ſie ſie von andern hinſetzen. — Als ob ich Ihre Vorliebe

für den Salvator Rosa nicht gemerkt hätte, Louise, die Sie eben darum hegen, weil er die Natur bloß wie eine Schrift braucht, in deren großen Zügen er seine Gedanken hinwirft. Wenn ein Satyriker zum Landschaftmahler gemacht ist, so werden Idyllendichter sich wohl mit Glück im Schlachtenmahlen versuchen.

Louise. Ich gestehe, wenn man sagte, diese Landschaft rühre von einem Dichter her, so würde ich nicht auf einen Idyllendichter rathen, jedoch auch schwerlich auf einen Satyriker, vielmehr auf einen feurigen Lyriker, und das ist Salvator vielleicht in seinen Satyren. Wenn der Mahler, wie Reinhold sagt, dem Scheine einen Körper giebt, so muß er ihm ja auch eine Seele einhauchen, und dies darf doch wohl seine eigne seyn.

Reinhold. Allerdings kann der Landschaftmahler zu willkührlich in die Natur hineindichten. Allein es ist ein wesentlicher Mangel, wenn man der Darstellung sogleich auf den Grund sieht, wenn sich der Schein in die bezeichneten Gegenstände gleichsam verliert.

Louise. Da Sie mir das eigentliche Kritisiren verboten haben, so freue ich mich, daß ich auf ein Beyspiel zu Ihrer Kritik gestoßen bin. Hören Sie nur.

„Eine große Landschaft von Hackert*), vier bis fünf Fuß hoch und etwa sechs Fuß breit, worauf eine Gegend von sehr weitem Umkreis bey Neapel ab-

*) Im Besitz des Herzogs Albert zu Sachsen Teschen, jetzt mit andern Stücken zu Dresden im Zwinger befindlich.

gebildet ist. So wie Du davor stehst, vergissest Du bald die Mahlerey, und befindest Dich in einem entzückenden Lande. Du stehst auf dem braunen Vorgrunde, der von dem nächsten Boden durch einen weiten hinter ihm verborgnen Zwischenraum abgeschnitten ist. Ein weiter Kreis von Hügeln thut sich auf, die sich von einer Seite höher hinan lehnen und ringsum anmuthig heben und senken; die Augen ruhn auf einem stillen See aus, den jene in ihrem blühenden reichen Schooß eingeschlossen halten, und der gleichsam wieder das Auge der Landschaft ist Jenseits der Hügel zeigt sich, da der Standpunkt ziemlich hoch angenommen worden, eine angebaute Ebne, mit leichten Erhöhungen und Dörfern. Ein Streif des Meeres scheidet das Land vom Horizont, über den der Gipfel einer vulkanischen Insel hervorragt und Schiffe sichtbar sind. Der heiterste Himmel mit wenigem Gewölk füllt den weiten obern Raum aus. Zu beyden Seiten des Vorgrundes erheben sich hohe Bäume; die zur Linken auf Felsenstücken, zwischen denen sich ein mit Fuhrwerk und Menschen besetzter Weg hineinzieht. Die Hügel sind mit Gebüsch und Reben, lieblichen Anpflanzungen und Wohnungen jeder Gattung überdeckt; zur Linken zeichnet sich eine größere Burg aus. Dieses reiche Detail können keine Worte aufzählen, da kaum die Augen dessen mächtig werden. Es ist mit großer Leichtigkeit und einem zugleich flüchtigen und genauen Pinsel dargestellt: nicht die Thüre in der Ecke eines Weinbergs, die offen steht und auf die Mauer daneben Schatten wirft, ist weggelassen, und alles durch den

Duft einer glänzenden Helle in einander gewebt. Der Wiederſchein der Gegenſtände im klaren See wird zum Theil noch von der Sonne erleuchtet: der Himmel geht in einem etwas tieferen Azur aus dieſem Bade hervor. Die großen Bäume ſind voll und kräftig hingeworfen; der linker Hand erſcheint nur zu röthlich, ſamt den Felſen darunter, die in Dietrichſchem Geſchmack behandelt ſind. Die weite Ferne iſt täuſchend. Der Ton der Hauptpartie weicht beträchtlich vom Vorgrunde ab, und geht ſchon ins Graue über. Nach mehren Landſchaften von Hackert könnte dies, ſo wie der hohe Standpunkt, Gewohnheit bey ihm ſeyn: hier unterbricht es indeſſen die Harmonie nicht. Alle Farben des Bildes ſind wie ſein Himmel, ſanft und freundlich, nicht ſtark aufgetragen, aber auch nicht durchſichtig, ſo daß man ſie eher für gouache als für Oel anſehen möchte. Kein Lüftchen regt die Blätter oder kräuſelt die Wellen; die ſüdliche Heiterkeit iſt überall ausgedrückt.

Woher kommt es aber, daß dieß blendende Gemählde in ſeiner weiten Ausdehnung dennoch keinen Eindruck von Größe und erhabnem Reiz macht, und nur wie ein leichter Syrenengeſang in die Wirklichkeit lockt, die es wiederzugeben verſucht? Ich glaube, weil es ſie nach Art einer camera obscura wiedergiebt: das Große in einer netten Verkleinerung. Es wirkt weniger als die Natur vermag und doch nicht genug als Kunſt. Vielleicht giebt es Flecke auf der Erde, die zu üppig für die Darſtellung ſind, welche ſich gern Beſchränkungen gefallen läßt, um dann erſt, wie

über ihren Umfang hinaus, unendlich zu werden. Auch ließe ſich denken, daß ein Künſtler dieſen Reichthum in einfachere Maſſen auffaßte, und durch das, was er anzudeuten unterließe, das Schönſte in der Wirklichkeit erſt in das Groſſe für die Kunſt verwandelte. So viel iſt gewiß, Claude Lorrain, der in der nämlichen Natur lebte und mahlte, iſt in einem edleren Styl mit ihr umgegangen. Und dann hat Hackerts Landſchaft noch einen weſentlichen Mangel: der Schatten im Ganzen fehlt. Alles ſteht in ſchimmerndem Licht und reinen Farben da."

Reinhold. Das Kritiſiren laſſen Sie ſich denn doch nicht gänzlich unterſagen, Louiſe.

Waller. Wie billig. Wir können nicht charakteriſiren, ohne daß darin auf gewiſſe Weiſe ein Urtheil enthalten wäre. — Ich geſtehe, die Beſchreibung hat mir gröſſere Sehnſucht nach dem Lago Salernitano erregt, (denn dieſer iſt, wie ich höre, der Mittelpunkt der Ausſicht) als nach dem Gemählde, das ich noch nicht Gelegenheit hatte zu ſehen.

Louiſe. Jetzt müſſen Sie mir nach Deutſchland zurück folgen, und zwar zu unſern ehrenfeſten Vorfahren. Ich habe ein altes Porträtſtück beſchrieben.

Waller. Das Porträt ſollte vorzüglich ein Deutſches Talent ſeyn, da wir eine ſo treue Nazion ſind.

Louiſe. Keinen Spott! Es giebt eine knechtiſche und eine freygeſinnte, edle Treue, wovon Sie ein Beyſpiel ſehen ſollen.

„Die gute alte Zeit, wo ein Familiengemählde noch ein Denkmal der Frömmigkeit, nicht der Eitelkeit

seyn durfte! Sie war des weisen Künstlers werth, der seine Personen nicht mit fremden Zierlichkeiten verkleidete, sondern ihre eigne Sitte und Art ausdrückte, und sie wahrhaft auf die Nachwelt brachte. So hat Holbein einen Bürgermeister von Basel, Jakob Meyer, mit den Seinigen gemahlt, wie alle sich der Mutter Gottes und dem Jesuskinde weihen. Diese steht in der Mitte unter einer Blende, zu ihrer Rechten kniet der Vater mit zwey Söhnen, zur Linken die Schwiegermutter, Frau und Tochter. Der Vater, zunächst an der Jungfrau, nach ihr hin, doch etwas mehr vorwärts gewandt; wie es scheint, (denn er wird großentheils verdeckt) auf beyden Knien liegend. Seine Kleidung ist schwarz mit Pelz gefüttert. Der Kopf mit dem kurz abgeschnittnen dunklen Haar drückt sich in den Nacken, das Kinn tritt vor, die gehobnen Hände greifen fest in einander. In seinen Geberden ist eine kräftige Inbrunst, ohne alle Frömmeley und Abgeschiedenheit von der Welt. Man sieht wohl, er faßt diese heilige Pflicht so herzhaft an wie jede irdische, und der biedre, wackre Bürger trägt die rüstige Thätigkeit seines Lebens in seine Andacht über, zugleich mit aller Würde, die ihn begleitet, wann er zu Rathe sitzt. Es ist ein herrliches unverkümmertes Zutrauen in dem Kopfe; das Gebet scheint die gesunde natürliche Farbe noch ein wenig erhöht zu haben. Keiff Zug ist schlaff; sie drücken alle das wohl und recht gemeynte der Handlung aus, ohne daß doch einer überflüssig angestrengt würde. Dieß giebt ihm ein schönes Gleichgewicht, und eben das wahre Ansehen von schlichter bür-

gerlicher Kraft, welches dadurch noch verſtärkt und ſelbſt veredelt wird, daß der Kopf nicht durch die Kleidung vom Körper getrennt, ſondern der ganze Hals ſichtbar iſt. Er hat ganz denſelben Charakter wie das Geſicht, und iſt mit ſeinen wenigen leiſen Falten, die der Völligkeit mehr wie dem Alter zu gehören ſcheinen, auch ſo fernhaft gemahlt. Wäre er verdeckt, ſo könnte es ausſehn, als ob der Nachdruck des Kopfes gleichſam aus der Kleidung hervorgepreßt wäre; nun gewinnt er ein weit freyeres und männlicheres Anſehen. Vor dem Vater kniet ein artiger Knabe, von zehn bis zwölf Jahren vielleicht, in einem hellbräunlichen weiten Rock, mit purpurnen Sammtſtreifen, die mit goldnen Knöpfen geſchmückt und befeſtigt ſind. Er lauſcht ſeitwärts weg, auf den kleineren Bruder hin, den er, die eine Hand loſe auf ſeiner Schulter, die andre an ſeiner Bruſt, ſtehend vor ſich hält. Sein Auge iſt beynah trübe gegen des Vaters glänzend ſchwarzes, aber der Mund iſt ſchön und bedeutend; der Kopf ſehr länglicht; das helle ſtarke Haar, im Nacken abgeſchnitten, umſchließt das Geſicht in ziemlich graden Linien und Ecken. Das blonde krausköpfige Bübchen ſteht dagegen, ganz ſeiner holden kindlichen Natur überlaſſen, nackt vorn auf dem Bilde, es hält den linken Arm mit der offnen Hand niederwärts ausgeſtreckt, und blickt ebenfalls nach der Seite hinunter. Sein Körper iſt äuſſerſt lieblich, zart und rund gehalten bey der großen Beſtimmtheit der Zeichnung, das Geſichtchen recht ſchalkhaft, und ſo macht es den artigſten Kontraſt gegen die Uebrigen, wie eine reizende

Blume in einem nützlichen Garten. Es ist eben so sehr außer der Familiengruppe, wie das Jesuskind, dem es an Schönheit aber überlegen ist. — Die weibliche Seite ist dieses Mal nicht die annehmlichste: hier offenbart es sich, daß die mit so viel Selbständigkeit und Liebe dargestellte Einfalt der Sitten nicht schön und natürlich, sondern eine gothische Eingeschränktheit ist, die für diesen Theil der Familie nothwendig in das Klösterliche übergehen muß. Hier sehen wir keine Hausmutter mit blühenden Töchtern, sondern zwey Nonnen von gesetzten Jahren. Die ältere kniet nächst der Blende, aber etwas weiter zurück als der Vater gegenüber. Von ihrem Gesicht ist nur ein kleines Dreyeck sichtbar: die weißen leinenen Tücher, die sie um den Kopf gebunden, schneiden sich auf der Wange, schräg vom Kinne herauf und vom Auge herunter. Unter dem Auge seine Fältchen. Die nämliche Tracht läßt bey ihrer Tochter doch mehr von dem Gesicht sehen: das Tuch geht nur unter dem Kinne durch, und auf der Stirn liegt ein durchsichtiger Streif. Beyder Kleidung ist schwarz, am Kragen mit Pelzwerk gefüttert: alles ist dicht und schwer eingehüllt, bis auf die Fingerspitzen, die den Rosenkranz zählen. Auch im Gesicht der letzten ist keine gegenwärtige Regung zu bemerken, doch schaut sie verständig aus großen braunen Augen. Man sieht wohl, daß diese das Hauswesen angelegentlicher betreibt, als selbst den Dienst der Heiligen. Die Tochter sieht man ganz im Profil, nach damaliger Weise kostbar geschmückt, weiß mit Gold, die Aermel sorgfältig bis auf die Knöchel der Hand

gefaltet und gepufft, um den Hals ein gestickter steifer Kragen, der Kopfputz sehr künstlich in Perlen und Filagran gearbeitet, an der Seite ist eine Flechte von braunem Haar darum her gebogen. Sie hat eine helle zarte Gesichtsfarbe, und macht darin, wie in der Pracht des Putzes, dem sehr länglichten Kopf und matteren Augen das Gegenstück des Brüders. Nur ihre Stellung ist ungeschickter: auf beyden Knien liegend, den Leib vorgebogen, den Kopf geneigt, die Schultern zurück. Sie betet am Rosenkranz, und sieht, die Wahrheit zu sagen, dabey etwas langweilig und etwas albern vor sich hin: man weiß nicht, ob es die Albernheit der Langenweile, oder die Langeweile der Albernheit ist. Sie gleicht einer Blüthe, die in harter Schale verschlossen gehalten wird, bis die Jahrszeit vergeht, in der sie sich entfalten könnte. Aber wie wahr und treu so recht das eigenste dieser Beschränkungen ergriffen ist, und wie die Mutter Gottes nun mit höherem freyerem Wesen dagegen erscheint, in holdseliger Pracht eine demüthige geistliche Königin! Ihre Ergebung ist liebevoll, ihre Züchtigkeit milde, sie senkt den Blick anmuthig, und die volle Wölbung der Augenlieder läßt seelenvolle Augen unter ihnen vermuthen. Der Mund ist von großer Lieblichkeit, unter den Augen aber fehlt diese: es ist da wie eine leere Stelle, wo sie verflogen wäre. Sie trägt auf dem Haupt eine reiche Krone, deren schmale Bogen wie Blenden jeder ein Heiligenbild, künstlich in Gold gearbeitet, enthalten; die aber, etwas zurückgeschoben, die hohe reine Stirn ganz erkennen läßt. Ihr blondes Haar fließt

anfangs beynahe ſchlicht, nachher in dünnen Wellen über die Schultern herab. Ihre Kleidung iſt ein dunkelgrüner Mantel, wovon wenig zu ſehen, über einem noch dunkleren grünen Gewand, das faſt wie ſchwarz ausſieht, und von einem vorn geknüpften rothen Bande umgürtet wird. An den Armen, vom Ellbogen an, kommt ein Unterkleid von Goldſtoff zum Vorſchein. Sie hält das Kind hinter den ſtill übereinander gelegten wunderſchönen Händen, an denen die Finger unbeſchreiblich zart auslaufen, und die Grübchen die feinſte ja ſeelenvollſte Bewegung ausdrücken. Die rechte ſieht man ganz ausgeſtreckt bis auf den Daumen, von der linken unterwärts einige Finger, und dahinter die Beine des Kindes; das dreyfache Fleiſch iſt durch die Abſtufung der Schatten vortrefflich geſondert. Ich halte dieſe Maria nicht für ein Porträt, ſondern aus der Idee gemahlt. Sie iſt aber keine Italiäniſche Madonna, ſondern eine deutſche liebe Frau, zu der ſolche Frauen wie die neben ihr knieenden mit Zuverſicht beten können. In dem Jeſus iſt nichts hohes, auch nichts fröhliches, aber eine rührende Kindlichkeit. Er lehnt ſein Köpfchen auf der einen Hand an den Hals der Mutter, als ſuchte er, faſt überdrüſſig, ſeine liebſte Zuflucht auf; die andre iſt wie zum Segnen ausgeſtreckt, und erſcheint daher verkürzt, der ganze Körper aber nach Verhältniß der übrigen Figuren, die alle unter Lebensgröße ſind, ſehr klein.

Der bewundernswürdige Fleiß in den Beywerken iſt nicht zerſtreuend: die viereckigen Zierrathen des

unten liegenden orientalischen Teppichs sind durch eine große Falte gebrochen, und eben weil alle Verzierungen, auch der Kleidung, so sehr ins kleine gehn, zeichnen sich die Züge und Umrisse des menschlichen Antlitzes viel bestimmter und reiner daneben ab, als etwa bey überflüssigem Prunk fliegender Gewänder und hingeworfner Falten. Der Ton des Ganzen nähert sich schon ziemlich dem Harmonischen. Die Gesichtsfarben sind durchaus wahr, und besonders am männlichen Theil der Familie schön nach dem Alter unterschieden. Die Köpfe der älteren Frauen stechen gegen die bläulich weißen Tücher nur ein wenig zu braun ab. Immer wird der erste Blick weniger anziehen als die nahe Untersuchung, die mit zunehmender Liebe an dieses Bild fesselt. Holbein bewährt sich darin ganz als den sinnreichen Meister von eben so einsichtsvollem, klarem und ruhigem Geiste als kunstgeübter Hand, der das Schöne erkannte und ausdrückte, jedoch auch dem minder Schönen treu oblag, um es durch die innige Wahrheit zu adeln, und das alles ohne Anmaßung und Geräusch."

Reinhold. Die Erinnerung an die Zeit, wo wir auf dem Wege waren, eine ächte einheimische Kunst zu bekommen, wenn ungünstige Umstände und die Sucht des Fremden es nicht verhindert hätten, macht mich immer recht wehmüthig. Haben Sie Dank, daß Sie mit so ehrerbietiger Bewunderung bey dem alten Holbein verweilten. Sie haben in der That ein Bild von ihm gewählt, woraus man ihn ganz kennen lernen kann.

Louise. Nicht wahr? Sie hätten mir so viel Ruhe und Gründlichkeit gar nicht zugetraut?

Waller. Ich weiß nicht, warum uns Holbein so sehr alt vorkommt, da er doch grade in der blühendsten Periode der Italiänischen Kunst lebte. Bey seinem Vorgänger Albrecht Dürer, der auch Zeitgenosse Raphaels war, ist dieß in noch weit höherem Grade der Fall. Ist es den deutschen Mahlern etwa ergangen, wie dem Weibe und den Töchtern des Baseler Bürgermeisters?

Reinhold. Sogar alterthümlich finde ich das Ansehen von Holbeins Werken nicht: sie stehen darin ungefähr auf einer Stufe mit denen des Leonardo da Vinci, der freylich erst als Greis das neue Künstlergeschlecht aufblühen sah. Auch in der Art des Fleißes sind sie zu vergleichen. Stellen Sie nur das Bildniß eines Mailändischen Herzogs von Leonardo, und Holbeins Heinrich den achten von England neben einander.

Louise. Still vom Leonardo! Sie möchten mir vorwegnehmen, was ich von ihm sagen will. Vorher noch einige andre Beschreibungen.

Waller. Sie sparen das Liebste bis zuletzt.

Louise. Ich bin Kind genug dazu.

„Es giebt unter den christlichen Sagen manche Gegenstände für den Mahler, die eben durch ihre Einfachheit reich sind, weil er sie sich denken kann, wie er will. So ist bey der Flucht nach Egypten, und der Ruhe während derselben nichts vorgeschrieben, als die holde Mutter und das Kind, ihren alten väterli-

chen Freund, und allenfalls den dienstbaren Gefährten, den Esel, unter freyem Himmel zu versammeln. Keine Handlung, die künstlich gruppirt werden müßte, und doch eine Situation, die so schön gruppirt werden kann. Ferdinand Boll und Trevisani haben sie in einem ganz verschiednen Sinne genommen. Der erste stellt eine Landschaft vor, wo alles erstorben scheint, und das Grün der wenigen breitblättrigen Pflanzen und des Buschwerks sich in ein trocknes Braun verwandelt hat. Grau oder Braun ist der Ton überhaupt; keine einzige frische Farbe erquickt das durstige Auge. Am Fuß eines Felsen sitzt die erschöpfte Familie. Die Züge der Mutter haben der Angst und dem Hunger schon nachgegeben, ihre bleichen Wangen sind eingefallen, der Mund schließt sich nicht mehr, die Augenlieder sinken herab. Sie stützt den Arm auf eine Stufe des Felsen, und den müden seitwärts gebogenen Kopf in die kraftlose Hand. Er ist mit einem weißen Tuche so umwunden, als ob dieses eher Schmerzen lindern als schmücken sollte. In der Lage ihres Körpers ist nicht die mindeste Anstrengung zu bemerken: von allen Bedürfnissen scheint das der Ruhe allein schmerzlich befriedigt. Sie blickt zum Kinde herab, das ganz eingewindelt auf einem länglichten Küssen in ihrem Schooße eingeschlummert ist, eine welkende Blüthe, abgefallen von der mütterlichen Brust, deren Quellen versiegt sind, und die auch durch ihre Form nicht an die frohe Schönheit glücklicher Tage erinnert. Von der ziemlich schweren Kleidung umschlossen, ist sie nur zur Hälfte durchsichtig bedeckt.

Sie sollte es ganz seyn. Das kahle Köpfchen des Kindes ruht in zu ähnlicher Rundung daneben. Ihr andrer Arm ist über das Kind hingestreckt, um es zu halten. Die rothen sammtnen Aermel, die bis zur Hand reichen, sind verblichen, wie die Farben der übrigen Gewänder von Sonne und Staub angegriffen, was mit der äußersten Wahrheit ausgedrückt ist. Joseph sitzt höher am Felsen hin, so daß seine Gestalt über der Mutter hervorragt, und er so das traurige Schauspiel mit grade vor sich hin gesenktem Haupte übersieht. Es ist ein jüdisches braves Gesicht, eine hohe bleiche Stirn, deren Ecken sehr weit hinausgehn. Die äußre Kraft scheint ihn, so krank er ist, weniger verlassen zu haben als die innre: in den Zügen des Gesichts ist die Unthätigkeit der Verzweiflung; die Hände haben noch Regsamkeit, wenn nur etwas da wäre, was sie ergreifen könnten, um die Mutter damit zu laben. Den Korb zur Seite füllt kein Vorrath weiter als Tücher und der Krug hat kein Wasser mehr. In der Ferne erscheint eine Brücke, aber vielleicht ist der Bach ausgetrocknet. Von der Felsenseite des Vorgrundes dehnt der Esel seinen geduldigen Hals hervor, und nagt an dem hölzernen Sattel, der ihm als Krippe hingestellt ist, aus der einzelne Halme Stroh ragen. Alles ist hier das treue Bild menschlicher Noth, kein göttlicher Funken darin, der sie erhebt, kein Leuchten der Hoffnung das sie mildert. Der mitleidige Blick wendet sich weg, bis er durch Ueberlegung besänftigt wiederkehrt, um die vollkommne Wahrheit in dieser Darstellung der leidenden irdischen Natur zu bewundern.

Trevisani hat sie mit fröhlichem Muth über das Bedürfniß weggehoben. Seine Landschaft schon ist gefällig erfunden: zur Rechten vorn ein hohes Fußgestell mit dem Untertheil einer zerbrochnen Statue, die freylich nicht in Egypten sondern in Griechenland zu Hause ist; dahinter ein Palmbaum, links in der Ferne eine Brücke. In der Mitte erhebt sich ein prächtiger Baum und nimmt Marien in seinen Schatten auf: sie sitzt mit übereinander geschlagenen ausgestreckten Füßen, als dem symbolischen Zeichen ihres Ausruhens; sonst bey weitem nicht so natürlich und bequem als die erste arme Mutter, was sie auch gar nicht nöthig zu haben scheint. Sorglos und bescheiden mit niedergesenktem Blick ergötzt sie sich an dem Kinde, das seitwärts von ihrem Schooße mit Händen und Füßen begierig vorstrebend herunter will zu den beyden Engeln, die auf einem Stein vor ihm knieen. Sie hat ein hübsches liebliches Gesicht; der Schleyer wirft einen Schatten über das eine Auge hin, womit der Mahler in ihre Seele etwas kokett gewesen ist. Sie hält mit der einen Hand das nackte Kind in der Mitte des Leibchens fest, mit der andern zieht sie viel zu zierlich mit spitzen Fingern ein weißes Tuch neben ihrem Gewande in die Höhe. Nimmt man diese weg, so macht sie mit den drey Genien ein sehr anmuthiges Bild. Das Roth und Blau ihrer Kleidung ist sanft verschmolzen. Die süße Begierde des Kindes lächelt einen an. Joseph steht im Profil, in einfärbigem braunem Gewande, und sieht mit aufgehobnen Händen und Gesicht an den Baum hinauf, der eine Fülle von Engeln wie himmlische Früchte trägt. Durch

eine lichte Stelle des Tannes fällt ein Schein auf den Umriß seines Kopfes und Bartes, der sich dadurch in der blauen Luft gleich einem halben Monde zeichnet. Auch dieß ist ein Spiel, aber man ist geneigt, es der freundlichen Laune des Mahlers nachzusehen. Die Engel zeigen sich in den mannichfaltigsten Wendungen, einige kommen noch durch die Lüfte und bringen Aehren und dergleichen herbey: sie bevölkern den Baum wie paradiesische Vögel; denkt man sie sich singend, wie man es bey ihrer Lebendigkeit wohl könnte, so wird aus dem Gemählde ein rauschendes Allegro; die Ruhe verschwindet ganz, die Flucht wird nur durch des Reisebündel angedeutet, und der Esel erscheint bloß in der Ferne, wo ihn ein schalkhaftes geflügeltes Bübchen auf die Weide führt. Die gemeine Wahrheit, die sterbliche Sorge ist davon, aber gewiß ist das Ganze weit poetischer gedacht, wenn es gleich keinen großen Charakter hat. Maria ist nicht die göttliche Mutter, sie ist eine reizende Nymphe, dort ein Mühebeladnes Weib. Wie schön und edel ließe sich diese Lücke ausfüllen!

Hier ist eine gar zierliche Anbetung der Könige, auch dem Maaßstabe nach, denn die vordersten Figuren sind nur etwa fünf Zoll hoch. Welche ausdrucksvolle nette Köpfchen und artige Anordnung! Maria sitzt linker Hand auf den Stufen ihrer gleich einem Tempel verzierten Wohnung; Joseph kniet tiefer neben ihr. Er lehnt sich auf seinen Stab nach ihr hin und beschaut das Püppchen auf ihrem Schooß, als

überließe er ſich zum erſten Male ſeinem Ergötzen an ihm, und fing an Zutrauen zu gewinnen. Zwey Könige ſind in etwas ſteifen Mänteln vor den Stufen nieder gekniet; der ſchwarze ſteht noch, und wartet mit vollen Händen bis die Reihe an ihn kömmt. Es iſt oft der Fall dieſer Könige daß ſie kindiſcher ausſehn wie das Kindlein ſelbſt: aber hier ſchickt ſich ihre unmündige Weisheit recht zu dem kleinen embryoniſchen Jeſus, der aber doch Ausdruck hat, und die Hände mit Verwunderung und Freude erhebt. Im Geſicht des Schwarzen iſt die Andacht am gutherzigſten und verwundrungsvollſten. Weiter rechts hinter ihnen ſtehn zwey wackre Figuren von Männern, wovon der eine dem andern die Sache bedeutet: man könnte ſie für ein paar Armeniſche Kaufleute halten, deren Geſpräch nicht ſowohl heilige als koſtbare Dinge beträfe. Sie haben Hüte auf mit platten Köpfen, vorn weit hinaus in die Höhe gehendem Rand und einzelner Feder, (chapeaux à l'audace) eine kurz geſchürzte Kleidung wie eine weitläuftige Weſte mit Aermeln, und ſtellen ſich mahleriſch dar. Ihnen folgt ein ſchöner andächtiger Jüngling mit geſenktem und entblößtem Haupte, die gefalteten Hände bis vor die Bruſt erhoben, ebenfalls in rother Weſte, die Beine nackt. Er gehört nicht bloß zum Gefolge, ſein eignes Herz hat ihn gehen heißen. Nach ihm vermehrt und verengt ſich das Getümmel der Dienerſchaft und des Gepäckes, Menſchen und Pferde romantiſch durch einander. Kein Kopf iſt ohne Ausdruck; entweder der Neugier nach dem was da kommen ſoll, oder mit gegenwärtiger

Handlung und Gespräch beschäftigt. Der schöne Jüngling allein geht still vor sich hin. — Der Zug überhaupt zeigt sich im Profile, doch mit abwechselnden Wendungen. Vier oder fünf Pferde werden in der gedrängten Gruppe sichtbar, vorn ein weißes in der Verkürzung, auf dem ein Mann mit einem Turban sich halb vom Rücken her zeigt; andre stehen ihm entgegen. Drey Pferdeköpfe treffen so zusammen, als hielten sie eine verständige Unterredung mit einander, die man auch ihren Physiognomien ansieht. Alle Umrisse sind scharf und streng, keine Luft auf dem Bilde, keine Hauptlichter und Schatten, die das Ganze rundeten, und die Farben in einander webten; aber eine feine herrliche Ausmahlung, besonders der Köpfe. Mariens regelmäßiges Antlitz sagt am wenigsten und bekümmert sich nicht. Die beyden Hirten hinter ihr sind dafür voll bedeutender Bewunderung und Liebe, und die schlanke Gestalt des jüngeren höchst anmuthig gewendet. Am linken Rande sehn einige Thiere hervor, um die Herberge zu bezeichnen. Das Gebäude ist dunkelgrau, daneben steht ein harter hellbrauner Fels, der sich in die Landschaft hineinzieht. Der Vorgrund wird durch blaues Wasser von der Ferne getrennt, in dieser erscheint der vordere Streif braun, und Stadt und Berge dahinter ohne weiteren Uebergang in starrem Blau. Man erblickt rechts das Ende der Karavane, die erst um das Wasser herumziehen soll: hier ist ein Kameel mit angebracht, von so dürftiger furchtsamer Gestalt, daß sich einsehen läßt, warum der Mahler sich nicht in den Vorgrund damit

wagte. Von Bäumen ſind nur einzelne Zweige da, ſelbſt die Blätter daran einzeln gemahlt, und jedem von dieſen ein Licht mit wirklichem Golde aufgeſetzt, dergleichen auch über das Ganze ausgeſtreut ſind, vom Stern über der Hütte an. Ein goldnes Lichtlein aus der Kindheit der Kunſt möchte man dieſes wunderbare Bild nennen. Es iſt von Pietro Perugino, dem Meiſter Raphaels.

Unter vielen vortrefflichen Gemählden erſcheint mir keines ſo pittoresk, und das auf eine ſo edle Weiſe, als der Abraham des Andrea del Sarto. Abraham ſteht hinter dem niedrigen, ſchräg in das Bild hinein geſtellten Opferſteine oder Altar. Sein Kopf iſt zurück nach oben gewendet, woher der Engel kommt. Den rechten Arm ſtreckt er mit dem Meſſer aus, um das Opfer zu vollbringen; der linke reicht über die Bruſt hin, hinter dem Kopfe des Sohnes weg, und hält dieſem die gebundnen Hände auf dem Rücken zuſammen, im Begriff nachzulaſſen. Das linke Bein hat mit einem Schritt zur Seite feſt auf der Erde Wurzel gefaßt, und berührt in dieſer Richtung unter dem Knie die Spitze des Steines. Das andre iſt zum Theil hinter dieſem und dem Knaben verborgen. Er trägt ein violetgraues Unterkleid mit weitläuftigen hinaufgeſchobnen Aermeln, die nur die Hände unbedeckt laſſen. Darüber ein Gewand von ſchönem gelblichtem Roth, auch in einer mehr regelmäßigen Form; es umgiebt den Rücken, und hat weite Oeffnungen,

woraus die Arme hervorgehen, am Halse schlägt es sich um wie zu einem Kragen, fügt sich auf der Brust zusammen, und ist nach hinten zu hinaufgeschürzt. Die Beine zeichnen sich durch die graue Kleidung, vom Knie an sind sie bloß, und die Füße in Sandalen. Der Knabe ist nackt. Er kniet mit dem linken Beine auf den Altar, mit dem rechten steht er auf der Erde. Das Gesicht dreht sich nach vorn, mit dem angstvollen Auge schaut er grade aus. Da die ganze Handlung hinter seinem Rücken vorgeht, ahndet er mehr als daß er es wüßte. Zwar ist der Mund vom Schrecken weit geöffnet, und die Augenbraunen spannen sich in der Ecke nach der Nase zu stark hinauf: aber das Edle der Züge bleibt völlig erkennbar. Der Unterleib ist von der Furcht eingezogen, ohne krampfhafte Zuckung: da er die Hände auf dem Rücken hat, wird der schöne Körper in weichen Schatten völlig sichtbar. Die vorgedrängten Schultern sind von einem unbeschreiblich lieblichen und wehmüthigen Ausdruck; der Rücken steht in dieser Lage ein wenig über den vordern Arm hervor, und dieß vollendet gleichsam die Todesangst. Keine kalte vollkommne Zeichnung nur: sie ist in das warme Leben übergegangen. Schmerz und Schönheit halten sich rührend die Wage, und der himmlische Knabe zerreißt das Herz nicht, da der Bote von oben her schon als ein rettender jüngerer Bruder in der Luft schwebt, und das Ohr und Auge des Vaters nun erreicht. Noch hat Abraham die Worte nicht verstanden. Er blickt in die Höhe, wie von dem Werk aufgeschreckt, das er mit Kraft und Verzweif-

lung unternommen hat; eine Spur von Unwillen veredelt sein Antlitz. Er hat graue Haare (am Barte sind sie fast weiß) ohne ein Greis zu seyn. Die herrlichste Gewalt des Mannes zeichnet sich in seiner Gestalt, in den Sehnen des Halses und der Hand die das Messer faßt. Der linke Arm, der dunkel über das rothe Gewand hinreicht, und der andre, der in einiger Verkürzung daraus hervorgeht, machen eine bewundernswürdige Wirkung, da beyde schöne Farben sich abschneiden, ohne grell gegen einander abzustehen. Das einzige vielleicht, was an der kräftigen Figur weniger würdig erscheint, ist das mit zu sichtbarem Nachdruck von ihr ab gestellte linke Bein. Der Körper des Knaben ist bescheiden gefärbt, ein wenig blaß gehalten, als wenn das unschuldige Blut, das vergossen werden soll, zurückgetreten wäre; doch keine steinerne Behandlung. Der Engel füllt den kleinen Raum zwischen dem Kopfe des Abraham und der obern Ecke des Bildes aus, und ist ein geflügeltes Kind, das gute Bothschaft bringt. Man könnte ihn sich größer und ernster denken: der mahlerische Kontrast gewinnt aber durch die Verschiedenheit der drey Figuren. Die Landschaft im Hintergrunde kann nur für einen bunten Holzschnitt gelten.

Andrea del Sarto hat Abraham als den Laokoon des Christenthums vorgestellt. Nicht daß ihm bloß bey der Zeichnung des Isaak die Söhne Laokoons gegenwärtig gewesen seyn möchten: nein, dem Gedanken und dem Geiste nach. Dieser ist nicht der fromme Abraham im langen Gewande, welcher dem Gott

der Liebe mit ſchmerzenvoller Ergebung das Liebſte zum Opfer bringt. Der Glaube iſt mächtig in ihm, weil er ſelber mächtig iſt. Die Kraft hat den Gehorſam in ihm geſchaffen."

Reinhold. Wiſſen Sie, daß Sie da ein ſehr berühmtes Bild beſchrieben haben, deſſen Geſchichte auch ungemein merkwürdig iſt? *)

Louiſe. Das kümmert mich nicht, wenn ich nur darin nicht irrte, es für ein hohes Meiſterwerk zu halten.

Reinhold. Andrea mahlte es, um Franz den erſten von Frankreich auszuſöhnen, der aufgebracht gegen ihn war, weil er, unter dem Vorwande, Gemählde für ihn einzukaufen, Summen von ihm mitgenommen hatte, in Florenz aber aus Liebe zu ſeiner Gattin alles vergaß, das Geld ausgab, und nun gar

*) Nachdem es durch die Hände verſchiedner Beſitzer gegangen war, kam es aus der Gallerie von Modena nach Dresden. In den Verzeichniſſen der von der Franzöſiſchen Republik eroberten Kunſtwerke wird auch die Opferung Iſaaks von Andrea del Sarto mit aufgeführt. Man ſehe das, welches der General Pommereul als Anhang zu ſeiner Ueberſetzung der Schrift des Milizia, De l'art de voir dans les beaux arts, geliefert hat. Dieſes Stück iſt eine Kopie, welche der König August III. in Italien erſtand, um ſich von der Aechtheit des Modeneſiſchen zu verſichern, aber ſogleich bey der Vergleichung verwarf. Beym ſiebenjährigen Kriege kam es in Preußiſche Hände, und ſo in das Kabinet des Erbſtatthalters, aus welchem der Irrthum in die Franzöſiſchen Angaben übergegangen iſt. Vielleicht wünſchen die Kunſtfreunde, daß dieſe noch mehr dergleichen enthalten möchten.

nicht nach Frankreich zurückkam, da ihn der König doch auf die liebreichste Weise an sich zu fesseln gesucht hatte. Ich bin überzeugt, Franz dessen großen Sinn für die Kunst kein Französischer König nach ihm gehabt hat, hätte dem Anblick des rührenden Isaaks nicht widerstehen können. Allein es kam nicht dazu, und Andrea starb darüber. Vasari beschreibt das Gemählde umständlich mit den stärksten Lobsprüchen, und hat auch den Charakter des Abraham eben so gefaßt wie Sie: der lebendige Glaube und die Standhaftigkeit die ihn bereitwillig gemacht, ohne Zagen seinen eignen Sohn umzubringen, sey in dem Greise göttlich ausgedrückt. Aber wie haben Sie es wagen können, die Landschaft so gering zu behandeln, von der Vasari sagt: sie sey so vortrefflich gemacht, daß die wirkliche, wo die Geschichte vorging, weder schöner noch anders seyn konnte.

Louise. Wenn unser eins auf die Art urtheilte, so würden wir es, mit Erlaubniß, ein wenig albern finden.

Reinhold. Ey nun, Vasari war freylich eben so wenig ein philosophischer Kunstrichter, als ein kritischer Historiker: er meynt es jedoch ehrlich und eifrig, und da begegnet es ihm mitunter, der Queere zu loben. Daß er nicht wußte, was zu einer guten Landschaft gehört, kann ihn übrigens in seinem Zeitalter eben so wenig herabsetzen, als seinen Meister Andrea, daß er die Luftperspektive nicht in höherem Grade besaß. Diese Gattung wurde später ausgebildet: Tizian hatte erst den Grund zur Landschaftmahlerey gelegt.

Louiſe. Es iſt mir lieb, wenn ich bey Gelegenheit ein Stückchen Kunſtgeſchichte erfahre. Sie ſollen zum Dank eine angenehme Ermahnung zur Buße in drey Kapiteln hören.

„Welch ein anmuthsvolles Bild iſt die Magdalena der katholiſchen Sage, zu der die Schrift nur wenige Züge angiebt! So jugendliche Sünde, ſo liebliche Reue, und die ſich in vielfachen Schattirungen ausdrücken läßt. Ich ſehe da drey Magdalenen, und in jeder eine beſondre Geſchichte. Dieſe von Franceschini hat das leidenſchaftlichſte Gemüth, und wohl manches Vergehen gegen ſich ſelber zu büßen, aber man ſieht es doch dem holden Geſicht an, daß ſie nichts damit gewollt hat als Leben und Glück. Sie iſt ermuntert von der erſten Bewegung über die Predigt des Heilandes, die ſie endlich einmal in der fröhlichen Welt zum Nachdenken gebracht hat. So mag ſie nach Hauſe gekommen ſeyn, ihre Dienerinnen ihr entgegen, vielleicht mit neuem Schmuck und Botſchaften, die ſie alle von ſich weiſt, und ſich in heißen Thränen auf einen Seſſel wirft. Die Frauen haben ſich um ſie hergeſtellt, und ſind ganz mit ihr beſchäftigt. Sie hat das reiche Gewand ſchon gelöſet und ablegen wollen: es bedeckt nur noch die untere Hälfte des Körpers. Perlen und Kleinodien, die ſie abgeriſſen hat, liegen zu ihren Füßen. Sie wendet ſich mit dem Kopf hinauf, nach der älteren Freundinn, die neben ihrem Seſſel ſteht und ihr zuredet. Ihre Augen blicken dieſe flehend an, ihr Mund ſpricht: kannſt du mir nicht helfen aus dieſem Labyrinth? weißt du nicht, was ich

thun soll, um die Noth in meiner Brust zu stillen? Auf die obere Hälfte des Gesichts fällt der Schatten von dem hinter ihr stehenden Mädchen: er verdunkelt es freylich ein wenig, aber man freut sich, daß das Licht die getrübten schönen Augen nicht blendet. Die hellen Haare rollen lang hinab und schmiegen sich um und hinter die Arme; sie lassen daher Hals und Brust frey und geben ihr kein zerrüttetes Ansehen. Der linke Arm ruht nachläßig im Schooß; auf der rechten Seite, von der sich die ganze Figur zeigt, hängt der Arm wie bey völliger Ohnmacht herunter, und sie wird von einem jungen Mädchen unterstützt, das sich zu ihr herumbeugt. Eine allerliebste Figur, die nur zu sehr im Schatten steht; aber das artige Köpfchen tritt hervor und sagt mit gefühlvoller Neugierde: was soll dies bedeuten? Was fehlt meiner schönen Gebieterin? wie kann man sich so kränken? Bey dem mittleren Mädchen, die sich von oben herunter über den Stuhl neigt, ist ein ähnlicher Ausdruck, nur ist sie neugieriger und gleichgültiger zugleich, sie verwundert sich mehr bey weniger Theilnahme. Beyde sind in nymphenhaftem Kostüm hübsch gekleidet, die Alte aber in einem braunen Mantel, der über den Kopf herunterhängt. Sie mag die Amme oder Pflegerin gewesen seyn, und sieht anständig und recht achtungswürdig aus. Jetzt ermahnt sie mit sanften Worten ohne zu schmeicheln; ihre linke Hand deutet abwärts, vielleicht auf die Huld des himmlischen Lehrers; sie scheint dem bisherigen Wandel eher mit Strenge zugesehn zu haben, und zu denken: es ist gut,

daß du dieſe Schmerzen leideſt. So findet ſich die Gruppe durch eine vortreffliche Harmonie der Stellungen und des Ausdrucks, wobey das Kolorit nicht in Betrachtung kommt, da es in ein todtes Grau fällt, und der Grund ſo ſehr nachgeſchwärzt hat, daß man nur mit Mühe die Umriſſe darin unterſcheidet. Dies iſt beſonders ein Verluſt bey dem niedlichen Mädchen. Der Mohr, welcher in der andern Ecke halb auf der Erde liegt, und in der Verwirrung den weggeworfenen Schmuck zu erbeuten ſucht, möchte ſich immerhin mit den ſchwarzen Tinten vermiſchen: der Einfall iſt doch mehr drollig als ſchicklich. Auch über die Geißel ſehe ich gern hinweg, die der Magdalena ein wenig zu frühzeitig in die Hand gegeben worden. Man muß ſie ſymboliſch nehmen. Die Buße iſt ſo lebhaft in ihr wie die Freude an der Welt.

Batoni's Büßende leckt durch die ſüßeſten Farben von weitem ſchon an: ſie iſt ganz Gemählde und wenig Geſchichte. Ein blühendes Mädchen, die ſich in eine ſanfte Zerknirſchung des Herzens hineinfantaſirt und im Stillen artig dazu bereitet hat. Sie liegt am Eingange einer Grotte, im vollen Licht, das von der linken Seite auf ſie fällt. Der dunkle Hintergrund bleibt doch ganz in Harmonie mit der hellen Geſtalt; eine kleine Oeffnung oder perſpektiviſche Durchſicht ins Freye unterbricht die braune Felsmaſſe, die ſie einfaßt. Ihre Lage iſt ſchräg nach der linken hervor, auf der Hüfte und dem Arm ruhend, mit welchem ſie ſich auf einen Stein legt. Sie neigt den Kopf zu ihrer linken auf den Buſen hinab, der andre

Arm geht etwas unter der Bruſt her, die Hände treffen zuſammen und falten die roſigen Finger leicht in einander. Ihre Augen ſind auf ein Buch gerichtet, das nach der Mitte des Bildes zu an einen Todtenkopf gelehnt iſt. Ob der innre Sinn aber nicht ein wenig dabey umherflattert? Wie auserleſen ſie noch in der Einſamkeit ihre Kleidung geordnet hat! Das klare Hemde bedeckt nur die linke Schulter, von der rechten iſt es bis unter den Arm und die eine Bruſt herabgezogen, und am linken Arm hoch hinaufgeſtreift. Ein himmelblaues Gewand liegt oben loſe um ſie her gebreitet, daß ihre Arme noch weißer und weicher hervortreten, und den harten Stein nicht berühren mögen; dann ſchließt es ſich feſt um die Hüften und bis zu den Füßen hinab an den Körper, deſſen Lage ſo freylich mehr gewählt als natürlich erſcheint. Man zweifelt, ob ſie es darin lange wird aushalten können, beſonders mit dem aufgeſtützten Arme, der eben ſchon durch den Druck der Laſt, und weil das blaue Gewand hie und da die reinen Umriſſe verſteckt, ganz in Schlangenlinien zum Vorſchein kommt. Sehr gefällig iſt aber die Neigung des Kopfes und die zurücktretende Schulter, hinter welche das blonde Haar hinabgeht, und ſie dem hellſten Licht ausſetzt. Ja es läßt ſich nichts reizenderes und durchſichtigeres denken als dieſe Theile überhaupt, von da, wo die Röthe der Wange in Weiß gleichſam verfliegt und das zarte Ohr ſich anſchließt, wie auch der Uebergang zum Halſe, bis zu der leiſen Vertiefung, welche die Schulter von der Bruſt ſcheidet. Das Haar geht aus der Stirn zu-

rück, fällt aber in ſchweren feidnen Ringeln zur linken zwiſchen Arm und Bruſt herunter; ein Theil davon wirft einen Schatten auf den Arm: alles in ſorgfältiger Nachläſſigkeit. Das Geſicht iſt lieblich in ſeinem verkürzten Profil, nur ein wenig leer; eine tiefe Reuung hat es niemals getrübt. Die Sündlichkeit ſcheint oberflächlich, und die Bekehrung vielleicht vergeblich. Wovon ſollte ſie ſich auch bekehren? Von dem unſchuldigen Wohlgefallen an ſich ſelber? Sie fährt fort zu ſündigen: der Todtenkopf iſt zwar da, aber es ſprießen Blumen an ihm auf, und die Grotte wird bald ihr Puzgemach werden. Ihre ganze Stellung iſt die einer Narciſſa, welche ſich im Bache ſpiegelt.

Dieſe beyden Bilder ſind in Lebensgröße. Correggio's Magdalena hat nur einen Fuß in der Höhe und gegen anderthalb in der Breite, allein er hat wohl nie etwas in einem größeren Style gemahlt, ſchon was das bloße Machwerk betrifft. Und außerdem hat er ihr nicht Anmuth allein gegeben: nein, ſie iſt die eigentlich ſchöne Seele, die der zufällige Irrthum früher Jugendzeit nicht hat entſtellen können. Unbekümmert liegt ſie im tiefen Gebüſch, wahrhaft einſam, keine andre Gegenwart ahndend, als den Gegenſtand ihrer ernſtlichen Betrachtungen. Die Richtung ihres Körpers iſt die nämliche, wie auf dem vorhergehenden Bilde, nur daß ſie geradezu auf dem Leibe ruht; das Licht fällt ebenfalls von der linken auf ihr blondes Haupt, jedoch nicht blendend: ſie iſt ganz wie in der Obhut ſanfter Schatten. Mit dem rechten Arme ſtüzt ſie den Kopf, die Hand greift in das wel-

die Haar, das um sie herumfließt, der kleine Finger ist ein wenig darin umgebogen, die andern sieht man nicht; jener thut die zarteste Wirkung. Sie weiß nichts davon, sie gedenkt ihrer Reize nicht mehr. Wie sie sich zum Tuche herabneigt, das sie ganz natürlich im andern Arm hält, und es mit der Hand oben umfaßt, werden ihre niedergeschlagenen vollen Augenlieder und langen Wimpern beschattet; man glaubt die Spur von Thränen in dem dunklen Rande zu erblicken. Sie hat geweint, heiß wie ein Kind, das von bitterm Schmerz überwältigt wurde, und nun anfängt sich eben so kindlich zu beruhigen. Darauf deutet auch der halbselige Mund; es ist eine Bewegung darin, die in Frieden übergeht. Wie rein und verschmolzen sind die übrigen Züge und das edle Oval des Antlitzes! Rechts wallen die schönen Haare in ihrer Fülle herunter. Schultern und Arme sind bis zum Busen unbedeckt, aber wie sittsam! Das dunkelblaue Gewand geht über den Kopf, daß eben ein schmaler Streif davon sichtbar wird, und ist so von hinten herum, unter den Armen hin, leicht bis zu den Füßen zusammengeschlagen. Ein bescheidner Umriß den Rücken hinab zeichnet sich in den dunklen Hintergrund, die weißen Füße erhellen die grüne Finsterniß ein wenig. Wie sanft der Boden sie zu tragen scheint! Sie kann nicht anders liegen, es ist nichts zurecht gemachtes an der ganzen Gestalt, nicht der leiseste Anspruch."

Reinhold. Kennen Sie Mengs Beschreibung dieser letzten Magdalena?

Louise. O ja! Er enthält alles, was den Maler angeht, und was ich übergehen mußte, weil ich es nicht verstehe, und weil gerade diese Worte ohne den Anblick nicht helfen. Ich habe Ihnen also nicht genug gesagt?

Reinhold. Ich wollte Ihnen nur bemerklich machen, daß das nicht ärgerliche Schildern von Gemälden doch in so fern einseitig wird, als es immer hauptsächlich vom Ausdrucke ausgeht und ausgehen muß.

Louise. Freylich muß ich mich an den innern Menschen wenden, wenn ich seine Einbildungskraft interessiren will, ein noch nicht gesehenes Kunstwerk in sich zu erschaffen. Was schadet es auch? Ich kann das Mittel doch nicht wieder zum Zweck machen wollen. Bey einem ächten Kunstwerke kann ich es mir nicht anders denken, als daß die ganze Darstellung nach ihrem Hauptgegenstande bestimmt wird, daß also Farbengebung und Helldunkel durch innige Beziehungen mit der Handlung, dem Charakter der Zeichnung und dem Ausdrucke zusammenhängt. Und vielleicht war nie ein Künstler harmonischer als Correggio.

Reinhold. Sie glauben also, was er nur durch die mühsamste Behandlung erreichte, indem er die Kupfertafel immer von neuem überdeckte, und dann die Unebenheiten wieder abschliff, daß die Farben so kunstlos hingegossen scheinen, wie die Magdalena selbst: dies habe Correggio als Mittel des mahlerischen Ausdrucks gesucht?

Louise. Der Maler war es sich vielleicht nicht bewußt. Ich finde aber auch in seinen andern Gemählden eben diese innere Uebereinstimmung. Der sogenannte heilige Berg, wo um die Madonna auf dem Thron, die ziemlich leidenschaftlos dem Kinde, Petrus der Märtyrer, Johannes der Täufer, der heilige Hieronymus, Sankt Georg und Kinder versammelt sind, die mit seinen Waffen spielen, ist ein wahres Konzert der Freundlichkeit, und wird von eben so schmeichelnden Harmonien des Helldunkels begleitet. Durch seinen Zauber runden sich die Körper, treten vor und zurück ohne die Hülfe tiefer Schatten und hebender Hintergründe. Ein freundliches Licht durchspielt frey und ungehindert die Räume zwischen ihnen, bis ganz nach hinten. In dem Felde, welches als Gelübde für die Errettung von einer Pest aufgestellt seyn soll, wo der heilige Rochus krank und ermattet schläft, und der schöne Jüngling Sebastian von dem Baume, wo er angebunden ist, um von Pfeilen durchbohrt zu werden, zur Madonna hinauf sieht, taucht sich die brennende Sterne um sie her, und mit ihr die herabschwebenden Engel in schwärzere Wolken und dichter geworfne Schatten hinunter. Eben so scheint mir in seiner Nacht das Licht ganz einzig gemacht, um die Armuth und Einfalt der umgebenden Gegenstände wunderbar zu erleuchten.

Walter. Seine Magdalena ist gewiß nicht blos ein Wunder der Malerey, sondern auch von Seiten des zarten und innigen Ausdrucks die schönste und die wahre Grazie der Reue. Warum sagten Sie nicht ein Wort von der des Mengs?

Louise. Bei diesem unbedeutenden Zwischenfall? Sollen wir sie auf ihrem Sopha sitzen und ihre ewig lange Rolle durchlesen oder wenigstens mit zierlichen Fingern halten. Sie ist eben so wenig hingerissen, aber nicht so naiv als ein Italiänisches Mädchen, von dem man mir erzählt hat, die in einer geistlichen Komödie, welche geringe Leute unter sich aufführten, die Rolle der Magdalena spielte. Sie kommt gerührt aus der Predigt des Heilandes, legt ihren Schmuck ab, nimmt ihren Spiegel zur Hand, und stößt zürnend Verwünschungen gegen ihn aus. Als diese zu Ende sind, legt sie ihn wieder sorgfältig auf einen Stuhl. Es entsteht ein allgemeines Gelächter, sie läßt sich nicht aus der Fassung bringen, und sagt gegen das Parterre: „Ich weiß wohl, meine Herren, daß es in der Geschichte anders ist; sie muß den Spiegel an die Erde werfen, aber wir haben ihn von der Nachbarin da drüben zu dem großen Feste geliehen, ich durfte ihn also nicht zerbrechen."

Walter. Ich erwähnte die Magdalena von Mengs wirklich nur zum Scherze, und ihrer vielen blonden Haare wegen. Weswegen müssen nur alle Magdalenen blond seyn? Ist es wahr, was ein Englischer Dichter sagt:

Verwesen ist die Jugend schwacher Seelen,

so ist das ja recht schmeichelhaft für die Blondinen.

Louise. Eine schöne unchristliche Sentenz! Als ob nicht Fallen und Vergebung eigentlich der ganze Sinn des liebevollsten Glaubens wäre, der je der menschlichen Schwäche entgegen kam. Magdalena

muß daher unter den Heiligen einen sehr hohen Rang einnehmen: sie ist die Patronin der christlichen Sage. Doch genug von ihr! Man verfällt so leicht in einen frommen Ton, wenn man von diesen *Loci poenitentes* spricht. Hier ist etwas für den Ernst und das Nachdenken.

Hat es jemals ein Porträt auf die ewige Dauer gegeben, so ist es dasjenige des Herzogs von Mailand, von Leonardo da Vinci. Ein alter und herrlicher Herzog. Er steht in seiner vollen Breite da, ohne Wendung und Künsteley. Das Bildniß geht bis unter die Hände. Der Grund ist ein dunkelgrüner Vorhang, die Kleidung schwarz mit Stickereyen in oben der Farbe, um den Hals und vorn herunter mit Pelz besetzt, auf der Brust und längs den Aermeln goldene Knöpfe. An einer goldenen Kette hängt unter der Brust ein Medaillon. Die Aermel weit, vom Ellbogen an aufgeschlitzt, wodurch das weiße Hemde häufig zum Vorschein kömmt. Auf dem Kopf hat er ein schwarzes flaches Hütchen oder Barett, mit Edelsteinen geschmückt. Von den Haaren ist nichts zu sehn, außer wo sie sich am Ohr in den Bart verlieren. Dieser spielt in sonderbar regelmäßigen Strafen vom Hellbraunen fast Röthlichen ins Weiße. Ueber der Lippe ist er braun. Da durch den Hut zu wenig von der Stirn abgenommen wird, macht sich das Gesicht mit dem Bart wie ein länglichtes Viereck, das unbeweglich auf den starrlichen Schultern ruht. So unbeweglich muß man auch dieses Gesicht und das ganze Werk anschauen. Es ist die Frage, ob der

Kopf je in der Jugend schön zu nennen gewesen wäre, allein die Jahre, die würdig behaupteten Würden, und lange Erfahrungen haben ihm eine schöne Bedeutung gegeben. Der Hauptausdruck ist Klugheit und bewährte Kraft. Die Augen sind von scharfem Blick und Schnitt, nicht groß; die Augenlieder haben sich schräg über die äußern Winkel hingedrückt. Die feinen Falten um das Auge, zwischen den flach gewölbten Augenbraunen und auf der Stirn, wie kommen sie in ihrer weltklugen Schrift mit dem fein gezeichneten Munde überein! Die Unterlippe tritt etwas stärker wie die obere hervor, und ist voll schlauer Bedächtigkeit. Mit einem unmerklichen Uebergange fängt der Bart an, und versteckt keinen Zug; er verschönert nur die von der Zeit durchgearbeiteten bräunlichen Wangen. Alles einzelne ist so treu, und der Charakter steht doch im Großen da. So bedeutend wie der Mund geschlossen ist, sind es auch die Hände, und die schickliche Biegung und Festigkeit der Arme zeichnet sich durch den weitläuftigen Aermel nachdrücklich aus, wie überall der starke Körperbau, der von keinem überflüssigen Fleisch beschwert ist. Er faßt mit der linken Hand, die der lederne Handschuh bedeckt, den prächtigen Dolch, den er im Gürtel trägt, und drückt ihn ein wenig hinunter. Dieß ist eine zarte, vornehme, und doch alte väterliche Hand, die man um ihrer selbst und der trefflichen Mahlerey willen küssen möchte. Denn alles ist mit unermüdlichem Pinsel ausgeführt, keinem solchen, der nach den Kleinigkeiten der Oberfläche hascht; dem des Leonardo steht

man es an daß er raſtlos nach der Wahrheit grübe, und ſie von innen heraus an das Licht bringe, ſo daß dem tiefſinnigen Fleiß das Gemüth eine Ehrfurcht erfüllt.

Es befindet ſich noch eine Herodiad hier, welche Ihm zugeſchrieben wird. Verglichen mit dem Bildniß des Herzogs iſt ſie vielleicht nicht für eine Arbeit deſſelben Meiſters zu halten. Die Mahlerey iſt weniger anſtändig und doch kälter, auch in der Zeichnung fehlt es, und beſonders ſind die Hände gegen jene des Herzogs wie von Holz anzuſehn. Dennoch bleibt ſie eine merkwürdige Schöpfung, und wie ſie mir erſcheint, miſcht ſich darein auf eine ſonderbare Weiſe das Beſchränkte des Portraits mit einer originellen Idee. Sie hat die ruhige Stellung, die dem bloßen Bildniß gegeben zu werden pflegt und eine prachtvolle Kleidung aus Leonardo's Zeiten. Mit beyden Händen hält ſie die Schüſſel mit dem Haupte des Johannes in den Schatten zum Rande des Bildes hinunter. Ihr Kopf iſt wenig zur rechten nach dem Lichte gewendet, und zur nämlichen Seite hinab geſenkt, ſo daß ſich nur der Schatten, der von der linken Schläfe ab die Wange umgiebt, ſtärker auszeichnet, und der ſtille Verachtung im Antlitz dadurch unterſtützt wird. Ein ovaler hoher Kopf und ſtreng regelmäßige Züge, gewölbte Augenbraunen und volle Augen, eine gerade Naſe mit breitem Rücken, ein unergründlicher ſchön gezeichneter Mund, deſſen Lippen es nicht der Mühe werth achten ſich zu öffnen. Der Blick geht

links nach der Seite hin von der sie sich abwendet. Die Winkel des Mundes senken sich unmerklich hinab. Das Kinn scheint von großer Festigkeit, und zugleich wie alle übrige Umrisse und Rundungen, auch die Breite des Halses, in voller Reife, jedoch ohne schmeichelnde Ausbildung. Wie an einer Bildsäule zeigt sich in den reinen Hauptzügen der Charakter; eine fast grausame Gefühllosigkeit, von Schwermuth gemildert. Dazu kommt der schwere Stoff der Kleidung, die sie so einhüllt, daß nur der Hals bis auf die Hälfte der Brust sichtbar ist, und sich keine weiche Form abzeichnet, die auch mit den unerbittlichen Zügen in Widerspruch stehn würde. Der Farbenton ist dunkel, selbst am rothen Vorhang des Hintergrundes. Das Grün der Kleidung mit dem halben rothen Aermeln sticht wenig hervor. Das Haar scheitelt sich, und hängt in einzelnen künstlich gekräuselten Ringeln am Hals und den Schultern hinab. Eine Schnur mit einem Schlößchen von Rubin geht gerade um den Kopf und durchschneidet eben die Stirn. Die Wangen sind ohne Farbe, es sey daß sie verflogen ist, oder ursprünglich durch diesen Marmor kein Blut geschimmert hat. Fast ist die Behandlung des Fleisches lebendiger in dem lebiosen sehr schönen Haupte des Johannes, über welches Tod und tiefe Schatten ausgegossen sind, ohne weiter blutige Merkmale.

So ernst wie die Herodias hier abgebildet steht, ist sie nicht die leichtherzige Tochter, die vor dem Vater tanzte, sie ist die Mutter selbst, die der heilige Seher durch seine Erinnerungen gegen ihre Verbin-

dung mit dem Bruder ihres Mannes beleidigt hat; kein Weib von kleinen rachsüchtigen Leidenschaften zwar, sondern eine Königin, die traurend und verachtend das nothwendige Opfer empfangen hat.

Walter. Für eine Kopie ist dieß Gemählde wenigstens nicht zu halten, wenn es auch nur von einem Schüler des Leonardo herrühren sollte. In einer andern Herodias im Palast Barbarini, hat er ganz die leichtsinnigste Gefühllosigkeit abgebildet. Vielleicht ist diese hier dieselbe, welche nach der Angabe seines Biographen Dufresne der Kardinal Richelieu besaß. Ich bin mit Ihnen über den ungewöhnlichen Sinn einverstanden, in welchem sie dargestellt ist. Der Charakter des Mannes, welchen das Bildniß vorstellt, haben Sie vermuthlich zu günstig gefaßt. Ist es ein Herzog von Mailand, wie die Angaben lauten *), so kann Leonar-

*) In den gangbaren Verzeichnissen nämlich. In dem Recueil d'Estampes des principaux tableaux de la Galerie de Dresde wird gesagt: in dem Inventarium der Gallerie von Modena habe sich über die Person weiter keine Nachricht gefunden, es werde bloß als das Bildniß eines alten Mannes angegeben; nach einer leichten Aehnlichkeit hätten einige Franz den ersten darin zu erkennen geglaubt, eine Meynung, der schon die Chronologie widerspreche, weil Leonardo den König nur jung gekannt; da das Gemählde aus seiner besten Zeit sey, wo er in Mailand gearbeitet habe, so möchte es Francesco Sforza, oder ein andrer Fürst aus seinem Hause seyn. Doch wird dieß für eine bloße Vermuthung ausgegeben. Francesko Sforza der erste Herzog aus dieser Familie, starb schon im Jahr 1466, wo Leonardo noch ein ganz junger Mann war: und in so fern widerspricht also die Geschichte. Der

do keinen andern in dem Alter gemahlt haben, als den Ludovico Maria Sforza, mit dem Beynamen il moro. Dieſer berief ihn nach Mailand, wo er lange für ihn arbeitete. Es wird keiner früheren Reiſe dahin erwähnt; und die Söhne des Ludovico Maria, die Leonardo, dem Vaſari zufolge, zugleich mit ihm und ihrer Mutter Beatrix in einem Familiengemählde abbildete, waren damals viel zu jung. Jener war ein ehrgeiziger, ſtaatskluger Uſurpator, der ſeinen Neffen und Mündel, den jungen Johann Galeazzo, von der Regierung verdrängt, und wie man ihm allgemein Schuld gab, vergiftet hatte. Er ſpielte eine bedeutende Rolle in den damaligen Händeln großer Mächte, und brachte durch ſeine verfängliche Politik vielerley Unglück über Italien, bis ſie ihn endlich ſelbſt verſtrickte, ſo daß er Mailand an Ludwig den zwölften verlor, und in Franzöſiſche Gefangenſchaft gerieth.

Louiſe. Er mußte doch alſo nach Ihrer Beſchreibung ein Mann von nicht gemeinen Eigenſchaften ſeyn. Auch hat die ungerechte Herrſchſucht in der Wirklichkeit kein ſo furchtbares Geſicht wie die Tyrannen in

Sohn des Ludovico Maria, Francesco, wuchs in Leonardo's letzten Lebensjahren erſt heran. In der Historia delle vite de' Duchi e Duchesse di Milano, con i loro veri Ritratti, compendiosamente descritte da Antonio Campo finde ich ein Porträt des Ludovico Maria, aber viel jünger, ohne Bart und im Profil, ſo daß ſich nicht ſicher über die Abweichung oder Uebereinſtimmung der Züge entſcheiden läßt. Auf jeden Fall ſtellt das obige Porträt, nach der koſtbaren Kleidung und ſelbſt nach der Haltung zu urtheilen, einen Mann von großer Bedeutung vor.

ſchlechten Tragödien, und Leonardo durfte ſeinem Beſchützer wohl ohne Schmeicheley den ritterlichen edlen Anſtand geben, der mit zur Politik des Zeitalters gehörte.

Waller. Uebrigens iſt man beym Leonardo nicht in Gefahr, einen zu tiefen Sinn in ſeine Werke zu legen. Er dachte ſich gewiß immer noch viel mehr als er auszuführen im Stande war. Dieſe Ueberlegenheit des Urtheils über das ausübende Vermögen giebt er ſelbſt als Kennzeichen des ächten Künſtlers an.

Reinhold. Man kann ſagen, daß ihn die Liebe zur Kunſt in der Wiſſenſchaft zum Entdecker gemacht hat; und daß er die Kunſt ſo liebte, weil er in ihr das tief Erforſchte an den Tag legen konnte. Was er nicht alles ſchon gewußt hat, und bey dem damaligen Zuſtande der Naturwiſſenſchaften!

Waller. Der alte ſinnende Einſiedler mit ſeinem langgewachſenen Haar und Bart! Wenn ich in ſeiner Schrift leſe, kommt er mir vor, wie der Wahrſager Tireſias, der unter den Schatten der Unterwelt allein verſtändig umherwandelte.

Reinhold. In der That hat er vieles gleichſam prophezeyt, was erſt viel ſpäter möglich gemacht worden iſt. Er verliert ſich ſo ganz in ſeinem Gegenſtande, und niemand warnt kräftiger vor einem ungültigen Einfluſſe der Perſon des Künſtlers auf ſeine Darſtellung. Sein großes Streben war, ſo allgemein nnd ſo urſprünglich zu ſeyn wie die Natur. Bey Tage ſuchte er ſie auf der That zu ertappen, ſowohl

in den Geberden leidenschaftlicher Menschen, die er unbeobachtet beobachtete, als in den unmerklichsten optischen Täuschungen und den Phänomenen der Luftperspektiv; und in der Stille und Dunkelheit der Nacht ging er mit seiner Fantasie zu Rathe.

Waller. Das wunderbare ist, daß diese, bey allen excentrischen Flügen die er ihr erlaubte, wie man an seinen Erfindungen von ungeheuren Bestien und menschlichen Mißgestalten sieht, sich doch unter der Leitung seines grübelnden Kopfes gewöhnt hatte, gründlich und systematisch zu Werke zu gehn. So findet sich in seinem Buche eine Anzeichnung, wie eine Schlacht gemacht werden könnte, wo er diese große Erscheinung auf eine höchst merkwürdige Art, wenn ich so sagen darf, konstruirt. Er fängt an mit dem erregten Dampf und Staube, und der verschiedenen Behandlung beyder nach ihrer physischen Beschaffenheit; dann von der Beleuchtung durch das Feuer des Geschützes, und so steigt er von dem Allgemeinsten bis in die Tiefen des Getümmels, zu den Geberden und Lagen einzelner Streitenden hinab. Auch hier spürt er überall der Verkettung von Ursachen und Wirkungen nach, und nicht der kleinste Umstand, bis auf die tiefer eingedrückten Fußtapfen in dem Boden, der durch Vermischung des Staubes und Blutes schlüpfrig geworden ist, entgeht ihm, wenn er beytragen kann, in der Darstellung die ergreifendste Gegenwart und Ueberzeugung hervorzubringen. Und man glaube nicht etwa, weil er wie eine bloß überschauende Intelligenz zuvörderst nach den Gesetzen der Erschei-

nung forſcht, er würde in der Gruppirung, den Bewegungen und dem Ausdrucke der Figuren kalt geweſen ſeyn. Daß er hier das Leidenſchaftlichſte eben ſo ergründete, wie in ruhigen Abbildungen das Charakteriſtiſche, zeigen ſeine Angaben der einzelnen furchtbaren Vorfälle.

Reinhold. Noch mehr die Gruppe von vier Reitern, die um eine Fahne kämpfen: das einzige Stück was von ſeinem Carton für den großen Rathsſaal zu Florenz auf die Nachwelt gekommen iſt, wiewohl in einer entſtellenden Abſchrift. Der Gedanke, die Wirkungen des Geſchützes und den Pulverdampf, welcher das Schauſpiel einer Schlacht zum Theil verhüllt, zu der wilden Verworrenheit der Darſtellung zu benutzen, iſt viel ſpäter von Cerquozzi, dem Bourguignon, Wouwermann und andern in hohem Grade ausgebildet worden, aber auch wieder in Manier und Willkühr ausgeartet. Und dann Schlachten als Kabinetsſtücke! Leonardo dachte ſich gewiß die Wände eines großen Saales damit bedeckt, die Figuren in Lebensgröße. Man darf ſichs kaum vorſtellen, mit welcher niederwerfenden Gewalt ein ſolches Stück, in ſeiner Idee ausgeführt, wirken würde.

Waller. Hinweg von dieſem Rieſenbilde! Seine großartige Mikrologie ließ ihn nicht zur vollſtändigen Ausführung von ſo etwas kommen, und es iſt vielleicht gut, damit man nicht in der Bewunderung eines allumfaſſenden Menſchen ausſchweife. Er hätte einer immer erneuten Jugend bedurft. Sein vieljähriges Leben war zu kurz für ſeine Gedanken; der Tod

riß ihren labyrinthiſchen Faden ab. Bey ihm hielt das Streben nach der Wahrheit mit dem Kunſttriebe nicht nur gleichen Schritt: beydes hatte ſich gegenſeitig durchdrungen und war eins geworden. Sein Forſchungsgeiſt war durchaus romantiſch, bizarr und mit Poeſie tingirt; und er verfolgte hinwieder die Foderungen der Kunſt mit der Strenge der Wiſſenſchaft oder der Pflicht. In ſeinen Werken ſowohl als in ſeinem Leben leſen wir den Wahlſpruch:

Vogli sempre poter quel, che tu debbi.

Louiſe. Schön, lieber Waller! Meine Vorleſung konnte nicht beſſer beſchloſſen werden als mit Ihrer begeiſterten Lobrede auf den ehrwürdigen Patriarchen.

Reinhold. Sie ſind alſo am Ende Ihrer geſchriebenen Gallerie?

Louiſe. Für jetzt, ja.

Reinhold. Da muß Ihre Schweſter ſich gegen die Schätze, die wir täglich vor Augen haben, mit wenigem genügen laſſen, ungeachtet Ihres Fleißes und Ihrer Liebe.

Louiſe. Ich konnte gar nicht unternehmen, ihr mehr zu geben als einige Proben des Ausgezeichnetſten.

Reinhold. Auch ſo bleiben große Lücken. Sie haben nichts von Paul Veroneſe, von Carracci, von Rubens. —

Louiſe. Es iſt wahr, manche Dinge ſind wie nicht vorhanden für mich. Vor den Bildern von Rubens gehe ich immer vorbey.

Waller. Sie rufen doch von weit genug her. Ich kann Ihnen mit ein paar Beſchreibungen aushel-

fen, die ich in diesen Tagen zu meiner eignen Erinnerung aufsetzte, eben von solchen Stücken, zu denen Sie sich vielleicht nicht entschließen würden.

Louise. Desto besser, der Mannichfaltigkeit wegen. Lassen Sie doch hören.

Walter. Wenn Sie sich wollen gefallen lassen, ein wenig herabzusteigen, recht gern. Ich habe sie hier in der Schreibtafel.

„Eine Satyrn- und eine Tigerfamilie, die zusammen Weinlese halten, von Rubens. Jene besteht aus dem Vater und zwey Buben, diese aus der Tigerin und drey ganz kleinen saugenden Jungen: sie bilden eine leicht übersehbare Gruppe. Der Vater ist zu alt: über vierzig Jahre hinaus ziemt es niemanden ein Satyr zu seyn, und dieser bekommt, glaube ich, schon graue Haare. Doch ist in seinen grinsenden Mienen, in den Muskeln des braunen Körpers, und in der Bewegung der ins blaue fallenden Beine, die bis auf den gespaltenen Fuß mehr denen eines Pferdes als eines Bockes gleichen, große Kraft. Er hat ein rauhes Fell um den Rücken und über den linken Arm geworfen, wovon nur die innre glatte Seite, die sich aufschlägt, der Fleischfarbe daneben zu ähnlich ist, und dadurch eine widrige Wirkung macht. Links auf einem Felsenstücke sitzend, vor einem von Reben üppig umrankten Baume, der den größten Theil des Grundes einnimmt, drückt er mit beyden Händen abgerissene Trauben aus; die gewöhnliche Satyrngeberde, die Beine an die Schenkel in die Höhe zu ziehn, bezeichnet hier nicht die thierische Begierde: es ist die Unge-

ſchicklichkeit eines rohen Körpers, der das zu einer Verrichtung nöthige Glied nicht allein wirken laſſen kann. Die Hufe helfen auf ihre Weiſe mit keltern. Der eine tritt auf den Rücken der vorn liegenden Tigerin. Hinter dieſer kauzt der älteſte Bube, den man nur bis an die Schenkel ſieht; er hält dem Vater eine Schale unter, aber ſein Kopf iſt noch mehr als ſein Leib vorwärts gedrängt, um den herunterſpritzenden Traubenſaft unterwegs aufzufangen. Man ſieht wohl, daß es reichlich zuaeht: der Vater wehrt es ihm nicht, er ſcheint ſich nicht einmal über die Ungezogenheit ſeines Söhnchens zu verwundern. Da der feiſte Burſch ſo blond iſt und ſo weißes Fleiſch hat, ſollte er ſich billig keiner ſo ungeſtümen Gierigkeit überlaſſen; man ſieht den bräunlicheren Bruder weiter rechts hinter ihm lieber, weil er nicht ſo bloß thieriſch ſeine Traube verzehrt, ſondern aus den grellen Augen ſchalkhaft dazu lacht. Wiewohl hier nichts vom Taumel eines Bacchanals iſt, wo die ſüße Gewalt des trunknen Gottes ſelbſt Leoparden bändigt, ſo findet man doch die nackten Knaben ſo ſorglos neben dem furchtbaren Thiere nicht unwahrſcheinlich. Jene Naturen ſind wild genug, um die wildeſten zu zähmen und geſellig mit ihnen zu leben. Die Tigerin liegt auf ihrer rechten Seite, den Kopf nach dem alten Satur, den Rücken nach den jungen Faunen zu gekehrt. Der Bauch zeigt die feineren weißen Haare; die Hinterbeine ſind auseinander geſperrt, damit die unförmlichen Kleinen an die Zitzen kommen können, und der Schweif dazwiſchen gekrümmt; das linke tritt auf,

am rechten ſieht man die weichaefütterte Tatze, womit ſie unhörbar und deſto ſchrecklicher auf den Raub ſchleicht. Die Vorderpfoten ſind übereinander geſchlagen, mit der unteren quetſcht ſie einen Zweig mit einigen Trauben: auch ſie iſt bey der ſchwelgeriſchen Ernte nicht leer ausgegangen. Der Kopf lauſcht über die Vorderbeine hin mit behaglich zugedrückten Augen, worin man doch die Wuth entdeckt, die daraus hervorblitzen würde, wenn ſie plötzlich gereizt aufſpränge. An der ganzen Art der Ruhe verräth ſich, wie wohl ihr das Säugen thut; ſie liegt ſo bequem in ihrem weiten gleißenden Felle. Rubens regelloſe Zeichnung iſt für dieſe unbeſtimmteren Formen wie geſchaffen. Ein ſtrengerer Umriß würde den Charakter der behendeſten Geſchmeidigkeit verdunkeln, der eben darin liegt, daß das Fell über die gewaltigen Muskeln nicht ſtraff geſpannt iſt. Auch ließen die Streifen und Flecke des farbigen Pelzes der Willkühr ſeines Meiſterpinſels freyen Spielraum, und er war dabey nicht in Gefahr, das Kolorit zu überladen. Vielleicht iſt ihm daher nichts ſo gelungen, als die Darſtellung der großen Raubthiere. Ueberhaupt verräth er viel Sinn und Liebhaberey für das Wilde: er bringt es auch da an, wo es nicht hingehört, oder nur als dichteriſche Lizenz entſchuldigt werden kann. Seine prächtigen Pferde ſcheinen oft Löwenſeelen zu haben, und es wäre nur zu wünſchen, daß man eben das von ſeinen Göttern rühmen dürfte. Andre Male läßt er uns Schauſpiele des Römiſchen Circus ſehen; hier hat er ſich gemäßigt und die Wildheit in der friedlichſten Lage leiſe

durchschimmern laſſen: beydes wie aus der Natur geſtohlen.

Die obige Bemerkung finde ich gleich an dem daneben hängenden Bilde deſſelben Meiſters beſtätigt, das unter dem Namen Quos ego berühmt iſt. Eine Anſpielung auf die Virgiliſche Szene, worin dieſe gebietenden Worte vorkommen, verherrlicht mit mythologiſchem Aufwande die Seefahrt des Cardinals Ferdinand von Oeſterreich von Spanien nach Italien. Aber wie hat die keuſche Dichtung in dieſem üppigen Boden gewuchert! Virgil würde ſich ſchwerlich in einer ſolchen Nachbildung wieder erkennen, die halb eine überſpannende Parodie, halb (wie Mengs ſich bey einer andern Gelegenheit über Rubens ausdrückt) Ueberſetzung ins Flamändiſche iſt. Auf einem großen Muſchelwagen, von Seeroſſen gezogen, fährt Neptun von der Linken herein. Die Kraft ſeiner Muskeln iſt nicht durch Göttlichkeit gemäßigt, vielmehr ſchweift ſie in Umriſſen aus, die der Natur oder der Fantaſie zu voreilig, nur noch als Entwurf, entſchlüpft zu ſeyn ſcheinen. In dem Kopfe iſt dagegen der ohnmächtige Zorn eines ganz gemeinen Menſchen — was ſage ich? eines alten Weibes. Die zerwehten greiſen Haare werden auch der Sache nicht den Ausſchlag geben. Man wundert ſich, daß er durch das Alter nicht mehr zur Vernunft gekommen iſt. Warum ſchreitet er nur in einer ſolchen Fechterſtellung weit aus, und hält den Dreyzack in der Rechten, als wollte er damit ſo recht ins Meer hineingabeln? Lenkte er ſtatt deſſen doch ſeine Roſſe, die verwirrt über einander

poltern, aber dafür auch mit den aufgerißnen Augen und Naſenlöchern, deren Odem die See erhitzen müßte, eine herrliche Theatererſcheinung machen. Man weiß wirklich nicht, ob er Getümmel erregen oder beſänftigen will; und ſieht man auf den blaſenden Triton vor ihm her, auf die wilden Roſſe, die empörten Wellen rings herum, den Sturm im Gemuth des Gottes wie in ſeinem fliegenden Gewand und Haar, ſo muß man jenes glauben. Die entfliehenden Winde oben betragen ſich geſitteter mit ihren in Flügelgeſtalt ausgeſtreckten Armen und Beinen, und die Schiffe in der Ferne ſegeln ganz ruhig, nicht etwa ſchräg gelehnt, und im aufſprizenden Schaume halb vergraben. Kurz, Neptun ſtillt einen Sturm, der noch gar nicht vorhanden war, ſo wie Rubens einen unnützen erregt. Das Auge kann am meiſten auf drey Nereiden ausruhen, die vorn vor dem Muſchelwagen die linke Ecke ausfüllen; eigentlich ausfüllen, denn ſie ſind nach der Erfahrung gemacht, daß wohlbeleibte Perſonen am beſten ſchwimmen können. Sie umfaſſen ſich und tauchen vorwärts unter: ſie ſind zu blond und phlegmatiſch, um an dem Unheile Theil zu nehmen. Auch iſt ihr Fleiſch nicht ſo mit Röthe geſättigt, wie gewöhnlich bey Rubens, es fällt vielmehr ins weißliche, als wäre das Element, das ſie bewohnen, eingedrungen. Ein Uebel, das der Fantaſie des Mahlers ebenfalls begegnet ſeyn möchte.

Eine artige und ſchön geputzte Prinzeſſin iſt auf einer Spazierfahrt begriffen geweſen. Eine geflochtene

Kiste, im Schilf des Ufers schwimmend, hat ihre Aufmerksamkeit erregt: sie ist abgestiegen, und steht von ihrem Gefolge umringt, unter Bäumen auf einer Erhöhung am Ufer. Das Kästchen ist schon heraufgeholt, man hat es geöffnet, und o Wunder! ein schönes gesundes Kind streckt aus dem Tuche, worin es gewickelt war, den Begleiterinnen der Prinzessin die Arme entgegen. Sie überreichen es ihr: sie steht in Ueberlegung, ob sie den Fündling in ihren Schutz an- und aufnehmen soll; während die vertrauteste von ihren Gespielinnen ihr zuredet, erwarten die Andern neugierig den Ausgang. Dieß ist ungefähr die Geschichte, welche Paul Veronese aber nicht so schlicht vorträgt, sondern nach seiner Weise bizarr, modig und doch romantisch zu verzieren, und in einer üppigen Anordnung auszubreiten gewußt hat. Auf der linken Seite machen die dichtstehenden Bäume den Hintergrund aus, der näher vortritt; rechts eine hellere Ferne; eine Brücke mit großen Schwibbogen, unter welchen die längs dem Flusse hingebauten Häuser sichtbar sind. Der Fluß zieht sich schräg nach der rechten Seite hin, und fließt vermuthlich mit einer Krümmung, tiefer als das Bild sich erstreckt, vor der Szene der Handlung vorbey. Aus einer großen Entfernung läuft die Schwester des Kindes athemlos und baarfuß herzu. In der rechten Ecke werden zwey Figuren halb durch den untern Rand abgeschnitten: eine Magd, die den leeren Korb hält, und ein Trabant in alter Schweizertracht, der vom Rücken hergesehen wird, aber durch die Wendung nach der Prinzessin hinauf den Kopf im Profile zeigt. Ein zweyter

Trabant ſteht über ihnen an einem Baum und guckt nach dem Korbe hinunter. Sein rothes Wams mit ſchrägen Einſchnitten nach Art eines Panzers, unter welchem grüne aufgeſchlagne Schöße des Rocks hervorkommen, ſeine wunderliche Mütze, und eine große Hellebarde geben ihm ein ſtattliches Anſehen, das zu ſeinem biedern und kräftigen Geſichte wohl ſteht. Mit dem Kinde ſind zwey Frauen beſchäftigt: eine erfahrne Alte, vielleicht die Amme der Prinzeſſin, faßt die Zipfel des Tuchs, worin das Kind noch liegt und ſieht fragend nach jener hin; ein junges Fräulein hält es auf den Armen, und hat ſich der Prinzeſſin gegenüber auf ein Knie niedergelaſſen. Dieſe ſteht mit dem Kopf und Körper nach vorn gewandt; die linke Hand an der Hüfte geſtützt, mit der rechten auf die Schulter ihrer Freundin ſich lehnend. Sie iſt die Hauptfigur des Bildes, aber dieſe die anziehendſte. Die Prinzeſſin iſt nur vornehm, zierlich und geſittet; das Fräulein verwendet gefällig und liebreich eine ſittſame Beredſamkeit für den kleinen Schützling. Zwiſchen jener und der Alten neigen ſich ein paar weibliche Köpfe im Schatten nach dem allerliebſten Knaben, einem Gegenſtande, der für jetzt eigentlich noch über ihre Sphäre iſt, mit mädchenhafter Theilnahme hin. In den Kleidungen iſt elegante Pracht und Mannichfaltigkeit der ſchönen Stoffe angebracht, und die Mode maleriſch benutzt. Das Mädchen mit dem Kinde hat weite und lange vorn anſchließende Aermel von ſchmalgeſtreifter weiß und grauer Leinwand; das Obergewand von fleiſchfarbnem Atlas iſt in bauſchigen Falten zurückgeſteckt, und läßt an dem knieenden

Feine ein Unterkleid von eben jenem Zeuge ſehen. Die Prinzeſſin trägt ein Kleid von weißem Stoff mit goldnen Blumen oder Schnörkeln geſtickt, das ſie mit der linken Hand an der Hüfte hinaufzieht, und dadurch das Unterkleid von grünlichem Moor ſichtbar werden läßt. Die Form des Schnürleibs iſt etwas ſteif, und ſein Ausſchnitt an der Bruſt viereckig, was durch zwey Feſtons von Perlen unter demſelben wenig gemildert wird. Deſto vortheilhafter für die Freundin neben ihr in einem Kleide von röthlichem Taft, mit braunen weit von einander entfernten Streifen. Ihr linker Arm iſt vor der Prinzeſſin her mit einer redenden Geberde ausgeſtreckt, die rechte Hand nimmt einen weißen atlasnen Rock über jenem Kleide auf, und bringt darin eine üppige Unordnung von Falten hervor. Sie erſcheint von der Seite: die Biegung des Leibes vorwärts und ein breiter Kragen von weißem Atlas, der in Feſtons ausgeſchnitten von Bruſt und Schultern herunterfällt, verbergen das Mißfällige der Schnürbruſt; ein zarter und blühender Buſen, worauf ein Medaillon ruht, hebt ſich ſo reizend daraus hervor, daß er allen Zwang unnatürlicher Trachten vergeſſen macht. Keine regelmäßige Schönheit: das Profil mit etwas auswärts gebogner Naſe und einem kleinen Unterkinn iſt niedlich und aufgeweckt. Das blonde Haar beynah in Griechiſchem Geſchmack eng zuſammengefaßt, und ſeine Flechten auf dem Wirbel gedreht und befeſtigt. So auch bey den übrigen, nur daß die Prinzeſſin eine Krone trägt. Die Köpfchen werden durch den einfachen Putz um ſo kleiner, und dies giebt den

Gestalten überhaupt ein schlankeres Ansehen. Die Gesichtsfarbe der Frauen ist zart und gesund, ohne im mindesten geschminkt zu seyn; eher ist die Röthe zu sehr gespart. Der verkürzte Körper des Kindes hat die wärmste Fleischfarbe. Paul's gewohnte Freygebigkeit in Gewändern erstreckt sich bis auf das Tuch, worin das Kind liegt: es ist mit breiten Franzen besetzt. Die kostbaren metallnen Zierrathen des Phaetons, der aus dem Schatten der Bäume hervorschimmert, vermehren die Pracht; vor ihm kommen die braunen Pferdeköpfe mit weißen Bläßen zum Vorschein, der eine zwischen der Prinzessin und dem Fräulein, der zweyte dieser zur Rechten. Die Entfernung und den Plan, worauf man sich die Pferde denken muß, um sie an der Stelle in solcher Größe und Entfernung von einander zu sehn, mag der Mahler selbst rechtfertigen. Seine grillenhafte Fantasie hat sich ganz vorn linker Hand noch eine eigne Ergötzlichkeit gestattet: ein verwünschter Mohrenzwerg in einer samtnen purpurnen Pagenkleidung thut sehr geschäftig mit zwey Jagdhunden, die er an der Koppel hält. Seine seltsame Physiognomie und Mütze zeichnet sich so grell wie möglich auf dem weißen Atlasrocke des Fräuleins. Dieß kann für einen verschlungenen Namenszug gelten, wodurch sich der Urheber des Gemähldes selbst angiebt.

Auch Pouſſin hat sich eben so unverkennbar angegeben, aber auf eine ganz andre Art, als er die Aussetzung desselben Kindes darstellte, das dort gefun-

den wird. Die Perſonen, welche den kleinen Moſes dem Nil anvertrauen, nehmen näheren Antheil an ſeinem Schickſal, als die, welche ihn zufällig entdecken: dieſen Augenblick umgiebt eine glänzende geräuſchvolle Gegenwart, jenen erfüllt eine ſtille aber innige Handlung. Ein höchſt verletzbares Geſchöpf wird von der, die es am zärtlichſten liebt, einem unſichern Element übergeben, um es menſchlichen Verfolgungen zu entziehen. Dieſe Lage der Mutter, ihre hoffende Beſorgniß, ihre zweifelnde Vorahndung, und den Muth, zu dem ſie geängſtigt worden iſt, läßt Pouſſin uns in ihrer Stellung und Geberde fühlen. Doch bleibt ihr ſchönes Profil unentſtellt von dieſen Regungen. Das Auge iſt auf den Säugling gerichtet, der zu ihren Füßen in die Kiſte gelegt wird, der Mund unmerklich geöffnet; ſie wagt nicht einmal laut zu ſeufzen. Die Arme nicht ganz ausgeſtreckt, nur von den Ellbogen an emporgehoben, und die wenig gekrümmten Finger beyder Hände von einander entfernt: ſie begleitet damit ſo natürlich die Bewegungen des Gegenſtandes, den ſie nun ſchon nicht mehr erreicht, damit er nirgends anſtoßen ſoll. Vor ihr iſt ein Knecht, bis auf ein rothes Tuch um die Hüften unbekleidet, damit beſchäftigt, das Kind in der Kiſte zu verwahren. Er kniet vortrefflich, er ſtreckt die Hände nach der Kiſte wacker aus, die Handlung ſeines ausgearbeiteten und edlen Körpers iſt mehr als akademiſch: ſolche Figuren ſieht man auf alten Basreliefs Dienſte bey Opfern verrichten. Hinter der Mutter eine weibliche Geſtalt, wie die beyden eben geſchilderten im Profil

und von ihrer rechten Seite zu ſehen. Sie hält die umgewandte Hand vor der Stirn und ſchaut umher. Ihre Gewänder werden ſo unordentlich nach vorn und auseinander geweht, daß man zuerſt nicht begreift, weswegen ſie ſich auf einer ſo windigen Anhöhe aufhält, bis man ſich erinnert, daß es die Schweſter des Kindes iſt, welche in der Entfernung wachen muß, daß ſeine Ausſetzung nicht bemerkt werde. Dieſe Entfernung ſchließt man aus der Verkleinerung, weniger aus den gedämpfteren Farben, denn die der vorderen Gegenſtände ſind ſchon matt und dumpf. Sie tritt daher zu nahe an die Mutter heran, und macht für eine Nebenperſon zu viel Lärm. Die Zweydeutigkeit dieſer Figur wird auf den erſten Anblick dadurch noch vermehrt, daß ihr Haarputz und ihr kurzes unter der Bruſt gegürtetes Obergewand und das untere, das ſich ſeitwärts an den Knieen öffnet, etwas von der leichtgeſchürzten Diana hat, ſo daß man ſie für eine allegoriſche Gottheit halten könnte, wie den alten nackten Flußgott, der auf der vorderſten Fläche liegend, beynah die ganze Breite des Bildes einnimmt. Er lehnt ſich mit der Linken auf ein Felsſtück, hinter welchem der Strom ſich verliert; die rechte greift an das nachläßig angezogene linke Knie, der rechte Schenkel iſt ausgeſtreckt, und wie der Rücken in ſeiner ganzen Länge ſichtbar. Ein Füllhorn auf dem Boden neben ihm bezeichnet den befruchtenden Nil. Er ſieht der Handlung, die an ſeinem Ufer vorgeht, in majeſtätiſcher Ruhe zu. Seine Formen ſind groß, aber für lebendiges Fleiſch

zu hart und trocken, der Körper erscheint daher mit seiner braunrothen Farbe eher hölzern, als steinern; und doch wäre das letzte noch am ersten zu ertragen gewesen. Als Bildsäule möchte der Alte immer da liegen, als wirklicher Flußgott verdirbt er eigentlich die ganze Geschichte: das Kind wird nun nicht mehr den fühllosen Wellen, sondern einem göttlichen Pflegevater anvertraut, der schlimmer seyn müßte, als er aussieht, wenn er nicht gehörige Sorge dafür tragen wollte. Auf einem Basrelief, wo das Wasser nicht, wie auf einem Gemählde ausgedrückt werden kann, läßt man sich einen solchen Flußgott zur Bezeichnung der Szene als nothwendige Lizenz gefallen: hier hat Poussin dadurch vollends sein Bild zu einem gemahlten Basrelief gemacht, dem es sich schon durch die geringe Rundung der Körper und den Mangel an Degradation der Farben nähert. In diesen ist die größte Einförmigkeit: die Kleidung der Mutter ist blau und roth, die Kleidung der Tochter roth und blau, und das Fleisch scheint fast aus derselben Mischung erschaffen zu seyn, welche zu dem rothen Zeuge gedient hat. Rechts sind Gebäude ohne alle Verzierungen der Griechischen Baukunst mit schlichten Mauern und Gewölben; links kömmt die Prinzessin mit ihrem Gefolge ganz von weitem herzu, am Horizont sieht man ein paar grell erleuchtete Pyramiden: alles kleinlich und ohne Wirkung.

Daß die Sache in Egypten vorgeht, ist also hinlänglich außer Zweifel gesetzt: aber bei allem dem kann man an der gerühmten Gelehrsamkeit Poussins im

Koſtum hier nichts weiter zugeſtehn, als daß er es beynahe ſo gut wie Paul Veroneſe beobachtet hat. Bey dieſem iſt alles modern, aber alles aus Einem Stücke; bey jenem iſt alles antiquariſch, allein es paßt nicht zu einander. Mutter und Tochter ſind der Kleidung nach ziemlich Griechiſch, der Knecht iſt ganz Griechiſch, der Flußgott iſt wahrlich weder Egyptiſch noch Hebräiſch, ſondern Griechiſch, und bei einer Geſchichte, wo Jehovah's unmittelbare Vorſehung eintritt, noch obendrein erzheidniſch. Das Füllhorn iſt auch Griechiſch. Eigentlich iſt es doch ein Glück, daß der Mahler auf halbem Wege ſtehen blieb, und zufrieden war, wenn eine alte Geſchichte antik ausſah. Ein andrer, der das Studium des Koſtums (auf welches die Franzöſiſchen Kunſtrichter, die darin mit Pouſſin ſympathiſiren, eine ſo lächerliche Wichtigkeit legen) noch ſtrenger verfolgte, könnte der Tochter Pharao's die Phyſiognomie einer Mumie geben. Soll aber einmal etwas fremdes ſich eindrängen dürfen, ſo iſt es wohl eben ſo erlaubt, eine bibliſche Geſchichte im Venetianiſchen Dialekt zu erzählen, als die ganze Welt durch eine Griechiſche Brille zu ſehen. Das Einheimiſche und Neue iſt uns näher, lebendiger, luſtiger; Paul mahlte friſch, was er ſah und erlebte, Pouſſin ſchöpfte mühſam aus alten Denkmälern und Büchern. Jener hätte vielleicht ſeine fantaſtiſche Jovialität eingebüßt, wenn er die Kunſt ſo ernſt hätte treiben wollen; dieſer konnte ſich ſchwerlich über ſeine klaſſiſche Kälte erheben, wenn er ſich auch geſelliger ins Leben hineinwagte, und nicht mehr

nach fesselnden Vorbildern, sondern nach eigner Lust und Liebe darzustellen versuchte. Er verstand sich besser darauf, was zur Würde des Menschen, Paul was zum Glanz und der Herrlichkeit der Mahlerey gehört. Der letzte blieb zu sehr bey der Oberfläche stehen: es war ihm weniger um den Ausdruck, als um die Gestalt, und weniger um die Gestalt, als um die Kleidung zu thun. Aber wie er auch kleidete! Er ist doch noch etwas mehr als ein Mahler für putzliebende Damen, die von seinen Trachten, ob sie schon drittehalb hundert Jahre alt sind, manches benutzen könnten. Wenn man dem steifen Anzug von Tizians Frauen mit seinen Kleidungen vergleicht, so muß man entweder annehmen, daß die Mode, die damals noch nicht so veränderlich herrschte, in einem kurzen Zeitraume um ein beträchtliches geschmackvoller geworden war, oder daß Paul Veronese ihre Reize mit einem andern mahlerischen Geist auffaßte."

Reinhold. Ey, ey! wie stehts mit dem Versprechen nicht eigentlich Urtheile zu fällen? Gegen Waller waren Sie darin noch bescheiden, Louise.

Louise. Er hat sich das bey seiner kritischen Profession so angewöhnt. Indessen geht er doch in so fern nicht über seine Befugniß hinaus, daß seine Bemerkungen und sein Tadel des Rubens und Pouſſin meistens das betreffen, was in den Kunstbüchern selbst der poetische Theil genannt wird.

Wallers. Hier sind noch ein paar kleinere Stücke, wo möglich ganz Beschreibung.

„Joseph und Potiphars Frau von Cignani. Beyde Figuren nur bis zu den Knieen: der enge Raum des achteckigen Bildes ist schicklich gewählt, um die Bedrängniß des keuschen Jünglings in einer solchen Nähe fühlbar zu machen. Potiphars Frau sitzt links auf Polstern eines Ruhbettes, ihr Oberleib unbekleidet; über den Hüften umgiebt sie lose ein bläulichtes mit goldnen Blumen gesticktes Gewand, und zieht sich um das rechte sichtbare Knie anschließender zusammen. Ihr vorgebeugter Leib nähert sich diesem; beyde Arme sind ganz ausgestreckt: der linke hinter Joseph kommt an seiner linken Schulter nur mit den Fingern, welche sie halten, zum Vorschein; der rechte greift in seinen rothen Mantel über dem dunkelblauen Gewande, der aber schon heruntergefallen nur noch über einem Arme hängt. Das Nackte an ihr ist üppig, aber nicht von schönen Formen, die Brüste zeigen sich in einer ungünstigen Lage, durch die heftigen Bewegungen der Arme zusammengedrängt. Im Taumel der Begierde vergißt sie sogar der Sorge für ihren Reiz, auf die sie sich sonst, nach dem buhlerischen Gesicht zu urtheilen, wohl versteht. Eine entschiedne kecke Brünette, keine Spur von weiblicher Scheu, die sie zurückhalten könnte; sie ist ganz auf ihren entfliehenden Raub gerichtet. Ihr schwarzes, nicht lockiges Haar ist vorn gescheitelt, und hinten zusammen gebunden, eine breite goldne Schnur durchschlingt es ein paarmal. Die aufgeworfne Nase, das runde vortretende Knie, die starken Lippen des geöffneten Mundes, alles deutet auf

jugendliche kühne Sinnlichkeit, und in dieser Rücksicht konnte Joseph nicht schlimmer versucht werden. Wie schön stechen seine edlen seelenvollen Züge gegen die übrigen ab! Er lehnt sich zurück um ihrem Arm zu entgehen, sein Gesicht ist nach seiner linken Schulter in den Schatten gewandt, in welchen auch seine braunen Locken wie von ihr wegfliegen. Die heiligen keuschen Augen sind über sich gen Himmel gekehrt, der Stern tritt unter das obere Augenlied. Der Mund öffnet sich, aber nur zu einem sanften ächzenden Ruf, und ladet um so beredter zu Liebkosungen ein, gegen die er um Hülfe fleht. Die Arme, bis zum Ellbogen bloß, hält er vor, die Hände mit den geöffneten Fingern sieht man beyde von der innern Seite über dem Kopfe der Frau. Auch das ist zart gedacht, daß er die Verführerin nicht mit körperlicher Gewalt zurückstößt. Die Hände wollen sie nicht berühren, und ihre Bewegung ist nur des bildliche Entfernen einer verabscheuten Vorstellung. So ringt eine schöne Seele, die in Gefahr kommt, ihr theuerstes zu verlieren. Ein Schlagschatten, welchen der eine Arm auf den untern Theil des zurückgebogenen Gesichtes wirft, vollendet den rührenden Ausdruck, und überredet uns, daß bloße Wirkungen und Spiele des Lichtes Gedanken eines theilnehmenden Wesens sind, welches die Gegenstände umschwebt.

Ein jugendlich männlicher Kopf voll Ruhe und Würde: das Haar vom schönsten Braun, oben gelöcht

Univ.-Bibl. München

telt aber nicht gleich von ebner Länge, tritt hier und da unregelmäßig in die ebne, wenig gewölbte Stirn herein, und fließt an beyden Seiten des länglichten, doch geräumigen Gesichtes auf die Schultern herab; große braune Augen von offnem, festem, lichtem Blick, über die sich die vom aufgeschlagnen Augenliede gebildete Linie in ungewöhnlicher Entfernung schön gebogen herumzieht; über ihnen Schatten durch die Vertiefung unter den Augenbrauen; diese nicht stark, welches die Majestät vermindert, aber auch nicht schlicht anliegend, sondern von etwas strebendem und ungleichem Haar, und also auch nicht von einem leidenden Charakter; die Nase mit einer kleinen Einbiegung an die Stirn gefügt, der Nasenrücken breit, doch rundet er sich an beyden Seiten; der Zwischenraum von da bis zur Oberlippe klein und nicht sehr nach innen ausgeschweift; die Lippen voll, der Mund in einer ziemlich ebnen Linie geschlossen, die beschattete Vertiefung über dem Kinn sehr kräftig, der Bart mit hellerem und krauserem Haar angeflogen; alle Züge groß und in ihrer Großheit still und geordnet; ein hoher einfältiger Beruf, keine schwermüthige Vorahndung von Leiden, sondern die weiseste, heiterste, überschauendste Fassung; viel von einem Sohne Jupiters und doch auch etwas von einem Juden: das ist der Christuskopf des Hannibal Carracci."

Louise. Der Schluß Ihrer Beschreibung blieb mir kein Räthsel, ich erkannte darnach das Bild viel früher. Das ist wirklich der Christus des Hannibal

Carracci, aber ich kann nicht ſagen: es iſt ganz der nemiae.

Waller. Und warum nicht?

Louiſe. Es iſt der ſchönſte, den ich jemals geſehn habe, aber doch fehlt ihm der Brennpunkt, wo die höchſte Kraft und Duldſamkeit zuſammentreffen; und bis ich den finde, werde ich vielleicht die Darſtellung dieſes Ideals für unmöglich halten.

Waller. Sie ſind der Meynung Forſters?

Louiſe. Aus weniger ſubtilen Gründen vielleicht. Die Aufgabe iſt aber wirklich ſubtil, der mancherley Lokalbedingungen wegen, unter denen der Gott Menſch war, oder unter denen wir ihn ſo denken. Die Ruhe in Carracci's Kopf iſt herrlich, aber doch mit zu viel Weichheit verbunden. Er hat mehr von dem Jünger als von dem Meiſter. Ein hoher einfältiger Beruf liegt in ihm, wie Sie mit Recht ſagen, aber es iſt der: die weiſe Lehre zu faſſen und wiederum auszuſtreuen, und an der Bruſt des Meiſters zu ruhn. — Doch wir wollen dieſen unendlichen Streit nicht weiter führen. Geben Sie mir Ihre Pariere; ich nehme alles mit, und kann nun um ſo eher Feyerabend machen.

Waller. Und von dem Raphael wollen Sie ſchweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang ſtehen ſah?

Louiſe. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bey mir nicht allemal von dem über, deß das Herz voll iſt. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuſchreiben, und doch iſt mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit

nur hinwegnehmen ſollte. Aber wie ſoll man der Sprache mächtig werden, um das Höchſte des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt ſo unmittelbar, und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabey, man hat keine nöthig, um zu erkennen, was in unzweifelhafter Klarheit daſteht, und gar nicht anders als es iſt, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingeſtanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem heiligen Namen bey Ihnen, daß Sie einige Umſtände machen, und ſich nicht ſo getroſt mittheilen, wie ein Menſch doch über alles thun darf, wovon er verdient, daß es ihm lieb iſt?

Louiſe. Es kann ſeyn, und ich habe ſchon gewünſcht, überall nicht zu wiſſen, dieſes Bild ſey von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müſſen. In der Reihe der andern Gemählde habe ich es niemals geſehn, weil es immer unten für die Schüler auf der Staffeley ſtand: aber wie es ſich ſchon durch die einfache Zuſammenſetzung der drey großen Figuren unterſcheiden müßte für den erſten Blick! In beyden Sälen iſt nichts ähnliches und unter dem Vortrefflichen nichts verſtändlicheres, ſelbſt für das ganz unkünſtleriſche Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt ſeyn, der ſich in den Sinn des Mahlers oder der Mahlerey überhaupt zu verſetzen weiß; aber hier trifft eben das erſte und letzte zuſammen.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen, wo nicht für Raphael, doch für dieſes Bild von ihm zu.

Louiſe. Liegt es nicht darin: daß die Geſtalten ſo einzeln daſtehn, jede für ſich geltend? Das Auge ruht dazwiſchen aus, und hat nichts zu ſondern, nichts konventionelles ſich klar zu machen. Und doch ſind ſie innig verbunden, ſelbſt für den erſten augenblicklichen Eindruck: denn ſagt, wer würde ſich nicht gern neben dieſen Knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louiſe; in der Andacht vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann ſie doch ein jeder nach ſeiner Weiſe haben.

Louiſe. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, was ſie trägt, iſt ein Gott, denn ſo hat noch niemals ein Kind ausgeſehn. Sie hingegen iſt nur das Höchſte von menſchlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß ſie den Sohn ſo ſtill, ſo ohne ſichtbare Regung von Entzücken oder Selbſtgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es iſt auch nichts ätheriſches an ihr, alles gediegne feſte Theile. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt ſie ſchreitend auf die Wolken, und ſchwebt nicht in der Glorie, in die ſich ihre große Geſtalt hinzeichnet. Der Kopf ganz grade aus, und ſo die Blicke. Das Oval des Geſichtes iſt oben ziemlich breit, die braunen Augen weit auseinander, die Stirn klein, das Haar ſchlicht geſcheitelt — aber nein, ich kann das nicht einzeln und phyſiognomiſch deuten.

Waller. Sie ſollen auch nicht, ſagen Sie was Ihnen einfällt.

Louiſe. Das ſcheint mir vortrefflich, daß man ſie oben nicht ganz im Freyen ſieht: der Schleyer, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen iſt, dient ihr gleichſam zur Blende.

Reinhold. Der äußere Umriß wird dadurch an dieſer Seite ſehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grund hervor, weiter hinunter aber geht das Gewand längs der ganzen Geſtalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louiſe. Der umgebende Schleyer ſtimmt auch mit der Beſcheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße; aber ſie läßt ſich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, ſichtbar bleibt, beſonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid feſt anſchließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleyer an bis, wo er ſich an den Füßen auseinander ſchlägt und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorſchein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht ſelbſt geſehn hätte, würde es mir doch ſchwer werden.

Louiſe. Laſſen Sie nur. Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erſt in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, ſelbſt daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand ſie verſteckt, iſt nicht umſonſt: man ſieht die Geſtalt beſtimmter und ſie erſcheint menſchlicher.

Waller. Nach meiner Anſicht auch majeſtätiſcher.

Louiſe. Ja, eben weil es eine ſo reine Erſcheinung iſt, die nicht Menſchen mit dem, was nach ihrer Meynung Ehrfurcht auflegt, ausgeſchmückt haben, ſondern die in ihrer eignen Natur daſteht. Denken Sie nun, wie groß ſie das Kind auf dem Schleyer trägt, ſo daß es oberhalb frey bleibt und nur die Enden unter ihm zuſammen genommen ſind. Sie faßt mit der Rechten unter ſeinen rechten Arm, die Linke unterſtützt das rechte Bein, das über das andre hinüber geſchlagen iſt und an welches die Linke des Kindes greift, nicht ſpielend wie Kinder thun, ſondern in der Ruhe welche vollbracht hat. Es ſitzt nach vorn gewendet und ſcheint nichts zu wollen, aber was es einſt wird wollen können, iſt unermeßlich, oder vielmehr was es gewollt hat: denn alles iſt bereits geſchehn, und es zeigt ſich nur auf dem Arm der Mutter der Erde ſo wieder, wie es ſie zuerſt betrat. Die Formen ſind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder ſtark und voll, nicht von zarter Gattung, aber Auge und Mund beherrſchen die Welt. Der Mund iſt beſonders ernſt, ſehr geſchweift, beyde Enden der Lippen ziehen ſich herunter. Dieſer fremde Zug an einem Kinde giebt

ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch das kurze Haar, das emporstrebend den Kopf umgiebt. Die Augen scheinen zwey unbewegliche Sterne; sie liegen tief, die Stirn ist voll Nachdenken. Und doch kann man nicht sagen, dieser Knabe ist schon ein Mann. Es ist keine Ueberreife, aber Uebermenschlichkeit. Denn so weit sich das Göttliche in kindischer Hülle offenbaren kann, ist es hier geschehn, und ich kann mir den Mann zu diesem Kinde nicht einmal denken.

Walter. Ist das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Christuskopf für unmöglich halten?

Louise. Ja ich gestehe Ihnen, ich sehe den Erlöser der Welt am liebsten als Kind. Das Geheimniß der Vermischung beyder Naturen scheint mir in dem wunderbaren Geheimniß der Kindheit überhaupt am besten gelöset, die so gränzenlos in ihrem Wesen wie begränzt ist.

Walter. Fast möchte ich Ihrer Meynung werden.

Louise. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kind zusammen. Welch ein erhabnes Daseyn, und ganz allein durch das bloße Daseyn, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte sagen, auch ohne Beleuchtung: ein geschloßnes Helldunkel ist wenigstens nicht da, keine Magie der Erscheinung.

Reinhold. Es ist aber doch in den kräftigsten Farben, und ganz in Raphaels herrlichster Weise gemahlt.

Louise. Dagegen ging meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beynah ohne Kolorit

beſchien können? Wirklich iſt dieſes ſo, daß ich es nicht anders wünſchen mag. Ich liebe das bräunliche derſelben und den Roſt der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Klöſter zu Florenz.

Louiſe. Seys was es wolle, ich laſſe mir ſelbſt die violetten Linien an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben als es iſt. Denn worin bey ihr die wahre Zartheit liegt, das iſt die Reinheit und Keuſchheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichſam nur dadurch gereift ſcheint, daß ſie für ewig feſtgehalten wurde, und dieſes dringt eben in der ganz irdiſchen Hülle noch näher an das Herz.

Reinhold. Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, ſelbſt wenn es noch vollkommner ſeyn könnte.

Louiſe. Iſt es nicht genug, wenn etwas ſo vollkommen iſt, daß man es bis zu dieſem Grade lieben muß? Wenigſtens können Sie mir dieſe Schwachheit geſtatten. Aber ſtören Sie mich nicht. Ich wollte ſagen, daß eine ſolche Gegenwart doch gar nichts als ſich ſelber bedarf, daß die bloße Geſtalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe iſt nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht liebkoſend, das Kind weiß nichts von ſeiner Mutter. Die Mutter iſt da um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in dieſem heiligen Dienſte erſcheint ſie vor der anbetenden Welt, ſo groß wie ſie ihn im Himmel verwaltet, von

nommen ſie wieder herabgekommen iſt. Sie iſt ohne Leidenſchaft, und ihr klares Auge heißt auch der Leidenſchaft ſchweigen. Wie ich hinaufſteigen darf, um ihr mehr ins Antlitz zu ſchauen, kann ich nicht läugnen, es iſt ein ſanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen ſind naß geworden.

Walter. Sie ſind in Gefahr katholiſch zu werden.

Louiſe. Wie dann und wann heidniſch. Es iſt keine Gefahr dabey, wenn Raphael der Prieſter iſt. Sagen Sie, Reinhold, iſt nicht das ganze Bild wie ein Tempel erbaut? Die beyden Figuren, welche rechts und links knien, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architektoniſche Symmetrie.

Reinhold. Sie nehmen ſich wirklich in einiger Entfernung wie zwey Dreyecke aus, die ein ſchmales Oval zwiſchen ſich tragen. Sie ſind vor der Jungfrau einander ſo nahe gegenüber, daß ihr Gewand ſie eben zu berühren ſcheint. Die Köpfe ſtehen ungefähr der Mitte der Hauptgeſtalt gleich. Die drey Figuren zuſammen bilden wieder ein größeres Dreyeck, welchem oben ein von beyden Seiten ſchräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle dieſe Verhältniſſe werden durch die hart gegen einander abgeſchnittenen Farben noch auffallender gemacht. Am härteſten ſteht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde, der nur gegen ſeine äußere Grenze zu, wo die Engelchöre der Glorie kaum ſichtbar angedeutet ſind, bläulicht wird; der ſchwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht,

zeichnen sich doch weniger stark aus. Die beyden Heiligen sinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau; auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bey.

Louise. Wissen Sie, wie mir überhaupt die zwey knieenden Figuren vorkommen? Wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann zur Rechten der Jungfrau hebt sein Haupt voll Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er seine Linke betheuernd auf die Brust legt, und die Rechte zum Bilde herausstreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und diese Hände sind vortrefflich gezeichnet.

Louise. Die junge Heilige, die so innig und anmuthig die Hände auf der Brust zusammenfaltet, wendet ihr Gesicht mit gesenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vorderen Schulter herum. Sie ist zu schüchtern, um hinaufzuschauen, zu demüthig und auch mehr mit sich selbst beschäftigt. Der Alte ist kühner als Mann und als Greis: wohin sein Sinn steht, dahin blickt sein Auge; auch scheint er für andre und nicht für sich selbst zu bitten. Das Märchen flieht in ihr Jahres zurück und betet um das eigne Seelenheil. Sie hat ein sehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünsche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch ist sie nicht das Vorzüglichste auf dem Bilde.

Louise. Eins muß ja wohl zurückstehn, obwohl

ich es nicht gewahr werde und nicht wissen will. Lieber lassen Sie mich von den himmlischen Kindern sprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Sehn, das ist nun die kindliche und die englische Natur. Sie lieben sich, weil Kinder und Engel um nichts zu bitten haben: sie betrachten nur in ihrem wonnevollen unschuldigen Sinn. Der älteste wieder anders wie der jüngere. Er schaut über sich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; im Strahl von oben fällt in sein süßes trunkenes Auge, man sieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit schon, welche der Kleine kindisch umfaßt, der mit seinen runden Wangen auf beiden Armchen aufliegt.

Walter. Ja, liebe, es giebt viele Engel, die größer noch und göttlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel sind: aber so reizend und himmlisch zugleich sind mir noch keine vorgekommen.

Louise. Es ist wahr, sie sind Kinder der Erde in ihrem Jüngsten. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg sind. Der Aeltere ist sanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen sträubt sich das Haar so trotzig um das volle Gesichtchen. Man kann sie nicht ohne Verlangen ansehn, aber dann leitet der älteste mit seinem ernsten Blick den wenigen doch wieder in die Höhe; heiter war, denn alles, was Kind ist, erheitert doch die Seele.

Walter. Und so wäre der Kreislauf Ihrer Be-

trachtung vollbracht, und wenn ich Sie nicht mit einem Vorschlage unterbreche, fangen Sie ihn von neuem an. Sie sind unvermerkt in einen solchen Strom der Schilderung hineingerathen, daß Sie nichts weiter zu thun haben, als das Gesagte zu Hause niederzuschreiben, damit Ihre Schwester den Raphael nicht vermisse.

Louise. Wenn es mir nur unter der Feder nicht wieder erkaltet.

Waller. Ich habe für mein Theil darauf gesonnen, ihm auf eine andere Weise beyzukommen.

Louise. So? Da ist gewiß etwas von Poesie dabey: mir däucht, Sie spielten vorhin darauf an.

Waller. Das Verhältniß der bildenden Künste zur Poesie hat mich oft beschäftigt. Sie entlehnen Ideen von ihr, um sich über die nähere Wirklichkeit wegzuschwingen, und legen dagegen der umherschweifenden Einbildungskraft bestimmte Erscheinungen unter. Ohne gegenseitigen Einfluß würden sie alltäglich und knechtisch, und die Poesie zu einem unkörperlichen Fantom werden.

Louise. Was sie bey manchen Dichtern und manchen Lesern schon allzusehr ist.

Waller. Gut, sie soll immer Führerin der bildenden Künste seyn, die ihr wieder als Dollmetscherinnen dienen müssen. Nun sind uns aber die Gegenstände, welche der modernen Mahlerey in ihrem großen Zeitalter und auch nachher angewiesen wurden, so fremd geworden, daß sie selbst der Poesie zu ihrer Dollmetscherin bedarf.

Louise. Allerdings haben die Protestanten im

allgemeinen für den katholischen Glauben einen sehr profanischen Gesichtspunkt.

Walter. Der Katholik hat ihn auch, wenn er seine Religion nicht liberal und menschlich behandelt. Wir müssen uns erst bewußt seyn, daß wir etwas selbst in uns erschaffen, ehe wir uns erlauben, es durch ein dichterisches Spiel zu veredeln. Ein schöner Gottesdienst kann nie Aberglaube seyn: aber die priesterliche Zaubermacht wird dadurch am stärksten bewährt, daß sie den Menschen das Häßliche, Lächerliche, Armseelige in Heiliges verwandelt.

Louise. Es wäre also schon lächerlich von den Päpsten und andern Geistlichen gewesen, wenn sie die Talente großer Künstler zum Dienste der Religion aufboten?

Walter. Unstreitig; sie war aber durch den allgemeinen religiösen Luxus viel früher vorbereitet. Auf jeden Fall verdanken wir ihr einige von den eigenthümlichsten Schöpfungen der modernen Kunst. Ich habe es oft beklagen hören, daß die großen Mahler immerfort Madonnen, heilige Familien, Apostel, Heilige, Himmelfahrten und so weiter gemahlt. Nach meinem Bedünken ist es vielmehr ein unschätzbarer Vortheil, einen bestimmten mythischen Kreis zu haben, wo die Gegenstände schon bekannt und von lange her mahlerisch organisirt sind, und die Aufmerksamkeit sich daher um so ungetheilter auf die Behandlung richten kann.

Reinhold. Indessen sehen wir, daß die heutigen Künstler Himmel und Erde bewegen, um aus dieser Beschränkung herauszukommen. Sie verfliegen sich

in die klaſſiſche Mythologie und Geſchichte, oder ſpielen ſich mit Allegorie, oder wenn ſie recht nordiſche Naturen ſind, laſſen ſie gar die Geiſter Oſſians im Nebel erſcheinen.

Walter. Das erſte thaten die Meiſter der ſchönſten Periode auch zuweilen zur Abwechſelung; doch blieb die Religion mit ihren Geſchichten immer ihre Hauptbeſchäftigung, ſo wie ſie ihnen faſt ausſchließend Beſchäftigung gab. Man hat es noch nicht erlebt, daß die große Geſchichtsmahlerey in einem proteſtantiſchen Lande recht gedeihen hätte.

Reinhold. Der politiſche Enthuſiasmus müßte ihr dann irgendwo ein neues weites Feld und eine ruhmvolle öffentliche Beſtimmung öffnen.

Walter. Sie würde freylich dadurch aus der Vereinzelnheit gezogen, meiſtens für ein gelehrteres Privatintereſſe zu arbeiten, welches niemals populär werden kann. Allein der Republikanismus wird nie etwas übermenſchliches ersinnen. Wenn der Künſtler auf dieſes alſo nicht ganz Verzicht thun will, ſo iſt er auf die Alternative reduzirt, die Ideale einer ausgeſtorbnen Götterwelt zu wiederholen, oder den göttlichen und heiligen Perſonen eines noch beſtehenden und wirkenden Glaubens fortbildend zu huldigen.

Reinhold. Eines noch beſtehenden! Aber wie lange?

Walter. Als ſchöne freye Dichtung verdient er eine unvergängliche Dauer. Ich habe ihn als ſolche zu nehmen verſucht, und mir nicht grade einzelne Gemählde, aber hergebrachte Gegenſtände dazu gewählt.

Die Poeſie beweiſet auf dieſem Wege der Mahleren ihre Dankbarkeit, und es würde ſie ſelbſt vielleicht nicht gereuen, wenn ſie darauf fortginge.

Louiſe. Sehen Sie, Reinhold! Die Verwandlung von Gemählden in Gedichte, wovon ich ſagte. Laſſen Sie uns doch hören, Waller.

Waller.

Ave Maria.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geſchmeide,
Im Abendſchatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß ſie Gott zur Braut erkohr,
Doch ſtilles Sinnen iſt ihr Seelenweide.

Da ſieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in ſeiner Hand, hervor.
Voll ſüßen Schauers bebet ſie empor,
Denn ſeine Stirn iſt Morgenroth der Freude.

Gegrüßt, Maria! tönt ſein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund
Wie Kraft von oben her ſie ſoll umwallen.

Und ſie, die Arm' auf ihre Bruſt gelegt,
Wo ſichs geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geſchehe nach des Herrn Gefallen!

Chriſti Geburt.

Mein ſüßes Kindlein, wüßt' ich Dein zu pflegen!
Ich bin noch matt, doch ruh am Buſen warm;
Die Nacht iſt dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie mußten Dich in dieſe Krippe legen.

So ſprach Maria; draußen rief's dagegen:
Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hieher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebohrnen Segen.

Das Dach empfängt ſie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entſtrahlt des Heilands kleinem Angeſicht.

Sie ſtehn, ſie ſchaun, ſie jubeln, preiſen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

Die heiligen drey Könige.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit ſtrebten wir ſeit langen Jahren,
Doch wandern wir in unſern Silberhaaren;
Ein ſchöner Stern iſt vor uns her geflogen.

Nun ſteht er winkend ſtill am Himmelsbogen:
Den Fürſten Juda's muß dieß Haus bewahren.
Was haſt Du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir iſt der Herr vor allen hoch gewogen.

Holdſelig Kind, laß auf den Knie'n Dich grüßen!
Womit die Sonne unſre Heimat ſegnet,
Das bringen wir, obſchon geringe Gaben.

Gold, Weihrauh, Myrrhen liegen Dir zu Füßen;
Die Weisheit iſt uns ſichtbarlich begegnet,
Willſt Du uns nur mit Einem Blicke laben.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu geſtaltet,
Gebenedeyte! haſt Du ihr gegeben.
Du darfſt Dein Aug' als Anvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.

Ein guter Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In Deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das ſpielend ſich auf Deinem Schooß entfaltet.

Mehr Lieb' als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genoſſen feurige Geberde,
Dem Jeſus zarte Händ' entgegen breitet.

Der braungelockte Knabe ſcheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich Deiner würdig werde?
Gern ſterb' ich, wann ich Dir den Weg bereitet.

Johannes in der Wüſte.

Ein ſtarker Jüngling, kühn zur That und ſchnell,
Entreißt Johannes ſich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte ſich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts niedres kann ihn an die Erde ketten
Und ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in ſich der Gottheit Lebensquell.

Er ſitzt am Felſen, deſſen Born ihn tränket,
Da ſteigt vor ſeiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit ſel'gem Staunen überdenket.

Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild,
Der ernſte Seher hält ſein Haupt geſenket:
Ach, gegen Dich, wie bin ich ſtreng' und wild!

Mater dolorosa.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat ſein geweihtes Opfer ſchon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Chriſt am Kreuz die Arme ausgebreitet.

Er ſieht voll Huld, die ihn hinausbegleitet,
Der Treuen Schaar in namenloſem Bangen:
Sie ſchaun auf ihn mit ſchmerzlichem Verlangen,
Was noch ſein Wink für Tröſtung ihnen deutet.

Der Mutter Antlitz blaßt in Todesſchauer,
Die thränenloſen Augen ſind verglommen,
Ihr ſtummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.

Kein ſterblich Weib erfuhr ſo tiefe Trauer.
Das prophezeyt' ihr einſt das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Wie iſt mir? Wonne blitzt von Gottes Throne,
Und hat mit ſüßen Banden mich umſchlungen.
Mein Sehnen iſt die Himmel durchgedrungen:
Ich ſeh' den Vater bey dem theuern Sohne

Hinan! hinan! auf daß ich bey euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeſchwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und einſt empfaht die Krone! —

Und wie ſie ſo auf Wolk' und Duft entſchwindet,
Umlächeln ſie des Himmels jüngſte Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.

Im Lichte wird ein neues Licht enzündet,
So ſtrahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel ſich in tiefer Feyer,
Und Heil'ge beten, wo Dein Fußtritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! Dir hallt,
Die Gott beſaitet hat, der Sphären Leyer.

Dein Geiſt blickt ſichtbar göttlich durch den Schleyer
Der unverwelklich blühenden Geſtalt;
Du trägſt ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreyer.

O Jungfrau! Tochter deß, den Du gehegt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo ſelbſt ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.

Dein Leben hat das Leben neu beſeelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Iſt unauflöslich uns durch Dich vermählet.

Louiſe. Ach, da haben wir endlich unſern Raphael.

Reinhold. Und ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie nicht bey dem vorletzten Sonett an die Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni zu Düſſeldorf, und bey Johannes dem Täufer an den ebenfalls dort befindlichen gedacht hätten, der bald dem Andrea del Sarto, bald dem Raphael zugeſchrieben wird.

Louiſe. Und bey der Geburt Chriſti hatten Sie gewiß Correggio's Nacht vor Augen. Aber wie

konnten Sie in dieſer poetiſchen Gallerie die holde Magdalena auslaſſen?

Waller. Ich habe ſie nicht vergeſſen, allein ich wollte ſie nicht grade zu in jene heilige Reihe ſtellen. Bemerkten Sie doch ſelbſt vorher, daß man über dieſen Gegenſtand ſo leicht frivol wird.

In unbewahrter Jugend friſcher Blüthe
Riß Magdalenen ihre Schönheit hin;
Den edlen Geiſt berückt ein weicher Sinn,
Daß ſie in ungeweihten Flammen glühte.

Sie hört den Heiland, und die ernſte Güte,
Die aus ihm ſpricht, wird ihres Heils Beginn.
Zu ſeinen Füßen ſinkt die Sünderinn,
Mit tief zerrißnem ſchmachtenden Gemüthe.

Entblößt vom Schmucke liebt ſie nun, allein,
Den Arm gelehnt an blaß geweinte Wangen,
Betrachtungen der Buße nachzuhangen.

Ja, fromme Huldin! flieh in Wüſteneyn,
Verbirg der Welt den Anblick Deiner Schmerzen:
Denn ſonſt bethört noch Deine Reu die Herzen.

Louiſe. Bis zur letzten Zeile haben Sie ſich ſtreng' gehalten, und wer weiß, wenn das Sonett nicht einen Schluß hätte haben müſſen, Sie wären ohne alle Weltlichkeit durchgeſchlüpft. Was aber die übrigen Stücke betrifft, warnen Sie nur wieder vor

dem Katholisch werden! Sie sind nicht nur ein Katholik, sondern ein Proselytenmacher.

Waller. Gut, das bewiese ja, daß ich jenes recht wäre.

Louise. Müßte sich nicht viel dergleichen und von größerem Umfange zur Verherrlichung der heiligen Geschichte und der Legenden dichten lassen?

Waller. Wer soll es thun? In Deutschland wohnt der Katholizismus, und die Poesie eben nicht unter Einem Dache beysammen. Protestantische Dichter haben sich zwar in England und Deutschland zum Theil mit ausgezeichnetem Geiste an Gegenstände ihres Glaubens gewagt; allein nach der Natur der Sache kann es damit nicht recht gelingen. Durch die Reformation wurde das erneute Christenthum von seiner ehrwürdigen Vorzeit abgeschieden, und eine mythische Welt hinter ihm vernichtet. Auf gewisse Weise wiederhohlte sich, was bey der Verdrängung des Heidenthums durch das ursprüngliche Christenthum geschehen war.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert,
Unsichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.

Erst nach einem langen Zeitraume konnten protestantische Dichter aufstehen, nun fanden sie sich von aller volksmäßigen Sage verlassen und griffen nach wunderbaren Dichtungen in die nüchterne Luft. Bey

der Verſchmähung der Sinnlichkeit, welche im Geiſte ihres Syſtems liegt, mußten ſie dabey faſt unvermeidlich ins tranſzendente verfallen, und die wahre kindliche Myſtik überſtiegen.

Louiſe. Was machen Sie da, Reinhold? Sie haben gewiß einmal wieder eine von ihren Abweſenheiten.

Reinhold. Ich habe nur ein paar Ideen flüchtig ſkizzirt, die mir bey den Gedichten einfielen. Hier iſt eine Verkündigung Mariä für Sie, und da ein heiliger Johannes für Waller. Sie werden ſich das ſchon zueignen.

Louiſe. Wie ſo?

Waller. Nun, das begreift ſich, ſymboliſch. Wenn Sie einmal Mutter werden ſollten — das Vorgefühl eines ſo ſchönen Geheimniſſes iſt gewiß für jedes zarte weibliche Herz ein verkündigender Engel.

Louiſe. Und ein junger Dichter und Schwärmer, der ſich weder in den Wiſſenſchaften noch bürgerlichen Verhältniſſen einzunften laſſen will, bleibt immer die Stimme eines Predigers in der Wüſte.

Waller. Daß Sie ſich nur nicht zu eifrig dem Dienſt der Antike widmen, Reinhold, und mir ja den katholiſchen Glauben recht in Ehren halten. Als Mahler haben Sie mehr Urſache damit zufrieden zu ſeyn, wie mit der Griechiſchen Mythologie.

Reinhold. Das wäre!

Waller. In dieſer hat Ihre Kunſt durchaus keinen Schutzgott.

Louiſe. Das iſt wahr, keine einzige Muſe mahlt und ſo viele muſiziren.

Waller. Sie müſſen wohl, wenn die Muſik von ihnen den Namen führen ſoll. Apollo iſt für die Dichter, Vulkan für die mechaniſchen Künſte, Minerva für die weiblichen Arbeiten, die bildenden Künſte gehn immer leer aus.

Reinhold. Dieß kommt wohl daher, daß ſie viel ſpäter aufblühten als Poeſie und Muſik, da ſchon alle Götter vertheilt waren.

Waller. Auch ſolche Heroen haben ſie nicht, wie Orpheus, Linus, Amphion und andre. Der einzige, den man nennen kann, iſt Dädalus, und dieſer gilt nur für die Bildner, nicht für die Mahler. Welch' einen würdigen Schutzheiligen haben Sie dagegen an dem Evangeliſten Lukas!

Reinhold. Und auch das iſt nicht wenig werth, daß wir wiſſen, er hat die Bildniſſe der Jungfrau, Chriſti und der Apoſtel nach dem Leben genommen, und der Nachwelt überliefert.

Waller. Es deutet die Richtung der neueren Kunſt auf individuellen menſchlichen Charakter ſo ſchön an. Niemanden konnte es einfallen, daß der Olympiſche Jupiter dem Phidias geſeſſen habe.

Louiſe. Aber Homer ſah ihn doch gewiß von der Joniſchen Küſte herüber auf dem wolkigen Gipfel des Olymp ſitzen.

Waller. Damit ich das Geſchenk Ihrer Skizze mit etwas erwiedre, lieber Freund, hören Sie meine Legende von Ihrem Schutzpatron.

Sankt Lukas ſah ein Traumgeſicht:
Geh! mach Dich auf und zögre nicht,
Das ſchönſte Bild zu mahlen.
Von Deinen Händen aufgeſtellt,
Soll einſt der ganzen Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.

Er fuhr vom Morgenſchlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth
Und Pinſel und Palette.

So wandert er mit ſtillem Tritt,
Nun ſieht er ſchon Mariens Hütt'
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unſers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende Deine Gunſt
Auf mein beſcheidnes Theil der Kunſt
Die Gott mich üben laſſen!
Wie hoch geſegnet wär ſie nicht,
Wenn ich Dein heil'ges Angeſicht
Im Bildniß dürfte faſſen!“ —

Sie ſprach darauf demüthiglich:
Ja, Deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh
Der himmliſchen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt,
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel
Holdſeligſte der Frauen!
Du ſiehſt allein der Schönheit Licht
Auf Deinem reinen Antlitz nicht,
Doch laß es andre ſchauen."

„Bedenke nur der Gläub'gen Troſt,
Wann Du der Erde lang' entflohſt,
Vor Deinem Bild zu beten.
Einſt tönt Dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, Dir ſteht der Greis,
Sie droben zu vertreten." —

Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er ſandte mir ein Traumgeſicht,
Und hieß mir, Dich zu mahlen.
Von dieſen Händen aufgeſtellt,
Soll vor der weiten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen." —

Wohlan denn! ſieh bereit mich hier.
Doch kannſt Du, ſo erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einſt das Kind, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte. —

Sankt Lukas legt ans Werk die Hand;
Vor ſeiner Tafel unverwandt,
Lauſcht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gankein Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsſchaar
Der reicht' ihm ſorgſam Pinſel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweyten Mal
Ein Jeſuskind des Mahlers Wahl,
Um die ſie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte ſeinen Fleiß die Nacht;
Er legt den Pinſel nieder.
Zu der Vollendung brauch' ich Friſt,
Bis alles wohl getrocknet iſt,
Dann, ſpricht er, kehr' ich wieder.

Nur wenig Tage ſind entflohn,
Da klopft von neuem Lukas ſchon
An ihre Hüttenpforte.
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn jüngſt noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entſchlummert war die Gottesbraut
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten ſie begraben,
Da ward ſie in verklärtem Licht
Vor der Apoſtel Angeſicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erſtaunt und froh ſchaut er umher,
Die Blick' erreichen ſie nicht mehr
Die er nach droben ſendet.
Obſchon im Geiſt von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch ſo der Frommen Luſt,
Und regt' auch ſo in jeder Bruſt
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltauſendfältig konterfeyt
Erſchien ſie aller Chriſtenheit
Mit eben dieſen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sankt Raphael,
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten.
Herabgeſandt von ſel'gen Höhn,
Hatt' er die Hehre ſelbſt geſehn
An Gottes Throne walten.

Der ſtellt ihr Bildniß, groß und klar,
Mit ſeinem keuſchen Pinſel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er ſich wieder Himmel an,
Ein jugendlicher Engel.

Rienhold. Tauſend Dank! Und die erſte Madonna, die mir gelingt, ſoll dem heiligen Lukas und dem heiligen Raphael gemeinſchaftlich geweihet ſeyn.

III.

Ueber die natürliche Gleichheit der Menſchen.

Wir ſetzen in der Mittheilung unſrer Gedanken immer als nothwendig voraus, daß wir zu Menſchen reden, denen wir uns verſtändlich machen können; eine Vorausſetzung, die wir überhaupt aller Erfahrung zum Grunde legen, und die eben darum auch durch keine Erfahrung aufgehoben werden kann.

Dies zeigt ſich nicht deutlicher, als in der faſt allgemeinen Klage über Mißdeutung und Mißverſtand. Sie wäre ſelbſt gar nicht möglich, wenn jene Vorausſetzung nicht gemacht wäre. Aber ſie ſtöhrt auch unſre geſellſchaftlichen Zwecke ſo wenig, daß ſie vielmehr jede Anſtrengung zur Einigung unſrer Geiſter nur noch erhöhet und belebet.

So iſt es Thatſache der Geſchichte alter und neuer Zeiten, und es wäre für unſer Nachſtreben ein ſchöner Gewinn, wenn die Menſchen auf ſie merkten, und ſo die ganze Erfahrung, in der Beziehung jeder Thatſache auf den handelnden Geiſt, als Wahrheit dieſes Geiſtes begreifen lernten. Die oft harte und unfreund-

liche Form der Mittheilung ſoll uns daran nicht hindern, denn dieſe iſt ſelbſt nur eine Täuſchung, die wir auf höhere Wahrheit deuten müſſen. Wo alſo Mittheilung Statt findet unter vernünftigen Weſen, da gilt jene Vorausſetzung einer möglichen Verſtändlichkeit, da iſt ein und derſelbe Zweck, und in der Beabſichtigung dieſes Zweckes muß ſich eben unſer ganzes geſellſchaftliches Verhältniß immer reiner und ſchöner entwickeln.

Ich ſage dies als Vorerinnerung zu der folgenden Unterſuchung, um meinen Zweck ſogleich bemerklich zu machen, und den Richter an die Abſicht ſeines eigenen Urtheils zu erinnern.

Der Menſch iſt überall der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Denn jede mögliche Erſcheinung iſt Beſtimmung durch ihn, und jede Wahrnehmung daher eine Berührung ſeines Geiſtes, die uns zum Anſchauen eben auffordert, und uns dadurch auf unſer eignes freyes Handeln zurückführt.

Aber wir begreifen auch den Menſchen nur, in ſo fern er ſich ſelbſt begreift, und alles was wir von ihm behaupten, kann darum durch ihn ſelbſt nur ſeine Wahrheit haben. Dies iſt der Charakter der Vernünftigkeit. Sie wäre nichts ohne die eigene Beziehung unſers Handelns, durch welches wir leben und ſind im ganzen Umfange unſers Daſeyns. So gewiß daher nur Menſchen ſind, ſo gewiß iſt auch ein jeder in allen Beſtimmungen ſeines Weſens er ſelbſt ſein

Weſen durch eigne freye That, und in dieſem wechſelſeitigen Verhältniſſe des freyen Handelns beſteht eben die natürliche Gleichheit der Menſchen.

In dieſem Begriffe ſtelle ich vorläufig den Hauptinhalt der ganzen Unterſuchung auf. Ein bloßer Wink für die Aufmerkſamkeit. Denn um wiſſen zu können, was wirklich in einem Begriffe enthalten iſt, kann man ihn nicht als irgend woher gegeben betrachten, ſondern wir müſſen zurück auf ſeinen Gegenſtand, und ihn durch wirkliche Anſchauung vor unſeru Augen entſtehen laſſen. Dann erſcheint er als Reſultat einer wiederholten Betrachtung, und iſt ſelbſt gar nichts anders, als der freye feſte Blick, mit welchem wir unſer eigenes Handeln anſchauen.

Der Menſch, deſſen Wirken und Thun ich beobachte, um in ihm ſelbſt das Verhältniß ſeines Lebens kennen zu lernen, iſt durch die Verknüpfung der Natur überall unter Menſchen, und darum überhaupt nur wirklicher Menſch in der Beziehung ſeines Daſeyns auf ein unendliches Geſchlecht.

Ich finde ihn aber zuförderſt nur wirkſam und thätig in einer geſellſchaftlichen Verbindung, die wir den Staat nennen. Hier geboren und erzogen trägt er alle die Beſtimmungen, die ihn überhaupt als ein geſellſchaftliches Weſen charakteriſiren, und wo ich ihn alſo auch zuerſt beobachten muß, um ſein natürliches Verhältniß beſtimmen zu können.

Es ſey zunächſt nicht die Frage, wie überhaupt eine Verbindung unter Menſchen möglich ſey, die nicht nothwendig die Natur unſers Weſens ausdrücke, und

folglich an ſich ſelbſt auch natürlich ſey. Ich ſehe zuerſt nur darauf, wie die Menſchen ihre geſellſchaftliche Verbindung ſich vorſtellen, wo es alſo noch immer möglich iſt, daß ſie ſich irren können.

Die Idee von einem geſellſchaftlichen Zuſtande, den wir Staat nennen, finde ich dieſem nach ausgedrückt in der möglichſten Uebereinſtimmung aller Individuen als Theile zu einem Ganzen. Die Uebereinſtimmung der Theile iſt folglich die Uebereinſtimmung des Ganzen mit ſich ſelber, und demnach eine harmoniſche Thätigkeit, die in keinem einzelnen der Theile enthalten iſt. Die Theile des Ganzen verhalten ſich mithin bloß wie Organe, die gegenſeitig auf ſich ein- und zurückwirken, und nur durch ihre Verſchiedenheit die Harmonie des Ganzen hervorbringen und erhalten.

Die Verſchiedenheit der Individuen, als Theile zu einem Ganzen, iſt demnach ihre gegenſeitige Beziehung im Staate, ein Verhältniß, das ihren Antheil und ihre Thätigkeit beſtimmt, und daher eine Ungleichheit unter ihnen nothwendig macht.

Es kann aber nicht geſagt werden, wie groß das Ganze und wie verſchieden das Verhältniß ſeiner Theile ſeyn müſſe, um jene Idee von einem Staate vollkommen auszuführen. Die Theorien, ſo viel ich weiß, ſetzen den Staat voraus, ſie mögen ſich ſtellen wie ſie wollen, und die Erfahrung lehrt uns nur, was geſchehen iſt, und muß alſo ſelbſt nach einem höhern Prinzip beurtheilt werden. Die Schwierigkeit der Sache liegt ohne Zweifel darin:

Das Ganze, das wir Gesellschaft im Staate nennen, wird nicht bloß durch die Theile, sondern die Theile werden auch durch das Ganze bestimmt, indem ein jeder im Staate geboren und erzogen wird. Das Ganze aber ist nicht, und denkt nicht und handelt nicht, wenn nicht jedes Individuum oder jeder Theil es ist, und die Gesellschaft also aufhört, wie Theile zu einem Ganzen organisirt zu seyn. So lange es dies nun ist, bleibt auch der Antheil des Staats an der Bestimmung seiner Verhältnisse. Er ist aber denkend und handelnd eine Negation, und bestimmt folglich gar nicht. Mithin ist das Verhältniß der Theile zu einem Ganzen selbst nur das Unbestimmte und Mangelhafte in der Gesellschaft, und diese wird sich in ihren Formen immer nach Umständen fügen, die aus dem Widerstreite der Kräfte gebietend hervorgehen.

Durch das Verhältniß der Menschen, als Theile zu einem Ganzen, ist also die Wirksamkeit eines jeden für das Ganze bestimmt, und dieses allein ist der Zweck der Thätigkeit Aller.

Aber das kann der Mensch nicht, ohne seine Vernünftigkeit zu verlieren. Er ist genöthigt, sein Handeln auf sich selbst zu beziehen, wie es wirklich das seinige ist, und so lebt er in der Gesellschaft gar nicht als Theil, sondern selbst als ein Ganzes.

Hieraus entsteht für die Gesellschaft ein Widerstreit. Eines jeden Thätigkeit ist bestimmt durch das Verhältniß im Staate, wo er nicht das Ganze ist: und jeder bezieht gleichwol nothwendig sein Thun auf sich selbst, wo er wirklich das Ganze ist. Das

Ganze aber ist nicht mit einem andern zu vergleichen, sondern durch die eigne Beziehung seiner freyen Thätigkeit ergeht die nothwendige Forderung, daß alle Verschiedenheit aufhöre. In so fern diese nun Statt findet durch das Verhältniß im Staate, sehen wir die Menschen überall in einem ungleichen Kampfe nach Wohlbefinden und höherer Geistescultur. Tausende erscheinen uns sogar wie im Schlummer ihres Daseyns, wo selbst die Ahnung eines bessern Lebens noch kaum die starre Brust bewegen und erwärmen kann.

Diese Ungleichheit unter den Menschen ist indeß eben so nothwendig, als die Gesellschaft es selbst ist, und weit entfernt uns dieselbe zum Vorwurfe zu machen, kommt es vielmehr nur darauf an, sie still und richtig zu begreifen. Dies liegt auch mit in den Verhältnissen des wirklichen Lebens, wo es keine geringe Absicht ist, das bessere Nachdenken unter uns zu erwecken und es wohlthätig für das gesellschaftliche Leben zu machen. Auch haben es die Menschen von jeher versucht, ihren Zustand des wirklichen Lebens gegen die Wünsche und Forderungen ihres Innern zu begreifen, und sie begriffen ihn allgemein nur als eine Störung in der Natur.

Nur die Vorstellung von einer möglichen Gleichheit unter den Menschen hatte dennoch von jeher ein so großes Interesse für die Einbildungskraft, daß selbst ihr Widerspruch mit der Erfahrung nicht verhindern konnte, sie zum wenigsten in religiöser Rücksicht unter die Glaubensartikel mit aufzunehmen.

Bei allen Völkern der Erde, die ihren Ursprung

noch über die Thatsache der Geschichte hinaus führen, ist die Sage von einem ursprünglichen goldnen Zeitalter der Welt: einem Zustande der innigsten Eintracht und Liebe, wo jene Störung noch nicht war, sondern nur friedliche Gottheiten unter den Menschen wandelten, und ein jugendlich schönes und harmonisches Leben die Unschuldigen beglückte.

Mit dieser Sage, die auf die Nachkommen jener Glücklichen gekommen war, und die man zu allen Zeiten heilig hielt, verband man auf das innigste den Glauben an eine Zukunft, wo jener himmlische Friede zu den Menschen wiederzurückkehren, und Freude und Harmonie ungestört unter uns wohnen sollten.

So suchten also die Menschen an den Bildern einer schönen Vergangenheit und Zukunft Trost und Beruhigung für die Gegenwart. Nur auf jener ruhte ihr Auge mit stillem Wohlgefallen, während sie diese oft jede Freude zum lauten Vorwurfe machten.

Wie einseitig diese Vorstellung von unserm verlornen und zukünftigen Glücke auch seyn möge; so ist doch das zum wenigsten merkwürdig, daß man die Gleichheit unter den Menschen von einem frohen und friedlichen Leben nicht hat trennen können. Es erscheinet darin offenbar eine gewisse Nöthigung der Vernunft, die uns zum Nachdenken auffordert, und die bei näherer Untersuchung vielleicht mehr von uns fordern dürfte, als uns bloß mit einem müssigen Spiele der Einbildungskraft zu beschäftigen. Das Absprechen darüber aus einer vermeintlichen Erfahrung ist eine ganz überflüssige Erinnerung. Hat un-

ser Glaube an Vergangenheit und Zukunft nur erst aufgehört ein bloßes Hörensagen zu seyn; so werden wir es würdig finden den Buchstaben zu vergessen, und in uns selbst und unserm eigenen Handeln die Rechtfertigung zu suchen.

Einmal ist das immer gewiß: der bloße Glaube an eine Vergangenheit, da noch die Menschen durch Unschuld und kindliche Eintracht glücklich waren, könnte uns gar nicht erfreuen, noch uns zu irgend einem Troste gereichen, wenn wir nicht tief in unserm Innern die Zukunft auch ahneten, da ein entflohenes schönes Zeitalter mit seinen Tugenden und Freuden zu uns zurückkehren wird. Diese Verbindung ist in sich nothwendig, und Niemand verstände sein Gefühl bei irgend einer frohen und wohlthätigen Erinnerung, der es nicht darin gedeutet hätte.

Aber es ist so gar gewiß: nur der Blick in die Zukunft führt uns zurück auf die Vergangenheit, und beide, Zukunft und Vergangenheit, haben selbst nur ihren Ursprung und ihre ganze Bestimmung allein in der Gegenwart. Dies eben bestimmt unser Interesse an allem Schönen und Wahren, das die dichtende Phantasie in so reizenden Bildern uns aufstellt. Es ist nichts anders, als das Gefühl unsrer freien Wirksamkeit, wodurch die Welt gerade das ist, wozu wir sie bilden. Wie wir sie bilden und einrichten, so ist sie selbst unser Leben, und nur die mögten es sich nicht sagen, denen ihre eigne Vorstellungsart noch ein Geheimniß blieb.

Durch die Natur unsers Geistes ist jenes Zeit-

verhältniß alſo nothwendig. Wir können den Menſchen uns nie denken, ohne daß er es ſey, der denkt, und jede Zeitbeſtimmung in ihm hat alſo nur Wahrheit durch ſein Handeln. Er iſt und lebt aber auch nur in und mit ſeinem Handeln, und folglich nur in dem Verhältniſſe des gegenwärtigen Augenblicks. Jede Zeitbeſtimmung in ihm muß dieſe Beziehung daher ausdrücken, und kann anders keine Wahrheit und Gewißheit haben.

Von einer Zukunft, als Zukunft, wiſſen wir nicht das mindeſte, denn eine ſolche iſt für uns keine mögliche Anſchauung. Sie würde darum auch überhaupt nicht den mindeſten Sinn für uns haben, wenn wir ſie uns nicht begreiflich machten durch das Zeitverhältniß überhaupt, und folglich in der Anſchauung des Wirklichen. Hier hat ſie ihre Wahrheit und ihre ganze Beſtimmung. Sie ſoll ſelbſt nichts Verſchiedenes von der Gegenwart ſeyn, ſondern dieſe eben ausdrücken, und darum als Gegenwart empfunden und angeſchaut werden.

Aber die Gegenwart widerſpricht unſern Wünſchen und Forderungen, und enthält nicht, was wir ſuchen. Dennoch ſuchen wir alles in ihr mit einer nothwendigen Anforderung und Kraft unſers Handelns; da die Zukunft gar nichts anders iſt, als unſre eigne ewige Freiheit, die wir in der Wirklichkeit ausdrücken, um zu wiſſen, wie wir wirklich freie und ewige Weſen ſind. Alles was wir daher ſuchen und fordern mögen, iſt nothwendig nichts anders, als

unſre eigne freie That in einer wirklichen Anſchauung und folglich ewig und immer die Gegenwart.

Dies verſtehen die Menſchen nicht, die in dem Erſchaffnen nicht zugleich auch den Schöpfer erblicken: und ſo wie wir alſo bemüht ſind, unſere Wünſche und Forderungen in der Wirklichkeit zu begreifen, ohne gleichwol die Erfahrung in uns angeknüpft zu haben, führt der Zuſammenhang der Erſcheinungen uns zurück in die Vergangenheit, bis endlich die Phantaſie einen freien Spielraum gewinnt, und wir nun unſer zukünftiges ſchöneres Leben in den lachenden Bildern der Erinnerung anſchauen.

Das iſt die Bedeutung aller der Vorſtellungsarten in denen die Menſchen von jeher ihre ſchönſten Gefühle zu begreifen ſuchten. Oft erſcheinen ſie uns nur als ein beluſtigendes Spiel, und wir nennen ſie Träume der Einbildungskraft. Dann aber ſehen wir ſie wieder in einem feierlichen Ernſt, und ſie enthalten und bewahren unſer höchſtes Kleinod von Wahrheit und Zuverſicht.

Das Vergangene hat alſo nur um des Zukünftigen willen, und das Zukünftige nur um des Gegenwärtigen willen ein ſo hohes Intereſſe für den Menſchen. Folglich iſt die ganze Zukunft mit allen ihren Möglichkeiten gar nichts weiter, als eine bloße, aber auch nothwendige Anforderung an die Gegenwart, die wir nur richtig begreifen dürfen, um ſie weiter nicht außer uns ſelbſt im leeren Nichts zu ſuchen.

Dies iſt das Verhältniß aller Zeit. Sie iſt unſre eigne freie That, ein Ausgehen und Zurückkehren des Geiſtes in ſich ſelbſt, wo alſo mehrere und verſchiedene Zeitmomente nur die Art und Weiſe unſers Handelns ausdrücken. So nur giebt es in der Zeit eine Vergangenheit und Zukunft, die ſich ſelbſt nicht widerſprechen; denn ſie ſind angeknüpft in und durch das Verhältniß unſers Handelns, welches hinauf geht und zurück in ſeine eigne Unendlichkeit.

Wer über dieſe Vorſtellung ſich verſtanden hat, bearbeitet und erhöhet ſein inniges Wohlgefallen an den Dichtungen eines vergangenen und zukünftigen Lebens. Denn ſie ſind nichts ohne Beziehung auf die Gegenwart, und können ſelbſt ihrer Möglichkeit nach nicht anders verſtanden werden.

Unſer Glaube an eine Zukunft ſoll alſo Wahrheit und Gewißheit haben durch unſre wirkliche That, und die Vorſtellung von einer zukünftigen Gleichheit unter den Menſchen iſt daher entweder praktiſch, und greift ein in unſer reges und thätiges Leben, oder ſie hat gar keine Bedeutung, und kann ſelbſt in dieſer Leerheit nicht gerechtfertigt werden.

Es läßt ſich indeß ſchon annehmen, daß auch die Ungleichheit unter den Menſchen nicht anders als auf dem Wege des wechſelſeitigen Handelns entſtehen konnte; und wollen wir hier nicht einen Widerſpruch der Vernunft zulaſſen, ſondern ſelbſt auch das Unvernünftige durch Vernunft wieder erklären: ſo wird es nur darauf ankommen, die etwanige Ungleichheit

richtig zu begreifen, und unſre Vorſtellung von ihr muß ſich ſogleich als eine bloße Täuſchung offenbaren.

Die Verſchiedenheit der Urtheile verſchlägt in der Sache übrigens nichts, und iſt nothwendig nur ſcheinbar. Denn wir beobachten mit einer und derſelben Vernunft eines und daſſelbe, und finden überall auch eines und daſſelbe, wo wir ſo weiſe ſchon waren, unſern eignen Augen und Ohren zu glauben. Darin wird ſich auch am Ende aller Widerſtreit auflöſen, ſobald wir nur erſt überzeugt ſind, daß die Pupille nicht ſiehet, und das Trommelfell nicht höret, ſondern daß der Sinn, der in uns wahrnimmt, mit dem Innerſten unſers Weſens das gleiche und ſelbe iſt. Sind daher die Menſchen als Menſchen ſich gleich, ſo müſſen ſie es bleiben Kraft ihrer Natur, die ſie nie verlieren können. Denn das Daſeyn freier Weſen iſt immer *urſprünglich*, und bleibt daher ewig die *erſte* Umarmung einer liebenden Natur.

Dennoch liegt uns allen daran, unſre gegenſeitigen Urtheile wo möglich auszugleichen, und eben dies feſte und unermüdete Beſtreben iſt der ſicherſte Beweis von dem Frieden unſrer Geiſter, den wir nur ſehen dürfen, um ihn ſo fort in unſern Handlungen auch auszudrücken.

Die Beantwortung der Frage über die natürliche Gleichheit der Menſchen iſt ein Urtheil über das urſprüngliche Verhältniß der Menſchen. Dieſes Verhältniß alſo ſuchen wir, um durch ſeine Beſtimmung uns die Wahrheit von jener anſchaulich zu machen.

Bis jetzt habe ich nur gezeigt, wie die Vorstellung von einer natürlichen Gleichheit entstehen mußte, und wie sie nothwendig nur auf eine Vergangenheit und Zukunft gedeutet werden konnte: daß sie dennoch aber wirklich nur für den Augenblick des Lebens ihre Wahrheit haben könne, wenn sie sonst sich in sich selbst nicht widersprechen solle.

Aus diesem mache ich eine Folgerung, die uns weiter führen wird. Erstlich ist das Verhältniß der Zeit überhaupt nur eine Beziehung des Augenblicks in welchem wir handeln. Handeln wir nicht, so sind wir überhaupt nicht, so ist für uns keine Zeit. Der wirkliche Augenblick ist also nur wirklich durch seine Beziehung auf eine Vergangenheit und Zukunft, denn eben in dieser Beziehung besteht unser Handeln. Soll die natürliche Gleichheit unter den Menschen nun Wahrheit für den Augenblick des Lebens haben, so ist es nicht genug, daß sie etwan nur gedenkbar sey: sondern sie soll sich in so fern nicht widersprechen, als sie wirklich das Verhältniß unsers Lebens ausdrückt, und so nothwendig also Statt findet, als wir überhaupt nur Menschen sind. Es kommt also darauf an, unser ursprüngliches Verhältniß nicht einseitig zu betrachten, nicht als verloren oder zukünftig, sondern durch das Verhältniß des Augenblicks als bleibend und ewig: dann werden wir alle Erscheinungen des Lebens nur durch dasselbe begreifen können, und so jede Ungleichheit unter den Menschen, als bloßen Gegenstand des einseitigen Urtheilens, und folglich als Täuschung, vor unsern Augen verschwinden sehen.

In dieſer beſtimmten Rückſicht betrachte ich alſo den Menſchen, und ich nehme ihn auf, wie ich ihn finde. Wie ich ihn finde, iſt der Menſch nur Einer im ganzen Umfange ſeines Daſeyns: denn er ſelbſt iſt ſeine eigne und ganze Sphäre, und alle Beſtimmungen in ihm können darum nur Wahrheit haben durch dieſe Beziehung auf ihn ſelbſt. Sein ganzes Verhältniß in der Sphäre ſeines Daſeyns iſt alſo nothwendig kein anderes, als das Verhältniß zu einem und demſelben Bewußtſeyn, und in dieſem müſſen wir ihn beobachten, um ihn kennen zu lernen.

Ich abſtrahire in dieſer Vorſtellung nicht vom Menſchen als Individuum, ſondern eben dieſen habe ich allein vor Augen: denn wo ein anderer im Umkreiſe der Milchſtraßen exiſtire, weiß ich nicht, und weiß hoffentlich auch Niemand. Aber der Menſch als Individuum iſt auch nicht anders zu beſtimmen, als nur durch ſich ſelbſt, und es wäre ein eitles Vorgeben, ihn ohne dieſe Beziehung durch bloße Abſtraktion deduciren zu wollen. Er iſt alſo nur zu denken, in ſo fern er ſich ſelbſt denkt, und folglich nur als praktiſch, in der einen und gleichen freien Selbſtthätigkeit. Sein ganzes Handeln iſt demnach nichts anders, als ein Fortführen der eigenen Selbſtbeſtimmung, und folglich ein Erweitern jeder Beſtimmung zum Unendlichen. Hier erſcheint alſo jedes Ziel, das wir ſelbſt uns nur ſetzen, als relativ und unendlich zugleich, d. h. wir ſetzen zwar die Unterſchiede, aber nicht vergleichungsweiſe in mehreren Individuen, ſondern in einem jeden durch Beziehung

auf seine eigne Thätigkeit. Mithin heben wir sie eben dadurch wieder auf, und behaupten von allen, was wir von irgend einem behaupten, nicht als möglich und zukünftig, sondern durch das Verhältniß des Augenblicks, als wirklich und jetzt, und folglich als nothwendig überhaupt.

Diese Vorstellung enthält die ganze Ansicht des Menschen in dem ursprünglichen und darum bleibenden Verhältnisse seines Daseyns. Sie kann uns aber nur klar seyn, und so unsre Ueberzeugung werden, wenn wir behutsam genug sind, die Täuschung zu vermeiden, als ob der Mensch in der Zeit, und nicht die Zeit vielmehr in ihm wäre, und durch ihn bestimmt würde.

Ist die Zeit nur im Menschen, und ist ihr ganzes Verhältniß nur bestimmt durch sein Handeln, so können wir ihn auch nur mit ihm selbst vergleichen, und mögen folglich eines jeden freie Thätigkeit in den gleichen Spielraum mit allen setzen, mithin sein Thun, als strebend zum Unendlichen, immer auf ihn selbst, den Unendlichen beziehen. Dadurch erhält ein jeder seine eigene ewige Zeitreihe, die in allen ihren Punkten, auf sie selbst bezogen, die eine und gleiche ist mit den Zeitreihen aller, oder das Unendliche müßte nicht gleich seyn dem gleichen Unendlichen.

Aber der Mensch in der Beziehung seines eignen Daseyns ist der Mensch unter Menschen. Er ist nicht anders, der er wirklich ist, und sein ganzes Thun und Warten ist also nothwendig ein Ausdruck dieses Verhältnisses. Jeder also in der Beziehung seines

eignen Daſeyns begreift alle übrigen, und jeder in dieſer Beziehung iſt die Ordnung des Ganzen, die in allen wie in einem die gleiche und ſelbe iſt. Keiner iſt daher dem andern vor oder nach, und keiner überhaupt mehr oder weniger als der andere; ſondern jeder iſt nothwendig gleich ſich ſelbſt, und iſt nur er ſelbſt als Menſch unter Menſchen. In das Daſeyn des einen greift demnach durch das Verhältniß ſeiner Wirklichkeit das Daſeyn aller übrigen, und jenes iſt nicht, wenn dieſes nicht iſt. Mithin fällt jede Vergleichung immer zurück auf ein Vergleichen des Menſchen mit ſich ſelber, und hat anderes gar keine Bedeutung.

Dieſes Verhältniß findet Statt, ſo wie nur Menſchen überhaupt um und neben einander ſind. Es iſt demnach urſprünglich, und in der Natur unſers innerſten Weſens gegründet. Aber eben deswegen dauert es auch ewig und unveränderlich, da es die ganze Sphäre unſers freien Daſeyns begreift, und folglich durch keine Handlung je aufgehoben werden kann.

Iſt es ewig und unveränderlich; ſo muß alles was die Menſchen zu ihrer Vereinigung thaten, auch nothwendig in dem Umfange dieſes Verhältniſſes liegen, und folglich jede Verbindung in ihm ſich wieder finden, und aus ihm ſich erklären laſſen.

Das allgemeine Urtheil von einer Ungleichheit unter den Menſchen iſt alſo nothwendig eine Täuſchung, die darin beſteht, daß wir den Menſchen, der nur in der Geſellſchaft exiſtirt, iſoliren wollen, und

so eine zum Urtheile nothwendige Voraussetzung in und während dem Urtheile selbst wieder aufheben.

Ich bin nämlich nur wirklich als Mensch unter Menschen, und was ich als solcher bin, ist daher in meinem Wesen einig und unzertrennlich. Jetzt will ich von diesem meinem Daseyn abstrahiren, und an seine Stelle das Daseyn eines andern setzen. Allein indem ich dieses thue, thue ich schon jenes wieder nicht, denn sonst könnte ich nicht sagen, daß der angenommene andere mir vor oder nach, und mehr oder weniger als ich sey. Ich thue es aber darum nicht, weil eben das Abstrahiren von meinem eigenen Daseyn gerade jetzt eine Bestimmung meines Daseyns ist, und folglich selbst mit zu meiner Wirklichkeit gehört. Demnach hebt mich keine Handlung aus dieser meiner Sphäre, welches auch nothwendig ist, wenn sie das ganze wirkliche Daseyn des Menschen unter Menschen begreifen soll.

Unser Urtheil von einer wirklichen Ungleichheit unter den Menschen ist selbst indessen wirklich, und soll es eine Täuschung seyn, so müssen wir wenigstens fragen, wie dieselbe überhaupt auch nur möglich sey, wenn die Gleichheit unter den Menschen nothwendig ist. Darauf ist folgendes zu antworten.

Einmal würde die Behauptung von einer Ungleichheit unter den Menschen allerdings unmöglich seyn, wenn sie das Urtheil von einer nothwendigen Gleichheit nicht zum Grunde läge. Denn ohne diesen Maßstab könnten wir gar nicht bestimmen, worin die Ungleichheit bestehe. Zeigen wir also diese, so zeigen

wir nothwendig auch jene, und die Behauptung der erstern muß folglich auch abgeleitet werden von der Behauptung der letztern. Dies bestätigt die obige Forderung, daß in dem ursprünglichen und bleibenden Verhältnisse der Menschen alle übrige Bestimmungen sich wieder finden müssen, und ich gebe hierüber diese Erklärung.

Jedes Verhältniß der Menschen ist ihr eigenes freies Handeln, und die Bestimmung desselben durch Anschauung und Urtheil ist folglich ein Bestimmen dieses freien Handelns. Jedes Verhältniß bekömmt also die Bestimmung des praktischen, und kann nicht anders verstanden werden, als in einer nothwendigen intensiven und extensiven Erweiterung seiner selbst.

Unser Handeln geht auf Anschauung seiner selbst und ist nur dadurch ein Handeln. Also sind Anschauen und Angeschautes nicht zu trennen, und in sich eines und dasselbe. Auf dieselbe Weise begreifen wir unser Verhältniß. Wie es ist, so ist es nur durch eine fortgehende Bestimmung, und folglich nur als ein Verhältniß unsers ganzen praktischen Daseyns. So verstanden ist es frei und vollendet in sich selbst, und bedeutet jede Erscheinung in ihm den ganzen unendlichen Zusammenhang unsers Thuns und Werdens. Kein Mensch kann außer diesem Zusammenhange handeln, und jede mögliche That hat also nur ihre Wahrheit durch Beziehung auf das Vollendete.

„In diesem ursprünglichen Verhältnisse unsers „freyen Handelns strebt jeder Mensch nach derfreyen Beherrschung und dem vollen Genusse der gan-

„ten Natur. Aber keiner kann allein das Ganze umfaſſen, ſondern als Menſch unter Menſchen kann er es nur durch alle. Mithin müſſen Alle jene Idee des Einzelnen realiſiren, welches wieder nur durch die vollkommenſte Harmonie ihrer Vorſtellungen von der Welt und ihrer Kraftäußerung auf ſie möglich iſt.“

„Die Staatsverfaſſungen ſind Verſuche, jene „Uebereinſtimmung und jene Beherrſchung der Natur „auszuführen, und — weil es kein abſolutes Mißlingen giebt — wenigſtens zum Theil gelungene „Verſuche. So lange die Welt ſteht, hat es keinen „Herrſcher gegeben und keinen Knecht, ſondern die „Geſellſchaft ſtrebt nach Einigkeit mit ſich ſelbſt, und „das iſt die Bedeutung alles deſſen, was wir ſehen.“

In unſerm Handeln ſelbſt liegt alſo die innigſte Vereinigung des Menſchen mit dem Menſchen, und es iſt keine Handlung möglich, die dem ſchlechthin widerſpräche. Behaupten wir daher eine Ungleichheit unter den Menſchen, ſo kann es ſelbſt nur durch den Zweck unſers Handelns geſchehen, und wo wir dieſen im Gegenſtande vor Augen haben, wird die Behauptung unmöglich.

Wir ſtrebten alſo unſer eigenes thätiges Daſeyn in dem Verhältniſſe auf das innigſte mit dem Menſchen verbunden zu ſeyn. Wir ſuchen und wollen nichts anders, ſo gewiß wir nur handeln. Aber ſo gewiß wir nur handeln, können wir es nirgends auch ſuchen als in der wirkſamen Anſchauung. Hier finden wir es nun nimmer, wenn wir den Gegenſtand nicht zugleich in un-

serm Handeln begreifen. Dennoch fordern wir die Anschauung, weil wir anders nicht handeln könnten, und da wir sie im Menschen nicht finden, fassen wir nun ein Gedankenwesen, auf welches wir glauben unser ganzes Nachstreben richten zu müssen.

Auf die Art sahen wir unsern Gegenstand realisirt und unsere Forderung ist erfüllt. Die Menschen sind sich ungleich und müssen es seyn, vermöge ihrer Wirklichkeit, die so und nicht anders ist; und daß sie so ist, bestimmen wir nach der Gleichheit, die wir außer uns setzen, und die nicht unsere Natur ist.

Dennoch ist sie unsre Natur, und bleibt es ewig in allen Verhältnissen. Die Täuschung hindert daher nicht, daß wir frey und selbstthätig handeln, und als frey handelnde Wesen, die ihre Bestimmungen in sich selbst durch sich selbst nur haben, sind wir selbst nicht nur nothwendig unser Ziel, sondern sind eben so nothwendig auch überall schon am Ziele. Unser Ziel nämlich ist nirgends als in der Gegenwart unsers Handelns, d. i. in aller Zeit überhaupt: denn so bestimmt sich der Augenblick durch das Verhältniß unsers Handelns. Dieses selbst also ist unser Ziel, als eine ewig in sich fortgehende freie Erweiterung. Darum kann es auch kein höheres Gesetz für uns geben, als dieses unser Handeln; und sein Ausdruck ist der: sey thätig überhaupt und schaffe und wirke in der Harmonie deiner Kräfte.

Die Vorstellung von einem Ziele außer uns, gründet sich also auf das ursprünglichste Verhältniß unsers Handelns. Wir wollen und suchen den Menschen als

frey und vollendet. Er iſt dieſes aber nur als handelnd überhaupt, und exiſtirt nicht anders als in und mit ſeinem Handeln. Jene Vorſtellung hat daher eine erhabene Bedeutung, wenn wir den Menſchen von ſeinem eignen Handeln nicht trennen: denn nun können wir ihn auch von uns ſelbſt nicht trennen, und ſtehen beyde alſo in dem Verhältniſſe der innigſten Gemeinſchaft.

Dieſe Gemeinſchaft iſt wirklich, ſo wie Menſchen überhaupt ſind, und wir dürfen ſie nur ſehen, und müſſen ſie anerkennen und verehren. Die Natur hat unſre Weſen an einander hingegeben, daß wir uns frey finden ſollen in dieſer innigen Berührung. Wer ſie fühlet in ſeinem Buſen, der liebet die Menſchen und ſuchet ſie, und wen er findet und erkennet, dem giebt er ſich hin in ſeinem Weſen, wie und was er iſt. So geben wir uns das Gleiche, und ſind das Gleiche, und dieſer Tauſch unſrer Geiſter wird allerdings ein ſchöner Wetteifer in einem gleichen Nachſtreben zu einem gleichen Ziele. Das Verhältniß iſt urſprünglich, und begreift jede Richtung unſrer freyen Thätigkeit. Niemand kann alſo den Faden ſeines Daſeyns zerreißen, der angeknüpft iſt in einem unendlichen Geſchlechte, und jeder in dieſer Beſtimmung iſt darum nur Weſen durch ſich ſelbſt, in ſo fern er es zugleich durch ſein ganzes Geſchlecht iſt.

So iſt die Verbindung unſerer Geiſter durch die Bande der Natur. Jeder gehöret uns an, wie wir uns ſelbſt angehören, denn alle ſind die Bedingung des thätigen Daſeyns aller. Wer dies einmal in Licht

und Klarheit überschaute, der begriff das Ewige in seiner Brust, und das stille ernste Forschen nach Wahrheit und Zukunft wurde ein freyes lautes Gefühl seines wirklichen Daseyns. Das ist der hohe Sinn eines Augenblicks, wo die himmlische Freude unsern Busen hebet, und unser Auge erglänzt im reinsten Genusse des Lebens. Da reicht unser Daseyn durch die unendlichen Zeiten, die angeknüpft sind im Gefühle der Gegenwart, und Eines sind unsre Wesen, und über uns im Sternenkranze schauen wir das Bild unsers schönen Vereins. So ewig wandelt der Mensch in der Harmonie eines Gottes; denn wer gebietet seinem Leben, das nur Leben in ihm selbst ist? und wo endet die Natur in ihrer Unendlichkeit? Der Mensch ist unser Gott, durch den wir stehen und bleiben, und keiner stürbe dahin aus dem Kreise des Lebens, ohne daß die Freude in uns allen verstummte. Darum, wer Du auch seyst, armer trauernder Mensch, ohne Dich winkte keinem ein höherer Himmel, und schlüge nicht in seinem Busen die ewige Liebe; und das ist das Zeugniß des schönern Lebens, wo Deine Klage verstummen, und Dein Auge versöhnt durch die Sterne wandeln wird.

Es frage darum aber Niemand, wo und wann wird das geschehen? — Die Erde ruht mitten in dem unendlichen blauen Himmel, und keine Sonne im Universo kreiset in höhern Sphären, denn jede Ferne ihres Lichtstroms ist Maaß unsers Auges, und darum Glanz des einen Himmels, den unser Blick durchwandelt; und unser wann ist immer jetzt, denn in

uns ſelbſt ruht die Ewigkeit, die wir mit freyer Kraft hervorrufen, und alles iſt alſo wirklich als eine Welt, die wir begreifen in unſerm freyen und ewigen Handeln.

Jeder frage ſich alſo nur, was iſt der Menſch unter Menſchen in ſeiner freyen Wirkſamkeit? und die Antwort lehre ihn ſein ſchönes Verhältniß verehren und in ihm ſeine Wirkſamkeit erhöhen und veredlen. Jeder freue ſich dann gern, wenn er die Thorheit gedeutet, und eine Thräne getrocknet hat. Aber aus Herzensgrunde wolle er nicht lachen, ſo lange noch einer nur weinet. In der ſtillen Verborgenheit ſeiner ſelbſt wecke er fort ein höheres Sehnen nach dem Menſchen, und verſchließe dann ſeine Bruſt nicht, damit ſein Wunſch laut werde, und jeder in ihm ſeinen eignen nur erkenne. Nur unter Menſchen iſt er Menſch, und nur ein ſchöner Kreis umfaßt das ganze Geſchlecht. Darum ſoll alles, was er ſelbſt iſt, durch freie That im Lichtkreiſe des Lebens Wirklichkeit haben, und den theilnehmenden und geiſterhellten Augen der Menſchen nicht verborgen bleiben. Fürchte nur keiner den Blick auf die Menſchen um ſich her, und wiſſe er nur ihr ganzes Nachſtreben zu deuten. Es iſt noch immer die eine und ſelbe Natur, in der wir leben und ſind, und wir würden gar nicht exiſtiren, wenn wir je aus ihrem Verhältniſſe herausgetreten wären oder heraustreten könnten. Darum iſt dieſer Stand — der Stand der Natur — der bleibende und nothwendige, der ewig unſre ganze Wirkſamkeit begreift, und auf den folglich auch alle unſre Einrichtungen nur abzwecken. In ihm iſt der Menſch

ein Familien-Menſch, und welches Gewand uns auch decke, und welcher Gedanke von Daſeyn uns auch erhebe oder herabſetze; dennoch giebt es überall keine andere Menſchen als Eltern und Kinder. Nie können wir daher etwas anders ſuchen und wollen, als das Ideal des Familien-Menſchen zu realiſiren, und uns Friede und Freude in unſern Wohnungen zu bereiten. Es iſt alſo genug, daß dieſes Verhältniß iſt, und daß wir ewig in ihm nur wirkſam und thätig ſind. Auf dieſes Wirken und Thun müſſen wir nur ſehen, wenn wir den Menſchen beurtheilen, und ſchonend und liebend werden wir ihm nahen, und uns nicht beruhigen über die Erſcheinung des Freyen. Die Aufmunterung zu allem Großen und Schönen liegt in der Wirklichkeit. Sie nur rühret unſern Sinn zur Fülle des Lebens, und alles was wir ſuchen durch eine vollendete Form, ſteht da und winkt uns zur vollendenden That. Darum ſehet die ewigen Altäre des Friedens, die Tempel der Göttin des Ueberfluſſes und die Wohnungen der Freude ringsum auf der blumenbekränzten Erde. Ich weiß es, ſie ſind; und jeder weiß es, der ſich ſagte, was dieſe Wirklichkeit bedeute. Alles was wir anſchauen um uns und über uns, liegt im Umkreiſe unſers Daſeyns und iſt unſer Daſeyn; und wo wir dieſe Beziehung immer vor Augen behalten, erſcheinet uns nothwendig alles in ſich frey und vollendet, denn wir begreifen es nicht anders als in und mit unſerm Handeln, welches ein Handeln in ſich ſelbſt und darum frey und vollendet iſt.

So ſtehen demnach die Menſchen überall in dem

urſprünglichen Verhältniſſe ihres Daſeyns durch die Verknüpfung in der Natur, die ihres Geiſtes Anſchauung und Wahrheit iſt. Ich kenne nichts Größeres und Erhabneres als dieſe Bedeutung der Natur. Es grünet kein Zweig, und blühet kein Halm, ſie ſind der liebende Wink, daß in ihrem Lichte unſre Blicke ſich begegnen und unſre Geiſter ſich erkennen ſollen. Darum bleibet in ihnen unſre Beſtimmung auch ewig, und es ruht in ihren Keimen ein unvergängliches Grün und eine ewige Blüthe. Wohin wir nur blikken iſt Berührung des Menſchen in jeder Bildung und in jedem Regen und Leben der wandelnden Geſtalten. Aber es iſt nur Berührung durch das freye Anſchauen unſers Geiſtes in der Natur, d. i. durch ihre Bildung in freyen Zeichen und Worten. So haben die Menſchen ſich gefunden, und finden wir uns noch immer zu einer innigern Gemeinſchaft. Denn das Wort iſt Vorſtellung unſers ſchönen Verhältniſſes in einer freyen Beziehung, und ſo rufen wir uns zu in jedem Laute der Sylben: Du biſt mein Weſen, wie ich bin das Deine.

Dieſe Wahrheit iſt Ausdruck unſers ganzen thätigen Lebens, in welcher Beziehung wir daſſelbe auch denken mögen. Sie ſoll nur geſehen werden, und wir können nicht anders, als jeden Zweifel löſen, und Friede und Harmonie in das verworrene Schauſpiel des Lebens bringen. Ich kenne in dieſer Rückſicht keine größere Täuſchung, als die Vorzüge, die wir den Menſchen durch den bloßen Gedanken einräumen. Wir vergeſſen den thätigen und wirklichen Menſchen, und

ſubſtituiren ein Gedankenweſen ohne Gegenſtand. Der thätige und wirkliche Menſch iſt der Familien-Menſch, der jeder iſt durch das Verhältniß der Natur. Was wir alſo auch thun und wirken mögen, es hat eine nothwendige Beziehung auf den wirklichen Menſchen, da ein anderer nicht iſt, und ein anderer nicht handelt. Der Staat iſt alſo ſelbſt nur eine Einrichtung in der Natur, und ſeine Verhältniſſe bedeuten nichts, wenn ihr Inhalt nicht die Natur iſt. Warum wollen wir uns doch mit Schellen behangen, damit wir uns erkennen mögen als Weſen eines Geiſtes? Wandeln wir nicht ſichtbar im Lichte des Himmels, und bedarf es noch der Zeichen, um des Menſchen uns freuen zu können? Aber laſſen wir die Zeichen in ihrer Bedeutung, nur machet ſie ſelbſt nicht zu Weſen, die den Menſchen entwürdigen, indem ihr ihn vergeſſet. Niemand, das iſt gewiß, bringt es je weiter, als irgend ein anderer, er möge ſich ſtellen wie er auch wolle: und darum kann uns nur die bloße Meynung erheben und die bloße Meynung herabſetzen; wir aber bleiben was wir ſind, ewig und immer in einem und dem gleichen Verhältniſſe der Natur.

Es giebt alſo anders kein Vor und kein Nach und kein Mehr und kein Weniger, als nur in Beziehung auf unſre eigne Thätigkeit, und folglich nur in der Vergleichung eines jeden mit ſich ſelber. Ein jeder vergleicht ſich aber nur in ſeinem Verhältniſſe zum Menſchen, d. h. er denkt die eigne Beziehung als nothwendig in einem jeden, und ſo iſt der Menſch ihm ein freihandelndes Weſen, und jede Erſcheinung

des Lebens eine Berührung ihrer gleichen und ewigen Geister, die fortgefährt wird höher und inniger durch alle Räume des Himmels.

Darin liegt eben das Große und Erhabene des Menschen, daß keiner über den andern erhaben seyn kann, sondern daß jeder nur in allen sich wieder siehet, wie ihn oft die Erscheinung auch erschüttern möge; denn die Wahrheit des Menschen ist nur eine Wahrheit, und strahlt aus jeder Verbildung siegend hervor, so bald nur unser Auge sie zu finden und zu deuten weiß.

Alles ist demnach, was wir wünschen und fordern können, der Mensch in einem praktischen Verhältnisse zur Welt, und darum als Mensch unter Menschen ein und derselbe. In diesem Umfange liegt jede mögliche Erweiterung, als gewiß und als nothwendig, und wir sehen daher nur immer, in allem was wir sehen, das Höchste und Vortrefflichste, nicht als möglich und zukünftig, sondern als wirklich und jetzt. Denn was ist, das ist; und wer nur siehet, siehet dies, da unser Anschauen und Erkennen in sich selbst nicht getrennt ist, sondern in den einen und gleichen Umfang unsers thätigen Lebens gehört.

Ich sage dies mit freier und fester Ueberzeugung, und sage es denen zunächst, die jedes Nachdenken ehren, und mit unbefangenem Auge prüfen und urtheilen. Viele begnügen sich so gern mit witzigen Bemerkungen, ohne selbst ihren eignen Zweck näher zu kennen, und diesen Menschen, gestehe ich gern, ist am schwersten beizukommen, da sie in allem — nur in sich selbst nicht — Stoff zum Lachen zu suchen

pflegen. Aber auch sie mögen glauben, es giebt in der Natur keine Verzerrungen, und Niemand lacht daher anders, als aus Freude und Wohlgefallen, so gewiß er sich nur gerührt findet, und seine Lippe sich bewegt zum sichtbaren Ausdrucke des Innern. Könnten die Menschen nur erst begreifen, daß sie nie aus einem Worte etwas herausnehmen, was sie nicht selbst zuerst hineinlegten; so würden sie behutsamer in ihren Urtheilen seyn, und keine Voraussetzungen machen, die sich auf bloßes Hörensagen, und darum auf Gewohnheit und Vorurtheil gründen. Jeder hat in sich selbst seine ganze Erfahrung zu rechtfertigen, und soll ihm dies möglich bleiben, so muß er jede Erscheinung in allen ihren Verknüpfungen d. i. in ihrer wahren und nothwendigen Beziehung vor Augen behalten. Dann nur kann er frei und unbefangen urtheilen. Aber darin gerade versehen es die Menschen. Sie reißen etwas, das nicht anders wirklich ist, als nur im Zusammenhange des Ganzen, aus diesem Zusammenhange heraus, und haben nun also nichts weiter, als ihren leeren Gedanken, den sie nothwendig auch eben so leer beurtheilen.

Sind aber alle Menschen sich gleich, höre ich mir sagen, warum genüget Dir dennoch der Umgang mit einem oft unendlich mehr, als der mit tausend andern? Man ergreift mich auf der That, und ohne Zweifel ist dies ein Punkt, auf den ein jeder sich wohl stützet, der eine Ungleichheit unter den Menschen behaupten zu müssen glaubt.

Ich antworte dieses: Allerdings weiß ich wohl, daß ich immer nur durch einen Menschen in Ver-

bindung mit allen übrigen stehe. Denn alle Menschen sind einer und noch einer u. s. w. Aber eben deswegen ist auch keiner ein wirklicher Mensch ohne die Verbindung mit allen übrigen, und sie bleibt also nothwendig die gleiche und selbe, als Verbindung vernünftiger Wesen d. i. als Verbindung aller mit einem jeden und eines jeden mit allen. In dieser Bestimmung ist sie eine wechselseitige Berührung unsrer Geister, und frei durch die eigne Beziehung eines jeden und darum praktisch überhaupt.

Wir begreifen also unsern Umgang nur auf die gleiche Weise durch unser eigenes Handeln und in dem Verhältnisse der Zeit, das durch dies Handeln bestimmt wird. Die vertrauteste Freundschaft wäre daher nichts, wenn wir sie absondern wollten von unserm ganzen Verhältnisse, denn nur in diesem ist sie möglich, und nur hier wird ihre Bedeutung groß und erhebend. Die allgemeine Menschenliebe ist Liebe der Einzelnen, und gründet sich eben in der Gesinnung, mit welcher wir in jedem Einzelnen das ganze Geschlecht ehren, welches wieder nicht möglich wäre, wenn unsre Gesinnung nicht von der Vorstellung einer nothwendigen Gleichheit der Menschen begleitet würde. Darauf kommen wir in jeder Berührung zurück, und jede Wirklichkeit hat also keine andere Bedeutung, als die der innigsten Gemeinschaft unsrer aller Wesen. So nur ist sich unser eignes thätiges Daseyn, das in sich selbst sie nicht trennen kann; sondern in allen nur möglichen Handlungen sich ewig gleich bleiben muß.

Athenaeum.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel

Zweiter Band.

Berlin, 1799.
bei Heinrich Fröhlich.

Athenaeum.

Zweiten Bandes Zweites Stück.

Inhalt.

I. Die Kunſt der Griechen. Elegie an Goethe von W. . . Seite 181.

II. Ueber Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxman's Umriſſe. Von W. 193.

III. Eilfter Geſang des raſenden Roland; nebſt einer Nachſchrift des Ueberſetzers an L. Tieck von W. . . 247

IV. Notizen. . . . . 285.

I.

Die Kunſt der Griechen.

An Goethe.

Elegie.

Kämpfend verwirrt ſich die Welt, und neue Verhängniſſe ſtürmen
Dir, Kunſtheegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es verſinkt in neuen Flammen Korinthus,
Und der Proconſul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Erſatz gebietend; gefeſſelte Genieswerke
Führt barbariſcher Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indeſſen enthüllſt, der Helleniſchen Muſe Geweihter,
Mit ſtill deutendem Sinn, Goethe, manch Wundergebild,
Wie es emporſtieg einſt in dem Geiſt prometheiſcher Männer;
Ruhig beſchwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.

Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde: wir sehn, wie die bewaffnete Kunst Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund Heilige Charis, die zürnet und fleht; ach, wenn sie erstarrt noch
Sah Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst.
Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden
Einer göttlichen Brust frey von der Erde Gewalt.
Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.
So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vorwelt
Sorgsam im Schooße, sie hielt Keime lebendig versteckt
Wiedergebohrner Kunst und Begeistrung: endlich erstand sie,
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längst verlohrene Tochter.
Mancher Künstler verstand jenes Heroengeschlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den Bestätigten ward freye Verehrung geweiht.

Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was Phidias kühn ſchuf,
Was Polyklets mit Maß; über dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht ſtürzende Veſten erdrücken's,
Und es erblüht dereinſt einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg in alten Gluten des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herkuliſchen Strand?
Doch, vom feurigen Regen verſchont, und den flutenden Felſen,
Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dieß nur ein kleines, doch iſt es ein werthes Gedächtniß:
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja ſelbſt an der Säule
Sturz wehmüthig, und tritt ernſt auf zertrümmert Gebälk.
Denn er gleichet dem Manne, der kaum entronnen dem Schiffbruch
Schätze verlohr, und klimmt nackt die Geſtade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb ſein, den gab die Geliebte,
Und ſo dünkt er ſich reich, ſchauet ihr Zeichen daran.
Ach, wie dämmernder Schimmer erloſchener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchſchnittenen Küſten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regſame Volk
Aſien an und Aegyptus, und ſchuf Welttheile zu Hellas;

Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.
Wo der verſengte Räuber ſein Zelt in ein wechſelndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kameel ſchmachtet nach ärmlichem Trunk,
Sprudelte Phöbos Quell, da ſchattete ſüß Aphrobitens
Garten-Kyrene, dein Haupt, fruchtbar und Wagen, berühmt.
Zeus Wettkämpfe, ſie riefen herbey wie entlegene Länder!
Roſſe Sikuliſcher Au'n ſtampften Olympia's Bahn;
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethuſa ſich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syrakuſä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:
Echt, es bevölkern den Hain Schaaren der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Fauſtkampf,
Mit Wurfſcheiben geſiegt, ringend, im Sprung', und im Lauf,
Eile zu opfern, wo Doriſch Gebäul ein würdiges Dach trägt,
Deſſen Giebel des Siegs Botin ſich golden entſchwingt.
Drinnen thront er; ihn ſelbſt, der Menſchen Vater und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.

Horen und Chariten ſchweben im Reihn um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unſterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön, ſtimme ſie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die Leyerbeherrſchenden Hymnen!
„Wem zu ſterben verhängt wurde,“ ſo rauſchet ihr Pfeil,
„Warum ſäß er daheim, unrühmliches Alter zu nähren,
Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere verſucht!
Das war Pelops Wort, als einſt er die Lanz' Oenomaos Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann.“
Ach! mich täuſchte dies Bild, von vielen nur eins, hingaukelnd
Feſtliches Leben; es floh! ſeufzet die Oede zurück.
Aber entriſſen dem irdiſchen Sitz, umhauche der Geiſt uns,
Ewig gilt ſein Geſetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß geſtellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einſamer Höh.
Enge windet und ſteil ſich der Pfad hinan zu der ſpröden,
Aber an üppigem Hang gleitet Entartung hinab.
So ſtieg Hellas Kunſt, die gleich der lakoniſchen Jungfrau

Nackt die Glieder geübt, eh ſie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Dorers Säul', in Joniſcher Weichheit
Wand ſich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wann ſie das Ziel erreicht, beharrten ſie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne ſie ſey,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerriſſener Trümmern
Stehet die Ordnung feſt und der Verhältniſſe Maaß.
Als der gemahlten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch Indiſches Blau blühte an der koſtbaren Wand,
Heiterte erſt Polygnotos den alten Ernſt der Geſtalt auf; Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuris ſammelte wählend die unverſchleyerte Schönheit,
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch ſchwieg.
Leiſeren Umriß zog Parrhaſios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge ſich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefſte Gemüth rief Ariſtides hervor.
Allzubeſcheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten ſelbſt; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt' ihn der Mahler von Kos, dem vor den bewunderten Meiſtern
Anmuth, jedes Bemühns Blüthe, ſich eigen ergab.

Ach, wo blieb, Apelles, dein blühender Gott Alexandros?
Und der Geſellin Bild, welches ſie ſelbſt die erwarb?
Die du behende den Wellen enthobſt mit träufelndem Haar noch,
Weich auftobendes Meer ſchlang uns die Göttin hinab?
Viel zu zart war die Kunſt, die im Zaubernetze den Schein haſcht,
Unerdrückt zu beſtehn Laſten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff erſchaffen zum Denkmal,
Ihrer Schweſter Gebild' auch die Vergänglichkeit hin.
Ob ſie ſchon ernſt und gewaltig aus Phidias Haupte hervorſprang,
Pallas Athene, die Bruſt Gorgogepanzert, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des ſterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmliſchen ziemt.
Damals foderte Dienſt vom Köſtlichen, jugendlich ſtolz noch
Wählend, des Bildners Kunſt; kleidete, ſicher des Siegs
Ueber den prahlenden Stoff, die Rieſengeſtalt ins Geſchmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majeſtät
Blitzt ein edles Geſtein die gebietenden Blicke der Göttin.
Aber die irdiſche Pracht rächte zerſtörend ſich bald.
Zwar auch vieles verging, aus dem Kern der Pariſchen Klüfte,

Oder aus Einem Strom Erzes, bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maaß Poly-
kletos,
Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu
baun.
Weil von Alkamenes Hand dir abgeschlagt Kytherea,
Zürnst du länger nicht mehr, Nemesis Agorakrits.
Schwärmt sie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht
Bacchus, begeistert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles
hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des
Meisters,
Lächelnder Schönheit Pfeil in der Beschauenden
Brust?
Wo weilt Myrons Kuh der Heerd' und dem treibenden
Hirten?
Und wo bäumt sich als Roß schnaubend, Lysippos,
dein Erz?
Wer entschläfrt noch Lesbischen Thau der getriebnen
Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von
Akanth?
Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe ge-
waltet:
Trotziger Willkühr Spiel übt' es, auch wann es
geschont.
Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur ver-
nommen,
Tönt herüber zu uns Grazischer Hauch, Poesie.
Länger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held Aga-
memnon,

Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel' auch kamen nach ihm, doch überlebt ſie der Alte.
Jener geſellige Chor, welcher die Lyra beſpannt,
Als ſich die Freyheit regt' und der ſchwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettſpiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber ſein Jambengeſchoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: ſchmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt' umſonſt ſich Gaſtfreund Sparta's; umſonſt auch
Trug Steſichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos raſ'te vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Bell
Eros, daß du gehoben wie vom Leukadiſchen Felſen
Nieder ins wogende Meer taumelteſt, Liebeberauſcht.
Aber das holde Verlangen, das allen thaut' in dem Buſen
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig iſt ſie verſtummt, Alkaeos Aeoliſche Muſe,
Folgte ſie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führete den Reihn, geſchmückt mit Pieriſchen Roſen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengeſpann
Paphia kam, und koſte mit ihr, vom himmliſchen Antlitz

Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodiſchen Geiſt.

Heil dem Retter Apollo! Der Attiſchen Bühne Vollender
Seh' ich Epheukränzt; rüſtig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauſer Verhängniſſe Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schaar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch ſpottete! wie ſie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock! denn es brennt.“
Dir auch opfern wir froh, geiegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwey Töchter, Antigone ſtets und Elektra,
Bis du im heiligen Hain ſterblichen Augen entgehſt.
Treibt Ariſtophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort
Jenen Erfinder des Spiels, die Doriſche Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der ſittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling Atheniſcher Anmuth,
Glykera's üppiger Freund, leiſer die Szene betrat.
Wenn Dionyſos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frey jedes Geſetzes, und ſo
Taumelten feſtlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.

Auf, Melanippides, denn! oder Timotheos, du!
Singe denn Orgien vor, Philoxenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schaar? Brauſen die Becher nicht mehr?
Römiſchen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Geloſe,
Das Philetas ergeß, wann, wie des Baches Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der ſüßzaubernd die Dichter beſtrickt in Lieb' und die Weiſen,
Hermeſianax! ſchweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umſonſt an der Verwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengeſtalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt ſie uns Genien ſeyn!
Vorwärts ſtrebe der Sinn! Erſchaffe ſelbſtändiges Muthes
Ueber den Trümmern neu ſchönere Welten der Kunſt!
Fließet die Sprach' uns nicht, von ſelbſt Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein ſüdlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: ſo gab uns ſtrenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb ſpielender Freude der Gott.

Dir vertraut' er, o Goethe, der Künſtlerweihe Geheimniß,
Daß Du im Heiligthum hüteſt das Dichtergeſetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnaſſus!
Wie? Du ſchwindeſt dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einſt Eos den Liebling, ſo nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muſe Dich auf, doch ſie entreißet Dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, ſtreute ſie Roſen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

II.

Ueber Zeichnungen zu Gedichten

und

John Flaxman's Umriſſe.

Nichts iſt gewöhnlicher unter uns als Kupferblätter und Blättchen zu Gedichten, beſonders zu Schauſpielen und Romanen, theils zu den Ausgaben derſelben, theils zu Taſchenbüchern in den kleinſten Formaten. In ſolchen embryoniſchen Geburten erſchöpft ſich die Kunſt, und bringt ſelten etwas reiferes und ausgewachſenes hervor. Dieſer Geſchmack iſt wohl ſchwerlich irgendwo ſo herrſchend geworden, und hat ſich zu einer Art von Syſtem ausgebildet, als in Deutſchland. Den Italiänern liegt ein größerer Maaßſtab für Kunſtwerke zu nahe, als daß das Zwerghafte und Kleinliche viel Eingang bey ihnen finden könnte. Die Engländer haben die Verzierung mit Kupfern, wie überhaupt den typographiſchen Luxus, mehr ins große getrieben, und be-

ſtechen wenigſtens durch mechaniſche Sauberkeit und Eleganz das Auge.

Aber wer wird unſern Kupferblättchen eine ſo verwerfliche Abſicht Schuld geben, ſchnöde wie ſie meiſtens hingekratzt ſind? Dann die ungünſtige Oktavform. Skizzen darin zu machen, wäre ein gutes Studium zu ſolchen Altarblättern, wo der Mahler wenig Breite hat, und in eine unverhältnißmäßige Höhe gehen muß. Und endlich: was ſtellen ſie gewöhnlich zur Schau? Figuren und Szenen, die einem gebildeten Menſchen in der Wirklichkeit ſehr gleichgültig ſeyn müßten, oder denen er gern aus dem Wege ginge, wenn es wegen ihrer unendlichen Alltäglichkeit nur möglich wäre. In der That, es wird darauf gerechnet, daß bey weitem die Meiſten, für welche dieſe Arbeiten beſtimmt ſind, in ihrem Leben kein ordentliches Kunſtwerk geſehen haben: denn wiewohl manche Stadt Deutſchlands herrliche Schätze der Kunſt verwahrt, ſo reiſen die Deutſchen doch ſelbſt in ihrem Vaterlande zu wenig, um dieſe Gelegenheit zu benutzen. Wie müßte einem zu Muthe werden, der in ſeiner demüthigen Abgeſchiedenheit jenes Gekritzel in den Almanachen immer für die edle Zeichen- und Mahlerkunſt gehalten hätte, und auf einmal in eine Gallerie, oder auch nur in ein Zimmer voll großer und ſchöner Kupferſtiche träte. Aber ſoll nicht Kunſtſinn und Kunſtliebe einſtweilen durch kleine Reize angeregt werden? — Der dürftige Bücherzierrath iſt dazu ungefähr eben ſo tauglich, als Heiligenbilder, aus Marzipan gebacken, die Kinder zur Religioſität vorzubereiten.

Das iſt die eine Seite der Sache: aber wenn man bedenkt, an was für Bücher und Dichtungen (wenn ſie ſo heißen können) die Zeichner der Kupferſtiche größtentheils gebunden ſind, ſo wird man ſie nicht nur entſchuldigen, ſondern finden, daß ſie die traurigſten Aufgaben oft mit ungemeiner Geſchicklichkeit ausgeführt. Menſchenkenntniß, Pſychologie und Moral waren die herrſchenden und anerkannten Prinzipe, beſonders des Romans. Neuerdings hat es verlauten wollen, die Poeſie wäre eine ſchöne Kunſt, und die Romane gehörten ſo zu ſagen mit zur Poeſie. Da ſind nun manche Beurtheiler in Verlegenheit, die jene alte Loſung des Lobſpruches nur noch in den Bart hinzumurmeln wagen, und doch ſchlechterdings nicht wiſſen, was an einem Roman zu loben ſeyn kann, wenn es nicht die Menſchenkenntniß, die Pſychologie und die Moral iſt. Auch giebt es noch viele edle Gemüther, die den unnützen Genuß des Schönen und Geiſtreichen entweder für ſündlich halten, oder gar keinen Begriff davon haben. Was blieb alſo den Zeichnern übrig, als mit den Schriftſtellern in ihrer eignen Gattung zu wetteifern? Und welche Wunder von Pſychologie haben ſie in den engſten Raum zuſammengedrängt! Einem zollhohen Figürchen konnte man ſeine ganze Erziehung anſehen, alles was es im Leben gethan und gelitten hatte. Hier konnte man recht eigentlich ſagen, daß die geheimſten Triebfedern der menſchlichen Seele auf der Breite eines Haares ſchweben. Zweifelt noch jemand, daß die Tugend glücklich, das Laſter aber höchſt elend macht? Man hält ihnen ein Taſchenbuch entgegen, worin der Kupferſtecher die irdiſche Laufbahn

beyder in einer Folge von Blättchen verzeichnet hat. Nach Art der poetiſchen wurde eine ſchreckliche Grabſtichel-Gerechtigkeit gehandhabt. Wir haben Kupferſtiche zur Clariſſa erhalten, wo die alte Kupplerin auf dem Todbette wirklich ſchon in ein Meerungeheuer verwandelt ſcheint. Bloß die Höllenfahrt fehlt noch. Mit Unrecht: denn von allen Argumenten gegen das Laſter bleibt das von den hölliſchen Flammen immer das entſcheidendſte.

Freylich haben unſre Zeichner bey dieſer unkünſtleriſchen Tendenz eine frühere, ausländiſche, und alſo um ſo anſehnlichere Autorität für ſich: ich meyne Hogarth. Die ausſchweifende Schätzung dieſes berühmten Mannes in ſeinem Vaterlande darf uns nicht über den wahren Werth ſeiner Werke verblenden. In England bewundert man hauptſächlich mit Guineen, und wenn nun einen wohlmeynenden Reichen die baare Bewunderung in der Taſche brennt, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß er ſie rechts und links ohne Urtheil ausſtreut. Ueberdies hat die Engliſche Nazion ſo wenig große einheimiſche Talente in den zeichnenden Künſten aufzuweiſen, daß ſie auf die wenigen natürlich einen deſto ſtärkeren Nachdruck legt. Sein künſtleriſches Unvermögen, ſeine Blindheit für das Höchſte unter dem Sichtbaren, die Schönheit, hat Hogarth ſelbſt durch ſeine angebliche Zergliederung derſelben unwiderleglich dargethan. Man könnte übrigens zugeben, er ſey ein ausgezeichneter Kopf geweſen, und ihn doch für einen herzlich ſchlechten Mahler halten. Der geiſtvolle Walpole, der, bey aller Vorliebe für Hogarth, ſehr wohl einſah, wo es ihm fehlt, ſcheint ihm

noch zu viel zuzugeſtehen, wenn er ihn mehr für einen Komödienſchreiber mit dem Pinſel als für einen Mahler angeſehen wiſſen will. Komödien ſollten luſtig ſeyn. In Hogarth's Bildern iſt alles häßlich und unpoetiſch, oft die ekelhafteſte Anatomie moraliſcher Verweſung. Keine leichte Jovialität, nichts von jener abſoluten Willkühr, die den darſtellenden Geiſt über die Unſittlichkeit und Niedrigkeit des Dargeſtellten in eine reinere Region erhebt, und die ſcherzende Frechheit der alten Komödie ſo erhaben macht. Man erklärt uns mühſam alle Abſichten und Anſpielungen, man weiſt uns mit Fingern darauf hin, damit wir es auch ja merken, was hier zu bewundern iſt. Ich für mein Theil, wenn ich Witz beſäße, und zwar ſolchen, der nicht erſt durch einen Vorſatz herausgedrückt zu werden braucht, ſondern eine überſtrömende Ader, die ſich in gleichſam elektriſchen Schlägen ihrer Fülle entledigt, ſo wollte ich ihn ſchon beſſer anwenden, als zu einem weitläuftigen Kommentar über die ſchwerfällige ſatiriſche Proſa des Engländiſchen Mahlers. Doch das Kommentiren haben die Deutſchen nun einmal in der Art, ſelbſt die witzigen.

Hogarth wurde Vorbild und zum Theil Quelle für die unzähligen Karikaturenzeichner, die ſich vor dem Fehler der moraliſchen Zwecke ziemlich zu hüten wiſſen. Da ſie für die Volksbeluſtigung arbeiten, ſo bemühen ſie ſich beſtens komiſch zu ſeyn, und wenn das Behagen an eigner Laune dazu hinreichte, wären ſie es auch gewiß. Leider ſind aber ihre Ausgeburten großentheils plumpe Einfälle mit plumper Hand ausgeführt: man muß eben den Ergötzlichkeiten des Geiſtes nur zur Erleichterung

der Verdammung obliegen, um ſie witzig zu finden. In Frankreich erzeugte zu Anfange der Revoluzion die damals noch herrſchende Anglomanie ebenfalls Karikaturen; ich erinnere mich einiger, die von Seiten des Einfalls leicht die meiſten Engliſchen aufwiegen mochten. Ich bin nicht unterrichtet, wie weit dieſes Feld der politiſchen Betriebſamkeit ſeitdem angebaut worden, oder ob die groſſe Republik auch von dieſer Seite noch nicht liberal genug iſt, um ſich ſelbſt zum Beſten zu haben. Faſt ſollte man das letzte glauben, da ein Journal, das uns mit feuerfarbner Unpartheylichkeit berichtet, was in den beyden Hauptſtädten Europa's vorgeht (mitunter auch, was dort geklatſcht wird), meiſtens nur londonſche Karikaturen auf Deutſchen Boden verpflanzt und à la Hogarth kommentirt.

Bey den Zeichnungen zu Dichtern ſind die Engländer in den neueſten Zeiten aus der Hogarthſchen pſychologiſchen Gattung in das entgegengeſetzte Aeuſſerſte gegangen. Flache Manier iſt überhaupt das Weſen ihrer mediaen Kunſt, und Effekt ihr Ziel. Weit entfernt, die Züge zu einem individuellen Charakter hundert Originalen in der Natur abzulauſchen, haben viele Engliſche Mahler im Sinne und in der Hand nur ein einziges Geſicht, das bloß nach Maaſsgabe des Alters und Geſchlechts ein wenig modifizirt wird, oder auch wenn ein Tyrann vorkommt, der die Augenbrauen ſtark herunterziehen muß. Wie man verſichert, iſt die theatraliſche Darſtellung Shakſpeares in England jetzt ſehr manierirt: aber die Kupferſtich-Gallerie zum Shakſpeare übertreibt wirklich den Akteur. Es giebt auch Deutſche

Sachen in dieſem Geſchmack. Andern, z. B. den Szenen aus dem Doolin von Kininger und John, thäte man Unrecht, ſie anders als mit den beſſeren Engliſchen Produkten zu vergleichen.

Im Ganzen bleibt es aber bey der einmal genommenen Wendung, und ich habe die gegründete Klage führen hören: die Gedichte würden durch begleitende Kupferſtiche proſaiſch; eine Gefahr, wovor freylich die ſogenannten beliebten Romane geſichert ſind. Aber wie mißglückt es meiſtens, wenn einmal die Reihe Szenen in die Taſchenbücher zu liefern auch ſolche Dichtungen trifft, die nicht bloß den zärtlichen Herzen gelten. Was ſoll man dazu ſagen, wenn Chodowiecky in Herrmann und Dorothea nichts als Ochſenköpfe und aufgeworfene Naſen ſieht? Die Grazien einer gewiſſen Philine auf dem Sopha ſcheinen mir an einem ganz andern Ort zu Hauſe zu ſeyn, als im Wilhelm Meiſter; nur daß man ſelbſt in den Winkeln einer verfeinerten großen Stadt noch mehr äußere Anſtändigkeit erwarten dürfte. Allein ich geſtehe gern, darüber nicht kompetent zu ſeyn: man ſollte den Prediger Jemſch befragen, der, wie bekannt, ein eignes Buch über Philinens Philinität geſchrieben hat, ob er ſie hier getroffen findet.

Auch was die Wahl der Szenen betrifft, ſieht man in dieſem Fache ganz eingiernte Zeichner nicht ſelten im Blinden tappen. Einige glauben nicht fehl treffen zu können, wenn ſie nur eine edle Handlung wählen. Schon Hagedorn, der ſonſt im Praktiſchen ſo einſichtsvoll iſt, giebt dieſen Rath, und ſucht mit ſolchen ſentimentalen Grundſätzen dem derben aber wahrhaft künſt-

lerischen Realismus der Niederländischen Mahler zu bewundern, die sich bey dem Gewühl eines Jahrmarktes, einer Bauernhochzeit, oder eines Strandes, wo Waaren abgeladen werden, um alle großmüthigen Aufopferungen in der Welt nichts kümmern. Und mit Recht! Denn wenn sich eine edle Handlung mahlen ließe, so wäre es eben keine edle Handlung. Die Schwierigkeit, das Eigenthümliche des Gedichtes darzustellen, verleitet andre Maie dazu, etwas ganz unbedeutendes herauszugreifen. In einem Taschenbuchsblättchen zu Vossens Luise läuft sie am Arme ihres Bräutigams, um den Kahn zu erreichen, woraus ihnen der Vater zuruft: Ehrbar, Kinder, und sacht! Allerdings, die laufende Atalanta mit dem Hippomenes wäre ein schöner Gegenstand für den Mahler: warum nicht auch Luise Blum mit dem Kandidat Walter. Den kleinen Grafen kann man sich als Amor hinterdrein stolpernd denken.

Eigen ist es, daß die Kupferstich-Liebhaberey sich so besonders auf den Roman gerichtet hat. Und nicht bloß unter uns: auch auf Englischen Blättern sieht man Lotte im Werther Butterbrodt schneiden. Bey keiner Dichtart ist doch die Sache so bedenklich, als gerade bey dieser. Daß sie gewöhnlich das Kostüm des Tages fodert (ein Umstand, wegen dessen der Dichter sich auch vor allzu bestimmter Angabe der Kleidungen zu hüten hat, und nur das erwähnen darf, was in der Mode ewig und allgemein gültig ist, wie blaßrothe Schleifen, weiße Negligé's, Strohhüte und dergleichen), und daß die so bald veralteten Trachten hernach eine Störung verursachen, ist noch das geringste. Ein Roman könnte

vortrefflich seyn, und keinen einzigen tauglichen Moment für die mahlerische Darstellung enthalten. Es würde hingegen keine sonderliche Tiefe verrathen, wenn sich alles darin sichtbar machen ließe. Grade das bedeutendste kann oft in der äußern Erscheinung am wenigsten mit Evidenz hervortreten. Der Roman ist bestimmt, die zarteren Geheimnisse des Lebens, die nie vollständig ausgesprochen werden können, in reizenden Sinnbildern errathen zu lassen. Die Poesie schmiegt sich hier vertraulich an die Wirklichkeit an, und haucht ihr eine höhere Seele ein. Es ist nicht mehr die bloße Wirklichkeit, aber sie soll es noch scheinen. Es giebt keine Brücke, die den bildenden Künstler aus seinem Gebiet in den Mittelpunkt einer solchen Dichtung hinüberführen könnte, und so sollte er sich auch für zu gut halten, um an ihren äußersten Gränzen herumzuschleichen.

Wo der Dichter dem Zeichner eigentlich die Hand bietet, wo bestimmter Umriß und Gruppirung für die Fantasie ist, wo sich schöne kräftige Gestalten, nicht von zweifelhafter oder verwickelter Deutung, in idealischem Kostum entschieden bewegen: da wird der Wink selten verstanden und benutzt. Welch eine Reihe von Bildern ließe sich nach dem neuen Pausias und seinem Blumenmädchen entwerfen! Das Getümmel des Gastmahls könnte von der ruhigeren Gruppe des Sängers und seiner Geliebten eingefaßt werden, wie er von ihren Blumenketten umstrickt ihr zu Füßen sitzt; und selbst in dieser Gruppe würde der empfindsame Blick eine Mannichfaltigkeit von Wendungen und Abstufungen sehn, die ohne Wiederhohlung in mehrern Bildern ent-

kaltet werden könnte. Nur auf ſo gar winzigen Blättchen müßte es nicht geſchehen, das verſteht ſich. Von dieſen und für dieſe iſt kein Heil zu hoffen, und man möchte ſie alſo nur ein für allemal dem Kinderfibeln überlaſſen.

Daß das Gedicht des Zeichners über das Poem des Dichters nicht vollſtändig verſtanden werden kann, ohne daß man ſich an dieſes erinnert, iſt wohl kein hinreichender Grund, die Gattung ganz zu verwerfen. Ein ſcharfſinniger Kenner hat vor kurzem auf die ſo oft vernachläßigte Forderung gedrungen, daß jedes Kunſtwerk ſich ſelbſt ganz ausſprechen ſoll, und treffend die Wahl ſolcher Gegenſtände gerügt, bey denen grade das, worauf ihre Wirkung beruht, erſt von dem Beſchauer hinzugedacht und in das Bild hinein gelegt werden muß. Über die Freyheit, manchen Umſtand als bekannt vorauszuſetzen, auf den er nur anſpielen kann, wird doch dem Künſtler bleiben müſſen, wenn er nicht gar zu enge eingeſchränkt werden ſoll. Ein ſolcher Kreis von Mythen oder Legenden iſt dann als das gemeinſchaftliche Gedicht eines Volkes oder Zeitalters zu betrachten, womit man die Bekanntſchaft jedem Einzelnen zumuthet. Eben jener Kunſtrichter hat den Begriff eines Cyklus von Gemählden ſehr belehrend ins Licht geſetzt, und giebt zu, daß in der cykliſchen Form Auftritte vorkommen dürfen, die erſt durch vorhergehende oder folgende ihre volle Deutung erhalten. Da, wo nicht unabhängige und ausgeführte Werke aufgeſtellt werden ſollen, ſondern wo eine Kunſt nur einen Theil ihrer Mittel gebraucht, um ſich mit einer andern zu verbrüdern, er-

ſtreckt ſich die Befugniß natürlich noch weiter. Warum ſollte es nicht eine pittoreske Begleitung der Poeſie, nach Art der muſikaliſchen, geben können? Je thätiger ſie wäre, je liebevoller der Zeichner das Ganze des Gedichts umfaßte, deſto kühner dürfte er auch werden, deſto mehr ſich mit ganzer Seele auf die Seite werfen, wo er reich und mächtig iſt, und den Dichter für das Uebrige ſorgen laſſen. So erhielte man das ſeltene aber entzückende Schauſpiel des Zuſammenwirkens zweyer Künſte, in Eintracht und ohne Dienſtbarkeit. Der bildende Künſtler gäbe uns ein neues Organ den Dichter zu fühlen, und dieſer dollmetſchte wiederum in ſeiner hohen Mundart die reizende Chifferſprache der Linien und Formen.

Ein Engliſcher Bildhauer, John Flaxman, hat dieſe Idee in zahlreichen Sammlungen von Umriſſen zu Dante's göttlicher Komödie, zur Ilias und Odyſſee, und zu den Tragödien des Aeſchylus, mit ſo viel Verſtand, Geiſt, und klaſſiſchem Schönheitsſinne ausgeführt, daß man ihn in ſeiner Gattung Erfinder nennen, und wünſchen muß, er möge bald glückliche und ſelbſtändige Nachfolger darin finden. Dieſe Werke führten mich durch den Gegenſatz mit der herrſchenden einheimiſchen Praxis auf obige Betrachtungen. Leider ſind ſie in Deutſchland ſo ſelten *), und ſollen es nunmehr auch

*) Die Titel dieſer Sammlungen, welche ein ſehr unterrichteter Architekt, Herr Heine in Dresden, der ſie von einer Reiſe durch Italien mit zurückgebracht, die Güte gehabt hat, mir mitzutheilen, ſind folgende: La divina

in Rom geworden seyn, daß ich bey diesem Aufsatze nicht auf Leser rechnen darf, die schon damit bekannt wären. Meine Absicht kann also auch nicht seyn, zum Genuß der Betrachtung einzuladen, die mich so oft im Zauberkreise des Künstlers gefangen hielt, und die einzelnen Kompoßizionen gemeinschaftlich mit meinem Leser durchzugehn. Ich muß mich begnügen, sie im allgemeinen zu charakterißren, so viel es sich thun läßt, und meine Bemerkungen über die ganze Gattung mitzutheilen.

Zuvörderst scheint mir für die pittoreske Begleitung eines Dichters der bloße Umriß viel bequemer und brauchbarer als die ausgefüllte Zeichnung. Bey dem ökonomischen Empfehlungsgrunde, daß so viel Arbeit und Kosten erspart werden, will ich mich nicht weiter aufhalten, ob er gleich keineswegs unbedeutend wäre, wenn man in dieser Art etwas erhebliches für die möglichste Verbreitung eines besseren Geschmacks unterneh-

---

Commedia di Dante Alighieri, cioè l'Inferno, il Purgatorio ed il Paradiso, disegnati da Giovanni Flaxman, Scultore Inglese, ed incisi da Tommaso Piroli Romano. 1793 In possesso di Tommaso Hope, scultore. Amsterdam. **Klein Querfol. 110 Blätter.** The Iliad of Homer engraved by Thomas Piroli from the compositions of John Flaxman, sculptor. Rome 1793. **Querfolio. 34 Blätter.** The Odyssey of Homer engraved by Thomas Piroli from the compositions of John Flaxman, Sculptor. Rome 1793. **Querfol. 28 Blätter.** Compositions from the tragedies of Aeschylus, designed by John Flaxman, engraved by Thomas Piroli. The original drawings in possession of the Countess Dowager Spencer. **Gr. Querfol. 21 Blätter.**

men wollte. Wie unnütz wird so manches Buch durch wenige geleckte Blätter in punktirter Manier vertheuert, die man sich im Augenblick müde gesehen hat! Der wesentliche Vortheil ist aber der, daß die bildende Kunst, je mehr sie bey den ersten leichten Andeutungen stehen bleibt, auf eine der Poesie desto analogere Weise wirkt. Ihre Zeichen werden fast Hieroglyphen, wie die des Dichters; die Phantasie wird aufgefodert zu ergänzen, und nach der empfangenen Anregung selbständig fortzubilden, statt daß das ausgeführte Gemählde sie durch entgegen kommende Befriedigung gefangen nimmt. Die Bemerkung ist nicht neu: schon Hemsterhuys hat den großen Reiz flüchtig entworfener Skizzen dadurch erklärt. So wie die Worte des Dichters eigentlich Beschwörungsformeln für Leben und Schönheit sind, denen man nach ihren Bestandtheilen ihre geheime Gewalt nicht anmerkt, so kommt es einem bey dem gelungenen Umriß wie eine wahre Zauberey vor, daß in so wenigen und zarten Strichen so viel Seele wohnen kann. Zwar muß man seine Fantasie schon malerisch geübt und vollständige Kunstwerke viel gesehen haben, um diese Sprache geläufig lesen zu können. Daher ist auch die Liebhaberey für bloße Kontourzeichnungen ungleich seltner. Vielen ist die Licht- und Schattentinte des Kupferstichs schon eine zu starke Abstraktion: sie möchten ihn, wie Kinder, illuminirt haben, weil sie sich einen blauen oder grünen Rock nicht anders vorstellen können, als wenn sie ihn vor Augen sehen.

Doch dieß ist nicht alles. Was der Zeichner aus der Poesie für sich nehmen kann, sind eigentlich die in

Handlung gesetzten Wesen, die er nach ihrem Charakter gestaltet. Den Grund, worauf sie sich bewegen, giebt der Dichter nur so viel an, als grade nöthig ist, weil die Stärke seiner Darstellung gar nicht im Simultanen und Beharrenden liegt. In der ausgeführten Zeichnung aber wird Szene und Umgebung mit eben der Bestimmtheit abgebildet, wie die Figuren selbst, und zwar nach den Bedürfnissen der Beleuchtung und Perspektive. Die Aufmerksamkeit des Betrachters wird also auf die Theile zerstreut, die weit unmittelbarer vom Dichter veranlaßt sind, als die rein charakteristischen Züge in den Umrissen der bewegten Gruppen. Dieß ist der Punkt, wo die Strahlen der beyden Künste einander kreuzen und jenseit dessen sie wieder divergiren. Zeichnung kann man der Poesie gewissermaaßen zuschreiben, aber weder Helldunkel noch Farbengebung anders als in metaphorischer Bedeutung. Nur die descriptive poetry etwa giebt sich mit Luftperspektiv ab, und es ist ihr so damit gelungen, daß das Nächste wie das Entfernteste in gleich unbestimmter und haltungsloser Dämmerung verschwimmt. Es begreift sich auch, wie viel freyere Hand für die Anordnung und Gruppirung der Figuren selbst der Zeichner behält, wenn er das Lokal nur ganz leicht und wie symbolisch andeuten darf. Endlich wird die Fantasie sie viel dreister zu den vorhergehenden und nachfolgenden Handlungen begleiten, als wo ihr die Schranken eines völlig dekorirten Schauplatzes entgegenstehen.

Alle diese Vortheile hat Flaxman meisterhaft benutzt. Keine überflüßigen Striche, auch nichts von jenen Schwungzügen, die bloß zur Verbindung dienen,

und die man ſich bey flüchtigen Entwürfen erlaubt, oder auch wohl, um ihr Feuer zu beweiſen, mit Fleiß anbringt. Alles iſt mit dem wenigſten gemacht; ſeine Umriſſe vereinigen die bedeutſame Keckheit des erſten Gedankens mit der Sorgfalt und Zierlichkeit der ausgeführteſten Behandlung. Er ſchreibt den menſchlichen Körper in ſeinen verſchiedenſten Beſtimmungen und Anſichten mit Sicherheit hin, ohne ſich dabey, wie meiſtens die fertigen Schreiber, Schnörkel an den Buchſtaben angewöhnt zu haben.

Ferner in der Wahl der Dichter ſowohl als der einzelnen Gegenſtände aus ihnen, zeigt der Künſtler das richtigſte Urtheil, und, wenn man ſo ſagen darf, ein plaſtiſches Dichtergefühl. Zwar iſt mit dieſen dreyen keinesweges der Kreis derer geſchloſſen, die einer pittoresken Begleitung fähig ſind; noch auch mit den gelieferten Skizzen der ganze Reichthum an Szenen, welche ſie darbieten, erſchöpft: aber günſtigere Dichter für ein ſolches Unternehmen konnte er doch ſchwerlich finden, und er hat ſo gewählt, daß er bey jedem etwas in einem eignen Styl leiſten konnte. Aus dem Homer Gegenſtände zu Gemählden zu nehmen, iſt vielfältig mit antiquariſcher und artiſtiſcher Wärme empfohlen worden. Daß er, nach Winkelmanns Ausdruck, nicht in Bildern ſpricht, ſondern fortſchreitende Bilder giebt, fühlten gewiß auch die Alten, wie unter anderm die Anekdote von der Idee des Phidias zum Olympiſchen Jupiter zeigt. Unter den Tragikern verdiente Aeſchylus unſtreitig den Vorrang, wenn die ſtrenge Hoheit der idealiſchen Bühne der Griechen ſichtbar gemacht werden

ſollte. Darſtellungen aus den Tragödien des Sophokles hätten ſich mehr dem milderen gemäßigteren Styl der Homeriſchen nähern müſſen. Was den Dante betrifft, ſo war das bekanntlich ſchon Michelangelo's Wahl, und Flaxman fand alſo den Gedanken dazu in der Kunſtgeſchichte aufgezeichnet. Allein an einem Engländiſchen Künſtler beweiſt es doch eine ungewöhnlich hohe Bildung, daß er, da er einmal einen modernen chriſtlichen Dichter wählen wollte, nicht bey ſeinem angebeteten Landsmann Milton ſtehen blieb, ſondern den nach der gemeinen Meinung finſtern und auf die geſchmackloſeſte Art wunderlichen Italiäner vorzog. Dem unbefangenen Urtheil iſt es allerdings einleuchtend, wie weit hier Milton, der das Chriſtenthum klaſſiſch idealiſiren wollte, gegen den großen Propheten des Katholizismus zurückſtehen muß. Die Figuren, womit Milton den Mahler verſieht, laſſen ſich in einem Augenblick überſehen: die heilige Dreyeinigkeit, deren Perſonen jedoch aus dem kindlichen Anthropomorphismus ſchon ſehr ins formloſe erweitert ſind; Adam und Eva mit ihrem langen Mantel von blonden Haaren; die proteſtantiſch gewordnen Engel und Teufel, und ein paar allegoriſche Ungeheuer. Dante hingegen, bald der Raphael und bald der Michelangelo der Poeſie (ich borge dieſen Ausdruck von jemanden, der ihn von mir geborgt hat), wie ſeine Viſion überhaupt nichts geringeres als das Univerſum umfaßt, ſo ſtellt er auch eine vollſtändige Gallerie aller menſchlichen und göttlichen Charaktere auf.

Zu jeder der vier Sammlungen macht ein Titelblatt, mit bedeutenden Sinnbildern geziert, den Eingang.

Bey der göttlichen Komödie geht das Bruſtbild des Dichters aus Wolken hervor, unter ihm die verkleinerte Misgeſtalt Lucifers, oberhalb ein Engel des Lichtes mit verbreiteten Fittigen und gehobnen Armen, Sterne zur Rechten und Linken. Dante iſt wie immer mit dem Lorbeerkranze über der Florentiniſchen Mütze vorgeſtellt, mit ſinnender Miene, den Zeigefinger der rechten Hand an die Stirn gelegt. Der ſtete Hang zum Grübeln und die Kämpfe eines mühevollen Lebens haben auf dieſem Geſichte das Gepräge urſprünglicher Sonderbarkeit mit noch tieferen Furchen eingegraben: es iſt eins von jenen, deren Aehnlichkeit nicht leicht verfehlt wird. Der Zeichner hatte zwar das Recht, es etwas jugendlicher zu halten: denn nach der Dichtung fällt Dante's Wanderung durch die Geiſterreiche in ſein fünf und dreyßigſtes Jahr. Er hat aber mit Bedacht mehr das Alter gewählt, in welchem Dante wirklich dichtete, und dadurch nicht bloß den Gegenſatz mit der Jugend Virgils und Beatricens gewonnen. Den Urheber des geheimnißvollen Werkes denkt man ſich unwillkührlich mit den Zügen ernſter Jahre: in ihnen erſcheint das Ringen nach heiligender Wahrheit, das ihn begeiſterte, aber noch nicht von den irdiſchen Mühſalen zur Vollendung hindurchgedrungen iſt.

Daß die Figuren Dante's und ſeiner Begleiter, erſt des Virgil, dann der Beatrice, nach der Natur der Sache ſo häufig wiederkommen müſſen, weil an ihre Fortſchritte alles übrige gereiht iſt, könnte eine große Unbequemlichkeit ſcheinen, die Flaxman jedoch, ohne den Reichthum ſeiner Erfindung erſchöpfen zu laſſen, über-

wunden und zu den Vortheilen, die darin liegen, vortrefflich benutzt hat. Diese schon bekannten Personen, als Zeugen der dargestellten Szenen, lassen uns leichter die Deutung derselben finden: wir erblicken die Gegenstände wie in dem Gedichte selbst durch die Vermittlung ihres Handelns und Betrachtens; die erstaunensvolle Theilnahme, die naivere Gemüthsbewegung ist immer die des Dante, ruhiger und doch nicht weniger bedeutend steht der höhere Führer daneben. Das Kostum der beyden Dichter, die Römische Toga, und der Mantel über einer anschließenden Kleidung, welches in Dante's Zeitalter die bürgerliche Tracht war, ließ sich sehr gut brauchen: bis an das Kinn eingehüllt, scheinen diese Wanderer oft die andringenden Schrecken von sich abhalten zu wollen, und nur die Lorbeerkränze verrathen, in welchem Sinne sie solche Oerter der Qual besuchen. Auf vielen Blättern sind sie Hauptfiguren, andre Male nur klein im Hintergrunde angegeben, und außer den episodisch erzählten Geschichten, wobey sie nicht vorkommen, hat der Zeichner sie von manchen Höllenszenen, wobey sie gegenwärtig sind, durch den engeren Raum, den er umfaßt, mit Recht ausgeschlossen, weil es ihm nur darum zu thun war, Eine Gruppe in ihrer ganzen Kraft hervorzuheben. Da Virgil seinen Freund erst gegen Ende des Purgatorio verläßt, so will es etwas sagen, daß die beyden immer charakteristisch und doch mit beständiger Abwechselung, die sich wie ungesucht darbietet, erscheinen. Mehrmals bildet schon ihr bloßes vereintes Fortschreiten eine sprechende Gegenwart.

In Beatricens Geſtalt iſt die verklärte Geliebte und die Heilige verſchmolzen: die himmliſche Weisheit hat die Mienen einer zarten Jungfrau, der gegenüber die Runzeln in Dante's Geſicht ſich erheitern. Ein Schleyer wallt ihr hinten vom Haupte bis zu den Füßen herab und verbindet ſich mit einem Kleide, das um Bruſt und Arme anſchließt, ſich dann erweitert, und unten fliegend in Falten bricht, da hingegen der ganze Wurf jener männlichen Gewänder durch ein paar ſtarke Striche beſtimmt wird. Auf ähnliche Art wie Beatrice ſind auch die andern weiblichen Weſen des Himmels: Matilda, die natürlichen und chriſtlichen Tugenden, und ſelbſt einmal die Mutter Gottes gekleidet; nur bleibt zuweilen der Schleyer weg, und die Haare fliegen oder ſind in einen Wirbel gewunden. Dieſe Tracht iſt eine glückliche Auskunft zwiſchen dem Bedürfniß der Zeichnung und den Foderungen des Koſtums, welches für Sitten und Geiſt eines Zeitalters ſehr mahlend ſeyn kann, und es hier wirklich iſt: ohne nonnenhafte Verhüllung drückt ſich eine ſo eigne Jungfräulichkeit darin aus; unmöglich könnte man eine Griechiſch drappirte Frau für eine ſolche religiöſe Grazie erkennen. Die ſchlanken Körper entfernen jeden irdiſchen Begriff, und die Formen zeichnen ſich, zum Beyſpiel bey dem Tanz der Tugenden um den ſymboliſchen Wagen, auf das beſcheidenſte durch.

Wenn von Wundern der Leidenſchaft und des Pathos die Rede iſt, ſo wird Ugolino genannt: eine von den Darſtellungen, die eigentlich weit über die Sphäre der Poeſie hinauswirken, weil menſchliches Gefühl die einzige Bedingung iſt, um aufs tiefſte von ihr erſchü-

tert zu werden. Hier erwarten wir daher unſern Künſtler, und nicht vergeblich. Man kennt Reynolds Ugolino aus dem Kupferſtiche: es iſt ein alter Mann, der hungert, aber es iſt nicht Ugolino. Ohne die große Kluft zwiſchen einem ausgeführten Gemählde und einer Skizze zu vergeſſen, kann man doch wohl ſagen, daß Flaxman eine viel höhere Anſicht der Geſchichte gefaßt hat. Das erſte Blatt ſtellt die Gefangennehmung des Grafen und ſeiner Söhne vor. Er ſteht in der Mitte ganz nach vorn, an jeder Seite hat ihn ein bewaffneter Feind am Kragen und an den Knöcheln der Hände gepackt, die er zuſammenballt. Auch in dieſer Lage ſieht man den mächtigen, herrſchenden, unerſchütterlichen Mann; die Knaben vor ihm, die ſich brüderlich an einander ſchließen, ſind nach Alter und Leidenſchaft abgeſtuft: der eine niedergeſchlagen, der andre verzweifelnd, der dritte ergrimmt, der kleinſte kindiſch weinend. Die rechts andringenden rauhen Krieger zeigen uns die Gewaltthätigkeit jener kraftvollen Zeiten, der Erzbiſchof Ruggieri, der links herumſchleicht, die mönchiſche Einmiſchung in die bürgerlichen Parteyungen. Das zweyte Blatt geht gleich zum andern Ende des Trauerſpiels im Kerker über:

Ich rief die Todten noch drey Tage lang
Und tappte, blind ſchon, über jeder Leiche.

Die Söhne liegen neben einander ausgeſtreckt, der Vater über ihnen auf ſeinen Armen, in der Verkürzung, doch ſo, daß das Geſicht mit den erloſchnen offnen Augen, ganz ſichtbar, die furchtbare Mitte der Gruppe ausmacht.

Die Szene, wie Francesca da Polenta mit ihrem Verwandten Paolo im Lanzelot lieſt, und eine Stelle des Buches den Liebenden zum erſten Kuſſe hinreißt, iſt mit äußerſter Zartheit behandelt. Francesca iſt ganz Liebe, Sittſamkeit, Hingebung und ſchüchterner Widerſtand, daß ihr Gemahl ſie gleich jetzt belauſcht, und alſo der Augenblick des erſten gegenſeitigen Geſtändniſſes mit der unglücklichen Entdeckung zuſammenfällt, war eine nothwendige Abweichung von der Geſchichte, weil den liebenswürdigen Verirrten ſelbſt ihre Schuld, die ſchon den Moment der Verführung mit bangen Ahndungen umgiebt, nicht angeſehen werden durfte: die Kompoſition nähert ſich alſo der Abſicht des Dichters von einer andern Seite wieder um ſo mehr. Wie pathetiſch iſt das nächſte Blatt! Die beyden Geliebten als nackte Schatten, abgewandt, weinend und im Begriff vom Sturm weggewirbelt zu werden; Francesca hält die Hand vors Geſicht, aber der Schleyer ihrer langen Haare bedeckt nicht die zarte Bildung; Dante liegt vorn, vor Mitleid in Ohnmacht gefallen, hinter ihm kniet Virgil, der ihn mit wehmüthiger Miene anblickt. So oft die Darſtellungen des Inferno ein Aeußerſtes im Ausdruck und den Bewegungen erfodern, hat der Künſtler es immer erreicht, ohne es über die Gränze der Wahrheit mit Anmaaßung hervorzudrängen; mit dem Dichter einverſtanden, bey welchem das Leiden eben durch das genaue Maaß unermeßlich wird, und der uns ganz in ſeiner Gewalt hat, wenn er beſchreibt, der Jammer beym Eintritte in die Hölle ſey ſo geweſen, —

Daß ich zu Anfang drüber weinen mußte.

Die ſtarre Art wie Dante auf dem eben erwähnten Blatt in ſeiner ganzen Länge da liegt, die Arme rücklings hinter dem Haupte ausgeſtreckt, hat auf den erſten Blick etwas ſeltſames, beym zweiten etwas großes: und ſo hat der Künſtler immer, wo er den Sinnen nicht ſchmeicheln konnte, den Erſatz der Hoheit geſucht. Nur die Gebehrde des im Sarge aufrecht ſitzenden Farinata möchte noch ruhiger und trotzender ſeyn; vielleicht wäre ihm unter dem Grabtuche beſſer ein Harniſch gegeben. Auch der Mantuaner Sordello, der entzückt ſeyn ſoll im Virgil einen Landsmann zu finden, umarmt ihn etwas zu ſchläfrig.

Da die Geiſter der Abgeſchiednen in der Hölle und in der Büßungswelt meiſtens als menſchliche Geſtalten ohne Bekleidung vorgeſtellt werden, ſo gab es reichliche Gelegenheit Zeichnung des Nackten, zum Theil in gewaltſamen Stellungen und ſchweren Verkürzungen, anzubringen. Freilich mußte es, um zu paſſen, mehr nervig und mager, als blühend und auserleſen ſeyn; allein der aufmerkſame Künſtler hat überall der Mißgeſtalt ſo wenig Gebiet einzuräumen geſucht wie möglich, und oft mit geringen Verdrehungen oder Zügen, die das Anatomiſche mehr auf die Oberfläche bringen, der dargeſtellten Qual ihr Recht erwieſen. Dante hat durch dieſe Bilder der Strafe ſowohl, als durch die Ungeheuer, welche die Hölle bevölkern, dem Zeichner manchmal etwas zu rathen aufgegeben; das Wageſtück, einen Verdammten ſeinen abgehauenen Kopf a guiſa di lanterna in der Hand

halten zu laſſen, möchte nicht jeder beſtehn, ohne daß er ſtatt des Furchtbaren das Lächerliche ergriffe.

In Anſehung der Teufel hat Dante ſeinen mahleriſchen Komponiſten aus der Verlegenheit geſetzt, eine edle ja majeſtätiſche Bosheit (man verſtehe wohl: nicht feindſelige Leidenſchaften von einem großen Charakter, was ſehr wohl angeht, ſondern Verworfenheit mit dieſem vereinigt) ſchildern zu ſollen. Er verſenkt ſie vielmehr in das Thieriſche, und giebt ihnen die Keckheit origineller und mit ſich einſtimmiger Naturen, was Flaxmann beſonders in den Malebranche meiſterhaft ausgedrückt und ſie dabey ſehr mannichfaltig charakteriſirt hat. Lucifers Scheußlichkeit war einmal nicht zu mildern, und wenn der Künſtler auch dieſe Aufgabe nicht übergehen wollte, ſo that er wohl, jeden Gedanken an ein menſchliches Geſicht zu entfernen: Denn nur durch unwillkührlich angeſtellte Vergleichungen dringt ſich das Mißgeſtaltete uns in eine widerliche Nähe auf.

Zweymal kommt in der göttlichen Komödie die Erzählung vor, daß ſich ein Abgeſandter des Himmels und der Hölle beym Tode eines Menſchen um den Beſitz ſeiner Seele ſtreiten, und beydemale iſt ſie in dieſer Sammlung ſkizzirt. Das eine Mal zieht der gute Engel den Abgeſchiednen an beyden Händen zum Himmel empor, und der Böſe ſchleicht mit hämiſchen Fratzen beſiegt davon. Auf dem andern Blatt liegt Graf Guido von Montefeltro, der nach einem ränkevollen Leben ſich als Franziskaner hatte einkleiden laſſen, todt in der Mönchskutte mit eingedrucktem Kopf

auf einem härnen Lager, von der Seite der Füße her schwebt Sankt Franciscus herzu, gegenüber hat der schwarze Cherub dem Todten ein Knie auf die Brust gesetzt, streckt über ihm schwebend die Krallen weit vor, und schreyt gegen den Heiligen auf: Nol portar! non mi lar torto! Die Zusammensetzung ist neu und kühn gedacht, und die stille Bedenklichkeit des Heiligen, die habsüchtige Hast seines Gegners und die nun unbeweglich gewordne Heucheley des Verstorbenen unverbesserlich kontrastirt.

Man hat häufig Dante, und mit ihm Michelangelo, aus den gewöhnlichen oberflächlichen Gründen getadelt, daß sie heidnische Mythologie unter katholische Vorstellungsarten gemischt; während das tiefere Gefühl einen großen Zusammenhang ahndet, und sie rechtfertigt. Es gehört mit zu den Mysterien der Hölle, die Fantome einer blinden Vorwelt, in schreckliche Wirklichkeit verwandelt, aufzustellen. Ueberdieß mochte Dante immerhin aus dem klassischen Alterthume entlehnen wollen: es ist damit, als wenn er sich für einen Nachahmer Virgils ausgiebt, welches ihm niemand glaubt; so bald jene Bilder in die Seltsamkeit seines Geistes wie eingetaucht sind, treten sie auch als einheimische in seine Welt ein. Unserm Künstler ist dieß nicht entgangen, er hat die mythologischen Figuren durch ein ähnliches Medium gehen lassen, und den Charon, Cerberus, die Furien, die Centauren u. s. w. ganz anders behandelt, als er bey einem antiken Gegenstande gethan haben würde. Bey der näheren Betrachtung seiner Homerischen und Aeschylischen Umrisse werden wir sehen,

welche Enthaltung dieß von ihm war, und wie ganz er seinem Dichter hingegeben seyn mußte, um etwas das klassische Namen trägt, nicht im reinsten Sinne des Alterthums auszuführen.

Im Paradiso fand er Veranlassung, seine Stärke in schwebenden Gestalten zu zeigen: und mit welcher Leichtigkeit schweben und schwingen sie sich! Die Gesetze der Schwere scheinen wirklich für diese ätherischen Körper aufgehoben zu seyn. Bey der Darstellung der Engel hat er mehrentheils die ältere Weise der christlichen Mahlerey vorgezogen, sie mit lang herabwallenden Kleidern und großen Fittigen abzubilden; zu nackten oder von wenig Gewand umflatterten Knaben mit Amorsflügeln wurden sie, wie man weiß, erst späterhin nach der Idee der griechischen Genien gemacht. Dieß läßt sich allerdings als Anspielung auf einen Stand der Unschuld, wobey gar nicht an Geschlecht gedacht wird, sehr gut vertheidigen; mit der strengen kirchlichen Sitte, mit den keuschen Entzückungen eines katholischen Himmels stimmt die andere Vorstellungsart unstreitig besser überein. Die Engel sind wie himmlische Chorknaben bey jenem ewigen Gottesdienste zu betrachten, die also auch feyerlich gekleidet seyn müssen. Der Künstler hat ihnen ganz die liebliche fromme Beschränktheit gegeben, womit sie in der heiligen Schrift und Sage ihre Bothschaften verrichten, und die über dem Bestreben, ihre Natur durch Umfang der Kräfte und Gedanken ins erstaunliche zu erhöhen, in vielen neueren Dichtungen verloren gegangen ist. Einige Male erscheinen sie ohne Flügel, aber

in Gewändern, die noch unterhalb der Füße in Falten fliegen, und in welchen der schlanke Körper, bis auf die Theile worin der geistige Ausdruck wohnt, das Gesicht und die entzückt verbreiteten oder über die Brust gefalteten Arme, fast verschwindet; so daß sie auf ein paar Blättern, wo sie einen zahlreichen Kreis in lauter ähnlichen Stellungen schließen, die Glorie in der Mitte gleichsam wie Seufzerchen der innigsten und demuthvollsten Andacht umschweben.

Da im Paradiso und zum Theil schon im Purgatorio zuweilen lange Stellen mit Gesprächen über theologische Gegenstände angefüllt sind, so hat sich der Zeichner, der einmal das Gedicht Gesang für Gesang begleiten wollte, freyere Hand gelassen: was figürlich und mystisch zu nehmen ist, sinnlich vorgestellt, oder auch wohl ein bloß episodisches Bild, eine Metapher, zum unabhängigen Gegenstande ausgebildet. Seine Entwürfe sind dann nicht sowohl Kompositionen der angeführten Zeilen des Dichters, als eigne durch sie veranlaßte pittoreske Fantasien, und als solche zu beurtheilen. Zu der ersten Art gehört es, wenn der Geist des Forese, dem die inbrünstigen Gebete seiner hinterlassenen Wittwe Nella dazu verhalfen, schneller durch die Kreise der Büßung hindurch zu gelangen, vor der niedergeworfnen Beterin sichtlich gen Himmel steigt. Auf einem andern Blatte treibt ein kolossalisches Gerippe, wovon nur der Kopf und eine Hand sichtbar ist, Kinder mit den unbefangensten Gebehrden durch die Luft schwimmend vor sich her; dieß sind „die „harmlosen Kleinen, die der Zahn des Todes gebissen,

„ehe ſie von der menſchlichen Schuld gereinigt wur„den." (Purg. C. VII, v. 31 — 34.) Der Ausdruck „von den guten Geiſtern, die thätig geweſen ſind, damit „Ehre und Ruhm ihnen nachfolge", (Parad. C. VI, v. 112 — 114.) iſt hier etwas zu wörtlich genommen, indem hinter einer Schaar von Seligen die Ehre als ein gekröntes Weib mit Sternenkränzen über dem Haupt und in den gehobnen Händen, und zunächſt an ihr die hergebrachte Figur der Fama ſchwebt. Ein einziges Mal verſtehe ich die Anſpielung gar nicht, die der Zeichner im Sinne hatte, und vermuthe einen Mißverſtand: das Bild des Heilandes als Knaben mit der Weltkugel in der Hand und auf die Schlange tretend ſteht im Sternbilde des Löwen, und ſoll ſich auf Paradiso C. XVI. 37. 38. beziehen. Hingegen das gleich vorhergehende Stück: eine Mutter mit dem neugebohrnen Knäbchen in den Armen, zu deren Lager die Jungfrau Maria ſegnend hinzu ſchwebt, was ſich aus einem ſehr entfernten Wink des Dichters entwickelt hat, gehört unter die zarteſten Bilder der ganzen Sammlung.

Von den heitern Geſichten gegen Ende des Purgatorio an zieht ſich ein Strom von Licht, von Verklärung und Glorie durch Dante's Gedicht, der immer voller und ſtrömender wird, und in deſſen Urquell der geblendete Seher ſich zuletzt verliert. Ein in irdiſche Farben getauchter Pinſel kann bey dergleichen wenig ausrichten, und wie muß ſich vollends der Zeichner reſigniren, der nur Linien hat! Die Mahlerey kann nicht zum Wetteifer in die Schranken treten wollen, wo die Darſtellung der unbegränzten Poeſie ſelbſt eigentlich ein beſtändiges Er-

liegen unter ihrem Gegenſtande iſt. Mit dem Aufſchwung in jede lichtere Sphäre verklärt ſich Beatricens Schönheit, und wird ſo überſchwenglich, daß der ſterbliche Geliebte ihr Lächeln nicht ertragen, ſondern „wie „Semele in Aſche niederfallen" würde, da er doch ſchon bey dem erſten Zurückſchlagen des Schleyers vor ihren Augen im irdiſchen Paradieſe ausgerufen hatte:

O Strahlen ewiger lebend'ger Helle!
Wer ſann ſo blaß ſich in Parnaſſus Schatten,
Und trank ſo tief Apollo's reine Quelle,

Daß ſein Gemüth nicht ſchiene zu ermatten
Bey dem Bemühn zu ſagen, wie ihr waret,
Wo euch die Himmel tönend überſchatten,
Nun hüllenlos den Lüften offenbaret?

Das einzige Mittel, welches dem zeichnenden Künſtler bleiben bleibt, iſt der Ausdruck menſchlicher Geſichter, und in dieſem Spiegel weiß uns Flaxmann manches erblicken zu laſſen, was er nicht unmittelbar zeigen kann. Die Seligen und Engel ſind ſtill entzückt, und die Mienen der Betrachtenden ſprechen:

Ich fühle ſo von Liebe mich durchdrungen,
Daß ich noch nie zuvor ein Ding gekannt,
Das mit ſo ſüßen Banden mich umſchlungen.

Doch hat er ſich auch mitzuzeichnen bequemt, wie die Geiſter als Sternenkränze ſich um Dante herbewegen; wie in der Mitte eines aus ſolchen Sternen beſtehenden Kreuzes das Bild Chriſti ſtrahlt, und die Geſtalten der Seligen ſich in verſchiedne Buchſtaben zuſammen drängen, die etwas heiliges bedeuten: was denn freylich Umriß vom Umriſſe bleibt, weil die ſchwarzen Striche

nicht ſzintilliren. Er hat indeſſen dadurch zu verſtehen gegeben, daß er den Juwelenſchmuck, womit Dante ſeinen Himmel ausſtattet, nicht ſo kindiſch finde, als er vielen in ihrer Weisheit vorkommen möchte. Das Höchſte und Feſtlichſte der himmliſchen Freuden kann nur durch Licht und Farbenſpiel verſinnlicht werden, denn eben durch dieſe hängt unſre Erde mit den ätheriſchen Regionen zuſammen, und deswegen geht das Symboliſche darin ins Unendliche hinaus. Jede Organiſazion hingegen, auch die edelſte, iſt an ihren Wohnort gebunden und Ausdruck der Beſchränkung auf gewiſſe Zwecke. Wo aber keine organiſche Bildung iſt, da muß mathematiſche Regelmäßigkeit eintreten, wenn die Erſcheinung nicht formlos werden ſoll. Geometriſche Figuren ſind wiederum einer myſtiſchen Beziehung fähig, weil bey ihnen die Anſchauung mit dem Begriffe eins iſt, und dieſer jene ganz erſchöpft; man hat noch kein beſſeres Sinnbild als das Dreieck für die Dreyeinigkeit finden können, und der Zirkel wird immer das Ewige und in ſich Vollendete bedeuten. Dante's Viſionen endigen mit einem Anſchauen der unbegreiflichen Gottheit, welches er mit dem Nachſinnen über die Quadratur des Zirkels vergleicht. — Er baut den Himmel, in den er ſich aufſchwingt, nach beſchränkteren Begriffen vom Weltſyſtem, als die unſrigen ſind, und eben darum geordneter und ſchöner. Zwar lag dabey Wiſſenſchaft zum Grunde: nämlich theils die Weltlehre des Ariſtoteles, die aber razional ſeyn wollte, und folglich die Regelmäßigkeit des Ganzen umfaßte; theils die ältere Aſtronomie, die ſchon Mythologie, d. h. poetiſches Koſtum der Na-

tur, geworden war. Wenn eine gelehrte und zurecht gewiesene Einbildungskraft die neueren Erweiterungen der Sternkunde in die Dichtung hinübertrug, so geschah dieser kein sonderlicher Dienst damit. Denn für die Beobachtung ist die Natur jederzeit unendlich; und wie sie sich neue Welten unterwirft, dehnen sich immer von neuem jenseits derselben unermeßliche Gebiete aus, woraus unsere Unwissenheit uns als Unordnung und Gesetzlosigkeit zurückkommt. Mit chaotischer Größe ist es aber in der Poesie nicht gethan: eine harmonische Erscheinung ist das erste und letzte. Nur wenn die Sphären sich um die Erde wie um ihren Mittelpunkt drehen, und der königliche Mantel des blauen Gewölbes sie als letzte Gränze umfaßt, erklingen sie in schönen Tönen; und der Himmel der Seligen ist eben der, nach welchem das Kind die Händchen ausstreckt, um die Sterne wie ein goldnes Spielzeug zu greifen.

Noch dürfen wir ein paar Blätter nicht übergehn, worauf Ideen der Religion, welche durch das Ganze hin webt und waltet, persönlich sichtbar gemacht sind: die drey christlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, als Titelblatt zum Purgatorio; die heilige Kirche zwischen Sankt Franciscus und Sankt Dominicus als Führern und Stützen; die streitende Kirche, einen Cherub mit flammendem Schwerte an jeder Seite, die zu ihren Füßen zwey Ungeheuer, den Satan und das Fleisch, niederstürzen, während sie in Nonnentracht Augen und Hände zum inbrünstigen Gebet gen Himmel wendet. Das eigentlichste Lob dieser Bilder ist, daß man weder katholischer noch Dantesker seyn kann, als

ſie ſind. Und dieß liegt keinesweges bloß darin, daß der Künſtler ſich die hieher gehörige Symbolik zu eigen gemacht hat, ſondern im Styl der Kompoſizion ſelbſt. Die ſteife Symmetrie auf den Bildern der Mahler aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert rechnet man mit Grund der damaligen Kindheit der Kunſt zu, allein es iſt darin doch unleugbar eine Beziehung auf die religiöſen Gegenſtände, denen dieſe Männer meiſtens oblagen; ich möchte behaupten ſie hätten es deswegen in dieſem Punkte beſſer getroffen als manche Spätere, weil ihre Religion mit ihrer Kunſt auf derſelben Stufe ſtand. Zu der naiven demüthigen Frömmigkeit gehören gerade und viereckte Bewegungen des Körpers, den ja die Gebräuche dieſes Gottesdienſtes gänzlich unterjochen ſollen; und jede heilige Geſchichte oder Situazion wird als ein feyerlicher Akt gedacht, der ſtrenge Zucht und einfältige Ordnung erfodert. Mit einiger Milderung haben daher auch Mahler aus den beſten Zeiten dieſe Symmetrie angebracht, wie zum Beyſpiel auf einem vortrefflichen Bilde von Bagnacavallo in der Dresdner Gallerie, vier Apoſtel und Heilige vor dem Thron der Madonna mit völlig parallelen Köpfen neben einander ſtehn. Man verſuche nur, in die Flaxmanſchen Stücke, wovon hier die Rede iſt, eine zierlichere Mannigfaltigkeit der Anordnung zu bringen, und man wird unfehlbar ihren großen Charakter, ja ihre ganze Bedeutung zerſtören. Welche unwiderſtehliche drey: die Santa Chiesa, zu ihrer Rechten der klöſterliche Weltüberwinder San Francesco von Aſſiſi, zur Linken der che-

rubiſch erleuchtete Domenico! Mit wie feinem Urtheile iſt hier der Mönch Franciscus, der Streiter für den Glauben, ganz anders abgebildet, als dort der friedliche Heilige am Todtenbett ſeines Ordensbruders! Eben ſo erſcheint die Kirche auf dem Blatt, wo wir ihre furchtbaren Triumphe erblicken, in weiblicher Andacht und Wehrloſigkeit: hier hingegen im vollen prieſterlichen Ornat, mit unverrückter heiliger Miene und Haltung. Gern beſchriebe ich noch, wie die wiederhohlte Handlung, daß ein Engel dem Virgil und Dante ein muſiſches Thor zum Hinaufſteigen auf den Berg der Büßung öffnet, durch den einſichtsvollen Gebrauch der Symmetrie beydemale feyerlich, und doch wieder nach den zarteſten Beziehungen verſchieden charakteriſirt iſt: aber ich reiße mich los, um zu den übrigen Sammlungen zu kommen.

Hier befinden wir uns plötzlich in einer ganz andern Welt, und müſſen die Vielſeitigkeit des Künſtlers bewundern, der ſich mit gleicher Liebe und gleichem Glück in beyde wart, und jedes ſo rein in ſeiner Art zu erhalten weiß. Mehr kann man wahrlich von einem geiſtvollen Manne nicht verlangen, als daß er in ſeiner Sinnesart und ſeinem Geſchmack entweder recht entſchieden modern, oder recht entſchieden antik ſey. Leider giebt es, ſeit begeiſterte Kunſtrichter das klaſſiſche Alterthum gepredigt haben, ſo viel halbe Weſen, die nicht ſind was ſie ſollen, und nicht ſeyn können was ſie wollen. Es ſind die Mäuſe der Kunſt und Poeſie, die bey dem großen Kampfe zwiſchen den Erd- und Luftbewohnern zur entgegengeſetzten Partey übergingen, und zum Dank

dafür Fledermäuse geworden ſind. — Nach dem Anblick dieſer Umriſſe kann man nicht umhin, Flaxman für einen gelehrten Kenner der Klaſſiker zu halten, der mit den griechiſchen Dichtern in ihrer Sprache vertraut iſt; und wenn ſich nachher bey genauerer Unterſuchung hiegegen einige Zweifel regen, ſo wird es deſto erſtaunlicher, daß er ſie ſo gefaßt: man könnte alsdann ſeine Umriſſe zum Homer eine Rücküberſetzung aus Pope's Traveſtie in das Aechtgriechiſche und Heroiſche nennen, aus eigenmächtiger Befugniß des Künſtlerſinnes ohne grammatiſche Beyhülfe vollbracht. Allerdings iſt die klaſſiſche Bildung ein großes untheilbares Ganzes: durch den vollkommnen Beſitz einer Seite deſſelben muß einem alſo auch der Zugang zu den übrigen geöffnet werden. Wer die alten Dichter recht verſteht, (man verſtehe, was eigentlich verſtehen heißt) dem mußten auch für die bildende Kunſt der Alten die Augen aufgehn; und umgekehrt hat ſich unſer Künſtler durch tiefes und liebevolles Studium der Antike mit den Dichtern in unmittelbarere Berührung geſetzt, als durch modernſirende Ueberſetzungen hätte geſchehen können. Seit Spence's Polymetis hat man ſich viel damit abgegeben, die Schriften und Kunſtwerke der Alten gegenſeitig aus einander erklären zu wollen. Allein man hielt ſich dabey viel zu ſehr an das Einzelne, nahm Anſpielungen und Beziehungen wahr, wo keine ſind, und vergaß beſonders die ewigen Gränzen, welche die verſchiednen Künſte ſcheiden. Die Vergleichung kann nur dahin gehn, daß die Aeußerungen der heterogenſten Anlagen bey ſtrenger Begränzung dennoch durch ein ge-

meinſchaftliches Streben beſeelt werden. In dieſer Art hat Winkelmann einige große Blicke gethan, er war dem Genius der bildenden Kunſt und Poeſie zugleich auf die Spur gekommen. Allein wie die Zeit ihren vortrefflichen Krebsgang immer nicht ganz verlernen kann, ſo iſt auch kürzlich ein Archäologe aufgetreten, der beyde gleich vollkommen mißverſteht, und deswegen Winkelmann darüber zurecht weiſen will. Er hat entdeckt, das Weſen der alten Kunſt beſtehe bloß in treuer Charakteriſtik; um Schönheit, edle Einfalt und ſtille Größe ſey es dabey gar nicht zu thun geweſen. Wir geben das ganze Argument zu: für einen Kenner, den die Natur zu etwas gröberen Geſchäften beſtimmt zu haben ſcheint, als Myrons berühmte Kuh zu weiden, ſind dieſe Dinge allerdings gar nicht vorhanden. Er iſt mit einer ſo ſchweren unbeholfenen Oberflächlichkeit (ich bilde dieſe Beywörter nach dem Muſter der „rohen raſtloſen Ruhe," die eben dieſer Antiquar *) am Herkules bewundert) auf die Denkmäler der griechiſchen Kunſt hineingetappt, daß er ihren Geiſt gewiß todt gedrückt hätte, wenn Geiſter nicht unſterblich wären. Man könnte ſeine, in ſo fern wirklich neue, Betrachtungsart der Kunſtwerke die chirurgiſche nennen, denn ſie geht überall auf Leibesgebrechen und Unförmlichkeiten aus, und nach ſeiner Verſicherung **), erſcheint „das klaſſiſche Alterthum bald

*) Horen 1797. St. X. S. 19.

**) Berlin. Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. 1798. St. XI. S. 439.

„alt und bald jung, vorzüglich aber abgezehrt, mißge„formt, zerfallen, knöchericht und runzlicht.“ So behauptete er lezthin, Laokoon werde augenblicklich am Schlage ſterben, wenn man ihm nicht eine Ader ſchlüge. Da ich mir nun merken ließ, ich halte den Zuſtand Laokoons noch nicht für ſo verzweifelt, hat er ſich ſo unmäßig darüber ereifert, daß er beynahe mit ſeinem Helden die Rolle gewechſelt hätte.

Wenn Flaxmann, damit ich von meiner Abſchweifung zurückkehre, auch die alten Sprachen nicht beſaß, ſo iſt er doch in ſo fern mit groſſer Gelehrſamkeit verfahren, daß er in Beobachtung des Koſtums ſelbſt bis in das Auserleſnere und ſelten Vorkommende hineingeht, ſo daß ſich über ſeine Blätter ſehr artige antiquariſche Vorleſungen müßten halten laſſen. Wer es noch nicht weiß, erfährt hier anſchaulich, warum die Achäer beym Homer die ſchön geſchienten heißen, daß er ſich die Trojaner mit phrygiſchen Mützen vorzuſtellen hat, welches die Form des Delphiſchen Dreyfußes war, wie die griechiſchen Stallknechte das Haar der Pferde auf der Stirn zuſammenbanden, damit ein Ampyx daraus wurde, und dergleichen mehr, die unzähligen reizenden Formen von allerley Hausgeräth, die Trachten und weibliche Kopfputze nicht zu erwähnen. Wir ſind jezt ſolche Freunde von Moden, daß wir uns ſogar um diejenigen bekümmern, die vor einigen tauſend Jahren im Gange waren, und in einer Zeitſchrift, welche den neueſten gewidmet iſt, uns dann und wann zu einem Beſuche im Ankleidezimmer einer Römerin abmüßigen; damit es deſto anſtändiger ſey, laſſen wir es eine alte (nämlich eine

bejahrte Römerin seyn. Niemand zeigt im Punkte des Grâcisirens mehr guten Willen als die heutigen Franzosen: man weiß, daß die Pariserinnen die Aufopferung so weit getrieben, daß sie beynah φαινομηριδες wurden, um nur den Spartanerinnen zu gleichen. Dieß ist um so verdienstlicher, da im Ganzen die antiquarischen Kenntnisse der Republik aus der Reise, nicht eines jungen Scythen, sondern eines alten Pariſers, nach Griechenland geschöpft sind. Die bisherigen Versuche von Olympischen Spielen u. s. w. sind freylich auch darnach ausgefallen, man dürfte sich manchmal an das antike Gastmahl im Peregrine Pickle erinnern. Schade, daß dem Entschlusse, das klassische Alterthum nicht bloß müßig zu vergöttern, sondern es aufzuwecken und in das wirkliche Leben einzuführen, immer verwünschte kleine Umstände in den Weg treten, die allen Enthusiasmus dämpfen. So habe ich klagen hören, daß in einem sehr geschmackvoll dekorirten Hause die Herren bey der Assemblee sich häufig an den Stühlen mit stark vor- und hinterwärts geschweiften Füßen die Schienbeine zerstießen, und bey gewissen Coeffures à la Grecque sollen viel häßliche Hälse zum Vorschein gekommen seyn. — Genug, Flaxman hat für Antiquitäts-Dilettanten auf das reichlichste gesorgt. Um nur ein Beyspiel zu geben: auf dem Blatt, wo Penelope das Geschoß des Ulysses herbeyträgt, sind die zechenden Freyer ganz leicht in der Ferne angegeben; doch unterscheidet man, daß sie die Trinkschalen mit dem Daum durch einen Henkelring gesteckt halten, und mit der übrigen Hand unterstützen. Und dieß war grade die Art wie Leute von gutem Tone

bey fröhlichen Gelagen tranken, das Gefäß konnte nachher an dem Ringe hinter die Hand herumgeschwenkt werden, wie auf einigen Vasengemählden zu sehen ist.

Etwas weit höheres als antiquarische Belehrung gewähren indeß diese Kompositionen dem Betrachter, der ohne gelehrte Bekanntschaft mit den Alten in den Sinn ihrer Dichter eingeweiht zu werden wünscht, indem sie dieselben mit Bildern griechischer Sitte und Kunst umgeben. Selbst das geringste Nebenwerk bekommt in dieser Rücksicht einen ganz andern Werth. Der Mensch sucht überhaupt die Gegenstände, die er handhabt, nach sich zu bilden; er thut dieß um so mehr, je freyer und selbstthätiger er wirkt: wie alldurchathmend der Geist der Hellenischen Bildung war, davon lassen sich die Spuren bis in die geringsten Anticaglien hinein verfolgen, und die Ehrerbietung vor diesen Ueberbleibseln hat daher auch eine sehr ernste Seite. Es wäre ein sinnreicher Versuch, irgend ein antikes Geräth mit Verzierungen und Kunstabbildungen, einen Sarkophag, eine Vase, vorzunehmen, und in der Voraussetzung als ob nur dieß Eine Stück von einem Volke zeugte, dessen Andenken sonst gänzlich untergegangen wäre, zu sehn, wie weit sich die Schlüsse daraus auf den Grad und die Art der Kultur treiben ließen. Aber nicht bloß den Umgebungen des Menschen war dieß Gepräge aufgedrückt: auch im Charakter der Formen und des Ausdrucks, den uns die aufbewahrten Kunstwerke darstellen, erscheint die edle Nazionalität; denn wie sehr die Kunst wählen, erhöhen und umbilden mochte, so mußte sie doch den Boden derselben unter sich haben. — Der Sinn der

Worte bestimmt sich nach den Anschauungen, die man ihnen unterzulegen gewohnt ist; wir sind also in beständiger Gefahr, die Worte der griechischen Dichter, wenn wir sie grammatisch noch so genau verstehn, etwas ganz andres gelten zu lassen, als sie ihnen und ihren Hörern galten. Das einzige Mittel dagegen ist, unsre Fantasie auf den Flügeln der alten bildenden Kunst zu ihnen emporzuheben, und es ist des besten Dankes werth, wenn ein geistvoller neuerer Künstler uns hiezu hülfreiche Hand bietet. Aber wie? wird man einwenden: sind diese Abbildungen wahrhaft Homerisch? Mit so zierlicher Pracht, so üppig zartem Geschmack wären die Kleidungen, Waffen, Wagen und Pferdegeschirre, die Geräthschaften jeder Art bey den hauptumlockten Achäern und rossezähmenden Troern ausgearbeitet und verziert gewesen? Schlief Penelope auf einem solchen Bett, und erleuchtete sie ihr Gemach mit solchen Kandelabern? Und endlich: sind die Figuren nicht viel zu idealisch? Hat das Nackte der Körper nicht viel zu sehr die feine nnd doch kraftvolle Gewandtheit, welche die Hellenen sich erst lange nachher durch Gymnastik gaben, und paßt dieses zu der ungeheuern rohen Stärke der Kämpfer um Troia? — Das ist keine Frage: wenn man zur Erläuterung die oben genannten Dinge und überhaupt die Produkte der mechanischen Künste, welche beym Homer vorkommen, so genau sichs nach der Beschreibung thun läßt, abbilden wollte, so würde es ganz anders ausfallen. Was aber die handelnden Heroen und Götter selbst betrifft, so wird uns wohl niemand sagen, wie sie im Kopfe Homers oder der Homerischen Sänger aus-

geſehen haben. Wir können uns allenfalls begnügen, wenn unſre Fantaſie die Rhapſodien des Alten mit ſolchen Bildern begleitet, wie ſie einem gebildeten Griechen aus den Zeiten der blühenden Kunſt dabey gegenwärtig waren. Dahin ſtreben nun grade Flaxmans Umriſſe. Für den, welcher den Homer immer nur als begeiſterten Naturſohn, als Barden wilder Völkerſtämme fühlt, könnten ſie ein gutes Gegenmittel ſeyn, ihn auch einmal an die unnachahmliche Schönheit, Ausbildung und Harmonie ſeines Epos zu erinnern. Ein vollendeter Styl der Poeſie kann nur durch einen eben ſo vollendeten Styl der bildenden Kunſt ausgedrückt werden. — Wie übrigens in Homers Zeitalter der Zuſtand der mechaniſchen Künſte, und die erſten Verſuche in ſchönen Künſten beſchaffen geweſen, hat man wohl noch nicht gehörig durch Ausſcheidung des Hiſtoriſchen in ſeinen Beſchreibungen ausgemacht. Man würde dabey auf Punkte treffen, wo die Frage ſehr verwickelt aber wichtig wird: ob die Dichtung Anläſſe von der Wirklichkeit genommen oder ihr ganz und gar vorausgeeilt? Daß bey ſolcher Rohheit in vielen Stücken, bey der Eingeſchränktheit der Bedürfniſſe, ein ſo großer Nachdruck auf Zierlichkeit in Weberey, Metallarbeitn u. ſ. w. gelegt wird, iſt ein charakteriſtiſcher Zug, der dahin deutet, daß aus Homers Achäern Hellenen werden ſollten. Auch von körperlicher Schönheit iſt viel die Rede, ſchon regen ſich die Anfänge der Gymnaſtik, und es iſt nicht zu überſehen, daß Achilles, der ſtärkſte unter allen aufgeführten Helden, der ſchnellfüßige heißt.

Eine etwas andre Bewandtniß hat es mit der Art den Aeſchylus aufzufaſſen, deſſen Darſtellungen urſprünglich für eine ſichtbare Erſcheinung auf der Bühne beſtimmt waren. Wie die idealiſche Schauſpielkunſt der Griechen auf der einen Seite der Muſik verſchwiſtert war, ſo ſtrebte ſie auf der andern mit den plaſtiſchen Künſten gleichen Schritt zu halten, und es iſt wohl klar, daß die Griechen auf dem Theater immer lieber etwas von dem Leben und der Leidenſchaft als von der Größe und Schönheit der Geſtalten und Bewegungen aufopfer-ten. Gewiß kann man ſich den Anblick ihrer Tragödien nicht leicht zu herrlich und majeſtätiſch vorſtellen; allein wenn wir auch beſſer in Stand geſetzt wären, einen anſchaulichen Begriff davon zu geben, ſo könnte man dem Zeichner doch nicht rathen, daß er dieß zu ſeinem Ziel machte. Wir würden den Dichter erſt aus der zweyten Hand empfangen, wenn er ihn durch das Medium der theatraliſchen Darſtellung zu komponiren verſuchte; und da jede dieſer Künſte durch ihre verſchiednen Mittel und Zwecke oft weit von der andern abweichen muß, ſo würde er ſich unnöthiger Weiſe den Beſchränkungen beyder unterwerfen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der moderne Künſtler dasjenige in ſeinen Bildern, was uns in die Heroenwelt des Homer und Aeſchylus verſetzt, nicht aus der Luft greifen oder aus eignen Mitteln hervorbringen konnte. Man erwartet ſchon ein vertrautes Studium der Antike darin zu erkennen. Flaxman hat dieſes aber nicht bloß in dem Umfange getrieben, wo es ihn als Bildhauer beſonders anging; vielmehr wird man bey

ſeinen Umriſſen an nichts ſo ſehr erinnert als an die Bilder auf den griechiſchen (ehedem Hetruriſch genannten) Vaſen. Doch halte man dieß ja nicht für eine blinde und knechtiſche Nachahmung. Zwar kann es nicht fehlen, daß unter der groſſen Menge von Figuren nicht hier und da eine eigentliche Reminiszenz vorkommen ſollte; allein im Ganzen hat Flaxman ſich den Styl der Vaſengemählde ſelbſtſtändig angeeignet, und nach ſeinen Bedürfniſſen mit Verſtand und Eigenthümlichkeit modifizirt. Unſtreitig giebt es viele Punkte, worin ihnen der Zeichner von Umriſſen beſſer folgen kann, als den Statuen und Basreliefs, namentlich im Wurf der Gewänder und der Anordnung und dem Putz der Haare. Was in der Natur durch die Leichtigkeit des Stoffes, durch das wechſelnde Spiel der Bewegungen, auch wohl der Farben reizend iſt, wird der Skulptur zur Maſſe: ſie muß es alſo durch Form adeln, und die Umgebungen ſich bedeutſamer an den Körper anſchlieſſen laſſen; bauſchige Falten und fliegende Wimpel von Stein hat ſich nur der fehlerhafte Geſchmack neuerer Bildhauer erlaubt. Schon eine gewiſſe Weitläuftigkeit der Zuthaten, auch wo die Beſchaffenheit des Stoffes ſich weniger widerſetzt, und der Körper nicht dadurch verſteckt wird, würde an einer Statue leicht unverhältnißmäßig ſcheinen; z. B. die gewaltigen Helmbüſche auf unſern Umriſſen, wodurch die Figuren nur deſto ſpeiter werden. Bey dem in den Vaſengemählden häufig vorkommenden und hier daraus entlehnten weiblichen Kopfputze, wo das Haar unten am Ende des Haarwuchſes durch ein Band oder eine feſtere Stütze getragen, oder ſonſt ver-

hindert wird auf den Hals herabzufallen, geht es oft flammenartig so weit hinterwärts hinaus, als ich mich nicht erinnere, es an irgend einer alten Statue gesehen zu haben. — Auch für mancherley Verzierungen und Nebenwerke waren die Vasen vortrefflich zu benutzen. Besonders sind die schönen Stickereyen an den Gewändern, womit sich die Skulptur natürlich nicht abgiebt, dort zu Hause. Allein Flaxman hat sich mit Recht gehütet, diese Dinge völlig mit der Ausführlichkeit zu behandeln, wie seine Vorbilder thun, denn es ist ein doppelter Umstand zu bemerken, der die Gattung derselben von der seinigen unterscheidet. Zuvörderst ist es der seltnere Fall, daß uns die Vasen Gegenstände darbieten, wobey es einzig auf Ausdruck und Handlung ankommt; meistens sind festliche Vorstellungen auf ihnen angebracht, die auf Gebräuche, Einweihungen, Siege in heiligen Spielen Bezug haben. Dabey sind folglich diese Dinge: Kränze, Geschmeide, geflickte Gewänder, Gefäße, Altäre u. s. w. etwas wesentliches, was nebst der häufigen Wahl der eben aufkeimenden Jugendblüthe in männlichen und weiblichen Gestalten, zu der üppigen Zartheit des Styls beyträgt, und Dorische Sitte zu charakterisiren scheint. Dann sind auch die Vasenabbildungen nicht bloße Umrisse, sondern wirklich Gemählde, obgleich meistens monochromatische, wo in die rothe Tinte, welche der äußerste Umriß ausfüllt, wieder stark mit schwarz hineingearbeitet werden darf, ohne daß ein Misverhältniß entstünde. Einen bedeutenden Unterschied macht es noch, daß auf den Vasen mehrentheils die starken Verkürzungen vermieden und die Ge-

ſichter ins Profil gekehrt ſind. Schwerlich findet man auf irgend einer Vaſe eine Verkürzung, wie die hineinwärts jagenden Roſſe des Achill, auf dem Blatt, wo er den Hektor ſchleift, oder eine ſo gerundete Gruppe wie die drey Töchter des Pandareus, die ſich, von den Harpyien verfolgt, feſt mit den Armen umſchlingen. Wo es für den Gegenſtand vortheilhaft war, hat Flaxman mahleriſch gruppirt und die Figuren auf verſchiedne Plane geſtellt; oft aber die dem Basrelief eigne Kompoſizion angewandt, daß mehrere Figuren auf demſelben Plane hinter oder gegen einander ſtehen, jede ganz für ſich gilt, und kein Hintergrund vertieft wird. Hierin iſt auch Symmetrie aber von einer ganz andern Art als die beym Dante erwähnte: es iſt die gebildete Simplizität eines Geſchmacks, der ſich nicht im unnütz ſchwierigen gefällt, ſondern mit den leichteſten Mitteln grade zum Ziele geht. Hat die Handlung etwas gleichförmiges, ſo wird, wie mich dünkt, der Eindruck durch eine geordnete Wiederhohlung ruhiger und größer in die Seele gebracht. Man nehme z. B. das Blatt, wo Elektra mit drey Choephoren ein Trankopfer zum Grabe ihres Vaters trägt: alle gehen im Profil in gleicher Entfernung hinter einander, weinend, mit ähnlichen Gebehrden, nur Elektra tiefer gebeugt. Eben ſo iſt die Szene komponirt, wo Eteokles und Polynices todt herbeygetragen werden: voran der Herold, dann die beyden Leichen, jede auf den Achſeln von zwey Kriegern getragen, hierauf in kleinen Entfernungen Antigone und Jsmene, entgürtet, mit aufgelöſtem Haar und die Hände ringend, endlich eine weibliche Perſon, die den Chor vorſtellt.

Da die Vasengemählde aus einer ganz andern Kunstschule und andern Zeiten herrühren als die auf uns gekommnen alten Statuen, so weichen auch die Vorstellungsarten der Götter manchmal sehr ab: Flaxman hat sich daher in Kostum und Charakter an das uns bekanntere Herkömmliche gehalten, und z. B. dem Apollo immer die Haarschleife über der Stirn, die Schlankheit in den Hüften u. s. w. gegeben, womit wir ihn zu sehen gewohnt sind; auf den Vasengemählden könnten wir ihn bloß für einen mit Lorbeer bekränzten weichen Jüngling halten. Andre Gottheiten, wie Minerva, Iris, sind nicht zu verwechseln. Hingegen das Luftschreiten der Götter, das mit den Bildern Homers weit besser übereinstimmt als Fliegen oder Schweben, und eben durch das Seltsame des Anblicks so erstaunlich bedeutungsvoll für ihre unwiderstehlich schnelle Wirksamkeit wird, hat der Künstler den Vasen abgesehen. So stellt er Apoll und Diana vor, wie sie die Menschen mit ihren sanften Geschossen umbringen. Und wie herrlich führt Merkur die Seelen der Freyer in die Unterwelt! Den Caduceus in der Linken auf die Schulter zurückgelehnt, die Rechte in die kurze Chlamys gewickelt, die sich dadurch an den rechten Schenkel straff anzieht, und den linken gewaltig ausschreitenden unbedeckt läßt, ist er das Bild des behendesten Boten, und die Schatten, die hinter ihm, in Mäntel vermummt, mit sträubigem Haar und verwildertem Blick in die schauerlichen Regionen gedrängt hereinschweben, machen damit einen schönen Kontrast. — Das Luftschreiten ist auch an den Götterpferden bemerklich gemacht: ihre Hufe schlagen hinten ohne Ge-

genhalt weit aus, vorn ſind ſie ſtark angezogen. So auf dem Blatte, wo Pallas und Juno auf einer Quadrige zum Thor des Olympus hinausjagen, das ihnen die voranſchwebenden Horen öffnen; auf dem nächſten treten die ausgeſpannten Pferde, von den Horen wieder in den Stall geführt, auf die Wolken mehr wie auf feſten Boden, und die leichten Mädchen zwiſchen den ſich bäumenden Roſſen bilden eine reizende Gruppe. Die Pferde ſind übrigens im Ganzen auf den Vaſengemählden nicht eben das vorzüglichſte, ein heutiger Pferdekenner würde ſowohl gegen ihre Proporzionen als die Art, die Beine zu ſetzen, manches einzuwenden haben. Unſer Künſtler hat daraus den Schnitt der Mähnen und die Art des Geſchirres genommen, in der Zeichnung ſelbſt aber hält er ein gewiſſes Mittel, ſo daß das fremde Anſehen der Thiere mit zu dem antiken Götter und Heldenkoſtum zu gehören ſcheint.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich an den einzelnen Darſtellungen die Zartheit des Sinnes, womit Ruhe und lebendige Wahrheit, das Heroiſche und das Grazioſe verſchmolzen iſt, näher entwickeln wollte, und muß mich an wenigen Beyſpielen begnügen. Ein ſehr gefälliges Bild macht die Szene zwiſchen Venus, Helena und dem aus der Schlacht entkommenen Paris. Der verführeriſche Weichling liegt in der Phrygiſchen Mütze zugedeckt auf dem Lager, und lauſcht, den Arm auf das Polſter gelehnt, auf den Ausgang der Unterhandlung zwiſchen jenen beyden. Neben der reich bekleideten Helena ſteht Venus nackt auf einem Wölkchen, neigt den Kopf anmuthig überredend zu ihr herab, und

legt ihr die linke Hand auf die Schulter. Helena ſteht nach vorn, mit eben dieſer vom Paris abgewandt, nach dem ſie jedoch über die Achſel hinſieht, die Finger der rechten Hand an der Wange, überlegt ſie mit züchtig lüſterner Miene. Nicht weniger zart iſt die andre Hälfte der Geſchichte gedacht: der wackre Hektor tritt in voller Rüſtung, den Schild auf den Rücken geworfen, herein, und redet ſeinen Bruder beſtrafend an; am andern Ende ſitzt Helena im Seſſel zurückgelehnt, und giebt ihrem Schwager in der Stille Recht. Der ſchöne Paris, bis auf die Sohlen und die Phrygiſche Mütze nackt, ſteht in der Mitte, auf den Bogen geſtützt, den er eben geglättet hat, und hört die Vorwürfe mit geſenktem Haupte an. Das Naive und Drollige in manchen Homeriſchen Erzählungen muß der Künſtler ganz im richtigen Sinne gefühlt haben, ſo leiſe giebt er es an, ohne dem Edlen Abbruch zu thun. Wie außer ſich vor Beſtürzung und Schmerz iſt die verwundete Venus, die von der Iris an beyden Händen zum Olymp gehoben wird, während Mars, ebenfalls verwundet, ſeitwärts ſitzt! Grade ſo verzweifelt eine ſchöne Göttin, die man in den Finger geritzt hat. Nachher, wie die für Troja kämpfenden Götter luſtſchreitend wider ihre Gegner ziehn, und in dem regen Gewühl vorn an Diana und Apollo den Bogen ſpannen und Mars die Lanze ſchwingt, iſt Venus durch Schaden gewitzigt und hält ſich ganz im Hintertreffen. — Eine ungemein artige Gruppe iſt die, wo Eurynome und Thetis, jene ganz nackt, dieſe nur unterwärts von einem loſen Gewande bedeckt, gegen einander knieend den kleinen vom Himmel herabgeſchleu-

derten Vulkan auf ihren Armen halten; der alte Ocean ſitzt koloſſaliſch in der Ferne dahinter, mit lang fließendem Bart und einem Kranze von Seethier-Köpfen.

Ganz eigen iſt die Zeichnung von der Leukothea gedacht, die dem Ulyſſes ihre Binde giebt; nicht genau nach der Geſchichte, allein die Vortheile der Abweichung fallen ſogleich in die Augen. Dort ſetzt ſich die Göttin auf den Rand des Fahrzeuges nieder, worin Ulyſſes noch ſchiffe: Hier iſt es ſchon zertrümmert, und er ſchwimmt rücklings, einen Balken umarmend. Sie iſt in gerader Richtung aus dem Meer empor geſtiegen, ohne Bekleidung, die Schenkel und Beine an einander geſchloſſen, nur die Spitzen der Füße ſind noch in das Waſſer eingetaucht. Mit beyden über dem Haupt erhobnen Armen löſt ſie das mehrmals um ihre Haare, die zum Theil ſchon an beyden Seiten bis unter die Hüften flattern, gewundne Band. Ob κρήδεμνον dieſes bedeuten könne, und es alsdann nicht vielmehr ἐνδέσμη heißen müßte, mag der Künſtler mit dem Philologen ausmachen. In der Abbildung der Scylla iſt die Idee des Dichters zuverläßig nicht getroffen, ſie ſoll bey ihm offenbar ganz thieriſches Ungeheuer ſeyn, mit ſechs Köpfen und langen Drachenhälſen. Hier iſt ſie menſchlich und zwar männlich gebildet, drey Geſichter ſind ſichtbar, und vier Arme, in deren jedem ſie einen zappelnden Gefährten des Ulyſſes hält; unterhalb des Leibes gehn aus gewundnen Schweifen eines Seethiers bellende Hundsköpfe hervor, die, wie man weiß, ein neuer Zuſatz ſind. Indeſſen iſt die Geſtalt immer geſchickter zuſammengeſetzt, als man ſie zuweilen ſieht,

und vielleicht iſt das am meiſten zu tadeln, daß der Zeichner ſich überhaupt darauf eingelaſſen hat; denn auch treu nach dem Homer genommen, gäbe es immer nur einen abſcheulichen Meerdrachen. In andern ähnlichen Fällen hat er ſich vorſichtiger herausgezogen: der hundertarmige Briareus, von der Thetis zu Jupiters Schutz heraufgerufen, der, vollſtändig vorgeſtellt, wie eine Indiſche Gottheit ausſehen würde, kommt hier erſt mit dem rieſenhaften Kopfe aus der Erde hervor und greift vorlaufig nur noch mit ſechs Händen an die Kluft, die er ſich öffnet. Die andringenden Haufen der Schatten, welche den Ulyſſes fürchten laſſen, die Gorgo werde erſcheinen, ſind zwar gräßliche Larven, aber von mannichfaltigem und furchtbarem Ausdruck. — Man kann keine ſprechendere Gebehrde ſehn, als die der Nymphe Lampetie, wie ſie dem Sonnengott den Verluſt ſeiner geliebten Heerden ankündigt. Sie ſchwebt hinzu, ihr Geſicht iſt gegen ihn in die Höhe gerichtet, die ſtarren Arme hinter daſſelbe zurückgeſchlagen, während der Gott, beſtürzt nach ihr umgewandt, die Zügel der Pferde plötzlich bis gegen die Schultern anzieht. In den Szenen zwiſchen Ulyſſes und dem göttlichen Sauhirten, und dann der Penelope entſpricht der milde, erfreulich rührende Ausdruck der ſtillen Anhänglichkeit an häusliche Verbindungen, welche die ganze Odyſſee beſeelt; beſonders iſt Penelope, die zu dem lange bezweifelten Gemahl herantritt und ihn, die Hand um ſeinen Kopf gebogen, zum erſtenmal umarmt, ein anmuthig ſittiges Weib.

Ich weiß nicht ob ich mich irre, wenn ich, so sehr alle vier Sammlungen in Einem Geiste gearbeitet sind, die Umrisse zum Aeschylus für die vorzüglichsten halte, die der Künstler vielleicht durch die vorhergehenden Studien geübt, zuletzt unternahm. Es giebt ihnen schon einigen Vorzug, daß die Platten, deren Format übrigens nicht bey allen dasselbe ist, sondern sich nach den Bedürfnissen der Anordnung richtet, die größten sind. Die Gestalten des Aeschylus gehn eigentlich alle über Lebensgröße hinaus; man kann sagen, daß er, wie Sophokles die Heroen und Heroinen, die Götter am besten dargestellt habe, und unter diesen zwar die alten, die Titanen, wie Prometheus und die Eumeniden. Jener scheint mir auf dem letzten der zu dieser Tragödie gehörigen Umrisse im größesten Charakter gerathen zu seyn: die unbezwingliche Kraft ist nicht durch übermäßige Schwellung der Muskeln sondern durch ihre Derbheit und scharfe Bezeichnung erreicht. Merkur ist eben nach der letzten vergeblichen Bothschaft weggeflogen, Prometheus erwartet mit drohend herumgewandtem Gesichte das Ungewitter; sein Trotz, der die gespreizten Glieder, ungeachtet der Ketten, gewaltsam aufregt und die Fäuste ballt, wird durch die weiche Trostlosigkeit und Angst der zu seinen Füßen zusammengeschmiegten Oceaniden noch mehr gehoben. Hiezu passen die etwas volleren Formen, welche der Künstler den nackten oder halbbekleideten Nymphen gegeben hat, um ihr Element anzuzeigen, so wie auch ein paar von ihnen auf dem Blatt, wo sie herzufliegen, die Arme fast wie zum Schwimmen bewegen. Die Flügel, die sie haben, ste-

hen zwar beym Aeschylus: warum müssen es aber grade Schmetterlingsflügel seyn? Vielleicht um eigentliche große Fittige zu vermeiden? Die Ankunft des Ocean auf dem Greif nimmt sich so schön und würdig aus, daß man nicht fragt, ob die Absicht des Dichters genau befolgt ist, bey dem das Thier ein vierfüßiger schnellgeflügelter Vogel heißt. Hier ist es als ein Bewohner der See mit Flossen gebildet, die Klauen an den Tatzen, wovon die eine zum Fortschreiten durch die Luft gehoben, die andre mächtig niedergedrückt ist, sind durch eine Schwimmhaut verbunden, der Hals biegt sich schwanenartig, der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem eines Pferdes. Der Ocean sitzt nachläßig gelehnt auf seinem Rükken, nach Art der Flußgötter, in der Linken das an der Schulter ruhende Ruder, die Füße sind durch den gewundnen Schweif des Thieres gesteckt. — Es ist eine von Flaxmans gewöhnlichen Feinheiten, daß die Gottheiten im Tempel zu Argos, wohin sich die Danaiden geflüchtet, im älteren Styl der Skulptur mit steif geordneten Locken und Flechten abgebildet sind. An den Danaiden als Aegyptierinnen ist durch Physiognomie und Tracht, durch die eckigen Zierrathen und Streifen der Zeuge, durch wunderlich gekräußte oder ganz schlichte Haare, wovon ein starker Streif hinter dem Ohr hinunter vor die Schulter fällt, das Ausländische und Barbarische sehr gut ausgedrückt. Zwar konnte dieß dem Zeichner nicht entgehen: der Dichter hat einen solchen Nachdruck darauf gelegt, daß es ihm vielmehr zum Verdienst anzurechnen ist, wenn er nicht übertrieb. Der König Pelasgus sagt zu den Danaiden, da sie

ihm erklärt haben, ihr Geſchlecht ſtamme aus Argos ab:

Unglaublich lautets, fremde Jungfraun, meinem Ohr,
Daß ihr mit uns ſollt ſproſſen aus Argeier Stamm.
Denn nach dem Anſehn ſeyd ihr Weibern Libyens
Vielmehr vergleichbar, keineswegs einheimiſchen.
Auch Nellos etwa möchte ſolch Gewächs erziehn,
Dergleichen Weſen prägt den Frauenbildungen
In Kypros Eiland Zeugekraft der Männer auf.
So ſollen Inderinnen auf berittener
Kameele Rücken weit umherziehn, deren Land
Angränzend fernhin bey den Aethiopen liegt.
Den männerloſen ſtarken Amazonen auch,
Wofern ihr Bogen führtet, möcht' ich euch gar ſehr
Vergleichen. Darum thut mir das belehrend kund,
Wie eure Herkunft, euer Sam' Argeiiſch ſey.

Es iſt eine von den Stellen, wobey man den koloſſaliſchen Kothurn des Aeſchylus lächelnd bewundern kann, der im Tragiſchen eben ſo naiv iſt, wie Homer im Epos. Ausdruck und Gegenſatz iſt vortrefflich auf dem Bilde, wo der Aegyptiſche Herold eins von den Mädchen bey den Haaren wegſchleifen will, und der edle König mit halbgezognem Schwert herbeyeilt und ihm zuruft:

Du höhnſt, Barbar! Hellenen mit zu keckem Muth.

Bey der ſonſt feurigen und doch einfachen Kompoſizion vom Schwur der ſieben Helden gegen Thebe, hat einmal ein moderner Gebrauch zu feſt in der Fantaſie des Künſtlers gehaftet, als daß er den Irrthum hätte wahrnehmen ſollen. Sie ſtehen nämlich in ihrer Rüſtung und mit den Schilden gegen einander, drey an einer,

vier an der andern Seite des geſchlachteten Stiers, und halten alle den Daum und die nächſten zwey Finger in die Höhe, welches gewiß nicht die griechiſche Weiſe zu ſchwören war. Nach dem Aeſchylus ſcheint es, als hätten ſie beym Schwur die Hand in das Blut des Opferthieres getaucht; ſollten Hände erhoben werden, ſo mußten es wenigſtens beyde ſeyn, wie beym Beten. Auch iſt der Dichter offenbar misverſtanden, wenn Apollo an dem Zweykampf der Brüder Antheil nimmt, und den Bogen gegen Polynices ſpannt: dieß ſoll ſich auf v. 806 — 808 gründen. Die Szenen aus dem Agamemnon, den Choephoren und Eumeniden ſind ganz in dem ernſten Sinne dieſer großen tragiſchen Verkettung gezeichnet. Auf die feſtliche Rückkehr Agamemnons wirft Caſſandra neben ihm auf der Quadrige einen Schatten trüber Ahndung; nachher ſteht Klytämneſtra mit dem Beil als erhabne Verbrecherin unerſchüttert hinter der Leiche ihres in das Badegewand verwickelten Gemahls, dem zu beyden Seiten der Chor traurend kniet; da hingegen Oreſtes den Zoll der Menſchlichkeit für ſeine Gräuelthat bezahlt, und mit Entſetzen flüchtet. Das Ganze krönt die Schlußſzene aus den Eumeniden. An der einen Seite ſitzen die alten ſchweigenden Richter auf ihrem Thron; vor ihnen ſteht Oreſt, noch in ſchwermüthiger Stellung; vor dieſem Athene und weiter hineinwärts Apollo. Jene redet den Eumeniden gegenüber zu: ſie iſt die Weisheit und Ueberredung in ſchöner weiblicher Geſtalt, der ſelbſt die Töchter der Nacht nicht widerſtehen können, und ſich mit geſenkten Fackeln, wie über ihre eignen gemilderten Geſinnungen verwundert,

zum friedlichen Abzuge anſchicken. — Aus den Perſern iſt kein einziger von den auf dem Theater vorkommenden Auftritten behandelt; die Gegenſtände ſind: ein Traumgeſicht der Atoſſa, ein Gefecht, wo Perſiſche Krieger von einem Berge herabgeſtürzt werden, und die gebeugte und knieende Aſia mit den zerbrochnen Inſignien ihrer Herrlichkeit. Sonſt ſind noch auf verſchiednen Blättern zu den andern Tragödien bloße dichteriſche Bilder und Anſpielungen, wie beym Dante, zu pittoresken Fantaſien entfaltet.

Wenn man andre Dichter des Alterthums auf ähnliche Weiſe mit Zeichnungen begleiten wollte, ſo würden beſonders Pindars Oden unüberſehlich viele Veranlaſſungen zu der zuletzt erwähnten Gattung geben; doch kommen ja auch viele ausführlich erzählte Mythen und Geſchichten bey ihm vor. Dann iſt Sophokles und Euripides noch unberührt, und der göttliche Ariſtophanes, für den mit genialiſch entworfnen Bildern eine ganz neue Epoche des Verſtändniſſes angehen würde. Die Vaſengemählde, die eine Menge komiſche Maskenfiguren enthalten, würden hiezu wiederum ein weſentliches Studium ſeyn. Ohne noch zu den ſpäteren Dichtern der Griechen und zu den Römern herabzuſteigen, welch ein unermeßliches Feld für den Künſtler, der ſich berufen fühlte, mit Flaxman zu wetteifern! Auch in den von ihm geſchmückten Gedichten iſt noch etwas mehr als Nachleſe zu halten: ich will hier nur als Beyſpiel erinnern daß unter den Umriſſen zur Ilias der berühmte Abſchied der Andromache vom Hektor fehlt.

Indem ich lebhaft wünsche, daß uns bald ein Deutscher Künstler mit eben so schönen Einladungen zum Genuß der alten Poesie beschenken möge, und mich freuen würde, wenn dieser Aufsatz etwas beytrüge die Aufmerksamkeit dahin zu lenken, kann ich nicht vergessen, daß die Dichter auch das ihrige thun müssen, ihre Vorbilder bey uns einheimisch zu machen, und daß unter andern, bey allen Fortschritten in diesem Fache, poetische Uebersetzungen, woraus der Deutsche Leser die sämmtlichen Dramatiker der Griechen und den Pindar nach Würden könnte schätzen lernen, zu den Aufgaben gehören, die immer noch ihren Meister suchen.

III.

Der raſende Roland.

Eilfter Geſang.

Angabe des Zuſammenhanges.

Roland, der überall die entflohene Angelica aufſucht, wird an der Gränze der Normandie zu einer Unternehmung gegen die jenſeits Irland gelegene Inſel Ebude aufgefodert, wo täglich Mädchen und Frauen, die von Korſaren gefangen und gekauft ſind, einem Seeungeheuer zur Speiſe überliefert werden. Er nimmt es um ſo eher auf ſich, weil er ſeine Geliebte dort vielleicht zu finden und zu erretten hofft. Widrige Winde nöthigen ihn in die Mündung der Schelde einzulaufen, wo ihm Olimpia, Tochter eines Grafen von Holland, ihre Geſchichte erzählt und ihn um Hülfe bittet. Der König der Frieſen Cimosco hat ſie zwingen wollen ſeinen Sohn zu heirathen; da ſie es aus Treue gegen ihren abweſenden Geliebten, den Herzog von Seeland Biren, verweigert, bekriegt er ihren Vater, bringt ihn und ihre Brüder um, durch Hülfe eines Feuergewehres welches er beſitzt, und beraubt ſie

ihres ganzen Erbtheils. Sie fügt sich scheinbar in die Verbindung mit seinem Sohn, läßt ihn aber beym Eintritt in die Brautkammer ermorden, und rettet sich durch die Flucht. Unterdessen wird Biren, der eine Macht zu Olimpia's Beystande ausgerüstet hat, gefangen genommen, und der Friesenkönig droht ihn hinzurichten, wenn sich Olimpia nicht vor Verlauf einer gewissen Zeit freiwillig in seine Gewalt begiebt. Hiezu ist sie auch entschlossen, nur bittet sie Roland, auf Erfüllung des Vertrages, daß nämlich Biren dagegen befreyt werde, zu dringen. Roland erlegt den Cimosco, befreyt den Biren, setzt ihn und Olimpia in ihre Besitzungen wieder ein, und verlangt von der ganzen Beute nur das Feuergewehr, welches er in den Grund des Meeres versenkt, damit sich die noch unbekannte Erfindung nicht weiter verbreite. Hierauf schifft er sich wieder nach der Insel Ebude ein. Olimpia vermählt sich mit Biren, auf der Rückfahrt von Holland nach Seeland werden sie von widrigen Winden abwärts getrieben, und landen an einer wüsten Insel, wo Biren, der schon eine neue Leidenschaft für die Tochter des Friesenkönigs gefaßt hat, die schlafende Olimpia verläßt. — Rüdiger hat sich mit Hülfe eines Ringes, den ihm seine geliebte Bradamante durch Melissen zugeschickt, aus Alcinens Zauberpalast gerettet, und ist in Logistillens Reiche aufgenommen worden, die ihn den Hipprogryphen zähmen lehrt. Bey seinen Irrfahrten durch die Luft findet er sich zufällig über Ebude, als grade die von Seeräubern entführte Angelica nackt an einen Felsen gebunden ist, um von dem Ungeheuer verschlungen zu werden. Er bekämpft es aus der Luft mit seiner Lanze, da er aber die Haut des Seethiers undurchdringlich findet, und durch das emporgespritzte Wasser in Gefahr geräth, entblößt er seinen verzauberten diamantnen Schild, der es blendet und betäubt. Vorher hat er der Angelica seinen Ring an den Finger gesteckt, damit er den Zauber nicht unwirksam mache, und

auch, um ſie nicht zugleich mit zu blenden. Während das Seethier erſtarrt daliegt, entfeſſelt er Angelica, nimmt ſie auf den Hippogryphen und läßt ſich an der äußerſten Spitze von Bretagne mit ihr in einem Gehölze nieder, wo wir ihn zu Anfange des eilften Geſanges finden.

1.

Wiewohl ein muthig Roß zurück ſich wenden
In vollem Lauf vom ſchwachen Zügel läßt,
Hält die Vernunft doch ſelten in den Händen
Den Zaum der wüthenden Begierden feſt,
Wenn des Vergnügens Reize ſie verblenden;
So wie der Bär den Honig nicht verläßt,
Wenn der Geruch ihm in der Naſe ſteckt,
Wenn er ein Tröpfchen am Gefäß geleckt.

2.

Was könnte wohl den wackern Rüd'ger zähmen,
Nicht alles, was die Sinne nur verlangen,
Der reizenden Angelica zu nehmen,
Die nackt mit ihm im ſtillen Buſch befangen?
Um Bradamante wird er ſich nicht grämen,
An der ſein Herz ſo innig ſonſt gehangen.
Und iſt ſie auch in ſeinem Sinn geblieben,
Er wär ein Thor, nicht dieſe auch zu lieben;

3.

Bey der nicht beſſer ſeiner Keuſchheit Größe
Xenokrates bewieſen hätt' als er.
Er ſucht in Eil, wie er die Rüſtung löſe,
Schon abgeworfen hat er Schild und Speer:
Als ſie, die Augen ſchamhaft auf die Blöße
Des holden Leibes ſenkend, ungefähr
Den koſtbarn Ring am Finger ſich erblickte,
Den in Albracca ihr Brunell entrückte.

4.

Dies iſt der Ring, womit ſie auf ſich machte
Nach Frankreich, als ſie dort zuerſt erſchien
Mit ihrem Bruder, der die Lanze brachte,
Die dann Aſtolf geführet, der Paladin;
Womit ſie alle Zauberey verlachte
Des Malegys, am Steine des Merlin,
Und Roland eines Tags und andre Leute
Aus Dragontinens Sklaverey befreyte;

5.

Womit ſie unſichtbar dem Thurm entſprungen,
In den ein böſer Alter ſie gebannt.
Doch warum zähl' ich auf, was ihm gelungen?
Euch ſind die Wunder ja wie mir bekannt.
Brunell war ſelbſt bis in ihr Schloß gedrungen
Ihn ihr zu ſtehlen für den Agramant.
Seit dem war ſtets das Glück ihr ungewogen,
Bis es zuletzt ſie um ihr Reich betrogen.

6.

Da ſie ihn, wie geſagt, am Finger ſchaut,
Iſt ſie ſo voll von Staunen und Vergnügen,
Daß ſie der Hand, dem Auge kaum vertraut,
Und ſorgt, daß eitle Träume ſie betrügen.
Sie zieht ihn ab, nimmt leiſ' und ohne Laut
Ihn in den Mund, und ſchnell, wie Blitze fliegen,
Iſt ſie den Augen Rüdigers verſteckt,
So wie die Sonne, wenn ſie Nebel deckt.

7.

Nach allen Seiten ſieht ſich Rüd'ger um,
Und macht im Kreiſe, wie ein Toller, Sprünge.
Allein er bleibt vor Scham und Aerger ſtumm,
Sobald ihm etwas einfällt von dem Ringe,
Flucht dann auf ſich, und ſchilt ſich blind und dumm,
Daß er gefallen ſey in dieſe Schlinge.
Er klagt der Schönen ſchwarzen Undank an,
Die ihm, zum Lohn der Rettung, dieß gethan.

8.

O undankbares Mädchen! konnt' ich glauben,
So ſagt er, daß ich dieß verdient um dich?
Was willſt du doch den Ring mir lieber rauben,
Als zum Geſchenk von mir ihn haben? Sprich!
Gern will ich alles deinem Wunſch erlauben,
Nimm meinen Schild, mein Flügelroß, und mich.
Nur daß du mir dein holdes Antlitz zeigeſt!
Ich weiß, du hörſt, Grauſame, und du ſchweigeſt.

9.

Der Born wird häufig rings von ihm umgangen,
Und wie ein Blinder tappt er, weil er ruft.
Wie oft, indem er wähnt, ſie zu umfangen,
Greift er mit ſeinen Armen leere Luft.
Sie iſt indeß ſchon weit davon gegangen,
Und ruht ſich erſt bey einer Felſengruft,
Geräumig, tief in einen Berg gegründet,
Wo ſie an Nahrung ihr Bedürfniß findet.

10.

Ein alter Hirt, der eine große Heerde
Von Stuten hat, pflegt hier ſich einzuſtellen.
Im Thale irrend weideten die Pferde
Das zarte Gras am Rande friſcher Quellen,
Und ſengte dann des Mittags Glut die Erde,
So wurden ſie rings um die Höhl' in Ställen
Davor bewahrt: hier weilt Angelica
Den ganzen Tag, derweil ſie niemand ſah.

11.

Am Abend glaubt ſie neugeſtärkt zu ſeyn,
Ihr ſcheint nicht nöthig, hier zu übernachten.
Sie wickelt ſich in grobe Tücher ein,
Allzu verſchieden von den heitern Trachten,
Die ſonſt von allen Farben, zart und fein,
Die Dienerinnen ihr zum Schmuck erdachten.
Und doch, die niedre Hüll' um ihren Leib,
Erſcheint ſie als ein ſchön und edles Weib.

12.

Wer Amaryllis preiſet und Neären
Und Galaten, die flücht'ge, ſchweige ſtill:
Denn keine war ſo ſchön, ich will's bewähren;
Ihr müßt verzeihen, Thyrſis und Myrtill!
Die Schöne wählt nun aus der Schaar der Mähren
Sich eine aus, die ſie am liebſten will.
Es ſteigen jetzt Gedanken in ihr auf,
Nach Morgenland zu lenken ihren Lauf.

13.

Doch Rüdiger, der nichts hat unterlaſſen,
Und lang' umſonſt gehofft, ſie zu erbitten,
Muß endlich ins Unmögliche ſich faſſen,
Und merkt, ſie ſey ſchon fern von ſeinen Tritten.
Er geht dahin, wo er ſein Pferd gelaſſen,
Für Himmel und für Erde gleich beritten;
Und findet, daß es, nach zerrißnem Zügel,
Sich in die Luft erhebt auf freyem Flügel.

14.

Es war ein großer Zuwachs ſeiner Schmerzen,
Daß er nunmehr den Greifen auch vermißt.
Zur Qual gereichts nicht minder ſeinem Herzen
Als die an ihm geleugne Weiberliſt.
Allein am wenigſten kann er verſchmerzen,
Daß ihm der theure Ring verlohren iſt,
So ſehr nicht um die Kräfte, die drin leben,
Als weil ſein Fräulein ihm dieß Pfand gegeben.

15.

Er legt den Harniſch, deß er ſich entladen,
Unmuthig an, den Schild dann auf den Rücken.
So wendet er ſich von des Meers Geſtaden
Zu einem weiten Thal, das Wälder ſchmücken,
Und forſchet immer nach gebahnten Pfaden,
Wo er in ſchatt'ger Nacht ſie kann erblicken.
Er ging nicht weit noch, als im dickſten Wald
Zur rechten ihm ein laut Getöſ' erſchallt.

16.

Er hört Getöſe und ein furchtbar Klirren
Geſchlagner Waffen, eilt dahin zu gehn
Durch Sträuche, die er mühſam muß entwirren,
Und findet zwey im engen Raum ſich drehn,
Die ſich durch nichts im Kampfe laſſen irren,
Und beiß erbittert ſich aufs Leben gehn.
Der Ein ein Rieſe, wild wie ein Gewitter,
Der andre iſt ein wackrer kühner Ritter.

17.

Und dieſer ſchirmet mit dem Schild und Schwert,
Nach allen Seiten ſpringend, ſich behende,
Daß nicht auf ihn die Keule niederfährt,
Womit ihm drohn des Rieſen beyde Hände,
Und auf dem Platze liegt ſchon todt ſein Pferd.
Hier wartet Rüd'ger, wie der Kampf wohl ende;
Bald neigt ſich ſein Gemüth, der Wunſch wird rege,
Daß doch der Ritter überwinden möge.

18.

Nicht daß er ihm deswegen Hülf' ertheile.
Er tritt beyſeit, zu ſehen was geſchieht.
Sieh da! der Große traf mit ſchwerer Keule
Des Kleinern Helm, der ſie zu langſam mied.
Der Ritter fällt zu Boden von der Beule;
Der andre, der betäubt ihn liegen ſieht,
Entſchnallt den Helm, auf ihn herabgebücket,
Und macht, daß Rüd'ger ſein Geſicht erblicket.

19.

Er ſah das Antlitz ſeiner ſchönen, ſüßen,
Geliebteſten Gebietrin Bradamante
Vor ſich enthüllt, und wie er in des Rieſen
Vom Tod bedrohten Gegner ſie erkannte,
So kann kein Pfeil zum Ziele ſchneller ſchießen,
Als er auf ihn mit bloßem Degen rannte.
Doch der heut keinem zweyten Kampf den Leib,
Und wirft die Arm' um das ohnmächt'ge Weib.

20.

Er nimmt ſie auf, und trägt ſie auf dem Nacken,
So wie der Wolf hinweg das Lämmchen trägt,
So wie der Adler in den Klau'n zu packen
Die Taube oder andre Vögel pflegt.
Sogleich iſt Rüdiger ihm auf den Hacken:
Kein Heil für ihn, als wenn er ſie erjägt.
Allein mit ſo gewalt'gem Schritt entweichet
Der andre, daß ſein Aug' ihn kaum erreichet.

21.

Der eine lief, der andre ſetzte nach,
Auf einem Pfad, bedeckt von braunen Schatten,
Der immer ſich erweiternd allgemach,
Sie aus dem Walde führt auf offne Matten.
Doch jetzt zum Roland, mehr hievon hernach!
Die Waffe, die dem Rieſenfürſt zu Statten
Gekommen war, hatt' er in Meeresgründe
Geworfen, daß kein Menſch ſie jemals fünde.

22.

Doch wenig half es, denn der alte Sünder,
Der immerdar das Heil der Menſchen ſtört,
Der von dem irdiſchen Blitze war Erfinder
Nach deſſen Bild der aus den Wolken fährt,
Ließ nicht zu minderm Fluch für Eva's Kinder,
Als da er mit dem Apfel ſie bethört,
Ans Licht ſie ziehn durch einen Nekromanten,
In Zeiten, die noch unſre Väter kannten.

23.

Das hölliſche Geräth, aus jenen Tiefen
Auf hundert Klafter wohl heraufgebannt,
Wo ſeine Kräfte lange Jahre ſchliefen,
Ward erſt getragen in der Deutſchen Land.
Die fingen's an auf manche Art zu prüfen,
Der arge Feind ſchärft' ihnen den Verſtand
Zu unſerm Schaden, und ſo fanden ſie
Des Dings Gebrauch zuletzt nach vieler Müh.

24.

Bald iſt Italien, Frankreich, allen Reichen
Der Welt, dieß grauſe Kunſtſtück aufgeſchloſſen.
Hier muß ſich Erz in glüh'nder Eſſ' erweichen,
Und wird in hohle Formen dann gegoſſen;
Dort bohrt man Eiſen; Namen giebts und Zeichen,
Für tauſend neue Arten von Geſchoſſen.
Von Büchſen, Mörſern, hört man mit Erſtaunen,
Einfachen bald, bald doppelten Kartaunen.

25.

Feldſchlangen, Feuerkatzen, Falkonetten,
Und wie ſie ſonſt die Meiſter nennen mögen,
Wovor nicht Stahl noch Marmorwände retten:
Sie bahnen ſich den Weg mit Donnerſchlägen.
Ach, armer Krieger! bring zu Schmiedeſtätten
All deine Waffen, ja ſogar den Degen,
Und ſchultre die Muskete nur ſtatt deſſen,
Sonſt, glaub mir, wird kein Sold dir zugemeſſen.

26.

Wie fandſt du je, verbrecheriſche, ſchnöde
Erfindung, Raum in eines Menſchen Sinn?
Durch dich iſt jetzt das Feld des Ruhmes öde,
Durch dich der Waffen ſchönſter Preis dahin.
Daß keiner ſich, dem Arm zu traun, entblöde!
Denn Muth und Tapferkeit bringt nicht Gewinn.
Durch dich vollführt Gewandheit, Kühnheit, Stärke,
Nicht auf dem Kampfplatz mehr der Prüfung Werke.

27.

Durch dich erlag ſchon, und wird noch erliegen
So große Zahl der edlen Herrn und Ritter,
Eh wir das Ende ſehn von dieſen Kriegen,
Für alle Welt, mehr für Italien bitter.
Drum ſagt' ich, und es kann gewiß nicht trügen:
Von allen, die nur ſäugten ird'ſche Mütter,
War dieſer gräuelvollen Künſte Meiſter
Der böſeſte, gehäßigſte der Geiſter.

28.

Und immer glaub' ich, daß ihn Gott verflucht
Zum tiefſten Abgrund in den Höllenreichen,
Wo er, vermaledeyet und verrucht,
An Judas Seele findet ſeines Gleichen.
Doch folgen wir dem Ritter, welcher ſucht
In Eil Ebuda's Eiland zu erreichen,
Wo man die jungen Frauen, ſchön und zart,
Zur Speiſe für ein Seeunthier bewahrt.

29.

Allein, je mehr der Ritter Eile heget,
Je minder, ſcheint es, fragt der Wind darnach.
Ob er ſich rechts, ob von der linken reget,
Ob ſelbſt im Rücken: immer iſt er ſchwach,
So daß er kaum das Fahrzeug fortbeweget,
Und unterweilen läßt er gänzlich nach.
Bald müſſen ſie, von vornen angegriffen,
Umkehren, oder hin und wieder ſchiffen.

30.

Denn Gottes Wille wars, daß er nicht ehe,
Als Irlands König, käm' an jenen Strand,
Auf daß mit größrer Leichtigkeit geschähe,
Was euch in wenig Blättern wird bekannt.
Da sie sich sahen in der Insel Nähe,
Sprach Roland zum Piloten: Halt hier Stand,
Gieb mir das Boot! Ich will zum Felsen eben
Ohn' anderes Geleit mich hinbegeben.

31.

Und lege mir das stärkste Tau hinein
Den größten Anker, so im Schiff vorhanden.
Du sollst schon sehn, wozu es gut wird seyn,
Wenn ich das Ungeheu'r im Kampf bestanden.
Man warf die Schlupp' ins Meer mit ihm allein,
Und dem Geräth, das sie am besten fanden.
Die Waffen alle, bis auf seinen Degen,
Ließ er zurück; und so der Klipp' entgegen.

32.

Er zieht die Ruder an und kehrt den Rücken
Der Seite zu, wo er zu landen strebt.
So pflegt der Krebs ans Ufer anzurücken
Wenn er sich aus der salzen Tiefe hebt.
Es war die Stunde, wo vor Phöbus Blicken
Aurora schön in goldnen Haaren schwebt,
Der halb sich zeigend schon, und halb versteckt
Die Eifersucht des alten Titon weckt.

33.

Er naht dem nackten Fels bis auf die Weite,
Die wohl ein Stein durchfliegt aus raſcher Hand.
Ihn dünkt, daß in ſein Ohr ein Stöhnen gleite,
Allein ſo ſchwach, er hätt' es kaum erkannt.
Er wendet nun ſich ganz zur linken Seite,
Und ſieht, den Blick gerichtet auf den Strand,
An einen Stamm gebunden, unverhohlen
Ein nacktes Weib, vom Meer beſpült die Sohlen.

34.

Noch kann er, wer ſie ſey, ſich nicht enthüllen,
Denn ſie iſt fern und ſenkt ihr Antlitz nieder;
Sie zu erkennen, reizt ihn Wunſch und Willen,
Er rudert hin und rühret friſch die Glieder.
Allein er hört indeß die Küſte brüllen,
Die Wälder und die Höhlen hallen wieder,
Die Wogen ſchwellen: ſeht das Unthier kommen!
Die See verbergend, kommt es angeſchwommen.

35.

Wie von Gewittern ſchwanger und von Güſſen
Die Wolke ſteigt aus dunklem, feuchtem Thal;
Sie deckt die Welt mit nächt'gen Finſterniſſen,
Und zu erlöſchen ſcheint des Tages Strahl:
So ſchwimmt das Seethier, und dem Blick entriſſen
Wird von der Laſt die See mit Einem Mahl.
Die Wogen brauſen: Roland ſchaut, der kühne,
Gefaßt es an, ihm wankt noch Herz noch Miene.

36.

Besonnen achtet er auf alle Sachen,
Und regt sich schnell, was er beschließt, zu thun.
Zugleich das Fräulein vor dem Meeresdrachen
Zu schirmen und zu kämpfen, wirft er nun
Sich zwischen ihn und sie mit seinem Nachen;
Er läßt sein Schwert still in der Scheide ruhn,
Nimmt bey dem Tau das Anker in die Hand,
Und hält mit großer Brust dem Unthier Stand.

37.

Kaum naht der Kraken sich mit großen Schwüngen,
Und nimmt im Kahn ihn wahr auf wenig Schritte,
So öffnet er den Rachen zum Verschlingen,
Daß wohl ein Mann zu Pferd hinein da ritte.
Doch Roland eilt, ihm in den Schlund zu dringen
Mit seinem Anker, und (bemerkt, ich bitte!)
Auch mit dem Boot; und läßt des Ankers Zacken
Den Gaumen und die weiche Zunge packen.

38.

So daß die furchtbarn Kiefern, ausgereckt,
Sich weder senken noch erheben mögen.
So pflegt der Bergmann, der im Schachte steckt,
Wo er sich Bahn macht, Stützen anzulegen,
Damit ihn nicht ein jäher Sturz bedeckt,
Indeß er forschet nach des Erzes Wegen.
Des Ankers Spitzen trennt ein solcher Raum,
Im Sprung' erreicht die obre Roland kaum.

39.

Sobald die Stütze steht, und er die Pforten
Der Kehle weiß gesichert hinter sich,
Zieht er sein Schwert, und führt bald hier, bald dorten,
In dieser dunklen Höhle Hieb und Stich.
Wie man sich wehren kann in festen Orten,
Wenn sich der Feind schon in die Mauern schlich:
So viel kann auch das Ungeheuer machen,
Da es den Ritter trägt in seinem Rachen.

40.

Bald schleudert es vor Schmerz sich auf die Wellen
Und zeigt den Rücken und die schupp'gen Seiten,
Taucht bald den Bauch bis zu den tiefsten Stellen,
Daß Sand und Schlamm sich rings herum verbreiten.
Doch Frankreichs Ritter, da die Wasser schwellen,
So rettet er mit Schwimmen sich bey Zeiten.
Er läßt den Anker sitzen, und ergreifet
Das Tau, das hintennach am Anker schleifet.

41.

Und schwimmt damit in Eil zum Felsenstrande;
Da faßt er Fuß, und zieht den Anker leicht
Zu sich heran, der an des Schlundes Rande
Die Spitzen einbohrt, und nicht wankt noch weicht.
Das Ungeheuer folgt dem hanfnen Bande,
Gezwungen durch die Kraft, der keine gleicht,
Die Kraft, von der Ein Rucken mehr kann helfen,
Als wie ein Krahn zu ziehn vermag in zwölfen.

42.

Gleich einem wilden Stier, der eine Schlinge
Sich fühlt ums Horn geworfen unverſehn:
Er kommt nicht los, wie er auch tob' und ſpringe,
Mit Wälzen, Aufſtehn und im Kreiſe Drehn;
So ſchnellt das Seethier ſich in tauſend Ringe,
Es folgt dem Strick und kann ihm nicht entgehn,
Aus ſeinem altgewohnten Aufenthalt
Gezogen nun durch jenes Arms Gewalt.

43.

Sein Schlund ergießt ſo große Ströme Blut,
Daß heut dieß Meer das rothe könnte heißen.
Da ſchlägt ſein Leib mit ſolcher Macht die Flut,
Ihr ſähet ſie bis auf den Grund zerreißen;
Den Himmel badend, und der Sonne Glut
Verbergend, dann zerſtäubt empor ſie ſchmeißen.
Das Toſen hallet wieder in den Lüften,
Von Berg und Wald und ferner Ufer Klüften.

44.

Der alte Proteus kommt aus ſeiner Grotte
Bey dem Geräuſch hervor, und da er ſieht
Wie Roland furchtbar hauſt, und als zum Spotte
Den rieſenhaften Fiſch ans Ufer zieht,
Erſchrickt er, daß er die zerſtreute Rotte
Vergeſſend, durch den Ocean entflieht.
Der Aufruhr mehrt ſich: die Delfin' am Wagen,
Will ſelbſt Neptun zum Mohren'lande jagen.

45.

Die Nereiden, mit zerſtreuten Haaren,
Und Ino, weinend auf dem Arm den Sohn,
Tritonen, Glauken, und die andern Schaaren,
Sie wußten nicht, betäubt, wohin ſie flohn.
Doch Roland kann nun ſeine Kräfte ſparen,
Ermattet iſt das grauſe Seethier ſchon,
Und eh es auf dem Sand noch angekommen,
Hat Qual und Noth das Leben ihm genommen.

46.

Vom Eiland hatten ſich nicht wenig Leute
Hinzugedrängt, zu ſchaun die ſeltne Schlacht,
Von denen, weil verletzter Wahn ſie reute,
Das heil'ge Werk für Frevel ward geacht't.
Sie ſagten, daß es neues Unglück deute,
Daß Proteus Grimm, noch ärger angefacht,
Verbreiten auf dem Land die Meeresheerde,
Und ganz den alten Krieg erneuern werde.

47.

Und beſſer ſey es, Gnade zu erflehen
Von dem erzürnten Gott, eh ſie es büßen;
Das könne nur durch Rolands Tod geſchehen,
Wenn ſie zu Proteus Sühn' ins Meer ihn ſtießen.
So wie von Brand zu Brand die Flammen wehen,
Und bald ſich über eine Fläch' ergießen:
So ſtürmt die Wuth aus Einer Bruſt in alle,
Daß Roland in die Flut als Opfer falle.

48.

Der waffnet ſich mit Schleuder, der mit Bogen,
Mit Lanz' und Degen iſt ein Andrer da.
Sie greifen ihn, zum Strand hinabgezogen,
Von allen Seiten an, und fern und nah.
Der Ritter ſieht unglaublich ſich betrogen,
Da ihm ſo undankbare Schmach geſchah;
Der Tod des Kraken wird an ihm gerochen,
Wovon er Lohn und Ehre ſich verſprochen.

49.

Allein ſo wie, gezogen auf die Märkte
Von Ruſſen oder Pohlen, wohl der Bär
Die Hündchen, deren Muth die Zahl verſtärkte,
Ganz ohne Furcht läßt klaffen um ſich her,
Und thut nur nicht, als ob er ſie bemerkte:
So fürchtet auch der Ritter ſich nicht ſehr
Vor dem Geſindel, weil er ihre Mengen
Mit Einem Hauch kann aus einander ſprengen.

50.

Wie er ſich dreht und Durindana zückt,
Sind ſie behend, ſich aus dem Weg zu raffen.
Es hatte ſich das tolle Volk berückt,
Als würd' er wenig Händel ihnen ſchaffen,
Weil ſeine Schultern nicht der Harniſch drückt,
Kein Schild am Arm, noch irgend andre Waffen.
Daß ſeine Haut ſo hart wie Diamant
Von Kopf zu Fuß, war ihnen nicht bekannt.

51.

Was Andre nicht am Roland können üben,
Iſt ihm darum an ihnen nicht verwehrt.
Er tödtet dreyßig mit ein Dutzend Hieben;
Verrechn' ich mich, ſo iſts der Müh nicht werth.
Bald hat er ſie vom Strande rings vertrieben,
Die Frau zu löten, ſchon ſich hingekehrt,
Als neuer Aufruhr und ein neues Toben
Von einer andern Seite ſich erhoben.

52.

Da die Barbaren hier die ganze Zeit
Beſchäftigt wurden von des Ritters Siegen,
So waren die von Irland ohne Streit
An manchem Ort der Inſel ausgeſtiegen.
Und ohn' Erbarmen mußte weit und breit
Vor ihren Streichen alles Volk erliegen.
Sey'e Grauſamkeit nun, oder ſtrenges Recht,
Sie achteten noch Alter noch Geſchlecht.

53.

Die Gegenwehr kann nichts beynah bedeuten,
Der Anfall war zu unverſehns genaht,
Die kleine Stadt beſetzt von wenig Leuten,
Und dieſe wen'gen wußten keinen Rath.
Geplündert ward das Gut, der Flamme Beuten
Die Häuſer, und das Volk gemäht wie Saat.
Die Mauern machte man dem Boden eben,
Und ließ nicht Eine Seele drinnen leben.

54.

Roland, als ob ihm alles nichts verſchlüge,
Geſchrey und lautes Toben, Sturz und Brand,
Ging hin zu ihr, die an der Felſtenſtiege
Dem Seeunthier zum Raub gefeſſelt ſtand.
Ihn dünkt, er ſeh' an ihr bekannte Züge,
Je mehr er naht, je mehr ſcheint ſie bekannt.
Olimpia iſts, er hat ſich nicht geirrt,
Der ſolch ein Lohn für ihre Treue wird;

55.

Olimpia, der nach dem erlittnen Harme
Vom Amor, auch das Glück ſich grauſam wies,
Und ſie denſelben Tag von einem Schwarme
Seeräuber nach Ebuda führen ließ.
Wie er zum Felſen kehrt, erkennt die Arme
Den Roland auch; doch ihre Blöße hieß
Das Haupt ſie ſenken, und ſich nicht entblöden
Ihn anzuſehn, geſchweig ihn anzureden.

56.

Roland befragt ſie, welch ein hart Geſchick
Zu dieſer Inſel ſie von dort verſchlagen,
Wo er ſie ließ, in des Geliebten Blick
Beſeligt, mehr als Worte können ſagen.
„Ich weiß nicht, Ritter," gab ſie ihm zurück,
Soll ich euch danken oder mich beklagen?
Euch danken, daß ihr meinen Tod gewendet?
Beklagen, daß mein Elend heut nicht endet.

57.

Ich muß euch danken, daß ihr mich bewahrt
Vor einem allzuſchmählichen Verderben;
Denn allzuſchmählich wär die Todesart,
Im ekeln Bauch des Ungeheuers ſterben:
Doch dank' ich's nicht, daß ihr mein Leben ſpart,
Weil nur der Tod mir Linderung kann erwerben.
Ich werd' euch danken, wenn ihr mir ihn gebt,
Der einzig aller Qual mich überhebt.

58.

Dann fährt ſie fort mit Jammern zu erzählen,
Wie ihr Gemahl verrätheriſch verfahren,
Der ihren Schlaf genutzt, ſich wegzuſtehlen;
Und wie ſie dann geraubt ſey von Korſaren.
Doch immer trachtend, Stellungen zu wählen,
Die ihre Reize minder offenbaren,
Steht ſie gewandt, wie man Dianen mahlt,
Wenn auf Aktäons Stirn ſie Waſſer ſtrahlt.

59.

Denn ſie entflieht dem Blick mit Bruſt und Leibe,
Und giebt ihm lieber Seit' und Rücken Preis.
Der Ritter ſchmählt, wo doch ſein Schiff nur bleibe,
Weil da ſich Kleider finden, wie er weiß,
Zur Hülle dem von ihm gelöſten Weibe.
Indeß er dieß bedenkt mit allem Fleiß,
Kommt Obert, Irlands Fürſt, dem man entdeckt,
Das Unthier lieg' am Ufer ausgeſtreckt.

60.

Es ſey ein Ritter aus und ein geſchwommen,
Ihm einen Anker in den Schlund zu keilen;
Dabey gezogen, ſey's herangekommen,
Wie man, den Strom auf, Schiffe zieht mit Seilen.
Obert, der prüfen will, was er vernommen,
Begiebt ſich ſelbſt hin, ohne zu verweilen,
Indeß ſein Volk mit Feuer und mit Schwert
Ebuda's Eiland überall verheert.

61.

Der Ritter, war er gleich mit Blut beſteckt,
Von Näſſ entſtellt und durch und durch getränket,
Entſtellt vom Blut, das ganz ihn überdeckt,
Als er im Schlund des Kraken ſich verſenket,
Ward von Hiberniens Königa doch entdeckt,
Zumal, da dieſer bey ſich ſelbſt ſchon denket,
Sobald man von dem kühnen Streich ihm ſagt,
Roland, kein andrer, habe das gewagt.

62.

Er kannt' ihn wohl, weil er, mit den Infanten
An Frankreichs Hof gepflegt, erſt vor dem Jahr,
Nach ſeines Vaters Tod von Abgeſandten
Zum Thron berufen, weggereiſet war.
Er wurde drum den wackerſten Bekannten,
Den er ſo oft geſprochen, froh gewahr,
Lief hin, umarmt' ihn, hieß ihn froh willkommen,
Sobald er ſich den Helm vom Haupt genommen.

63.

Es zeigte Roland nicht gering're Freude
Den König, als der König ihn zu sehn.
Sie wiederhohlten die Umarmung beyde;
Was Obert noch nicht völlig kann verstehn
Erzählt ihm Roland von Olimpia's Leide:
Wie und von wem Verrath an ihr geschehn.
Biren hat treulos sich der That erkühnet,
Um den sie es am wenigsten verdienet.

64.

Hierauf erzählt er alle die Beweise
Von Liebe, die sie dem Verräther bot:
Wie sie für ihn zur Armen ward, zur Waise,
Ja für ihn gehen wollte in den Tod;
Und daß er sie aus eigner Kenntniß preise,
Ein Zeuge ihrer Treu wie ihrer Noth.
Indeß er sprach, sah man aus ihren hellen
Gesenkten schönen Augen Thränen quellen.

65.

Ihr schönes Antlitz war so anzuschauen,
Wie sich im Frühling wohl der Himmel weist,
Wenn, während milde Regen niederthauen,
Die Sonne rings der Wolken Flor zerreißt;
Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Im Laube dann den Liederreihn ergeußt,
So badet in den Thränen, die erquicken,
Die Flügel Amor, sonnt sich an den Blicken.

66.

Und in der ſchönen Augen Strahl entglühet
Er goldne Pfeil', und löſcht ſie in der Quelle,
Die ſich durch roth' und weiße Blumen ziehet;
So ſtählend, zielt er dann mit Kraft und Schnelle
Auf jenen Jüngling, der ihm nicht entfliehet,
Ob dreyfach Erz ihm um den Buſen ſchwelle,
Der, weil ſein Blick um Aug' und Haar ihr ſpielet,
Er weiß nicht wie, ſein Herz getroffen fühlet.

67.

Olimpia's Reize waren zart gewoben,
Von ſeltner Art, und nicht die Stirn allein,
Haar, Aug' und Wange, waren ſchön zu loben,
Der Mund, die Naſe, Hals und Schultern; nein,
Von da hinab, wo ſich die Brüſt' erhoben,
Was vom Gewande pflegt verhüllt zu ſeyn,
War ſo erleſen, daß auf weiter Erden
Wohl nichts damit verglichen konnte werden.

68.

Den friſchen Schnee an Weiße überwindet,
Das Elfenbein an Glätte, die Geſtalt;
Es gleichen ihre Brüſtchen, weich gegründet,
Der Milch, die ſchäumend im Gefäß noch wallt,
Und zwiſchen ihnen iſt ein Raum gegründet,
Der ſanft ſich ſenkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wie zwiſchen kleinen Hügeln ſchatt'ge Thale,
Wo noch der Schnee nicht ſchmolz vom Frühlingsſtrahle.

69.

Die ſchlanken Seiten, wie ein Spiegel eben
Der reine Leib, und dieſe weißen Lenden,
Mit Fleiß gebildet ſchienen ſie zu leben
Aus Phidias, ja größrer Meiſter Händen.
Auch jene Reize muß ich noch erheben,
Die ſie umſonſt den Blicken will entwenden.
Kurz, von dem Haupt bis zu den Füßen nieder
Enthüllen alle Schönheit ihre Glieder.

70.

Wenn ſie der Phryger Hirt auf Ida's Weiden
Geſehen hätte, weiß ich nicht zu ſagen,
Ob Venus, übertraf ſie gleich die beyden
Göttinnen, wohl den Preis davon getragen.
Vielleicht hätt' ihn, das Gaſtrecht zu verleiden,
Verbotne Luſt nach Sparta nicht verſchlagen.
Er hätte wohl geſagt: bleib, Helena,
Beym Menelaus! Ich will dieſe da.

71.

Und wäre ſie in Kroton einſt geweſen,
Als Zeuxis jenes Bildniß unternahm
Für Juno's Tempel, als von ihm erleſen
Der ſchönſten Zahl entkleidet zu ihm kam,
Und er, zu ſchaffen ein vollkommnes Weſen,
Von dieſer eins, von jener andres nahm:
Er durfte nur von ihr allein entlehnen,
Er fand in ihr den Inbegriff der Schönen.

72.

Ich glaube nicht, daß jemals vor Bieen
Der holde Leib so nackt ſich ſehen laſſen.
Wie konnt' er ſonſt die Grauſamkeit begehn,
Und in der öden Wildniß ſie verlaſſen?
Obert iſt ganz entzündet ſie zu ſehn,
Sein Buſen kann das Feuer nicht mehr faſſen.
Er tröſtet eifrig ſie, und macht ihr Muth,
Aus ihrem Unglück komme noch ein Gut.

73.

Er ſchwört, er will nach Holland ſie begleiten,
Sie wieder einzuſetzen in ihr Recht,
Und furchtbar dem Vergeltung zu bereiten,
Der ſich des Meineids und Verraths erfrecht.
Mit allen Kräften Irlands will er ſtreiten,
Nicht ruhn noch zögern, bis er ſie gerächt.
Er ſchickt indeß in dieß und jenes Haus
Nach Röcken und nach Frauenkleidern aus.

74.

Es that nicht Noth, daß ſie ſie weit verſchrieben,
Noch aus der Inſel, ſie zu ſuchen, gingen,
Weil ihrer täglich von den Frauen blieben,
Die jenes Unthier pflegte zu verſchlingen.
In kurzem hat ſie Obert aufgetrieben
Von jedem Schnitt, und läßt vor allen Dingen
Olimpia kleiden; doch er findet leider,
Nach Wunſche ſie zu ſchmücken, keine Kleider.

75.

So ſchöne Seide, Gold, ſo fein geſponnen,
Hat Florentiner Kunſt nie aufgewandt,
So zarte Stickerey ward nie erſonnen,
Und ausgeführt mit Fleiß und mit Verſtand,
Daß dieſe Holde Zier dadurch gewonnen, —
Und wär' es auch ein Werk von Pallas Hand;
Daß es verdiente, Reize zu umhüllen,
Die ihn mit ſehnender Erinnrung füllen.

76.

Aus manchen Gründen zeigt der Paladin
Sich über dieſe Liebe ſehr zufrieden;
Denn außer daß die Rache ſicher ſchien,
Die dem Biren vom König war beſchieden,
So wurde durch dieß Mittel auch für ihn
Ein ſchwer und läſtig Hinderniß vermieden.
Olimpia's wegen kam er nicht dorthin,
Nur retten wollt' er ſeine Herrſcherin.

77.

Daß ſie nicht da ſey, war er bald im klaren,
Doch nicht, ob ſie nicht da geweſen war,
Weil auf der Inſel all' ermordet waren,
Und keiner blieb von ſolcher großen Schaar.
Man ging den Tag darauf, zur See zu fahren,
Und alle machten Ein Geſchwader zwar.
Der Ritter ging nach Irland mit den Andern,
Es war ſein Weg nach Frankreich heimzuwandern.

78.

Doch er verweilt in Irland ſich nur wenig,
Kaum einen Tag; kein Bitten hält ihn dort,
Denn Liebe, die ihn treu und unterthänig
Nach ſeiner Dame ſendet, treibt ihn fort.
Er reiſet ab, doch er empfiehlt dem König
Olimpien erſt, und fordert noch ſein Wort.
Es war nicht nöthig, denn er leiſtet ihr
Aus eignem Antrieb über die Gebühr.

79.

In kurzer Zeit berief er die Vaſallen,
Schloß mit dem König Englands den Verein,
Und dem von Schottland auch; und nahm mit allen
Kaſtellen Holland ſchnell und Friesland ein,
Bewog dann Seeland, von ihm abzufallen,
Und ließ den Krieg nicht eh geendigt ſeyn,
Bis er den Tod gegeben dem Verräther;
Zu kleinen Lohn für ſolcher Thaten Thäter.

80.

Nun ließ ſich Obert mit Olimpia trauen,
Statt Gräfin ward ſie Königin genannt.
Doch es iſt Zeit, nach Roland umzuſchauen,
Der Tag und Nacht im Meer die Segel ſpannt,
Bis er ſie fallen läßt an ſchlaffen Tauen,
In jenem Port, der erſt ihn ausgeſandt.
Er ſpringt auf ſeinen Brigliador in Waffen,
Und hat nichts mehr mit Wind und Flut zu ſchaffen.

81.

Ich glaub', er hat den Winter viel verrichtet,
Was nicht verdient, der Welt es zu verhehlen.
Doch weil der Ruf die Dinge nicht berichtet,
So iſts nicht meine Schuld, wenn ſie hier fehlen;
Denn Roland war ſtets mehr darauf gerichtet,
Das Tapferſte zu thun als zu erzählen.
Nie hat man eine That von ihm erfahren,
Wenn keine Zeugen gegenwärtig waren.

82.

Er ſtreifte ſtill durch mancherley Reviere,
So daß man nichts den Winter von ihm hörte.
Doch als die Senn' in jenem klugen Thiere,
Das Phrygus ritt, am Himmel ſich verklärte,
Und im Geleite lieblicher Zephyre
Der ſüße Frühling heiter wiederkehrte:
Entfalteten ſich Rolands Wunderthaten
Mit jungen Blumen und erneuten Saaten.

83.

Durch Berg und Thal, auf Feldern und auf Wegen,
Irrt' er umher voll Kümmerniß und Gram,
Als er aus kaum betretnen Waldgehegen
Ein lautes Schreyn, ein jammernd Weh vernahm.
Er ſpornt ſein Roß, und faßt den treuen Degen,
Und eilt dahin, woher der Laut ihm kam.
Allein ich will ein andermal euch ſagen,
Wenn's euch beliebt, was drauf ſich zugetragen.

Nachschrift des Uebersetzers an Ludwig Tieck.

Seyn Sie schönstens begrüßt, lieber Freund, wegen Ihres Uebertritts zu uns, nämlich zu uns poetischen Uebersetzern. Ich treibe dieß Geschäft aus Liebe zur Sache, ja mit einer Art von Leidenschaft, so daß ich immer eine große Freude habe, wenn sich ein wahrer Dichter dazu entschließt. In Ihrem Don Quixote erkenne ich die reiche Zierlichkeit, die wohlklingende und gerundete Umständlichkeit der Castilianischen Prosa; in den Liedern und Sonetten glaube ich Laute jener süßen südlichen Poesie zu vernehmen, deren geistiger Geist und sinnreich zarte Gefühle uns noch so fremde sind. Ihre Arbeit hat uns einige schöne Abende verschafft, möchte Sie dagegen der übersetzte Gesang aus dem rasenden Roland, den Sie hiebey empfangen, auch ein wenig ergötzen. Wie mich überhaupt eine zufällige Veranlassung gerade jetzt zu diesem Gedichte führte, so kam ich auch durch Zufall an diesen Gesang: aber es fand sich, daß ich ihn zu einem Probeversuche recht glücklich herausgegriffen hatte. Toll genug ist er gewiß, und auchgescheidt genug, wie ich denke, und ich stieß dabei auf Schwierigkeiten verschiedener Art. Dann liegt er auch nicht gleich am Eingange jener schönen Wildniß, der schon zu einem abgenutzten Spaziergange geworden ist: Werthes ist nicht bis dahin gelangt, außerdem sind, so viel ich weiß, nur mit dem ersten Gesange Versuche einer gereimten Uebersetzung gemacht, die aber schon an dem Scheidewege,

wo Rinaldo und Ferrau ſich trennen, ins Stecken zu gerathen pflegen, weil ihnen die Muſe des Romanzo, wie die fliehende Angelica, zu behende voraus iſt.

Laſſen Sie mich doch Ihr Urtheil wiſſen, auch über die metriſche Behandlung. In ottave rime, und zwar in wirklichen, nicht in ſolchen, die man nur ſo zu nennen beliebt, muß der Arioſt überſetzt werden oder gar nicht, von dieſer Bedingung kann, glaube ich, kein Ablaß Statt finden. Dieß Sylbenmaß, deſſen Schwierigkeiten vor nicht gar langer Zeit in unſrer Sprache für unüberwindlich gehalten oder ausgegeben wurden, iſt nun ſchon häufig bearbeitet, ja das ſchwerſte verſifizirt ſich ſo leicht, wenn man mit Phraſen zufrieden ſeyn will, daß eigentlich eine Ueberſchwemmung davon zu fürchten iſt, die Leerheit mancher Gedichte hat auch den Wohlklang der Stanzen zu einem angenehmen Gedudel herabgeſetzt. Die Italiäniſche Oktave hat durch den Wellengang der Verſe und die Verflößung der anfangenden und ſchließenden Vokale der Wörter in einander an Mannichfaltigkeit unſtreitig viel vor der unſrigen voraus. Ich glaubte daher mich nicht auf die üblich gewordene Form der letzten (nämlich daß von den verſchlungnen dreifachen Reimen die weiblichen vorangehen und die männlichen folgen, und daß die Schlußreime weiblich ſind) einſchränken zu dürfen, ſondern habe mir in Anſehung des Gebrauchs und der Anordnung der männlichen und weiblichen Reime gar keine Regel vorgeſchrieben, bald dieſe bald jene vorangeſetzt, auch mit männlichen geſchloſſen, und dann wieder ganze Strophen mit weiblichen Endungen gemacht. Die Hauptſache iſt, daß

das Ohr gleich vom Anfange an den Wechſel gewöhnt wird; er muß alſo immerfort angebracht werden, weil eine lange gleichförmige Reihe die Erwartung und Foderung ihrer Fortdauer hervorbringt. Für dieſe Freiheit läßt ſich ſelbſt das Vorbild der Italiäniſchen Dichter anführen: mit den männlichen Reimen machen ſie ſich zwar eben nichts zu thun, aber ſie miſchen nach Belieben, wiewohl ſelten, die ſogenannten sdrucciole ein.

Artig iſt es doch, daß Sie mir gerade, während ich mich mit dieſem Verſuche unterhielt, eine vorläufige Proteſtazion gegen alle etwanigen Ueberſetzungen des Arioſt zuſchicken mußten. Sie findet ſich in dem Gerichte, welches über Don Quixote's Bibliothek von Ritterbüchern gehalten wird. „Wenn ich den Lodovico Arioſto antreffe," ſagt der Pfarrer, „und er redet nicht ſeine Landesſprache, ſo werde ich nicht die mindeſte Achtung gegen ihn behalten, redet er aber ſeine eigenthümliche Mundart, ſo ſey ihm alle Hochachtung;" und hernach: „wir hätten es gern dem Herrn Capitän erlaſſen, ihn ins Spaniſche zu überſetzen und zum Caſtilianer zu machen." Wenn Arioſt nicht einmal in eine ſo verwandte Mundart übertragen werden konnte, ohne „ſeine eigentliche Trefflichkeit einzubüßen": in welcher Sprache dürfte man denn ein beſſeres Gelingen hoffen? Zu meinem Troſt hat der unvergleichliche Cervantes Ihnen gleichfalls verboten, ſeine Dichtung zu verdeutſchen; er verſichert, „daß eben das allen begegnen werde, die Poeſien in eine andere Sprache überſetzen wollen, denn bey allem Fleiße und Geſchicklichkeit, die ſie anwenden und beſitzen, wird der Dichter nie ſo wie in ſeiner erſten Geſtalt erſcheinen

können." An einer andern Stelle vergleicht er sie mit „Brüsselschen Tapeten an der verkehrten Seite, wo die Figuren noch kenntlich, aber durch die zusammenlaufenden Faden sehr entstellt sind."

Leider gilt dieß wirklich von den meisten Uebersetzungen von Gedichten, wie sie von jeher in der Welt gänge und gebe gewesen sind. Cervantes hätte Recht gehabt, sich die meisten bisherigen Uebersetzungen seines Don Quixote zu verbitten, namentlich die neuern Französischen und die daher abgeleiteten (die Engländer besitzen, so viel ich weiß, bis jetzt noch keine andere) welche bloß den prosaischen Bestandtheil der Satire übrig lassen, die dichterische Ausführung aber, die reizende und zuweilen erhabene Zusammenstellung der Parodie auf die veraltete Abentheuerlichkeit der ritterlichen Romanzi mit eingewebten romantischen Dichtungen in einem ausgebildeteren Geiste größtentheils zerstören. Der Sinn für diese Dinge erwacht auch erst allmählig wieder, vor zwanzig Jahren konnte man ja in Deutschland nicht hoffen, daß dies Meisterwerk in seiner ursprünglichen vollständigen Gestalt gefallen würde, und wer weiß wie vielen es noch jetzt ein Aergerniß und eine Thorheit ist. Ich möchte es wenigstens fürs erste noch nicht wagen den Decamerone des Boccaccio ganz wie er ist, mit den blumigen Einfassungen seiner Bilder und ihrer allerliebst geschwätzigen Ausführlichkeit zu geben. Wenige Leser möchten sich zu dem Standpunkte erheben, das Ganze wie ein Konzert von Geschichten, wie eine poetische Komposizion aus prosaischen Bestandtheilen zu betrachten. — Nur die vielseitige Empfänglichkeit für fremde Nazio*na*

poeſie, die wo möglich bis zur Univerſalität gedeihen ſoll, macht die Fortſchritte im treuen Nachbilden von Gedichten möglich. Ich glaube man iſt auf dem Wege, die wahre poetiſche Ueberſetzungskunſt zu erfinden; dieſer Ruhm war den Deutſchen vorbehalten. Es iſt ſeit kurzem hierin ſo viel und mancherley geſchehen, daß vielleicht ſchon Beyſpiele genug vorhanden ſind, um an ihnen nach der Verſchiedenheit der möglichen Aufgaben das richtige Verfahren auf Grundſätze zurückzuführen; und ich will Ihnen nur geſtehen, ich gehe mit einem ſolchen Verſuche um. Freylich wäre mit der bloßen Theorie wenig geholfen, wenn man nicht die Kunſt ſelber beſitzt, ich arbeite daher, mir dieſe zu erwerben, und Sie müſſen den überſchickten Geſang als eines meiner vielen Studien dazu betrachten. Meine Abſicht iſt, alles in ſeiner Form und Eigenthümlichkeit poetiſch überſetzen zu können, es mag Namen haben wie es will: antikes und modernes, klaſſiſche Kunſtwerke und nazionale Naturprodukte. Ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht in Ihr Caſtilianiſches Gehege komme, ja ich möchte Gelegenheit haben, die Samſkrit und andere orientaliſche Sprachen lebendig zu erlernen, um den Hauch und Ton ihrer Geſänge wo möglich zu erhaſchen. Der Entſchluß wäre heroiſch zu nennen, wenn er willkührlich wäre: aber leider kann ich meines Nächſten Poeſie nicht anſehen, ohne ihrer zu begehren in meinem Herzen, und bin alſo in einem beſtändigen poetiſchen Ehebruche begriffen.

Was mich nur verdrießt, iſt, daß man bey Anerkennung unſerer Fortſchritte in dieſem Fache unſrer vortrefflichen Sprache alles Verdienſt davon zueignen will.

Ich habe sonst wohl mit eingestimmt, aber ich bin überzeugt, die Sprache thäte es nicht ohne den Willen, den Eifer und den Sinn derer, die sie gebrauchen. Wie lange Zeit haben auch die Deutschen eben so dürftig manierirt übersetzt, wie die Franzosen nur immer thun können! Sehen Sie nur die gegen die Mitte dieses Jahrhunderts erschienenen Dollmetschungen von Französischen Tragödien, vom Tasso und aus den Alten, alle gleichermaßen in Alexandrinern. Mir scheint, unser wesentlicher Vorzug ist nur, von unausrottbaren grammatischen und prosodischen Vorurtheilen frey zu seyn und zu rechter Zeit eingelenkt zu haben. Wären wir nicht jetzt durch die ängstliche Gebundenheit der Wortfolge geplagt, wenn die Sache nicht durch Klopstock zuerst eine andere Wendung genommen hätte? — Zu Ronsards Zeiten konnte man sich im Französischen noch zur Nachbildung eines Dante oder Petrarca erheben; jetzt ist das vorbey. Eben so erscheinen die älteren Römischen Dichter, bis auf den Catull herunter etwa, mit großer Wahrheit Griechische Poesien übertragen zu haben, sie machten sogar die dem Geist der Lateinischen Sprache widersprechenden zusammengesetzten Beywörter nach. Späterhin, sobald sich ein gewisser akademischer Begriff von Korrektheit und Politur festgesetzt hatte, verlor sich diese Fähigkeit. Daß es uns nicht auch einmal so geht, wie es schon öfter nahe daran zu seyn schien! Die Sprache der Römer konnte nur durch unsägliche Mühe und Gewalt für die Poesie urbar gemacht werden, und so hat auch bey uns die Undankbarkeit des Bodens zu einer mühsameren Cultur genöthigt. Unsre Sprache

iſt halsſtarrig: wir ſind deſto biegſamer; ſie iſt hart und rauh: wir thun alles für die Wahl milder gefälliger Töne; wir verſtehen uns ſogar im Nothfalle zu Wortſpielen, einer Sache, wozu die Deutſche Sprache am allerungeſchickteſten iſt, weil ſie immer nur arbeiten, niemals ſpielen will. Wo ſind denn nun die geprieſenen Wundervorzüge, die unſere Sprache an ſich, zur einzig berufnen Dollmetſcherin aller übrigen machen ſollen? Ein Wörterreichthum, der gar nicht ſo überſchwenglich iſt, daß er nicht beim Ueberſetzen oft Armuth ſollte fühlen laſſen; die Fähigkeit zuſammenzuſetzen, und hie und da neu abzuleiten; eine etwas freyere Wortſtellung, als in einigen andern modernen Sprachen gilt, und endlich metriſche Bildſamkeit. Mit dieſer geht es ganz natürlich zu, da unſre Poeſie von der Zeit der Provenzalen an meiſt immer fremden Muſtern gefolgt iſt. Daß die gelungene Einführung der alten Sylbenmaße (wie eingeſchränkt und mangelhaft ihre Nachahmung auch noch iſt), vielmehr dem Eifer und Sinn dafür, und den Bemühungen einzelner Dichter, als dem Bau der Sprache ſelbſt zugeſchrieben werden muß, habe ich an einem andern Orte gezeigt. In Anſehung der modernen Versarten war ſeit Opiz alles nach Franzöſiſchen und Holländiſchen Regeln gemodelt; erſt allmählig und nach vielem Widerſtande hat man Engliſche und Italiäniſche Weiſe darin aufgenommen. Ich weiß noch, daß mich korrekte Kunſtrichter ſehr getadelt haben, weil ich in einigen Sonetten nach dem Petrarca, von denen übrigens nicht mehr die Rede ſeyn kann, lauter weibliche Reime gebraucht hatte. Jetzt wird uns niemand mehr dieß Recht ſtreitig machen,

oder wir kümmern uns auch nicht darum. Und wie unbedeutend iſt die Annäherung gegen dieſe charakteriſtiſchen Eigenheiten des Italiäniſchen Verſes, die ich nur zum Theil oben beſchrieb, und die wir ſchlechterdings nicht erreichen können! — Endlich wird niemand, der in dieſem Fache Erfahrungen gemacht hat, behaupten, die Sprache laſſe es einem durch Gefügigkeit und Ueberfluß an metriſchen Mitteln und Freyheiten leicht werden. Die Armuth an Reimen iſt unter andern von der Art, daß ſie einem Ueberſetzer des raſenden Roland, der nicht eher loskommen ſollte als bis er fertig wäre, Flüche und Verwünſchungen abdringen könnte, wie die Verdammten ſie ausſtoßen.

Um nicht in dieſe tragiſche Lage zu gerathen, erkläre ich ausdrücklich, daß mich der Einfall mit dieſem Geſange zu nichts weiter verpflichten ſoll. Ich bin jetzt gar nicht geſonnen, dieſe Bravurarie mit ihren ſechs und vierzig Variazionen zu Ende zu ſingen. Vielleicht kehre ich bey grauen Haaren einmal zum Arioſt zurück, er iſt recht dazu gemacht die froſtigen Jahre zu erwärmen: und wenn ich dann jährlich einen Geſang fertige, ſo kann ich es zu einem ehrwürdigen Alter bringen. Leben Sie indeſſen wohl, grüßen Sie den Sternbald, dem ich von Rom glücklich nach ſeiner Heimath zurückgeführt zu ſehen wünſche, und fahren Sie fort in Ihrer Mühle des guten Geſchmacks von unſern Schriftſtellern beſonders die nur beliebten zu walken.

IV.

Notizen.

Vortreffliche Werke pflegen ſich ſelbſt zu charakteriſiren und in dieſer Rückſicht iſt es überflüßig, wenn ein andrer daſſelbe Geſchäft noch einmal verrichtet, was der Autor ohne Zweifel ſchon gethan haben wird. Iſt eine ſolche Charakteriſtik indeſſen, wie ſie es immer ſeyn ſollte, ein Kunſtwerk, ſo iſt ihr Daſeyn zwar nichts weniger als überflüßig, aber ſie ſteht ganz für ſich, und iſt ſo unabhängig von der charakteriſirten Schrift, wie dieſe ſelbſt von der in ihr behandelten und gebildeten Materie. Sie dürfte dann geſchickter ſeyn, denen, die ſchon eingeweiht ſind, einen noch tieferen Blick in den unerſchöpflichen Geiſt eines originellen Gedichts oder einer reellen Philoſophie zu geben, als völligen Layen die erſte Bekanntſchaft mit ſolchen Myſterien zu verſchaffen. Daher wird auch dieſe höhere Kritik mehr das anerkannt Claſſiſche, ſey es noch ſo alt, zum Anlaß und Gegen-

ſtand ihrer Thätigkeit wählen, als jede merkwürdige Neuigkeit, die am litterariſchen Horizonte erſcheint, aufmerkſam beobachten, und das Bemerkte in der Kürze aufzeichnen. Dieſes letztere iſt es eigentlich, was eine litterariſche Zeitung vorzüglich leiſten ſollte, damit der Leſer, welcher mit Auswahl zu ſeiner eigenen Bildung leſen will, von allem was ihm intereſſant ſeyn muß, früh genug Nachricht erhielte. Nicht bloß eine Nachricht, daß ſo etwas da ſey, ſondern eine Auseinanderſetzung, was es eigentlich ſey; alles mit ſteter Rückſicht auf ihn, auf ſeine Bildung und auf die Mißverſtändniſſe, deren Möglichkeit man bey ihm vorausſetzen darf, in einer allgemein verſtändlichen Sprache klar und kurz. Aber freylich iſt die Kürze relativ: denn wenn ein Werk etwa aus einem Standpunkt, der noch nicht populär iſt, betrachtet ſeyn will, ſo muß dieſer Standpunkt erſt aufgeſtellt und an den populären angeknüpft werden; oder wenn das Werk, wie es bey Philoſophen der Fall ſeyn kann, ſeine eigene Sprache redet, alſo ſeinen Charakter ſelbſt auch nur in dieſer Sprache giebt, ſo iſt es nöthig, da in das Mittel zu treten und den Zweck des Ganzen in die allgemeine Sprache zu überſetzen und neu darzuſtellen. Doch ſolcher Werke giebt es immer nur ſehr wenige, und die Menge derjenigen, von denen der gute Leſer eigentlich gar keine Notiz nehmen, und der gute Kritiker gar keine Notiz geben ſollte, iſt ſo unermeßlich groß, daß es wohl eher an vielen andern Dingen als an Raum und Zeit gebrechen würde, um das Ideal einer litterariſchen Zeitung zu realiſiren.

Für jetzt ſcheint es am zweckmäßigſten, daß die Einzelnen für ſich zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfniſſes beytragen was ſie mögen und vermögen. Und wenn dieß in einem Journal geſchieht, wo die Herausgeber zugleich die hauptſächlichſten Mitarbeiter ſind, ſo hat der Leſer dabey den Vortheil, daß er die Urtheilenden aus ihren eignen Arbeiten ſchon kennt, und alſo leicht wiſſen kann, in wiefern er mit ihnen übereinſtimmt.

Wir haben uns daher entſchloſſen, unſern Leſern von Zeit zu Zeit Notizen über die merkwürdigſten Produkte der einheimiſchen Litteratur zu geben. Es iſt dabey nicht die Abſicht, den Charakter wichtiger Werke zu erſchöpfen oder immer förmliche Exempel kritiſcher Virtuoſität aufzuſtellen; ſondern nur ihren Charakter, ehe die öffentliche Meinung ihnen ſchon einen vielleicht unrichtigen gegeben hat, im Allgemeinen vorläufig, in jeder freyeſten Form die nur zum Zweck führt, zu beſtimmen, damit weder das Vortreffliche, weil es keinen berühmten Namen an der Stirn trägt, unbekannt bleibe, noch was ſchlecht oder mittelmäßig iſt, der Autorität wegen für gut gelte.

Wir werden auch wohl auf einzelne Aufſätze in Journalen Rückſicht nehmen, und uns dann und wann eine kleine Epiſode in die ausländiſche Litteratur erlauben; wenn der Begriff der Epiſode da ſtatt finden kann, wo noch gar keine Anſprüche auf Vollſtändigkeit gemacht werden. Selbſt Nachrichten über Kunſt und Theater bey uns und bey den Fremden würden wir gern geben, wenn wir nur hoffen dürften mehrere zu erhalten, die unſerm Sinne nicht widerſprächen.

Wir werden unſre Anſichten ſo klar als möglich darzuſtellen verſuchen, und die Motive nie verſchweigen. Aber freylich giebt es Fälle, wo es am beſten iſt, kategoriſch zu urtheilen, und das, wodurch das Urtheil motivirt iſt, in dieſes ſelbſt hineinzulegen, ohne alle Förmlichkeit; auch giebt es in jeder Kritik, ſie mag noch ſo förmlich ſeyn, irgend einen Punkt, wo das Motiviren ein Ende hat, und wo es nur darauf ankommt, ob der Leſer mit dem Beurtheiler übereinſtimmen kann und will. Wir erkennen dieß ausdrücklich an und geſtehen ſonach, daß dieſe Notizen zwar, inſofern ſie ſich bemühen werden, den litterariſchen Fortſchritten der Zeit auf dem Fuß zu folgen — zum Archiv der Zeit, aber nur zu einem Archiv der Zeit und unſers Geſchmacks gehören werden. Um jedoch auch der Zeit und ihrem Geſchmacke ſein Recht wiederfahren zu laſſen, werden wir auch den neueſten litterariſchen Unarten immer einige flüchtige Worte ſchenken, und wir glauben das ernſte Geſchäft keineswegs zu entweihen, ſondern vielmehr zu erheitern, wenn wir dem Cachinnus, dem höchſten beſten Gotte, der einen ſo großen Theil der vaterländiſchen Litteratur zu ſeiner und zur allgemeinen Beluſtigung muthwilligerweiſe erſchaffen zu haben ſcheint, ländlich beſcheidne Geſchenke von ſeiner eigenen Gabe darbringen.

Wir glauben dieſe kritiſchen Anſichten nicht würdiger eröffnen zu können, als mit den ſo eben erſchienenen

weil gewiß seit langer Zeit über diesen Gegenstand aller Gegenstände nicht größer und herrlicher ist geredet worden. Doch warum rede ich vergleichungsweise? Religion in dem Sinne, wie der Verfasser sie nimmt, ist, etwa einen unverstandenen Wink *) Lessings abgerechnet, eines von denen Dingen, die unser Zeitalter bis auf den Begriff verloren hat, und die erst von neuem wieder entdeckt werden müssen, ehe man einsehen kann, daß und wie sie auch in alten Zeiten in anderer Gestalt schon da waren. Der Leser mag ja vergessen, was er etwa von sogenannter Religionsphilosophie der Kantianer weiß, und weder Moral noch populär gemachte Exegese und Dogmatik erwarten.

Wie der Gegenstand, so ist auch die Behandlung des Buchs nicht gewöhnlich. Es sind Reden, die ersten der Art, die wir im Deutschen haben, voll Kraft und Feuer und doch sehr kunstreich, in einem Styl, der eines Alten nicht unwürdig wäre. Es ist ein sehr gebildetes und auch ein sehr eigenes Buch; das eigenste, was wir haben, kann nicht eigner seyn. Und eben darum, weil es im Gewande der allgemeinsten Verständlichkeit

*) Ich meyne die Stellen vom dritten Weltalter in der Erziehung des Menschengeschlechts, wo unter andern die merkwürdigen Worte stehn: „Ja es wird kommen das neue ewige Evangelium" u. s. w.; von welcher Stelle, wie von mancher andern Lessings Freunde uns unstreitig bald sagen werden, daß er sie unmöglich im Ernst meynen konnte.

und Klarheit so tief und so unendlich subjektiv ist, kann es nicht leicht seyn, darüber zu reden, es müßte denn ganz oberflächlich geschehen sollen, oder auf eine eben so subjektive Weise geschehen dürfen: denn von der Religion läßt sich nur mit Religion reden. Und dazu muß ich mir denn, wenigstens was die Form betrifft, die Erlaubniß erbitten. Ich will meine Meinung über das Buch sagen, weil ich in dem Fall bin, es ganz zu verstehn und also zu wissen, daß es ein sehr außerordentliches Phänomen ist, und daß wohl nicht viele mit mir in gleichem Falle seyn werden. Ich glaube dieß für jetzt wenigstens (denn das Buch ist von denen, die nicht leicht jemals erschöpft werden, und auch ich werde noch oft darauf zurückkommen müssen), vorläufig nicht besser thun zu können, als indem ich dem Leser im Auszuge mittheile, was ich in zwey Briefen an zwey verschiedene Freunde darüber schrieb, von denen der eine ganz füglich keinesweges im Maaß der Bildung, wohl aber in der Irreligion als Repräsentant der hochheiligen Majorität aller Gebildeten, der andere aber als Repräsentant der kleinen unbedeutenden Minorität der Religiösen gelten kann. Daher muß ich den Leser bitten, auch das zu verzeihen, daß diese Briefe in Ton und Geist ungleich individueller seyn werden, als sonst in litterarischer Correspondenz gewöhnlich ist.

An den ersten schrieb ich ungefähr so:

Lieber gottloser Freund! Du sollst das Buch, welches ich Dir hier schicke, vor allen Dingen lesen, dann wollen wir weiter darüber reden. Du siehst schon am Titel, daß Du es lesen mußt von Rechtswegen.

Denn es lautet ja an die gebildeten Verächter der Religion. Du wirſt finden, daß der Autor Eure Verachtung oft mit lebhafter Dankbarkeit erwiedert. Doch was mich betrifft, ſo will ich Deinen Beruf es zu leſen, lieber in Deine Bildung ſetzen als in Deine Verachtung, wie ich Dir auch das Buch mehr wegen der Bildung empfehle, die es hat, als wegen der Religion. Du ſiehſt alſo, daß ich nicht geſonnen bin, grau für ſchwarz und weiß zu geben, wie Du mir und andern, welche Du Dilettanten der Religion nennſt, Schuld giebſt. Gern erlaube ich es, daß Du nach Deiner Art die ſeltſame Erſcheinung mit dem fröhlichen Spott der Zuneigung — aus deſſen ſpielenden Wellen alles Heilige nur ſchöner hervorglänzt — begrüßeſt, aber ich fordere dagegen, daß Du die angebotene Erweiterung des innern Daſeyns mit ganzem Ernſt ergreifeſt: denn mit ganzem Ernſt bietet ſie auch der Redner dar. Ich meyne gewiß nicht den Ton, ſondern den innern Charakter des Buchs. Nimm es wie Du willſt mit den darin enthaltenen Anſprüchen auf Univerſalität; ja Du magſt das zu den äußerlichen Umgebungen rechnen, deren es hier ſo viele giebt, und einſtweilen vermuthen, die Begränzung des Geiſtes, den Du hier kennen lernen kannſt, ſey ſo abſolut, wie ſie bey großen Virtuoſen oft zu ſeyn pflegt. Was aber die Virtuoſität in ſeiner Sphäre betrifft, ſo darfſt Du Deine Erwartungen noch ſo hoch ſpannen, Du wirſt ſie nicht getäuſcht finden. Was ſich ſo ankündigt, das gilt Kraft dieſer Ankündigung ſelbſt. Der Verfaſſer hat es nun eben nicht — conſtruirt, daß die Religion urſprünglich und ewig eine eigen-

thümliche Anlage der Menschheit und ein selbständiger Theil der Bildung sey. Vielleicht konnte er das auch nicht wollen. Aber durch die Bildung, mit der er sie behandelt, hat er sie zur Mitbürgerin im Reiche der Bildung constituirt.

Das Gebildete finde ich vorzüglich darin, daß hier alle die Zufälligkeiten, mit denen die jetzigen Anhänger einer höhern Mystik sie aufputzen zu müssen glauben, und zu überladen pflegen, hier so ganz vernachläßigt und verachtet sind, und doch das große Wesentliche der Religion und des Christenthums in einfacher Glorie immer herrlicher strahlt. Aber auch im Aeußern. Richte Dein Auge auf den Styl, und sage mir, ob Dir neben der herrschenden Schreiberey unsrer Stylisten nicht auch so zu Muthe dabey wird, als sähest Du nach der aufgedunsenen Manier eines Rubens wieder den kräftigen braunen Farbenton und die großen Formen der besten Italiäner. In dieser Rücksicht empfehle ich Dir besonders die erste und die dritte Rede. Aber wie schön sind auch die andern gebaut? Wie groß hebt sich die zweyte mit immer neuem Anflug? Wie majestätisch wölbt sich die vierte gleich der Kuppel eines Tempels? Wie wunderbar entwickelt sich die letzte aus sich selbst immer größer und wirft am Schluß ein neues Licht auf das Ganze zurück? —

Doch das alles siehst Du ja ohne Zweifel eben so gut und besser als ich. Nur noch eins. Ist es Dir nun einmal nicht gegeben, die Religion für ein Wesen eigner Art und eignen Ursprungs anzuerkennen, so setze das ganz bey Seite, und halte Dich an den Sinn, worin

ich doch gewiß nicht irre: denn ich weiß es, daß Du durch dieſe Reden oft ja überall Dein Innerſtes berührt und angeregt fühlen wirſt. Ueberlaß Dich mit freywilliger Hingebung dieſem ſeltenen Eindruck, und nenne dann das Buch, wie es Dir gefällt, meinetwegen einen Roman. Ja ich würde das inſofern gar nicht mißbilligen, weil Du Dir dadurch die für Dich abſolute Subjektivität dieſer Erſcheinung am beſten konſtituiren kannſt. Und iſt nicht eine anziehende Darſtellung der eigenſten und tiefſten Menſchheit das was wir an den beſten Romanen oft bey einem hohen Grade von entſchiedner Unpoeſie ſo ſehr rühmen? Und hier wirſt Du noch überdem eine Anſicht des Chriſtenthums finden, die ſich in der Muſik der Gefühle, beſonders des allerheiligſten der Wehmuth, eher zur Schönheit neigt. Bedenke nur, welche himmliſche Gabe des Friedens dieſes Buch für ſo manche liebenswürdige Menſchen werden kann, die nun einmal weder von dem Chriſtenthum noch von der Bildung des Zeitalters ablaſſen können, weil ſie es nicht wollen können. Ja es kann und muß, wirſt du ſelbſt ſagen, ihr Innres, wo bisher zwey Mächte unfreundlich und einzeln gegen einander ſtanden, in Harmonie bringen, oder wie ich es lieber anſehn und ausdrücken möchte, ſie auf eine indirecte Weiſe von fern der Religion näher führen. Und wenn es erlaubt iſt, in eine fremde Seele etwas auszuſprechen, was nur aus dem Innerſten und der eigenſten Wahl hervorgehn kann, ſo würde ich ſagen, er muß für viele unter ihnen und grade von den beſten und edelſten Naturen der wahre Mittler ſeyn können.

Willst Du das Buch nun so subjektiv ansehn, wie ich Dir auf den äußersten Fall vorschlage, so betrachte die Religion des Verfassers bloß als den Brennpunkt in seinem Innersten, wo die Strahlen alles Großen und Schönen, was er etwa in andern Sphären noch haben und kennen mag, zusammenfallen. Daher darf es Dich auch nicht wundern, daß er diese andern angebornen Eigenheiten des Menschen, die Poesie, die Philosophie oder Moral bisweilen ziemlich übel und nicht mit der gehörigen Religiosität zu behandeln scheint: denn wenn man ihnen erst den innersten Geist aussaugt, so ist das was übrig bleibt, in der That von geringem Werth. Die offenherzige Abneigung gegen die Poesie wird Dir zuerst auffallen; laß Dich aber ja nicht dadurch täuschen, so wenig wie durch das scheinbare gute Vernehmen mit der Philosophie. Ja von diesen Reden möchte ichs fast mit Zuversicht behaupten, daß sie den irreligiösesten Dichtern und Künstlern noch eher zusagen werden, als den religiösesten Philosophen. Und je öfter ich sie lese, je mehr Poesie finde ich darin, versteht sich unbewußte. Im Grunde aber mag wohl das Verhältniß gegen die eine so freundschaftlich seyn, wie gegen die andre; und so hat der Verfasser die Gesetzesgleichheit der Bildung, die er in allen einleitenden Stellen zu verheißen scheint, gewissermaßen durch die That anerkannt. Hierin nimm ihn ja beym Wort, sobald Du deinen angenommenen subjektiven Standpunkt verlassen und in den seinigen eingehn willst. Denn was der Redner giebt und als Religion konstituirt, ist keineswegs eine Harmonie des

Ganzen (von deren Möglichkeit sogar hier nicht einmal die Frage seyn kann); sondern eine, um etwas Bestimmtes zu nennen, der Moral gleichnamige Größe.

Daß beide gänzlich von einander geschieden werden sollen, hat er so viel ich weiß, zuerst so absolut gefordert; und das ist dann einer von den Punkten, wo es sich zeigt, daß der Redner ganz gegen Jakobi ist, mit dem er nach einer allgemeinen Ansicht auf dasselbe auszugehn scheinen könnte. Denn auch Jakobi will wie der Redner das Daseyn der Religion (nicht dieser oder jener, noch weniger einer allgemeinen Religion die also gar keine wäre, sondern der Religion schlechthin) offenbaren und andeuten. Wie es die Absicht seiner philosophischen Schriften ist, zu zeigen, daß die isolirte Philosophie ohne Religion das Innerste der Menschheit zerstöre, so ists die ähnliche Tendenz seiner Romane, mit der Poesie zu verfahren, und wie er dort erst alle Philosophie auf Spinosismus reducirt, so weiß er auch hier von keiner andern Poesie als vom Werther, und muß alles was ihm so erscheinen soll, erst die Gestalt annehmen. Dies ist freylich eine subjektive Ansicht; doch an dieser Zufälligkeit würde sich gewiß niemand sehr stoßen, der im Wesentlichen mit ihm einstimmte. Wohl aber der, welcher Religion für das eigentliche Organ hielte, um sich über das Zeitalter zu erheben und die Opposizion gegen dasselbe zu koncentriren, daran, daß alle Winke die uns Jakobi über sein Eigentliches und Eigenstes giebt, auf eine etwas dürftige und mittelmäßige Mystik schließen lassen, daß alle Spuren und Aeußerungen von Religion bey

ihm so sehr das schwächliche Gepräge dieses gebrechlichen Zeitalters verrathen, in dem alle Religion gänzlich erloschen ist, bis auf wenige Funken, die vielleicht hie und da noch schlummern unter dem Aschenhaufen der Mode, der kameralistischen Politik und der diesen nachgebildeten Aufklärung und Erziehung.

Nicht wahr, ich habe hier eine Saite berührt, wo Du von ganzem Herzen einstimmst, mags Religion heißen oder Irreligion, oder wie es will? Du wirst sie auch beym Verfasser oft herrlich berührt finden, und so müssen Eure Geister, Ihr mögt Euch stellen wie Ihr wollt, wenigstens durch gemeinsamen Krieg in Frieden mit einander seyn; zu meiner nicht geringen Freude."

* * *

Das ist nun so ziemlich meine exoterische und also — mit Rücksicht auf die angeredeten Verächter und den repräsentativen Charakter des Freundes Nr. 1. — irreligiöse Meynung über dieses Buch; obgleich es seyn kann, daß sich eine oder die andre religiöse Ansicht eingeschlichen hat. Nur muß ich noch zur Ergänzung anfügen, daß ich in der Sphäre des Verfassers durchaus einig mit ihm bin, und nichts anders wünschte wie es ist; also eben darum nicht über ihn urtheilen kann, es müßte denn durch die That geschehn. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß folgender zweyter Brief sehr mißverständlich und bey weitem nicht so verständlich seyn wird, wie der erste, weil das, was er enthält, mehr zur esoterischen Ansicht gehört.

„Sieh auch hier, mein Geliebter, noch ein unerwartetes Zeichen des fernher nahenden Orients! Das iſt es wenigſtens für mich und wird es bleiben, während es für Dich, ſo lange es Dich nur polemiſch afficirt, vielleicht das letzte bedeutende Phänomen der Irreligion ſeyn kann. Ich wünſche ſehr, daß Du tief eindringſt, magſt Du denn auch noch ſo ſehr dagegen ſeyn; und ich fürchte nur, Du wirſt Dich an der Form ſtoßen, und die Manier klein findend das Ganze beyſeit legen wollen, ehe Du es kennſt. Und das iſt ſie doch wahrlich nicht, wenn es auch einzelne Anſichten auf eine indirekte Weiſe ſeyn mögen.

Es mag Dich auf mannichfache Weiſe feindlich und freundlich bewegen; dazu iſt es eben da. Nur durchdringen ſollſt Du Dich damit, nur überſehen darfſt Du es nicht. Uebrigens werde ich nichts dagegen einwenden, wenn Du finden ſollteſt, daß ſich neben der Religion in dieſem polemiſchen Kunſtwerk ein ununterbrochener Strom von Irreligion durch das Ganze hinzieht; ungefähr eben ſo wie ſich nach der Darſtellung des Verfaſſers an jede wahre Kirche ſogleich eine falſche anſetzt. Und dieſe Behauptung würde eigentlich nichts weiter ſeyn, als eine Reflexion über das Werk im Geiſt des Werks ſelbſt aus dem polemiſchen Mittelpunkt. Dir wird dieſe am meiſten auffallen, wo ſich die Rede der Natur und Phyſik nähert, und da erſcheint ſie doch nur als Mangel. Ich hingegen finde ſie an den Stellen, welche ſich den Gränzen der Moral nähern, und die Keime einer poſitiven Immoralität der Anſicht enthalten — welche

Ansicht durchaus künstlich und nach der Hauptstelle die Dir im Gedächtnisse seyn wird aus dem zuvor von aller Religion entkleideten Rigorismus und der praktischen Consequenz und Cultur gemischt ist — und am anstößigsten war mir anfänglich die unheilige Form von Virtuosität in der Religion. Doch gehört dies und manches andre, woran Du Dich stoßen wirst, nur zu dem Esoterischen und Exoterischen, wie Du sehn mußt, sobald Du die Hauptstelle von der Polemik in der fünften Rede in ihrer ganzen Tiefe gefaßt hast. Woher kann aber bey diesem Geiste auch nur eine scheinbare Irreligion einfließen, wenn diese gleich ihrem Ursprunge nach religiös ist (wie sie es hier seyn muß) und also zuletzt in Religion sich auflöset? — So viel ich sehn kann nur dadurch, daß er die lebendige Harmonie der verschiedenen Theile der Bildung und Anlagen der Menschheit, wie sie sich göttlich vereinigen und trennen, nicht ganz ergriffen hat. Da muß es ihm fehlen; er hat sich aus Willkühr und um der Virtuosität willen nicht auf gleiche aber doch ähnliche Weise begränzt, wie wir oft durch Natur und Genie die Poesie oder Philosophie begränzt sehn, wo denn auch in den höchsten Erscheinungen ein Rest von Unpoesie oder Unphilosophie bleibt.

Ich rechne alles das zu den Vorzügen des Werks, da ich es durchaus als Incitament für die Religionsfähigen betrachte. — Sieh weg von jenen Aeußerlichkeiten, und der religiöse Charakter des Redners ist durchaus schön und groß. Er ist ein Hierophant der die, welche Sinn und Andacht haben, mit Sinn und

Andacht immer tiefer in das Heilige einführt, und ſo viel Heiliges er auch zeigt, doch immer noch Heiligeres zurückbehält. Er redet um (als μαρτυς) zu zeugen für die Religion gegen das Zeitalter. Ergriffen und gerührt hat mich die Einfalt und Kraft der Innigkeit, mit der er dies an einigen Stellen bekennt, deren moraliſche Erhabenheit ganz rein iſt von allem was ſtören könnte.

Es kann Dir nach Anleitung jener Stelle von der Polemik nicht ſchwer werden, die entſcheidenden Punkte in dieſer Anſicht zu faſſen; z. B. die Undarſtellbarkeit der Religion, die rein negative Anſicht der Gottheit, die Nothwendigkeit der Vermittlung und die Natürlichkeit der Wehmuth. Du kannſt nun freylich in dieſen Stücken nicht ſo vollkommen wie ich beyſtimmen: denn für mich iſt das Chriſtenthum und die Art wie es eingeleitet und das, was ewig bleiben ſoll in ihm, geſetzt wird, mit das größte im ganzen Werk. Du wirſt aber doch den Zuſammenhang errathen und im Fall Du noch außerdem überall den Mangel von etwas Weſentlichem ahnden ſollteſt, ſo bedenke daß was in einer ſo zuſammenhängenden und vollendet ausgebildeten Denkart zu fehlen ſcheint, wenn es fehlt, nur darum fehlen kann, weil es fehlen muß. Für jetzt, nicht für immer, denn bey dieſem Sinn für Hiſtorie muß der Geiſt weiter kommen und noch ſo künſtlich verwickelte Schranken endlich zerreißen.

Und über Mangel wirſt Du Dich doch auf keinen Fall zu beklagen haben. Wenigſtens ich bekenne Dir gern, daß unendlich viel durch dieſes Buch in mir

angeregt ist. Und weißt Du andre Pole der Religion als die Religion selbst und das Universum?"

Anthropologie v. Immanuel Kant. Königsb. 98.

Ein Auszug aus diesem Buche, der aufs Einzelne ginge, könnte fast nichts anders seyn, als eine Sammlung von Trivialitäten; sollte er aber eine Skizze des Plans und der Composition enthalten, so müßte er unter einer ängstlich am Buchstaben klebenden Feder nothwendig als eine deutliche Zeichnung der sonderbarsten Verwirrung erscheinen. Dieser Umstand erklärt zur Genüge das bisherige, soviel ich weiß, allgemeine Stillschweigen gelehrter Blätter: denn Auszüge in einem zierlichen Rahmen nicht allzuabgenutzter Floskeln eingefaßt, sind doch seit langem der gangbare und einzige Behelf verlegener Recensenten, und um Recensenten verlegener Redaktoren.

Sollten indessen auch Einige den guten Willen gehabt haben, etwas nicht nur aus dem Buche, sondern auch über dasselbe sagen zu wollen, so haben diese für ihr Schweigen eine andere ebenfalls sehr gegründete Entschuldigung. Sonderbar ist es, daß die meisten Leser und Kritiker, wie wenig sie auch übrigens von Gründlichkeit wissen mögen, dennoch eine gewisse pedantische Verehrung für den Titel eines Buches haben, besonders wenn er auf einen wissenschaftlichen Inhalt deutet, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist allerdings auch über das Buch nicht viel zu sagen. Wer es als eine An-

thropologie anſieht, und zwar als eine pragmatiſche in dem von Kant angegebenen Sinn, und dem zufolge etwa auf Erweiterung ſeiner Erkenntniß durch neue oder neu zuſammengeſtellte Beobachtungen ausgeht, und eine freigebige Mittheilung aus dem Schatz eines philoſophiſchen, gröſtentheils in der Selbſtanſchauung hingebrachten Lebens erwartet, der muß die Schrift unbedeutend finden: denn wer davon, was der Menſch als freihandelndes Weſen aus ſich ſelbſt macht, oder machen kann und ſoll, nichts mehr und gründlicheres weiß, als er hier aufgezeichnet findet, kann nicht einmal ein mittelmäßig um ſich wiſſender Menſch ſeyn. Es wäre ungeſchickt, dies beweiſen zu wollen, bis ſich Jemand findet, der es ausdrücklich läugnet. Alles dies iſt aber nicht der richtige Geſichtspunkt, aus dem das Werk angeſehen werden muß. Man muß ja oft von der Vorausſetzung ausgehn, daß ein Buch, welches wenig Werth hat, wenn man es für das nimmt, was es zu ſeyn vorgiebt, doch als das Gegentheil, oder als ſonſt etwas bedeutend ſeyn kann, und ſo ſcheint auch dieſes vortreflich zu ſeyn, nicht als Anthropologie, ſondern als Negation aller Anthropologie, als Behauptung und Beweis zugleich, daß ſo etwas nach der von Kant aufgeſtellten Idee durch ihn und bei ſeiner Denkungsart gar nicht möglich iſt, abſichtlich hingeſtellt ſo wie er oft bei Abtheilungen der Wiſſenſchaften oder ihrer Objekte die leeren Fächer recht ausdrücklich aufſtellt und beſonders conſtruirt. Wer die Vorrede, welche in dieſer Rückſicht die Behauptung iſt, aufmerkſam anſieht und mit dem Werke vergleicht, wird ſich leicht überzeugen, daß dies allein

des würdigen Mannes Meinung hat seyn können. Der in Kants Denkart gegründete und hier ganz eigentlich aufgestellte Gegensatz zwischen physiologischer und pragmatischer Anthropologie, macht nemlich beide unmöglich. Es liegen dieser Eintheilung allerdings zwei richtige Gegensätze zum Grunde, der: alle Willkühr im Menschen ist Natur, und der: alle Natur im Menschen ist Willkühr; aber Anthropologie soll eben die Vereinigung beider seyn, und kann nicht anders als durch sie existiren; physiologische und pragmatische ist Eins und dasselbe, nur in verschiedener Richtung. Die ehemalige Psychologie, von der jetzt Gott sey Dank nicht mehr die Rede ist, abstrahirte von dem letzten dieser beiden Sätze, und konnte deshalb auf die Frage nicht antworten, wie es denn möglich sey, über das Gemüth zu reflektiren, wenn in dieser Reflexion keine Freiheit und also keine Bürgschaft für die Wahrheit derselben vorhanden sey. Kant will von dem ersteren hinwegsehen, weil bekanntlich das Ich bei ihm keine Natur hat, und so entsteht die Frage, woher denn die „Wahrnehmungen über das, was einem Gemüthsvermögen hinderlich oder förderlich ist", herkommen und wie sie zu seiner Erweiterung benutzt werden sollen, wenn es keine physische Betrachtungs- und Behandlungsart derselben giebt, nach der Idee, daß alle Willkühr zugleich Natur ist. Um dies recht auffallend zu machen, steht Alles, was von solchen Wahrnehmungen hier zu finden ist, ganz einzeln und dürftig da, fast absichtlich, damit man ja nichts von einer solchen Idee argwöhnen möge, aller Darstellung und alles Zusammenhanges, nicht nur innerlich und un-

ter ſich, ſondern auch mit den Titeln, unter welche das Einzelne gebracht iſt, völlig beraubt. Die Kunſt iſt mit in das Todesurtheil der Natur verflochten, und nie kann es ein Buch gegeben haben, das weniger ein Werk wäre, als dieſes. Der Mißverſtand dieſes in der Anthropologie zu vereinigenden Gegenſatzes, vermöge deſſen Kant die Natur in demſelben durchaus auf das Körperliche bezieht, auf den Leib und auf die geheimnißvolle Gemeinſchaft des Gemüths mit demſelben wird Niemand Wunder nehmen, man ſieht aber hier mehr als ſonſt, wie das, was nur eine reine Vergötterung der Willkühr zu ſeyn ſcheint, im innerſten Grunde ſehr genau mit dem verborgenen Realismus zuſammenhängt, dem Kant, nachdem er ihn ſelbſt umgeſtürzt und zertrümmert hat, noch immer einen geheimen Baalsdienſt erweiſet. Ohnſtreitig um die Verachtung gegen das theoretiſche Grübeln über das, was vom Körper aufs Gemüth gewirkt wird, recht anſchaulich zu machen und recht bezeichnend durch die That auszudrücken, ſetzt er ſich das praktiſche Einwirken des Gemüths auf den Körper ganz beſonders zum Ziel, wo es nur irgend möglich iſt, wodurch denn die Anthropologie von ihrer natürlichen Tendenz aſcetiſch im größten Sinne des Wortes zu ſeyn (ein Zweck, der bei jeder wirklichen Behandlung derſelben einigermaßen erreicht werden muß) ganz entfernt, und dagegen in einem ſehr kleinen Sinn diätetiſch wird. In dieſem artigen Kreiſe kommt Kant wirklich zum phyſiologiſchen zurück, woraus man offenbar ſieht, daß es ihm nur darum zu thun geweſen iſt, einen Widerſpruch anſchaulich zu machen. So und nicht anders muß man

es erklären, daß die Ruhe nach der Arbeit und die Freuden einer guten Tafel als Hauptmomente unvermerkt immer wieder kommen, und daß die Affekten und mehreres andere, was im Gemüth vorkommt, ordentlich als Verdauungsmittel behandelt werden. Man würde offenbar unrecht thun, dies anders und wol gar charakteristischer zu nehmen.

Eben so hat Kant in Rücksicht der Form zwei Foderungen an die Anthropologie gemacht, deren Vereinigung er eben auch nur als etwas unmögliches hat darstellen wollen: nemlich daß sie systematisch und zugleich auch populär seyn soll, ein Wort, dessen Bedeutung an dieser Stelle er zum Glück selbst angegeben hat. Hier ist über dem Bestreben nach dem Populären das Systematische untergegangen, und aus angeborner Tendenz zum Systematischen, ist statt des Populären oft nur der leere Raum, wo es hineingelegt werden könnte, übrig geblieben. Unter dem Untergang des Systematischen verstehe ich nicht jene bereits erwähnte, auf den ersten Anblick sichtbare Verwirrung im Einzelnen. Freilich ist kein Eintheilungsprincip durchgeführt, die Unterabtheilungen gehn wunderbar hin und her, Ueberschrift und Inhalt sind einander öfters ganz fremd; eine Einrichtung, bei welcher dem aufmerksamen Leser nichts so sehr auffällt, als der ein Paar Male besonders vorkommende Titel: zerstreute Anmerkungen. Dem Allen aber könnte durch eine Revision und Umkehrung des Buchs, durch einige Zusätze und mehrere Weglassungen oft wiederholter Dinge, die auch einmal gesagt überflüssig sind, leicht abgeholfen werden; und dennoch würde es von die-

ſer Eigenſchaft nichts an ſich haben, weil die Anlage dazu im Innerſten fehlt, und gleichſam mit Gewalt herausgeriſſen iſt. Um dem gemeinen Bewußtſeyn Gelegenheit zu geben, ſeine einzelnen Beobachtungen einzuſchieben, durfte weder die Wiſſenſchaft noch das Objekt derſelben auf eine eigenthümliche Art, nach irgend einer zum Grunde liegenden urſprünglichen Anſchauung, oder einem andern innern Princip aufgefaßt und dargeſtellt werden, ſondern nur wie es hergebracht iſt; aber eben weil der tiefer denkende und ſehende Verfaſſer das Gemüth anders anzuſehn, und ſeine verſchiedene Handlungsweiſen anders zu ſondern verſteht, ſo daß ſeine Abtheilungen mit dieſem Fachwerke gar nicht zuſammentreffen, und alſo auch ſeine Wahrnehmungen ſich nicht in daſſelbe ordnen laſſen, mußte er uns den größten Theil derſelben entziehen, und läßt jenes aus Unmuth öfters ganz leer ſtehn, um ſich und uns mit ganz andern Dingen zu unterhalten. Durch dieſe wechſelſeitige Zerſtörung hat er denn unumſtößlich bewieſen, daß es unmöglich iſt, über das Einzelne, was in der innern Erfahrung vorkommt, zu reflektiren, wenn man das Geſchäft nicht höher herauf bei irgend einem Anfange anfängt. In dieſer Rückſicht könnte man das Buch das „Kindergeſchrei" dieſer Art von Philoſophie nennen, welche bei der doppelten an ſie gemachten Forderung ihr „Unvermögen als eine Feſſelung fühlt, wodurch ihr die Freiheit genommen wird." Aber ſo wie bei einer körperlichen Anſtrengung die Form der Muskeln und die Grenze der verſchiedenen Gliedermaßen um deſto ſtärker ins Licht tritt, je mehr ſie ſich den Grenzen der Kräfte

nähert: so hat ſich auch bei dieſer ausdrücklich zu einer ſolchen Abſicht unternommenen Anſtrengung die Form des Geiſtes und die Begrenzung ſeiner einzelnen Theile auf mannigfaltige Weiſe genauer als ſonſt dargeſtellt. Etwas davon, die Philoſophie betreffendes habe ich gleich Anfangs bemerkt; noch mehr oben auf liegt manches, was auf die Perſönlichkeit hindeutet. Die verachtende Bewunderung des Witzes, wovon Kant doch ſelbſt ſoviel hat, und von einer Art, die ungleich mehr werth iſt, als das, was er hier Zentnerſchweren Witz nennt — nur, daß er ſich deſſen hier ſehr entäußert hat — der Haß gegen die Wortſpiele, da doch ſein Etymologiſiren und ein großer Theil ſeiner Kunſtſprache beſonders in ſpäteren Schriften auf einem manierirten Wortſpielen beruht, das gänzliche Nichtwiſſen um Kunſt und beſonders um Poeſie, die Behandlung des weiblichen Geſchlechts als einer Abart, und durchaus als Mittels, die Charakteriſtik der Völker, die ſehr nach den Freuden der Tafel ſchmeckt, dies und mehreres Andere ſind Beiträge zu einer Kantologie, die man ſowol phyſiologiſch als pragmatiſch weiter ausführen könnte, ein Studium, welches wir den blinden Verehrers des großen Mannes beſtens empfohlen haben wollen.

In verſchiednen Zeitungen wird bekannt gemacht, daß ein Deutſcher Edelmann auf die Entdeckung der alten Bardengeſänge, welche Karl der Große hat aufzeichnen laſſen, oder auch nur eines einzigen davon, einen Preis von 100 Dukaten geſetzt hat. Hr. Gräter verſpricht nähere Nachricht darüber in ſeiner Zeitſchrift

Braga und Hermode. Der Patriotismus, welcher zu dieſer Preisaufgabe bewogen hat, iſt gewiß ſehr rühmlich. Schade nur, daß dabey ein freylich popular gewordner Irrthum zum Grunde liegt. Es wird daher nicht undienlich ſeyn zu erinnern, daß der Preis ſicher nicht gewonnen werden kann, daß ſich alſo nur niemand auf vergebliche Mühe einlaſſen mag. Fürs erſte haben die alten Germanier keine Barden gehabt, folglich auch keine Bardengeſänge. Das Wort Barde iſt Galliſch, und die heilloſe Verwirrung der Galliſchen Völkerſchaften mit den Germaniſchen unter der Griechiſchen Benennung der Celten iſt ſchon längſt für ungültig erkannt. Daß die Germanier Schlachtgeſänge gehabt, Lieder auf ihre Stammväter, und daß ſie noch zu Tacitus Zeiten den Arminius beſungen, wird bezeugt; aber nirgends, daß die Sänger einen eignen Stand bey ihnen ausgemacht haben. Wo die Nationalgeſänge einer ſolchen Zunft anvertraut ſind, welcher alles daran gelegen iſt ſie zu erhalten, da können ſie in der mündlichen Ueberlieferung ſelbſt Veränderungen der Dynaſtie und Religion lange überdauern, wie einige nordiſche Beyſpiele gezeigt haben. Auch ohne das, wo ein Völkerſtamm unvermiſcht in uralten Sitten beharrt. Aber wie läßt ſich denken, daß das Gedächtniß eines Arioviſtus oder Arminius ſich die lange Periode der allgemeinen Gährung und Wanderung hindurch, wo in den neuen Völkerbünden ſelbſt die Namen der alten Stämme zu Grunde gingen, Jahrhunderte lang nach Annahme des Chriſtenthums erhalten habe? Und wird Karl der Große, der alle

Spuren des Heidenthums auszurotten suchte, bemüht gewesen seyn Gesänge dem Untergange zu entreißen, in denen ohne Zweifel das Lob der Helden mit heidnischer Mythologie verwebt war? Die Germanischen Sprachen aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt waren schwerlich im achten noch verständlich; und hätten sie sich mit dem Fortgange der Zeit umgewandelt, und wären etwa in der Sprache des Kero und Otfried abgefaßt gewesen: wie könnten wir ihrer Aechtheit und ihres Alterthums gewiß seyn? Endlich, wie lautet das einzige vorhandne Zeugniß des Eginhart über diese Sache? „Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit.“ Wo ist hier nur eine Spur, die auf jene ältesten Zeiten der heidnischen Germanier hinwiese? Barbara heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch nichts weiter als nicht lateinisch; Gedichte, die vor zwey oder dreyhundert Jahren entstanden sind, kommen uns schon sehr alt vor: wie viel mehr, wo es keine rechte Zeitrechnung giebt, und die mündliche Ueberlieferung alles in eine unbestimmte Ferne wegrückt! Kurz, Eginhart konnte sich nicht anders ausdrücken, wenn von Gedichten die Rede war, welche die Geschichte der älteren Fränkischen, Burgundischen oder Longobardischen Könige enthielten. — Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karls Befehl aufgeschriebnen Lieder, in einer späteren Bearbeitung, wirklich auf uns gekommen, schon längst bekannt, und das Nachsuchen also doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht sich

auf Burgundiſche Geſchichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der Müllerſchen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783) glaubt, die Grundlage der Fabel ſey ſchon zu Karls des Großen Zeiten vorhanden geweſen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieſer koloſſaliſchen Dichtungen auf hohes Alterthum: das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minneſinger, die wir beſitzen, erſt angebildet ſeyn. Daß der ältere Text durch dieſe verdrängt wurde und gänzlich verſchwand, darf uns nicht wundern. Scheint es doch dem Heldenbuch, deſſen Sagen zum Theil mit denen im Liede der Nibelungen in Verbindung ſtehn, bey der Moderniſirung zum Behuf ſeiner Erſcheinung im Druck eben ſo ergangen zu ſeyn. Doch es iſt hier nicht der Ort, obige Hypotheſe weiter auszuführen. Die Geſchichte unſrer Sprache und Poeſie bedarf noch von ſo vielen Seiten aufgehellt zu werden, daß ſich an die Stelle jener Preisfrage leicht andre ſetzen ließen, von denen mehr Erfolg zu hoffen wäre.

Seit in dem vorhergehenden Aufſatze über Zeichnungen zu Gedichten die den Hogarth betreffende Stelle geſchrieben ward, hat Deutſchland an dem Erklärer ſeiner Kupfer einen der ſinnreichſten Schriftſteller verloren. Er hatte grade eine ſchalkhafte Note mitten durchgeſchnitten, als die Parze ſeinen Lebensfaden entzweyſchnitt, und man kann gewiß nicht ſagen, daß er ſeinen Witz und ſeine liebenswürdige Laune über-

lebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferstiche zeigt noch deutlicher als die vorhergehenden die platte Tendenz der Hogarthischen Gattung; der erst seit Lichtenbergs Tode erschienene Text dazu dagegen um so ausgezeichneter die Feinheit, womit er sie liberalisirt, die Bereitwilligkeit aus eignen Mitteln zuzubüßen, wo ihn sein Kommittent im Stiche läßt, die Kunst der Wendungen und Uebergänge, um seine Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen Ganzen zu erweitern. Freylich können bey solchen Umständen seine Einfälle nicht immer das Ansehen freywilliger und augenblicklicher Entstehung haben, sie gerathen zuweilen ins Spitzfindige, Weithergeholte und Verworrne. Ueberhaupt hat Lichtenberg dem Hogarth so viel geliehen, daß man bey einem Urtheil über diesen wohl auf seiner Hut seyn muß, die Grundfäden von dem feineren Einschlage des Auslegers zu unterscheiden. Wer die Fortsetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte sich selbst sogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maßregel, die, wenn man sie nicht recht durchzusetzen weiß, dazu führt, von andern für das grade Gegentheil erklärt zu werden; welches allerley unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein selbst anzapfen, nicht bloß wie ein Böttiger das leere Faß vor sich herrollen, worin so oft die angeblich litterarische Thätigkeit besteht.

In den Musageten (98. 4tes St.) haben sich zwey kleine Aufsätze: kritisches Gespräch und über

Weiblichkeit in der Kunſt, in der Natur und in der Geſellſchaft, beyde mit H — r unterzeichnet, verirrt, wer weiß durch welchen Zufall, aber verirrt gewiß, denn ſie gehören gar nicht in das Gefolge dieſes lahmen Muſenführers, wie er auch durch eigenhändige Noten deutlich zu machen geſucht hat. Das Geſpräch enthält Urtheile über die beyden Engländiſchen Schriftſtellerinnen, Mrs. Inchbald und Mrs. d'Arblay, artig eingekleidet in eine Unterhaltung zweyer Freunde, wozu eine Anzeige des Romans Nature and art von der erſten in der A. L. Z. den Anlaß giebt. Die Beliebtheit, Fruchtbarkeit und Manier der Verfaſſerin von Evelina, Cecilia, Camilla u. ſ. w. wird mit der intereſſanten — Armuth der Mrs. Inchbald zuſammengeſtellt. Ueber die erſte iſt ſchwerlich noch etwas ſo durchgreifendes geſagt worden. — Der andre Aufſatz ſchließt ſich dem Inhalt und Geiſt nach an dieſen an: er iſt ungemein belebt und anziehend geſchrieben, voll gutgedachter Winke, die reicher und treffender ſind als förmliche methodiſche Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß man eben von ihr reden, ſo muß man ſie nehmen. Einzelne Hinweiſungen, anſchauliche Beyſpiele ſind ihr viel gemäßer als ein vollſtändiges Syſtem, das ſie grade recht vernichtet, ſtatt ſie feſtzuſetzen. Der Verfaſſer freut ſich darüber, daß Deutſchlands erſter Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit iſt: dies werden auch die Frauen eben ſo ſchön als billig finden.

In dem eben erwähnten Aufsatze wird die Bemerkung gemacht, daß die Nationen nicht so verschieden von einander sind, als es oft der Charakter beyder Geschlechter in der nämlichen Nation seyn kann, wie z. B. die Engländerin von dem Engländer, und, wir müssen hinzusetzen, die Engländerin von der Engländerin. Davon zeugt das Leben der bekannten Mary Wollstonecraft, von ihrem Freunde, nachherigem Gatten William Goodwin beschrieben. Woher hat sie doch ihren Charakter, ihre Vorurtheilslosigkeit genommen? Sie ist weit merkwürdiger dadurch als durch ihre Schriften, die keineswegs über die Englische Bildung hinausgehn und zum Theil einen etwas steifen Zuschnitt haben. Wie viel Beharrlichkeit, Innigkeit und edler Kampf mit dem Unglück! Die Freyheit ihres Geistes konnte sie nicht über das häufige Loos ihres Geschlechtes hinwegführen, sie wurde von dem Mann gefühllos verlassen, dem sie sich anvertraut hatte, und ihr Herz brach darüber. Ihr Geschichtschreiber schildert ihr Aeußeres sanft und anmuthig, und wenn das Bildniß, das vor der Deutschen Uebersetzung steht, ihr gleich, so müssen wir ihm glauben. Freylich verändert es die Sache erstaunlich, ob die Vertheidigerin der Frauenrechte ein widerwärtiges Mannweib war, für welches schon die Natur auf das schönste aller Rechte Verzicht geleistet hatte, oder ob ein zartes liebendes Wesen kühn die Foderungen der Vernunft geltend machte. Was den Grund und Boden der gewöhnlichen Weiblichkeit ausmacht, das war bey dieser selbständigen Frau gleichsam die letzte Hand

und Zierde. Selbſt die Heftigkeit, die ihr Freund nicht wegläugnen will, würde gemildert worden ſeyn, wenn ſie glücklicher geweſen, es früher geworden und länger geblieben wäre. Sie wurde ſtiller und heitrer im Arm der Liebe. Aber auch im Zuſtande der gewaltſamſten Spannung, auf einer Reiſe durch Norwegen, die ſie in Geſchäften ihres ſchon aufgegebnen Geliebten unternahm, erſcheint ſie eben ſo liebenswürdig als wunderbar: allein unter den Szenen einer wilden Natur, mit ihrem entſchloßnen Muthe und feſten Blicke bey einem höchſt verwundbaren und ſo verwundeten Herzen. Schade, daß ihr Ausdruck tiefer Empfindungen durch das Medium der geordneten Flachheit in den Begriffen Engliſcher Popularphiloſophen gehen mußte, zum Beweiſe, daß ſich das Gemüth leichter als der Geiſt von nazionaler Eingeſchränktheit losreißt.

Wenn eine leere und planloſe Zeitſchrift durch Einen vortrefflichen Beytrag bedeutend werden könnte, ſo müßte dies dem Deutſchen Magazin widerfahren ſeyn, da es ihm vergönnt wurde (im 15ten, 16ten und 17ten B.) die Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund, der Welt mitzutheilen: Johannes Müllers Briefe an Bonſtetten, während der Jahre 1775—1778 in der Schweiz geſchrieben, in denen er dem angebeteten Freunde ſeine ganze Seele hingiebt, ihn zum Vertrau-

ten von allem macht, was er will, was er verehrt und liebt. Welch ein herrliches Gemüth und ernstes großes Streben offenbaren sich da! Wie weihet sich der junge Mann, zu werden was er seitdem wurde, der erste Geschichtschreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, solche Arbeit, und eine beständige Gegenwart des höchsten und würdigsten Zieles. Den ganzen Menschen in sich bildet er zu dem erwählten Berufe seiner Kunst Die Briefe sind allein schon wegen der schönen Harmonie merkwürdig, die sie darlegen, zwischen dem was er gewollt und was er geleistet hat. Immer war ihm aber die Verkettung der Umstände zuwider. Damals kämpfte er mit Noth, mit Abhängigkeit, mit der Schwierigkeit durchzudringen; als Mann von festgegründetem Ruhme dient er Verhältnissen, die seines Genius nicht bedurften, wenn die Gesinnungen des Helveziers sich auch zu ihnen bequemen konnten. Die Nachwelt, wenn sie ihn im Gemählde früherer Zeiten erkennt, wird ihn in der Geschichte der unsrigen vermissen, denn die große Betrachtungsart der Begebenheiten scheint die gültigste Vollmacht bey großen Gelegenheiten zu handeln. Ehedem konnte er seinem Vaterlande nicht auf eine würdige Art angehören: „es schlummere," hat er prophezeyt, „und sein Erwachen werde tödtlich seyn;" jetzt hat er vielleicht kein Vaterland mehr. — Der Jüngling arbeitete für die Zukunft, ja für die Ewigkeit, während ihn der Mangel des Augenblicks niederdrückte; „er war nur glücklich, indem er komponirte," die übrige Zeit gehörte der Sorge: und doch konnte er sich nie überwinden

abzulaſſen, um etwa durch leichthin geſtreute Saat eine bald verzehrte Frucht zu erndten. Ein Theil ſeines unſterblichen Werkes war geſchrieben, und nun fand ſich kein Buchhändler, der einen hinlänglichen Preis geboten hätte, um ihm bey der Fortſetzung Unterhalt zu ſchaffen. Vor zwanzig Jahren wurde es freylich noch dem jungen Schriftſteller ſchwerer gemacht, indeſſen iſt die Frage, ob es ihm nicht jetzt mit ſeiner Geſchichte eben ſo hätte gehn können, da nichts als eine ungewohnte, ja unverſtandne Vortrefflichkeit ſie empfiehlt. — Dazu kam nun noch die Pfahlbürgerey kleinrepublikaniſcher Cenſoren, und der tröſtliche Rath guter Freunde, wovon einer die Deutſche Sprache ve warf und das Werk Franzöſiſch wünſchte, ein andrer (Bonnet, der ihm auf jede Weiſe viel gelten mußte) ſeine Schreibart viel zu trocken und ſchmucklos fand. Er hatte wirklich Charakter nöthig, um ſein Talent nicht einzubüßen.

Man ſieht hier die entſcheidende Wirkung, welche die Bekanntſchaft mit den Alten auf ihn machte, und wie ſie ſeiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntniß aufdrückte. Sie trafen bey ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geiſtes allein, ſondern auf ein liebendes Herz. Die in dieſen Briefen athmende Freundſchaft iſt ein Beweis davon: ſie iſt im antiken Styl wie ſeine Werke. Wer kann zweifeln, daß ſie ihn ganz durchdrungen hat, daß ſie ſein Troſt und gleichſam die Nahrung des Bedürftigen war? In dieſer wie in jeder andern Beziehung, die aus den Briefen hervorgeht, erſcheint er mit einer originalen und naiven Liebenswürdigkeit, und die kleinſten ſeiner Aeußerungen, ſeiner

Urtheile, ſeiner Wünſche, geben Stoff für das doppelte Intereſſe des Verſtandes und des Gefühls. Ihr gröſter Reiz iſt, daß ſie nicht für einen dritten daſtehn, und was der dritte nun darin findet, um ſo mehr der Grund ſeiner Seele war. Sie ſind wie ächte Liebesbriefe, die zufällig in fremde Hände fallen. Der Mann kann lächeln über die Wärme ſeiner Jugendtage, aber er wird nur auf dieſem Wege ein Mann.

Wer Müllers Schweizergeſchichte kennt, muß dieſe Briefe leſen, um ſie noch beſſer zu verſtehn; wer ſie nicht kennt, muß ſie leſen, um ſich dafür empfänglich zu machen. Was Geſchichte iſt, darüber kann die Heiligkeit aufklären, womit Müller ſie behandelt.

Es klingt wie ein Mährchen, der längſt verſchwundne Anton Wall ſey wieder auferſtanden, und ergötze durch Erzählung von Bagatellen; und es iſt auch wirklich eins, und zwar ein Perſiſches, Amathonte genannt. Eine Bagatelle verdient es zu heißen, und das iſt keine Kleinigkeit: dabey iſt es artig, ſchalkhaft, und oft von Franzöſiſcher Leichtigkeit beflügelt. Gewiſſe Kunſtrichter werden mehr Moral und Allegorie verlangen, während die, welchen ein Mährchen nichts iſt als die gaukelnden Farben der Fantaſie im vielfach geſchliffnen Glaſe der Bizarrerie gebrochen, es vielleicht noch nicht orientaliſch und feenhaft genug finden. In der anfangs gehegten Hoffnung, der Zauberer werde alle vier Brüder zum Beſten haben, wird man getäuſcht:

zu einigem Erſaz hat der eine Bruder den Zauberer zum Beſten; der vierte wird am Schluſſe gar vergeſſen. Die Sultanin Biribi mit den funkelnden Edelgeſteinen von Augen geht durch die große Unſchuld ihrer Liebe für Solmar aus dem Koſtum heraus: nach den erſten Vertraulichkeiten erwartet man, ſie werde ſich ihrem Range gemäßer zu betragen wiſſen. — Jedem Autor iſt zu wünſchen, daß ihn die Fee Amathonte dreymal umarmen möge, und Anton Wall, der die reizende Sitte aufbringt, ſoll nicht von dem Wunſche ausgeſchloſſen ſeyn.

Es ſcheint nicht billig daß Lafontaine's Romulus (im zweyten Bande der Sagen aus dem Alterthum, eigentlich Sagen in das Alterthum hinein) nur als Romulus tout court angekündigt wird. Da er ſo vieles iſt, deſſen ſich der wirkliche nicht rühmen konnte: nicht bloß gerecht und milde, ſondern zärtlich und gefühlvoll, unendlich friedſam, bis zur tugendhaften Pein verliebt, und bis zur Niederträchtigkeit großmüthig; ſo ſollte dies auch auf dem Titel angedeutet ſeyn, und das Buch könnte nach dem Beyſpiele älterer bey unſern ehrenfeſten Vorfahren beliebter Romane Romulideus und Romulisca heißen, oder der chriſtliche Romulus. Zur Vignette die kleinen Zwillingsbrüder, von einem Schafe geſäugt. Wenn nicht zum Unglücke immer die Götter genannt würden, ſo dächte man gar nicht unter blinden Heiden zu ſeyn. Für die Liebhaber

der Rittergeschichten kommt Ilia nach einer neunzehnjährigen Gefangenschaft wieder an das Tageslicht, aus einem unterirdischen Kerker, der, mit den gehörigen Modifikazionen, ein wahres Burgverlies ist. Die Antiquare werden sich besonders über das Helmvisier freuen, das Romulus einmal herunterzieht um nicht erkannt zu werden. Es ist abscheulich, wie die Geschichte die ältesten Römer verläumdet hat: Romulus hat den Remus keinesweges erschlagen, sondern dieser weiche Jüngling hat sich aus Heroismus und Bruderliebe selbst entleibt. Auch bey dem verrufenen Raube der Sabinerinnen ist es so unschuldig und liebevoll zugegangen, daß sich die Engel im Himmel darüber freuen mußten. Nur Amulius ist und bleibt ein grausamer Tyrann. Romulus selbst wäre um ein Haar „kein Mensch geworden, weil er kein Sohn seyn konnte;" aber er kommt zu einer Familie, „deren Umarmungen mehr werth sind als alle Heldenthaten der Vorwelt," er lernt die schöne und sympathetisch gestimmte Hersilia kennen, findet seine Eltern wieder, und nun segnet sein Blick alle Völker; er lehrt seine räuberischen Hirten „ihre Eltern zu lieben, allen zu helfen und den Armen wohl zu thun;" ehe er sich in eine Schlacht einläßt, bittet er seine Feinde „zu bedenken, daß sie Menschen seyen." Hierauf erbaut er Rom, und gründet die sanften Sitten und friedlichen Gesinnungen, wodurch, wie man weiß, dieser Staat nachher so groß wurde, durch die allerweisesten Gesetze und Einrichtungen. Und das alles, versteht sich, ohne die geringste Einmischung von Verstand, bloß vermittelst des Herzens. Ja das

Herz, in der That — c'est un merveilleux instrument! wie Bouffiers in seinem Gedicht darüber sagt. Und eine unversiegbare Romanenquelle, kann man hinzufügen.

Dem Dramaturgen Schink ist aus seinem Faust, an welchem er verschiedene Jahre gearbeitet, und wovon er in Zeitschriften Proben gegeben hat, unter den Händen ein travestirter Hamlet geworden. Man behauptet, es würde auf alle Fälle auch nur ein travestirter Faust geworden seyn. Aber freylich giebt es Travestien, die es sind ohne zu wollen, und andre die gern möchten und nicht können.

Als die beyden ersten Theile von Thümmels Reise durch das mittägliche Frankreich erschienen waren, bewunderte sie ein Bibliothekär der schönen Wissenschaften, der ihre Schönheiten weitläuftig ins Licht stellte, besonders als ein gerundetes und in sich beschlossenes Ganzes: nicht das geringste lasse sich weder davon noch dazuthun. Drey neue Theile, die einige Jahre nachher diesem Kunstrichter zum Possen erschienen, und dem Buche einen plötzlichen, aber was meistens damit verbunden zu seyn pflegt, einen etwas zweydeutigen Ruf verschafften, ließen die Möglichkeit einsehen, daß es noch wohl eine Weile fortgesetzt wer-

den könne; und das jetzt erschienene sechste Bändchen beschließt man mit der Ueberzeugung, daß das Werk seiner innern Einrichtung nach niemals ein Ende zu nehmen braucht. Doch weit entfernt in dieser Art von Unsterblichkeit etwas furchtbares zu finden, wird man sich gern bequemen, von Zeit zu Zeit mit dem Vf. einen Streifzug in der Provenze zu machen, ja wenn hier der Stoff erschöpft seyn sollte, über das Meer setzen, und bis in die Barbarey nach unterhaltenden Figuren jagen. Die einzelnen Partien sind artig ausgeführt, aber in dem Ganzen ist nicht mehr Komposizion, als Zusammenhang unter den Abentheuern einer wirklichen Reise zu seyn pflegt, wo auch zuweilen eine reizende Aussicht für Stunden Weges durch die Haide entschädigen muß. Diese Sorglosigkeit der Verknüpfung äußert sich auch in kleineren Theilen: die eingestreuten Verse sind poetische Spaziergänge aufs Gerathewohl, und manchmal artet das Fortleiten der Gedanken an den Reimen in ein Englisches steeple-hunting aus. An drolligen Einfällen und Erfindungen fehlt es nicht: nur manchmal scheint in kleinen Umständen etwas nicht richtig zu seyn, was dann der Anschaulichkeit in den Weg tritt, da doch der Romanendichter immer nur Großhandel mit Unwahrscheinlichkeiten treiben, im Detail aber äußerst sorgfältig und genau seyn sollte. — Wie sich ein Berlinischer Visitator und seine Nichten beym Anfange ihrer ersten Seefahrt, wodurch sie einer großen Erbschaft entgegen reisen, benehmen, erfährt man mit nicht geringem Behagen; allein die Diatribe des Landedelmanns gegen den guten Geschmack ist zugleich eine Sünde dagegen,

ſelbſt nach Voltaire's toleranter Erklärung; denn ſie iſt langweilig. Ueberhaupt bleibt es dabey: Margot war die erſte Liebe, und dieſe fühlt man nur Einmal.

Aus einem Briefe von Paris über Kotzebue's Menſchenhaß und Reue. — „Seit einigen Wochen weint man hier, daß die Leinwand theuer werden möchte, und rathen Sie worüber? — Nichts als unſre alten ci-devant Thränen über Menſchenhaß und Reue. Es wurde manches ſehr gut geſpielt, aber Eulaliens Rolle nicht zur Hälfte ſo edel und ſchön wie bisweilen von der Unzelmann. Das Aergſte waren die heftigen Convulſionen, die mir ordentlich mediciniſch merkwürdig ſchienen. Die Franzoſen, denen eine ſolche Reue ganz unbegreiflich vorkommt, glauben bonnement, der weibliche Körper müſſe dadurch wohl aus ſeinen Angeln gehoben werden, und ſo applaudiren ſie unbändig; wie denn das Stück überhaupt einen ganz ekelhaften Beyfall erhalten hat. Von einem einzigen jungen Menſchen hörte ich die ſehr geſunde Kritik: Cependant je préférerois toujours une femme innocente à une femme convulsivement vertueuse.

Zum Beweis, wie wenig das Coſtum hier immer vortrefflich iſt, will ich Ihnen nur anführen, daß der Menſchenfeind ſchwarze Beinkleider, Stiefeln mit doppelten ſchwarzen Aufklappen, eine ganz lange ſcharlachene Weſte, und einen altmodiſchen blauen

Rock mit einem kleinen Zopf hatte. Das heißt doch den Geschmack noch mehr haſſen, als die Menſchen!

Das Schauſpielhaus erdröhnt vom Klatſchen bey jeder moraliſchen Plattitude, die bey uns auf keine Penſionsmamſell mehr Eindruck machte. So jung iſt das Volk hier, außerdem daß durch die vielfachen Revoluzionsgreuel die Tugend ihnen ganz pikant geworden iſt."

Wenn man den Roman der Genlis, les voeux téméraires in einem Strich durchgeleſen hat, mit allen ihren Künſtlichkeiten und appretirten Tugenden und Delikateſſen: ſo ſehnt man ſich ordentlich nach ein wenig derber Natürlichkeit und Härte, wie man ſich nach einer Krankheit, in der man zu Haberſuppen verdammt war, nach irgend einer Säure ſehnt. — Die Langeweile, welche einen wegen der gänzlichen Abweſenheit des Witzes dabey ergreift, abgerechnet, iſt das Buch weder ſo gut noch ſo ſchlecht als man es gefunden hat. Viel Fantaſie aber ohne Blüthe und ohne Friſchheit, alles wie im Treibhauſe getrieben; viel Kenntniß ihrer Welt, bonton, Galanterie, aber alles geſchnürt und im Reifrocke. Die Charaktere werden immer erſt beſchrieben, und dann müſſen ſich die Menſchen in dieſe Vorſchrift einpaſſen, wie die Probe zu einem Rechnungsexempel. Die Heldin, eine völlige Engländerin, wie ſie ſich der übertreibenden Fantaſie einer Franzöſin darſtellt, flieht alle menſch-

liche Gesellschaft mehrere Jahre lang: es wird aber doch sehr künstlicher Weise so eingerichtet, daß sie immerwährend gesehn und beobachtet wird; sie ist unaufhörlich von einem ihrer geheimen Anbeter unsichtbar umgeben, der ihre geheimsten Bewegungen sogar des Nachts in ihrem Zimmer bemerkt. Zwar liegt dieses so hoch, daß man von draußen nicht gradezu hinein sehn kann: aber der Liebhaber der Jahre lang weder schläft noch ißt, um in immer neuen Verkleidungen unaufhörlich um das Schloß zu schleichen, kann doch wenigstens am Schatten ihrer Gestalt und ihrer langen Haare, der am Plafond sichtbar ist, wahrnehmen, daß sie unruhig auf und abgehe. Auf jedem noch so einsamen Spaziergang muß sie entdeckt und gesehn werden. — Diese Eitelkeit ist mit der devotesten Ehrfurcht dargestellt und der Schleyer der ausgelassensten Prüderie über sie gehängt. Und welche Prätensionen an die Männer! Es ist naiv so etwas zu gestehen, als wäre es sehr tugendhaft. Die Darstellung in einzelnen Szenen ist von hinreißender Lebhaftigkeit: aber Thränenströme durchwässern das ganze Buch auf eine höchst traurige Art. Alles ist auf gut Parisisch künstlich darin: Felder und Wälder, Wasser und Brücken, Bauern und Bauernhochzeiten, sogar die Kühe dieser Bauern und die ganze Natur. In dieser Krankenluft der Verhältnisse athmet die Liebe nur mit großer Beängstigung, und verwegen ist in dem Buche nichts so sehr, als daß es sich an die Liebe wagte. Seine moralische Absicht ist übrigens nur zu zeigen: daß es für einen Mann gefährlich sey, ein Matho-

ferritter zu werden, von wegen des Keuschheitgelübdes; und daß eine Wittwe sich hüten muß, mit goldenen Buchstaben auf das öffentliche Denkmahl ihres verstorbenen Mannes zu schreiben, daß sie niemals die Frau eines andern werden wolle; weil beyde nicht sicher seyn können, ob es sie nicht einmal gereuen wird.

Die bisher in Deutschland gangbare Uebersetzung des Don Quixote war ganz spaßhaft zu lesen, nur fehlte — die Poesie, sowohl die in Versen als die der Prosa; und somit der Zusammenhang des Werks, in dem eben nicht viel mehr aber auch nicht weniger Zusammenhang ist wie in einer Composition der Musik oder der Mahlerey. Don Quixote's schöner Jähzorn und hochtrabende Gelassenheit verlor oft die feinsten Züge und Sancho nähert sich dem niedersächsischen Bauer.

Ein Dichter und vertrauter Freund der alten romantischen Poesie wie Tieck muß es seyn, der diesen Mangel ersetzen und den Eindruck und Geist des Ganzen im Deutschen wiedergeben und nachbilden will. Er hat den Versuch angefangen und der erste Theil seiner Uebersetzung zeigt zur Genüge, wie sehr es ihm gelingt, den Ton und die Farbe des Originals nachzuahmen, und so weit es möglich ist, zu erreichen. Auch viele Stellen von denen die fast unübersetzlich scheinen können, sind überraschend glücklich ausgedrückt.

Doch ist die Uebersetzung keineswegs in Einzelnen ängstlich treu, obgleich sie es in Rücksicht auf das Colorit des Ganzen auf das gewissenhafteste zu seyn strebt. Daher ist in den Gedichten der Nachbildung des Sylbenmaßes, welches beym Cervantes immer so bedeutsam ist, lieber etwas von der Genauigkeit des Sinns aufgeopfert. Was man hierin von dem Uebersetzer hoffen dürfe, sieht man aus dem meisterhaft übersetzten Gedichte S. 417. Auch in dem Gedicht des Chrysostomus ist der Ton des Ganzen sehr gut getroffen. Die Prosa scheint, je weiter das Werk fortrückt, immer ausgebildeter und spanischer zu werden; auch die einzelnen Härten werden seltner.

Es fragt sich also nur, ob der Leser wird in den Gesichtspunkt des Uebersetzers eingehn wollen, ob er sich mit einem Worte entschließen kann, den Don Quixote auch noch in andern Stunden als denen der Verdauung zu lesen, welcher bekanntlich alles, was nicht zu lachen macht, vorzüglich ernsthafte oder gar tragische Poesie so leicht nachtheilig wird. Wir wollen ihn also mit eben so viel Nachdruck als Ergebenheit gebeten haben, den Cervantes für einen Dichter zu halten, der zwar im ersten Theile des Don Quixote die ganze Blumenfülle seiner frischen Poesie aus des Witzes buntem Füllhorn in einem Augenblicke fröhlicher Verschwendung mit einemmale ausgeschüttet zu haben scheint; der aber doch auch noch andre ganz ehr- und achtbare Werke erfunden und gebildet hat, die dereinst wohl ihre Stelle im Allerheiligsten der romantischen Kunst finden werden. Ich meyne die liebliche und sinnreiche Gälatea, wo das Spiel des menschlichen Lebens sich mit bescheidner Kunst und leiser

Symmetrie zu einem künſtlich ſchönen Gewebe ewiger Muſik und zarter Sehnſucht ordnet, indem es flieht. Es iſt der Blüthekranz der Unſchuld und der frühſten noch ſchüchternen Jugend. Der dunkelfarbige Perſiles dagegen zieht ſich langſam und faſt ſchwer durch den Reichthum ſeiner ſonderbaren Verſchlingungen aus der Ferne des dunkelſten Norden nach dem warmen Süden herab, und endigt freundlich in Rom, dem herrlichen Mittelpunkt der gebildeten Welt. Es iſt die ſpäteſte, faſt zu reife, aber doch noch friſch und gewürzhaft duftende Frucht dieſes liebenswürdigen Geiſtes, der noch im letzten Hauch Poeſie und ewige Jugend athmete. Die Novelas dürfen gewiß keinem ſeiner Werke nachſtehn. Wer nicht einmal ſie göttlich finden kann, muß den Don Quixote durchaus falſch verſtehn. Daher ſollten ſie auch zunächſt nach dieſem überſetzt werden. Denn überſetzen und leſen muß man alles oder nichts von dieſem unſterblichen Autor.

Da man ſchon anfängt, dem Shakſpeare nicht mehr für einen raſend tollen Sturm- und Drangdichter, ſondern für einen der abſichtsvollſten Künſtler zu halten, ſo iſt Hoffnung, daß man ſich entſchließen werde, auch den großen Cervantes nicht bloß für einen Spaßmacher zu nehmen, da er, was die verborgne Abſichtlichkeit betrifft, wohl eben ſo ſchlau und argliſtig ſeyn möchte, wie jener, der ohne von ihm zu wiſſen, ſein Freund und Bruder war, als hätten ſich ihre Geiſter in einer unſichtbaren Welt überall begegnet und freundliche Abrede genommen.

Nur noch eine Bemerkung über die Prosa des Cervantes, von der ich schon vorhin erwähnte, daß auch Poesie in ihr sey, und daß der Uebersetzer ihren Charakter sehr glücklich nachgebildet habe. Ich glaube, es ist die einzige moderne, welche wir der Prosa eines Tacitus, Demosthenes oder Plato entgegenstellen können. Eben weil sie so durchaus modern, wie jene antik und doch in ihrer Art eben so kunstreich ausgebildet ist. In keiner andern Prosa ist die Stellung der Worte so ganz Symmetrie und Musik; keine andre braucht die Verschiedenheiten des Styls so ganz, wie Massen von Farbe und Licht; keine ist in den allgemeinen Ausdrücken der geselligen Bildung so frisch, so lebendig und darstellend. Immer edel und immer zierlich bildet sie bald den schärfsten Scharfsinn bis zur äußersten Spitze, und verirrt bald in kindlich süße Tändeleyen. Darum ist auch die spanische Prosa dem Roman, der die Musik des Lebens fantasiren soll, und verwandten Kunstarten, so eigenthümlich angemessen, wie die Prosa der Alten den Werken der Rhetorik oder der Historie. Laßt uns die populäre Schreiberey der Franzosen und Engländer vergessen, und diesen Vorbildern nachstreben!

Versteht sich, die spanische Prosa des Cervantes. Denn dieser war wohl auch hierin einzig. Die Prosa seines Zeitgenossen Lope de Vega ist roh und gemein; die des wenig spätern Quevedo schon durch das Uebertriebene herbe und hart, und von einer kaum genießbaren Künstlichkeit.

Litterarischer Reichsanzeiger
oder
Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Künftige Schriften.

Ein Gelehrter, den unsre Nazion als den vielseitigsten Conrector verehrt, der bereits zwey Modejournale herausgiebt, und als Amanuensis eines berühmteren Schriftstellers einem dritten, etwas aus der Mode gekommenen, das Leben durch den Phosphor der Neuigkeiten frischet, der außerdem seine vielhändige Wirksamkeit über ein halb Duzend Zeitschriften und Zeitungen verbreitet, ist zu einem ganz neuen Journal der Journalistik oder der Kunst Journale zu stiften und zu erhalten, entschlossen. Niemand wird bey der litterarischen Sitte unsers Zeitalters, seine Gedanken in schnell umlaufenden Heften zu kolportiren, die jeder Schriftsteller, der wirken will, mitmachen muß, an der Wichtigkeit dieser Kunst zweifeln, eben so wenig an der Befugniß des Herausgebers sie ans Licht zu stellen. Wie er überall klassische Brocken bey sich trägt und sie selbst auf den Putztischen der Damen ausstreut, so, daß nicht selten auf den Schmetterlingsflügeln seiner Eleganz etwas von dem bekannten Staube klebt, der ihre Flüchtigkeit durch die gehörige Schwere mäßigt, so heißt auch diesmal sein Motto:

Opportuna mea est cunctis natura figuris
In quamcunque voles, verte

Nur die schließenden Worte des Distichons: decorus ero bleiben weg, und aus guten Gründen. Da ein Deutsches Journal fast nicht ohne einen mythologischen Namen bestehen kann, so daß beynahe der ganze Götterverrath des Heidenthums, bis auf die Parcen und Furien nach, erschöpft worden ist, so dürfte vielleicht Vertumnus, von dem jene Zeilen reden, auf dem Titel prangen, welches dann zu einer Abhandlung über diese

Etruriſche Gottheit mit vielen Citaten Anlaß geben wird. Er wird zeigen, daß eine geſchmeidige Biegſamkeit der Grundſätze das erſte Erforderniß zu einem Journalſchreiber iſt: die Erſcheinung nach Monaten ſey ſymboliſch zu nehmen, und wie ſich die Geſtalt des Jahres mit dem Lauf derſelben ändre, ſo habe auch ein Journal ſeine Monatswahrheiten. Sehr deutlich wird er machen, wie ſich das oberflächliche Verdienſt durch Gefälligkeit, Brauchbarkeit, mündliche und ſchriftliche Bezeugungen unendlicher Devozion zu ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten durcharbeitet; wie man eine weitläuftige Korreſpondenz für ſeine Journale benutzt, indem die Leſer ſelbſt vor gleichſam ungeſalznem Gewäſch einige Ehrerbietung bekommen, wenn London, Paris oder Rom darüber ſteht, weil es doch ſo weit hergereiſt iſt und nothwendig viel Poſtgeld gekoſtet haben muß: wie man abgeſchmackte Urtheile über die Kantiſche Philoſophie ins Ausland ſchreibt und ſie ſich von dorther wieder zurück melden läßt: wie man beym Rezenſiren, wo man anonym iſt, niemals ermangelt ſeine eignen Schriften zu citiren, damit es doch irgend jemand thue; wie man ohne Schamerröthen Briefe und Aufſätze einrückt, in denen man ſelbſt die derbſten Zurechtweiſungen, ja Demüthigungen empfängt, und ſie noch mit empfehlenden Anmerkungen begleitet; (z. B. man hat in einer Ueberſicht der Engliſchen Litteratur, Oppoſizionsjournalen zufolge, manches in ein verächtliches oder feindſeliges Licht geſtellt, ein unterrichteter Engländer von entgegengeſetzten Anſichten widerſpricht, und läugnet alles grade zu, man befördert ſeine unparteyiſchen Ausſprüche nicht bloß zur Bekanntmachung, ſondern erhebt in dem Prolog dazu ein Geſchrey über die abſcheuliche Verſchwörung gegen die Meinung von der Engliſchen Nazion, die in Deutſchland immer mehr überhand nehme u. ſ. w.) wie man ſich ohne Beruf in alles miſcht, und bei einer gänzlichen Unfähigkeit das Schöne zu fühlen, ſich über Künſtler und Kunſtwerke ein Urtheil zuſammenhercht, und dieſes dann, wenn man eine große Autorität hinter ſich zu haben glaubt, auf das zuverſichtlichne und mit anmaßendem Enthuſiasmus ausruft, wie man nach allen Seiten ſchiefe und leere Anprei-

sungen austheilt, bald des Schriftstellers oder des Buchhändlers oder des Kupferstechers, und die Wendungen dazu stets aufzufinden weiß, (vielleicht wird bey dieser Gelegenheit eine räsonnirende Uebersicht aller derer gegeben, die dem Herausgeber bisher auf diese Art verpflichtet zu seyn Ursache haben) sollten sie auch nur in Noten Platz finden können, wo die unterwürfige Geisterung durch die Stelle auf der Seite und den kleineren Druck um so bildlicher wird. wie man, zu furchtsam, selbst einen Hieb zu versetzen sich dergleichen von seinen Correspondenten überschicken läßt, das im Text gesagte in der Note modifizirt, und die Modifikazion bald wieder zurücknimmt. Den unverhältnißmäßigen Umfang des eben geschlossnen Perioden mag der Umfang der Wissenschaft entschuldigen, wovon er doch nur einige Beyspiele liefert. Um mehre zwecke auf einmal zu erreichen, wird die Kunst in vielen Worten wenig zu sagen, nicht besonders und theoretisch, sondern praktisch im Laufe des übrigen Unterrichts vorgenommen werden. Eben so die Theorie der pikanten Ankündigungen, die das Alte zur Neuheit adeln, und das Neue durch Altes aufstutzen müssen. Die gegenwärtige muß einem solchen Meister viel zu matt und unbedeutend scheinen. Wir schließen daher in der Zuversicht, er werde unsrer wohlmeynenden Ungeschicklichkeit zu Hülfe kommen, und in seinen sämmtlichen Journalen, und wo man sonst dergleichen einzurücken pflegt, unsre Ankündigung eiligst und nachdrücklichst ankündigen.

Der Herausgeber des Genius der Zeit und des Musageten stiftet **Annalen der leidenden Schriftstellerey**, nicht in zwanglosen sondern in nothgedrungnen Heften: eine Anstalt, deren Bedürfniß so allgemein gefühlt wird, daß sie großen Beifall finden muß. Allen Mühseligen, Beladnen und Zerschlagnen ist hiemit ein Lazareth geöffnet, wo sie wenigstens den Trost haben, ihre Wunden zu zeigen, wenn sie auch dadurch nicht geheilt werden sollten. Hier werden einige von den bejahrteren Schriftstellern Klagen darüber anstimmen, daß das goldne Zeitalter

unſrer Litteratur noch nicht vorüber ſeyn ſoll; andre ihrem gerechten Unwillen und ihrer Mislaune über die Fortſchritte der Kunſt und Wiſſenſchaft Luft machen. Barmherzige Gemüther werden die Inhumanität einer Kritik ſchmähen, die den Pelz wäſcht und ihn wirklich naß macht. Die unerhörte Frechheit Einiger, ein eignes Urtheil zu haben, wird mit ſchwindelndem Erſtaunen berichtet, Witz und Spott aber, als die eigentliche Sünde wider den heiligen Geiſt, überall in die tiefſte Hölle verdammt werden. Der Herausgeber ſelbſt wird in einem Heft um das andre über eine Xenie wehklagen und ſchelten, die vor einer Anzahl Jahre auf ihn gemacht ward. Man wird Nachricht von dem Tode ſolcher Weltweiſen ertheilen, die an einer einzigen wider ſie gerichteten Zeile vor Gram geſtorben ſind. Da das Schrift-ſtellen wie billig in ſeiner weiteſten Bedeutung genommen wird, ſo können auch Schulknaben ihre ungerecht beurtheilten Exercitia hier abdrucken laſſen, um die Welt zwiſchen ſich und ihren Präzeptoren zum Richter zu machen. Man ſchmeichelt uns, es werde vom Athenaeum auf eine oder die andre Art in dieſen Annalen die Rede ſeyn.

Wieland wird Supplemente zu den Supplementen ſeiner ſämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: Werke, die ich ſogar für die Supplemente zu ſchlecht halte, und völlig verwerfe. Dieſe Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches ſich beſonders bey dem geglätteten Velin ſchön ausnehmen wird.

Nachdem Hr. Hofrath Hirt durch ſeinen Verſuch über das Kunſtſchöne (Horen 97. St. VII.) die Welt aus der Verworrenheit der bisherigen Theorien gerettet, indem man nun klar einſieht, wie ſchön von ſcheinen herkömmt, und daß „alle unſre angenehmen Empfindungen entweder das Wahre, das Gute oder das Schöne zum Grunde haben:“ (wenn man bei einer

Vorlesung des Hrn Hirt einschläft, aus welcher der drey Quellen mag diese angenehme Empfindung wohl herfließen?): so wird er eine vollständige Geschichte der bildenden Künste bey den Alten geben, worin er zeigen wird, daß die Charakteristik der Hauptgrundsatz derselben gewesen sey. Dieses merkwürdige Prinzip, welches er während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien entdeckt, und bis jetzt nur noch in drey Abhandlungen eingeschärft hat, besteht darin, daß in der alten Kunst ein Pferd völlig wie ein Pferd, ein Centaur wie ein Centaur abgebildet wurde. dazu kam noch „die Individuellheit der Attitüde." (Archiv 98. St. XI. S. 439.) eine Venus nahm „den gewöhnlichen Akt der jungfräulichen Schamhaftigkeit" vor, (Horen 97. St. X. S. 19.) u. s. w. Dem zufolge hätten wir in den Bemerkungen über Hrn Hirts Kunstkennerschaft, ganz unverhoffter Weise ein Kunstwerk im Griechischen Styl geliefert, welches uns sehr erfreulich ist. Wir sind auch darin dem Beyspiel der alten Künstler gefolgt, daß wir uns bey der Wahl des Gegenstandes nicht durch das Wohlgefällige haben bestimmen lassen, (ebend. S. 24.) da uns vielmehr jene alten Medusenköpfe „mit vorreckender Zunge und gewaltigen Verzerrungen (Archiv S. 449) vorschwebten. Hr. Hirt (S. 437) „wollte sich auch in die Reihe der Aesthetiker stellen, und ein Wort zu Männern als Mann sprechen". ein Widerspruch war ihm daher äußerst befremdlich und stö-end. Er muß sich nur ja nicht aus der Fassung bringen lassen, sondern im beredten Vortrage seiner geschmackvollen Lehren über die alte Kunst fortfahren, so wird die Tugend (welche „schön machet", und beyläufig zu bemerken, „in Ausübung bestehet", Horen St. VII. S. 12) am Ende „eine Lichtkrone um das Haupt des unerschütterten Tugendhaften formiren."

Der Verfasser der Borussias ist eben am hundert zwey und funfzigsten Gesange seiner Jenischias, eines Heldengedichtes in Hexekontametern, das fortgesetzt wird. In diesem Gesange beschreibt er, wie er einmal als Studium zur Borussias alle seit

Erſchaffung der Welt geſchriebnen Heldengedichte in vierzehn Tagen durchgeleſen. Seine berühmte Fehde mit dem Magiſter Reinhard wegen einer Briefverfälſchung hofft er in zehn Geſängen abzuthun. die Vergleichung von vierzehn Sprachen zum Behuf einer Preisaufgabe der Berliner Akademie ebenfalls. Die Erfindung der geſtirnten Oden, nämlich ſolcher, die häufig durch drey Sternchen in Abſätze geſondert werden, weil ſie in einem Striche fort zu langweilig ſeyn würden, (Berl. Archiv 99. St. I.) ſoll einſtweilen den Beſchluß machen.

Preis-Aufgaben.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zuſtande allerley fremde Geiſter geſehn, und wünſcht ſehnlich nun auch den ſeinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieſes ſchwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung verſprochen.

Derjenige, welcher beweiſen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabſicht bloß um das Fortkommen der Aeſthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende geleſen habe, ſoll zur Prämie die aeſthetiſchen Verſuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lectüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen iſt, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthiſon.

Medicinische Anzeige.

Das Philoſophiren iſt eine bekanntlich zwar nur ſeltene, aber in allen Geſtalten, welche ſie annimmt, höchſt bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen heftiges Delirium, eine auszehrende und beſonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Waſſerſcheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfähigkeit, verſtändliche Worte

und mäßiges Räsonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Anstand und Geschmack zu genießen: das sind die gewöhnlichsten Uebel, die aus dieser Quelle entspringen, und die jeder verständige Mann, der das Glück der Gesundheit zu schätzen weiß, nicht ohne das innigste Mitleid ansehen kann. Leider ist es bekannt genug, daß überdies viele ganz gesunde junge Leute sich einbilden, an dieser Krankheit danieder zu liegen, und daß diese sonderbare Art von Hypochondrie, deren Ursache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unsers Jahrzehends gesucht worden ist, dem litterarischen Gemeinwesen eben soviel gute Köpfe entzieht, als die Krankheit selbst. Man glaubt daher allen, denen das Beste der deutschen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn man sie auf ein gegen beide Uebel, die leider oft ganz falsch behandelt werden, bewährtes Mittel aufs neue aufmerksam macht. Es ist dieses die bereits rühmlich bekannte

antiphilosophische Latwerge,

von deren großem Nutzen in den verwickeltsten Fällen die glaubhaftesten Zeugnisse beigebracht werden können. Noch ist es keinem Chemiker gelungen, die wahren Bestandtheile dieses im Grunde sehr einfachen Mittels zu entdecken, indem sich alle durch einen Geschmack nach gesundem Verstand und reifer Erfahrung, der diesem Medikament sehr künstlich beigemischt ist, haben hintergehen lassen, und das Publikum wird hiemit vor allem, was darüber verbreitet worden ist, nachdrücklichst gewarnt. Ein Theil desselben hat sich zwar über die widrige Zähigkeit und das große Volumen dieser trefflichen Arzenei beschwert; man kann aber auf Glauben versichern, daß wegen des Aufbrausens, welches bei der Compositien nicht zu vermeiden ist, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und diese Eigenschaften vielmehr die Kennzeichen der höchsten Güte und Vortrefflichkeit sind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen sucht. Die Latwerge wird einzig und allein in Fr. Nikolais Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabricirt, und ist in allen Buchhandlungen und Trödelbuden in Commission zu haben; die

ganze Portion in 17 Bänden koſtet 5½ Rtl.; halbe Portionen ohne die Reiſebeſchreibung 2½ Rtl. Beſondere Gebrauchszettel ſind nicht nöthig, da man die Doſis nicht leicht zu ſtark nehmen kann, und es iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diät zu halten iſt, und man ſich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard, als ſchweißtreibender Mittel, bedienen kann.

Dienſtentlaſſung.

In Erwägung

daß niemand ſich mit Erfolg über das Zeitalter luſtig machen kann, als wer auf der Höhe deſſelben ſteht;

daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn ſie ſich herausnimmt, über die Philoſophie zu ſpotten;

daß in einem Zuſtande, wo gewiſſe Vorſtellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen franzöſiſchen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Rosbach aufhören kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen ſind;

daß man von dem Satiriker und Epigrammatiſten billig erwartet, ſie werden die Schärfe ihrer Cenſur gegen ſich ſelbſt richten, und ihre unnützen Papierſchnitzeln, ſtatt ſie in alle Taſchenbücher und bis in den litterariſchen Anzeiger ausfliegen zu laſſen, an einen ganz andern Ort befördern;

daß endlich nichts trauriger an das Loos der menſchlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall, wegen Abgang der zum Verſifiziren nöthigen Geſchmeidigkeit, auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibt:

iſt, mit Anerkennung der vieljährigen geleiſteten Dienſte, und Beibehaltung aller Titel und Beſoldungen der Witz des Hofrath Kästners gnädigſt in einen ehrenvollen Ruheſtand verſetzt worden.

Merkwürdiger Scheintod.

Bekanntermaßen war die Berliniſche Monatsſchrift nach einer langwierigen Zehrung und Austrocknung aller Säfte, welche ſich ſelbſt auf das Gehirn erſtreckte, faſt unmerklich entſchlummert. Alles war ſchon zur Beerdigung veranſtaltet, die Leidtragenden, als die Herren Bieſter, Gedicke, Nicolai, hatten ſich verſammelt und waren eben beſchäftigt, Berliniſche Blätter auf den Sarg ihrer zärtlich geliebten Freundin zu ſtreuen, als ſie ganz unverhoffter Weiſe Zeichen des Lebens gab, ſich aufrichtete und ihre väterlichen Verpfleger wieder erkannte. Was noch mehr Verwunderung erregte, war, daß ſie ſogleich in denſelben Geſprächen fortfuhr, unter denen ſie verſchieden war. Wie ſie immer die Aufklärung darein geſetzt hatte, keine Geſpenſter zu glauben, beſchäftigte ſie ſich vor allen Dingen mit Unterſuchung einer vorgefallnen Spukgeſchichte, ließ Winke über den Kryptokatholizismus fallen, und äußerte viel Berliniſchen Patriotismus, der ſich immer auf Zahlen, Mortalitäts-Liſten und dergl., bezog. Franklins moraliſchen Küchenzettel, nach welchem er wöchentlich Eine Tugend zur Hauptſchüſſel machte, die übrigen aber nur in Aſſietten ſervirte, erklärte ſie für den Gipfel menſchlicher Weisheit. Kurz ſie lebte nicht nur, ſondern es war auch völlig die alte wieder. Dieſes merkwürdige Beyſpiel wird zur Warnung vor allzu ſchleuniger Beerdigung bey ähnlichen Todesfällen, die etwa bald bevorſtehen möchten, bekannt gemacht. Zwar behaupten einige junge Aerzte, die vermuthlich dem Brownſchen Syſtem anhängen und ſich durch Paradoxien auszeichnen wollen, ſeltſamer Weiſe: es ſey hier gar nicht von einem Scheintode, ſondern vielmehr von einer Scheinbelebung die Rede.

Berichtigung.

Durch einen Druckfehler ſteht auf dem Titel eines der neueſten Werke von Jean Paul: Palingeneſien. Es ſoll Paliilogien heißen.

Personen, so gesucht werden.

Man wünscht einen Mann von gesetzten Jahren, der nie in seinem Leben einige Erwärmung von einem Werke des Genie's verspürt, überhaupt gegen alle Originalität eine innerliche Abneigung hegt, beyläufig einige Verse gemacht hat, auch bereit ist, den Eid auf die symbolischen Bücher der Korrektheit, als Batteux von Ramler übersetzt u. s. w., abzulegen, und übrigens eine leserliche, fließende und weitläuftige Hand schreibt, als Mitarbeiter der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften gegen ein mäßiges Honorar zu engagiren. Anderweitige Emolumente bey der Stelle sind, daß er die Komödien und politischen Schriften des Buchhändlers und Magisters Dock gratis erhält, auch auf Verlangen zum Leipziger Magister kreirt werden soll.

Entdeckung.

Herr Fr. Nicolai hat letzthin in einer der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesenen Abhandlung, zur völligen Widerlegung des transzendentalen Idealismus, einen auf eigne Beobachtung gegründeten und also unumstößlichen Unterschied zwischen Erscheinungen und Dingen an sich erörtert. Verschwindet etwas, wenn man sich sechs Blutigel an den After setzen läßt, so ist es eine bloße Erscheinung; bleibt es, so ist es eine Realität oder, welches in seiner Sprache einerley gilt, ein Ding an sich Ungeachtet nun der Akademist sich durch jenes Mittel von einem kranken Zustande, während dessen er allerley Phantasme vor sich herumwandeln sah, gründlich geheilt glaubte, so wollten doch einsichtsvolle Kenner bemerken, daß in der Abhandlung die eigne „lebhafte Einbildungskraft" des Verfassers herumspuke, die offenbar kein Ding an sich, auch keine Realität, nicht einmal eine rechtliche, ordentliche Erscheinung, sondern lediglich ein Phantasma sey. Man beschloß also, die Kur zu erneuern, und die Blutigel wurden sogleich noch einmal applizirt. Dies hatte den gewünschten Erfolg: der Pa-

zient erkannte nun, daß das, was er bisher für seine lebhafte Einbildungskraft gehalten, bloße Hämorrhoiden gewesen; er gestand auch mit vieler Beschämung, daß seine neueren Schriften, worin er sich wie ein Blutigel an die Werke der vortrefflichsten Zeitgenossen, eines Göthe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, u. a. anzusaugen versucht, jedesmal aber kraftlos abgefallen, bloß aus einer mit dunklem Bewußtseyn verknüpften Nachahmung des Arzneymittels, welches ihm fehlte, entstanden seyn müßten, und bat, das Andenken dieser Krankheits-Symptome wo möglich auszulöschen. Die Akademie will dem Vernehmen nach das ihrige thun, um jene Schriften dem Auge des Publicums zu entziehen, und sie in dieser Absicht unter ihre eignen Mémoires aufnehmen.

Anfrage.

Man wünscht belehrt zu werden, wie sich eine gelehrte Zeitung ohne alle Anonymität einrichten ließe. Es ist zwar nicht unbekannt, daß kürzlich bey einer solchen Anstalt die Nennung der Recensenten zum Gesetz gemacht worden; dies hat aber zur Folge gehabt (was man eben vermeiden möchte), daß plötzlich sowohl die recensirten Schriften als die darüber gesagten Dinge anonym wurden: die vielen anonymen Namen der Beurtheiler nicht einmal gerechnet.

Sachen, so zu verkaufen.

Bei der allgemeinen Revision einer Handlung ergiebt es sich bisweilen, daß sehr gute Artikel von altem Schrot und Korn auf dem Lager geblieben sind, bloß deswegen, weil das belehrungliebende Publikum nicht weiß, daß sie noch zu haben sind. Als einen Anhang zu seiner Handbibliothek macht Herr Fr. Nikolai hiemit bekannt: daß noch für junge Gelehrte eine ansehnliche Partie von seinen überverdienstlichen Jahren zu haben ist, die er mit verhältnißmäßigen Portionen von seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem Streben mit der Zeit fortzuschreiten, indem diese Artikel nicht getrennt werden dürfen, zusammen verkaufen will: alles aus Liebe zur deutschen Litteratur und besonderer Umstände wegen, auf kurze Zeit um einen sehr billigen Preis.

Buchhändler-Anzeige.

The last dying speech of a malefactor sentenced to death by the high court of philosophy, oder: Glaubwürdiger Bericht von der langen Verstocktheit und endlichen reuevollen Bekehrung des zum litterarischen Tode verurtheilten Nicolaus Saalbader, nebst den beweglichen Reden, so er auf dem Wege zum Richtplatz geführt, ist in allen Buchhandlungen für 3 Kreuzer zu haben.

Neue Fabrik.

Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunst erfunden, aus den Fasern von Heidekraut, Disteln, Binsen, Mauerpfeffer u. dergl., einen etwas groben jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muster sind ebenfalls von seiner Hand, sie stellen theils einheimische Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Größe der Blätter, sondern mit allen Staubfädchen und Pünktchen auf das genaueste abgebildet sind, theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfässer, Kinder-Stühlchen, Bierkrüge. Auf einigen größeren zu Bettvorhängen bestimmten Mustern sind die romantischen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. s. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatversuche gemacht, da er diese aber verschiednen gelehrten Gesellschaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, so ist er entschlossen, die Sache nunmehr ins Große zu treiben, und besonders Landpredigers-Töchter dazu anzulernen. Zur Belohnung hat er sich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

Ankündigung.

Auf dem nicht vorhandenen Nazional-Theater der nicht vorhandnen Hauptstadt der nicht vorhandnen deutschen Nazion wird bey der Eröffnung aufgeführt:

Kotzebue in England,

oder

die Auferweckung der schlummernden Platthelt,

eine weinerliche Posse in fünf Aufzügen, nebst einem Prolog gesprochen

von

W. Shakspeare.

— — O Hamlet, welch ein Abfall!
Von mir, deß Liebe von der Rechtheit war,
Daß Hand in Hand sie mit dem Schwure ging,
Den ich bey der Vermählung that, erniedert
Zu einem Sünder, von Natur durchaus
Armselig gegen mich!
Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung;
So Lust, gepaart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes satt
Und haschet nach Wegwurf. —

Als Nachspiel:

Der Deutsche Jakobinismus,

oder

Abbé Barruel im Tollhause.

Citatio edictalis.

Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.

Athenaeum.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Dritten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1800.

bei Heinrich Frölich.

Inhalt.

I. An Heliodora. Von Friedrich Schlegel.
Seite 1 — 3

II. Ideen. Von Fr. Schlegel. . 4 — 33

III. Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz. Von Hülsen. 34 — 57

IV. Gespräch über die Poesie. Von Fr. Schlegel. . . . . 58 — 128

V. Notizen. . . . . 129 — 164

Druckfehler.

Seite 11 Z. 1 l. verkennend ſt. verdammend.
— 18 Z. 10 l. Bewußtſeyn ſt. Bewußtſeyn.
— 118 Z. 17. Matthest l. Plattheit.
— 131 Z. 14 l. wurklich ſt. wirklich.
— 134 Z. 9 u. 14 Basrelief l. Basrelief.
— 142 Z. 1. Basrelief l. Basrelief.
— 147 letzte Zeile l. müßte ſt. mußte.
— 155 Z. 8 von oben l. nur ſt. mir.
— 159 Z. 17 — — l. und ſt. und.
— 119 Z. 10 von unten l. ſo leſen ſt. ſolchen.
— 161 Z. 13. Rothbedeckt l. Rothbebackt.

Universitäts-
Bibliothek

I.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geiſt in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er ſich von allen Dingen
Zum Raub gegeben ſeiner Sehnſucht Wuth.
Da klang der dunkeln Tugend Felſenwort:
Befrey dich Freyer ſelbſt durch heilgen Mord!

2.

Kraft dieſes Strahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blüht das höchſte Leben.
Die große Bildung wuchs auf ſichrem Grunde;
Was herrlich war und ſeyn wird, faßt' im Streben
Kunſtlieb' und Heldenſtolz im feſten Bunde.
Der Wiſſenſchaften Geiſt in Einem Bilde
Erſchien dem Zauberrufe ſchön und milde.

3.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich schonend oft ertragen,
Wenn in der Freundschaft Urbild ich versunken
So gränzenlos begehrt' ohn es zu sagen,
Sie sind mit mir von gleicher Liebe trunken,
Wir alle hoffen, es soll göttlich tagen.
Zum Scherz beliebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

4.

Du warst mir Morgensonne, Heliodora!
Aus Deinem Lichte sog ich neue Gluth.
Du bist mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht.
Blüh' auf Du Wunderblume, Heliodora!
Zur ewgen Poesie hauch ewgen Muth!
Ich will nicht länger mit dem Schicksal rechten,
Zu schönem Kranz nur schöne Zweige flechten.

5.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts schreiten,
Verstand erkenne, was die Lust begonnen.
Durch Klugheit seh ich selbst die besten gleiten,
Verworrne List ist gar zu bald zerronnen;
Sie irren von sich selbst in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müh gewonnen.
Zeigt Weisheit sich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich von Verstande.

6.

Die ſchwangre Zukunft rauſcht mit mächtgem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel! —
Da kämpf ich Werke bildend ſonder Wanken,
Entreiße jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkündge Freunden heilige Gedanken
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel,
Ich ſelbſt von ihrem Bund ein neu Exempel.

7.

Will das Geſchick mich aber früh zerſchlagen,
So ſinken wir in Einer Todesfluth.
Der bunten Erde kann ich leicht entſagen,
Denn für die Kunſt nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen!
Der Stahl vermähle hier noch unſer Blut,
Dem Geiſt genügt zu hinterlaßnem Ruhme
Der Liebe Kranz im irdſchen Heiligthume.

II.

Ideen.

Die Foderungen und Spuren einer Moral, die mehr wäre als der praktiſche Theil der Philoſophie, werden immer lauter und deutlicher. Sogar von Religion iſt ſchon die Rede. Es iſt Zeit den Schleyer der Iſis zu zerreißen, und das Geheime zu öffenbaren. Wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann fliehe oder verderbe.

Ein Geiſtlicher iſt, wer nur im Unſichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat.

Nur durch Beziehung aufs Unendliche entſteht Gehalt und Nutzen; was ſich nicht darauf bezieht, iſt ſchlechthin leer und unnütz.

Die Religion iſt die allbelebende Weltſeele der Bildung, das vierte unſichtbare Element zur Philoſo-

phie, Moral und Poeſie, welches gleich dem Feuer, wo es gebunden iſt, in der Stille allgegenwärtig wohlthut, und nur durch Gewalt und Reiz von außen in furchtbare Zerſtörung ausbricht.

Der Sinn verſteht etwas nur dadurch, daß er es als Keim in ſich aufnimmt, es nährt und wachſen läßt bis zur Blüthe und Frucht. Alſo heiligen Samen ſtreuet in den Boden des Geiſtes, ohne Künſteley und müßige Ausfüllungen.

Das ewige Leben und die unſichtbare Welt iſt nur in Gott zu ſuchen. In ihm leben alle Geiſter, er iſt ein Abyſſus von Individualität, das einzige unendlich Volle.

Laßt die Religion frey, und es wird eine neue Menſchheit beginnen.

Der Verſtand, ſagt der Verfaſſer der Reden über die Religion, weiß nur vom Univerſum; die Fantaſie herrſche, ſo habt ihr einen Gott. Ganz recht, die Fantaſie iſt das Organ des Menſchen für die Gottheit.

Der wahre Geiſtliche fühlt immer etwas höheres als Mitgefühl.

Ideen ſind unendliche, ſelbſtändige, immer in ſich bewegliche, göttliche Gedanken.

Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur daher kommt alles was diese mehr ist als Wissenschaft. Und statt einer ewig vollen unendlichen Poesie werden wir ohne sie nur Romane haben, oder die Spielerei, die man jetzt schöne Kunst nennt.

Giebt es eine Aufklärung? So dürfte nur das heißen, wenn man ein Princip im Geist des Menschen, wie das Licht in unserm Weltsystem ist, zwar nicht durch Kunst hervorbrächte, aber doch mit Willkühr in freye Thätigkeit setzen könnte.

Nur derjenige kann ein Künstler seyn, welcher eine eigne Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.

Die Religion ist nicht bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.

Jeder Begriff von Gott ist leeres Geschwätz. Aber die Idee der Gottheit ist die Idee aller Ideen.

Der Geistliche bloß als solcher ist es nur in der unsichtbaren Welt. Wie kann er erscheinen unter den Menschen? Er wird nichts wollen auf der Erde, als das Endliche zum Ewigen bilden, und so muß er, mag auch sein Geschäft Namen haben wie es will, ein Künstler seyn und bleiben.

Wenn die Ideen Götter werden, so wird das Bewußtseyn der Harmonie Andacht, Demuth und Hoffnung.

Den Geist des sittlichen Menschen muß Religion überall umfließen, wie sein Element, und dieses lichte Chaos von göttlichen Gedanken und Gefühlen nennen wir Enthusiasmus.

Genie zu haben, ist der natürliche Zustand des Menschen; gesund mußte auch er aus der Hand der Natur kommen, und da Liebe für die Frauen ist, was Genie für den Mann, so müssen wir uns das goldene Zeitalter als dasjenige denken, wo Liebe und Genie allgemein waren.

Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseyns ist, seinen Sinn zu bilden.

Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.

Was thun die wenigen Mystiker die es noch giebt? — Sie bilden mehr oder weniger das rohe Chaos der schon vorhandnen Religion. Aber nur einzeln, im Kleinen, durch schwache Versuche. Thut es im Grossen von allen Seiten mit der ganzen Masse, und laßt uns alle Religionen aus ihren Gräbern wecken, und die unsterblichen neu beleben und bilden durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft.

Tugend iſt zur Energie gewordne Vernunft.

Die Symmetrie und Organiſazion der Geſchichte lehrt uns, daß die Menſchheit, ſo lange ſie war und wurde, wirklich ſchon ein Individuum, eine Perſon war und wurde. In dieſer großen Perſon der Menſchheit iſt Gott Menſch geworden.

Das Leben und die Kraft der Poeſie beſteht darin, daß ſie aus ſich herausgeht, ein Stück von der Religion losreißt, und dann in ſich zurückgeht, indem ſie es ſich aneignet. Eben ſo iſt es auch mit der Philoſophie.

Witz iſt die Erſcheinung, der äußre Blitz der Fantaſie. Daher ſeine Göttlichkeit, und das Witzähnliche der Myſtik.

Plato's Philoſophie iſt eine würdige Vorrede zur künftigen Religion.

Der Menſch iſt ein ſchaffender Rückblick der Natur auf ſich ſelbſt.

Frey iſt der Menſch, wenn er Gott hervorbringt oder ſichtbar macht, und dadurch wird er unſterblich.

Die Religion iſt ſchlechthin unergründlich. Man kann in ihr überall ins Unendliche immer tiefer graben.

Die Religion ist die centripetale und centrifugale Kraft im menschlichen Geiste, und was beyde verbindet.

Ob denn das Heil der Welt von den Gelehrten zu erwarten sey? Ich weiß es nicht. Aber Zeit ist es, daß alle Künstler zusammentreten als Eidgenossen zu ewigem Bündniß.

Das Moralische einer Schrift liegt nicht im Gegenstande, oder im Verhältniß des Redenden zu den Angeredeten, sondern im Geist der Behandlung. Athmet dieser die ganze Fülle der Menschheit, so ist sie moralisch. Ist sie nur das Werk einer abgesonderten Kraft und Kunst, so ist sie es nicht.

Wer Religion hat, wird Poesie reden. Aber um sie zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug.

Wie die Feldherrn der Alten zu den Kriegern vor der Schlacht redeten, so sollte der Moralist zu den Menschen in dem Kampf des Zeitalters reden.

Jeder vollständige Mensch hat einen Genius. Die wahre Tugend ist Genialität.

Das höchste Gut und das allein Nützliche ist die Bildung.

In der Welt der Sprache, oder welches eben so viel heißt, in der Welt der Kunst und der Bildung, erscheint die Religion nothwendig als Mythologie oder als Bibel.

Die Pflicht der Kantianer verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit in uns, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebenden Stamme.

Ein bestimmtes Verhältniß zur Gottheit muß dem Mystiker so unerträglich seyn, wie eine bestimmte Ansicht, ein Begriff derselben.

Nichts ist mehr Bedürfniß der Zeit, als ein geistiges Gegengewicht gegen die Revoluzion, und den Despotismus, welchen sie durch die Zusammendrängung des höchsten weltlichen Interesse über die Geister ausübt. Wo sollen wir dieses Gegengewicht suchen und finden? Die Antwort ist nicht schwer; unstreitig in uns, und wer da das Centrum der Menschheit ergriffen hat, der wird eben da zugleich auch den Mittelpunkt der modernen Bildung und die Harmonie aller bis jetzt abgesonderten und streitenden Wissenschaften und Künste gefunden haben.

Glaubt man den Philosophen, so ist das was wir Religion nennen, nur eine absichtlich populäre oder aus Instinkt kunstlose Philosophie. Die Dichter scheinen sie eher für eine Abart von Poesie zu halten,

die ihr eignes ſchönes Spiel verdammend ſich ſelbſt zu ernſthaft und einſeitig nimmt. Doch geſteht und erkennet die Philoſophie ſchon, daß ſie nur mit Religion anfangen und ſich ſelbſt vollenden könne, und die Poeſie will nur nach dem Unendlichen ſtreben und verachtet weltliche Nützlichkeit und Cultur, welches die eigentlichen Gegenſätze der Religion ſind. Der ewige Friede unter den Künſtlern iſt alſo nicht mehr fern.

Was die Menſchen unter den andern Bildungen der Erde, das ſind die Künſtler unter den Menſchen.

Gott erblicken wir nicht, aber überall erblicken wir Göttliches; zunächſt und am eigentlichſten jedoch in der Mitte eines ſinnvollen Menſchen, in der Tiefe eines lebendigen Menſchenwerks. Die Natur, das Univerſum kannſt du unmittelbar fühlen, unmittelbar denken; nicht alſo die Gottheit. Nur der Menſch unter Menſchen kann göttlich dichten und denken und mit Religion leben. Sich ſelbſt kann niemand auch nur ſeinem Geiſte direkter Mittler ſeyn, weil dieſer ſchlechthin Objekt ſeyn muß, deſſen Centrum der Anſchauende außer ſich ſetzt. Man wählt und ſetzt ſich den Mittler, aber man kann ſich nur den wählen und ſetzen, der ſich ſchon als ſolchen geſetzt hat. Ein Mittler iſt derjenige, der Göttliches in ſich wahrnimmt, und ſich ſelbſt vernichtend Preis giebt, um dieſes Göttliche zu verkündigen, mitzutheilen, und darzuſtellen allen Menſchen in Sitten und Thaten, in Worten und Werken. Erfolgt dieſer Trieb nicht, ſo war das

Wahrgenommene nicht göttlich oder nicht eigen. Vermitteln und Vermitteltwerden ist das ganze höhere Leben des Menschen, und jeder Künstler ist Mittler für alle übrigen.

Ein Künstler ist, wer sein Centrum in sich selbst hat. Wem es da fehlt, der muß einen bestimmten Führer und Mittler außer sich wählen, natürlich nicht auf immer sondern nur fürs erste. Denn ohne lebendiges Centrum kann der Mensch nicht seyn, und hat er es noch nicht in sich, so darf er es nur in einem Menschen suchen, und nur ein Mensch und dessen Centrum kann das seinige reizen und wecken.

Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedne Sphären, verschiedne Formen, oder auch die Factoren der Religion. Denn versucht es nur beyde wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts anders erhalten als Religion.

Gott ist jedes schlechthin Ursprüngliche und Höchste, also das Individuum selbst in der höchsten Potenz. Aber sind nicht auch die Natur und die Welt Individuen?

Wo die Philosophie aufhört, muß die Poesie anfangen. Einen gemeinen Standpunkt, eine nur im Gegensatz der Kunst und Bildung natürliche Denkart, ein bloßes Leben soll es gar nicht geben; d. h. es soll kein Reich der Rohheit jenseits der Gränzen der Bil-

dung gedacht werden. Jedes denkende Glied der Organisazion fühle seine Gränzen nicht ohne seine Einheit in der Beziehung aufs Ganze. Man soll der Philosophie zum Beispiel nicht bloß die Unphilosophie, sondern die Poesie entgegensetzen.

Dem Bunde der Künstler einen bestimmten Zweck geben, das heißt ein dürftiges Institut an die Stelle des ewigen Vereins setzen; das heißt die Gemeinde der Heiligen zum Staat erniedrigen.

Ihr staunt über das Zeitalter, über die gährende Riesenkraft, über die Erschütterungen, und wißt nicht welche neue Geburten ihr erwarten sollt. Versteht euch doch und beantwortet euch die Frage, ob wohl etwas in der Menschheit geschehen könne, was nicht seinen Grund in ihr selbst habe. Muß nicht alle Bewegung aus der Mitte kommen, und wo liegt die Mitte? — Die Antwort ist klar, und also deutet auch die Erscheinungen auf eine große Auferstehung der Religion, eine allgemeine Metamorphose. Die Religion an sich zwar ist ewig, sich selbst gleich und unveränderlich wie die Gottheit; aber eben darum erscheint sie immer neu gestaltet und verwandelt.

Wir wissen nicht was ein Mensch sey, bis wir aus dem Wesen der Menschheit begreifen, warum es Menschen giebt, die Sinn und Geist haben, andre denen sie fehlen.

Als Repräsentant der Religion aufzutreten, das ist noch frevelhafter wie eine Religion stiften zu wollen.

Keine Thätigkeit ist so menschlich wie die bloß ergänzende, verbindende, befördernde.

Der Künstler darf eben so wenig herrschen als dienen wollen. Er kann nur bilden, nichts als bilden, für den Staat also nur das thun, daß er Herrscher und Diener bilde, daß er Politiker und Oekonomen zu Künstlern erhebe.

Zur Vielseitigkeit gehört nicht allein ein weitumfassendes System, sondern auch Sinn für das Chaos außerhalb desselben, wie zur Menschheit der Sinn für ein Jenseits der Menschheit.

Wie die Römer die einzige Nation, die ganz Nation war, so ist unser Zeitalter das erste wahre Zeitalter.

Die Fülle der Bildung wirst du in unsrer höchsten Poesie finden, aber die Tiefe der Menschheit suche du bey dem Philosophen.

Auch die sogenanten Volkslehrer, die der Staat angestellt hat, sollen wieder Priester werden und geistlich gesinnt: aber sie können es nur dadurch, daß sie sich an die höhere Bildung anschließen.

Nichts iſt witziger und grotesker als die alte Mythologie und das Chriſtenthum; das macht, weil ſie ſo myſtiſch ſind.

Grade die Individualität iſt das Urſprüngliche und Ewige im Menſchen; an der Perſonalität iſt ſo viel nicht gelegen. Die Bildung und Entwicklung dieſer Individualität als höchſten Beruf zu treiben, wäre ein göttlicher Egoismus.

Man redet ſchon lange von einer Allmacht des Buchſtabens, ohne recht zu wiſſen was man ſagt. Es iſt Zeit daß es Ernſt damit werde, daß der Geiſt erwache und den verlohrnen Zauberſtab wieder ergreife.

Man hat nur ſo viel Moral, als man Philoſophie und Poeſie hat.

Die eigentliche Centralanſchauung des Chriſtenthums iſt die Sünde.

Durch die Künſtler wird die Menſchheit ein Individuum, indem ſie Vorwelt und Nachwelt in der Gegenwart verknüpfen. Sie ſind das höhere Seelenorgan, wo die Lebensgeiſter der ganzen äußern Menſchheit zuſammentreffen und in welchem die innere zunächſt wirkt.

Nur durch die Bildung wird der Menſch, der es ganz iſt, überall menſchlich und von Menſchheit durchdrungen.

Die urſprünglichen Proteſtanten wollten treuherzig nach der Schrift leben und Ernſt machen, und aus andre vernichten.

Religion und Moral ſind ſich ſymmetriſch entgegengeſetzt, wie Poeſie und Philoſophie.

Euer Leben bildet nur menſchlich, ſo habt ihr genug gethan: aber die Höhe der Kunſt und die Tiefe der Wiſſenſchaft werdet ihr nie erreichen ohne ein Göttliches.

Ironie iſt klares Bewußtſeyn der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos.

Muſik iſt der Moral verwandter, Hiſtorie der Religion: denn Rhythmus iſt die Idee der Muſik, die Hiſtorie aber geht aufs Primitive.

Nur diejenige Verworrenheit iſt ein Chaos, aus der eine Welt entſpringen kann.

Vergeblich ſucht ihr in dem was ihr Aeſthetik nennt die harmoniſche Fülle der Menſchheit, Anfang und Ende der Bildung. Verſucht es die Elemente der Bildung und der Menſchheit zu erkennen und betet ſie an, vor allen das Feuer.

Es giebt keinen Dualismus ohne Primat; ſo iſt auch die Moral der Religion nicht gleich ſondern untergeordnet.

Verbindet die Extreme, ſo habt ihr die wahre Mitte.

Als ſchönſte Blüthe der beſondern Organiſazion iſt Poeſie ſehr lokal; die Philoſophie verſchiedner Planeten mag nicht ſo ſehr verſchieden ſeyn.

Moralität ohne Sinn für Paradoxie iſt gemein.

Ehre iſt die Myſtik der Rechtlichkeit.

Alles Denken des religiöſen Menſchen iſt etymologiſch, ein Zurückführen aller Begriffe auf die urſprüngliche Anſchauung, auf das Eigenthümliche.

Es giebt nur Einen Sinn, und in dem Einen liegen alle; der geiſtigſte iſt der urſprüngliche, die andern ſind abgeleitet.

Hier ſind wir einig, weil wir eines Sinns ſind; hier aber nicht, weil es mir oder dir an Sinn fehlt. Wer hat Recht, und wie können wir eins werden? Nur durch die Bildung, die jeden beſondern Sinn zu dem allgemeinen unendlichen erweitert; und durch den Glauben an dieſen Sinn, oder an die Religion ſind wir es ſchon jetzt, noch ehe wir es werden.

Jede Beziehung des Menſchen aufs Unendliche iſt Religion, nämlich des Menſchen in der ganzen Fülle ſeiner Menſchheit. Wenn der Mathematiker

das unendlich Große berechnet; das ist freylich nicht Religion. Das Unendliche in jener Fülle gedacht, ist die Gottheit.

Man lebt nur insofern man nach seinen eignen Ideen lebt. Die Grundsätze sind nur Mittel, der Beruf ist Zweck an sich.

Nur durch die Liebe und durch das Bewußtseyn der Liebe wird der Mensch zum Menschen.

Nach der Sittlichkeit zu streben ist wohl der schlechteste Zeitvertreib, die Uebungen in der Gottseeligkeit ausgenommen. Könnt ihr euch eine Seele, einen Geist angewöhnen? — So ists mit Religion und auch mit Moral, die nicht ohne Vermittlung auf die Oekonomie und Politik des Lebens einfließen sollen.

Der Kern, das Centrum der Poesie ist in der Mythologie zu finden, und in den Mysterien der Alten. Sättigt das Gefühl des Lebens mit der Idee des Unendlichen, und ihr werdet die Alten verstehen und die Poesie.

Schön ist was uns an die Natur erinnert, und also das Gefühl der unendlichen Lebensfülle anregt. Die Natur ist organisch, und die höchste Schönheit daher ewig und immer vegetabilisch, und das gleiche gilt auch von der Moral und der Liebe.

Ein wahrer Menſch iſt, wer bis in den Mittelpunkt der Menſchheit gekommen iſt.

Es giebt eine ſchöne Offenheit, die ſich öffnet wie die Blume, nur um zu duften.

Wie ſollte die Moral bloß der Philoſophie angehören, da der größte Theil der Poeſie ſich auf die Lebenskunſt bezieht und auf die Kenntniß der Menſchen! Iſt ſie alſo unabhängig von beyden und für ſich beſtehend? Oder iſt es etwa mit ihr wie mit der Religion, daß ſie gar nicht iſolirt erſcheinen ſoll?

Du wollteſt die Philoſophie zerſtören, und die Poeſie, um Raum zu gewinnen für die Religion und Moral, die du verkannteſt: aber du haſt nichts zerſtören können als dich ſelber.

Alles Leben iſt ſeinem erſten Urſprunge nach nicht natürlich, ſondern göttlich und menſchlich; denn es muß aus der Liebe entſpringen, wie es keinen Verſtand geben kann ohne Geiſt.

Die einzige bedeutende Oppoſizion gegen die überall aufkeimende Religion der Menſchen und der Künſtler, iſt von den wenigen eigentlichen Chriſten zu erwarten, die es noch giebt. Aber auch ſie, wenn die Morgenſonne wirklich emporſteigt, werden ſchon niederfallen und anbeten.

Die Polemik kann nur den Verstand schärfen, und soll die Unvernunft vertilgen. Sie ist durchaus philosophisch; der religiöse Zorn und Ingrimm über die Beschränkung verliehrt seine Würde, wenn er als Polemik erscheint, in bestimmter Richtung auf einen einzelnen Gegenstand und Zweck.

Die wenigen Revoluzionärs, die es in der Revoluzion gab, waren Mystiker, wie es nur Franzosen des Zeitalters seyn können. Sie constituirten ihr Wesen und Thun als Religion; aber in der künftigen Historie wird es als die höchste Bestimmung und Würde der Revoluzion erscheinen, daß sie das heftigste Incitament der schlummernden Religion war.

Als Bibel wird das neue ewige Evangelium erscheinen, von dem Lessing geweissagt hat: aber nicht als einzelnes Buch im gewöhnlichen Sinne. Selbst was wir Bibel nennen ist ja ein System von Büchern. Uebrigens ist das kein willkührlicher Sprachgebrauch! Oder giebt es ein andres Wort, um die Idee eines unendlichen Buchs von der gemeinen zu unterscheiden als Bibel, Buch schlechthin, absolutes Buch? Und es ist doch wohl ein ewig wesentlicher und sogar praktischer Unterschied, ob ein Buch bloß Mittel zu einem Zweck, oder selbständiges Werk, Individuum, personificirte Idee ist. Das kann es nicht ohne Göttliches, und darin stimmt der esoterische Begriff selbst mit dem exoterischen überein; auch ist

keine Idee isolirt, sondern sie ist was sie ist, nur unter allen Ideen. Ein Beyspiel wird den Sinn erklären. Alle classischen Gedichte der Alten hängen zusammen, unzertrennlich, bilden ein organisches Ganzes, sind richtig angesehen nur Ein Gedicht, das einzige in welchem die Dichtkunst selbst vollkommen erscheint. Auf eine ähnliche Weise sollen in der vollkommnen Litteratur alle Bücher nur Ein Buch seyn, und in einem solchen ewig werdenden Buche wird das Evangelium der Menschheit und der Bildung offenbart werden.

Alle Philosophie ist Idealismus und es giebt keinen wahren Realismus als den der Poesie. Aber Poesie und Philosophie sind nur Extreme. Sagt man nun, einige sind schlechthin Idealisten, andre entschieden Realisten; so ist das eine sehr wahre Bemerkung. Anders ausgedrückt heißt es, es giebt noch keine durchaus gebildete Menschen, es giebt noch keine Religion.

Günstiges Zeichen, daß ein Physiker sogar — der tiefsinnige Baader — aus der Mitte der Physik sich erhoben hat, die Poesie zu ahnden, die Elemente als organische Individuen zu verehren, und auf das Göttliche im Centrum der Materie zu deuten!

Denke dir ein Endliches ins Unendliche gebildet, so denkst du einen Menschen.

Willſt du ins Innere der Phyſik dringen, ſo laß dich einweihen in die Myſterien der Poeſie.

Wir werden den Menſchen kennen, wenn wir das Centrum der Erde kennen.

Wo Politik iſt oder Oekonomie, da iſt keine Moral.

Der erſte unter uns, der die intellektuelle Anſchauung der Moral gehabt, und das Urbild vollendeter Menſchheit in den Geſtalten der Kunſt und des Alterthums erkannte und gottbegeiſtert verkündigte, war der heilige Winkelmann.

Wer die Natur nicht durch die Liebe kennen lernt, der wird ſie nie kennen lernen.

Die urſprüngliche Liebe erſcheint nie rein, ſondern in mannichfachen Hüllen und Geſtalten, als Zutrauen, als Demuth, als Andacht, als Heiterkeit, als Treue und als Schaam, als Dankbarkeit; am meiſten aber als Sehnſucht und als ſtille Wehmuth.

Fichte alſo ſoll die Religion angegriffen haben? — Wenn das Intereſſe am Ueberſinnlichen das Weſen der Religion iſt, ſo iſt ſeine ganze Lehre Religion in Form der Philoſophie.

Nicht in die politiſche Welt verſchleudere du Glau-

ben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wiſſenſchaft und der Kunſt opfre dein Innerſtes in den heiligen Feuerſtrom ewiger Bildung.

In ungeſtörter Harmonie dichtet Hülſens Muſe ſchöne erhabene Gedanken der Bildung, der Menſchheit und der Liebe. Es iſt Moral im hohen Sinne; aber Moral von Religion durchdrungen im Uebergange aus dem künſtlichen Wechſel des Syllogismus in den freyen Strom des Epos.

Was ſich thun läßt, ſo lange Philoſophie und Poeſie getrennt ſind, iſt gethan und vollendet. Alſo iſt die Zeit nun da, beyde zu vereinigen.

Fantaſie und Witz ſind Dir Eins und Alles! — denke den lieblichen Schein und mache Ernſt aus dem Spiel, ſo wirſt du das Centrum faſſen und die verehrte Kunſt in höherm Lichte wieder finden.

Der Unterſchied der Religion und Moral liegt ganz einfach in der alten Eintheilung aller Dinge in göttliche und menſchliche, wenn man ſie nur recht verſteht.

Dein Ziel iſt die Kunſt und die Wiſſenſchaft, dein Leben Liebe und Bildung. Du biſt ohne es zu wiſſen auf dem Wege zur Religion. Erkenne es, und du biſt ſicher das Ziel zu erreichen.

In und aus unserm Zeitalter läßt sich nichts gröſseres zum Ruhme des Christenthums sagen, als daß der Verfasser der Reden über die Religion ein Christ sey.

Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst Preis giebt, ist ein unnützer Knecht.

Kein Künstler soll allein und einzig Künstler der Künstler, Central Künstler, Director aller übrigen seyn; sondern alle sollen es gleich sehr seyn, jeder aus seinem Standpunkt. Keiner soll bloß Repräsentant seiner Gattung seyn, sondern er soll sich und seine Gattung auf das Ganze beziehen, dieses dadurch bestimmen und also beherrschen. Wie die Senatoren der Römer sind die wahren Künstler ein Volk von Königen.

Willst du ins Große wirken, so entzünde und bilde die Jünglinge und die Frauen. Hier ist noch am ersten frische Kraft und Gesundheit zu finden, und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht.

Wie beym Manne der äußre Adel zum Genie, so verhält sich die Schönheit der Frauen zur Liebesfähigkeit, zum Gemüth.

Die Philosophie ist eine Ellipse. Das eine Centrum, dem wir jetzt näher sind, ist das Selbstgesetz der Vernunft. Das andre ist die Idee des Univer-

sums, und in diesem berührt sich die Philosophie mit der Religion.

Die Blinden, die von Atheismus reden! Giebt es denn schon einen Theisten? Ist schon irgend ein Menschengeist der Idee der Gottheit Meister!

Heil den wahren Philologen! Sie wirken Göttliches, denn sie verbreiten Kunstsinn über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Kein Gelehrter sollte bloß Handwerker seyn.

Der Geist unsrer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Keppler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabey unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bey den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Vernehmt mich nur jetzt und merket warum ihr euch nicht verstehen könnt unter einander, so habe ich meinen Zweck erreicht. Ist der Sinn für Harmonie geweckt, dann ist es Zeit das Eine, was ewig wiedergesagt werden muß, harmonischer zu sagen.

We die Künſtler eine Familie bilden, da ſind Urverſammlungen der Menſchheit.

Die falſche Univerſalität iſt die welche alle einzelne Bildungsarten abſchleift und auf dem mittlern Durchſchnitt beruht. Durch eine wahre Univerſalität würde im Gegentheil die Kunſt zum Beyſpiel noch künſtlicher werden, als ſie es vereinzelt ſeyn kann, die Poeſie poetiſcher, die Kritik kritiſcher, die Hiſtorie hiſtoriſcher und ſo überhaupt. Dieſe Univerſalität kann entſtehn, wenn der einfache Strahl der Religion und Moral ein Chaos des combinatoriſchen Witzes berührt und befruchtet. Da blüht von ſelbſt die höchſte Poeſie und Philoſophie.

Warum äußert ſich das Höchſte jetzt ſo oft als falſche Tendenz? — Weil niemand ſich ſelbſt verſtehen kann, der ſeine Genoſſen nicht verſteht. Ihr müßt alſo erſt glauben, daß ihr nicht allein ſeyd, ihr müßt überall unendlich viel ahnden und nicht müde werden den Sinn zu bilden, bis ihr zuletzt das Urſprüngliche und Weſentliche gefunden habt. Dann wird euch der Genius der Zeit erſcheinen und wird euch leiſe andeuten was ſchicklich ſey und was nicht.

Wer ein Höchſtes tief in ſich ahndet und nicht weiß wie er ſichs deuten ſoll, der leſe die Reden über die Religion, und was er fühlte wird ihm klar werden bis zum Wort und zur Rede.

Nur um eine liebende Frau her kann ſich eine Familie bilden.

Die Poeſie der Dichter bedürfen die Frauen weniger, weil ihr eigenſtes Weſen Poeſie iſt.

Myſterien ſind weiblich; ſie verhüllen ſich gern, aber ſie wollen doch geſehen und errathen ſeyn.

In der Religion iſt immer Morgen und Licht der Morgenröthe.

Nur wer einig iſt mit der Welt kann einig ſeyn mit ſich ſelbſt.

Der geheime Sinn des Opfers iſt die Vernichtung des Endlichen, weil es endlich iſt. Um zu zeigen daß es nur darum geſchieht muß das Edelſte und Schönſte gewählt werden; vor allen der Menſch, die Blüthe der Erde. Menſchenopfer ſind die natürlichſten Opfer. Aber der Menſch iſt mehr als die Blüthe der Erde; er iſt vernünftig, und die Vernunft iſt frey und ſelbſt nichts anders als ein ewiges Selbſtbeſtimmen ins Unendliche. Alſo kann der Menſch nur ſich ſelbſt opfern, und ſo thut er auch in dem allgegenwärtigen Heiligthum von dem der Pöbel nichts ſieht. Alle Künſtler ſind Decier, und ein Künſtler werden heißt nichts anders als ſich den unterirdiſchen Gottheiten weihen. In der Begeiſterung des Vernichtens offenbart ſich zuerſt der Sinn göttlicher Schöp-

fung. Nur in der Mitte des Todes entzündet ſich der Blitz des ewigen Lebens.

Trennt die Religion ganz von der Moral, ſo habt ihr die eigentliche Energie des Böſen im Menſchen, das furchtbare, grauſame, wüthende und unmenſchliche Prinzip, was urſprünglich in ſeinem Geiſte liegt. Hier ſtraft ſich die Trennung des Untheilbaren am ſchrecklichſten.

Zunächſt rede ich nur mit denen die ſchon nach dem Orient ſehen.

Du vermuthest Höheres auch in mir, und fragſt, warum ich eben an der Gränze ſchweige? — Es geſchieht, weil es noch ſo früh am Tage iſt.

Nicht Herrmann und Wodan ſind die Nationalgötter der Deutſchen, ſondern die Kunſt und die Wiſſenſchaft. Gedenke noch einmal an Keppler, Dürer, Luther, Böhme; und dann an Leſſing, Winkelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein iſt die Tugend anwendbar: ſie gilt auch für Kunſt und Wiſſenſchaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieſer Geiſt, dieſe Kraft der Tugend unterſcheidet eben den Deutſchen in der Behandlung der Kunſt und der Wiſſenſchaft.

Worauf bin ich ſtolz und darf ich ſtolz ſeyn als Künſtler? — Auf den Entſchluß, der mich auf ewig von

allem Gemeinen absonderte und isolirte; auf das Werk, was alle Absicht göttlich überschreitet, und dessen Absicht keiner zu Ende lernen wird; auf die Fähigkeit, das Vollendete was mir entgegen ist, anzubeten; auf das Bewußtseyn, daß ich die Genossen in ihrer eigensten Wirksamkeit zu beleben vermag, daß alles was sie bilden Gewinn ist für mich.

Die Andacht der Philosophen ist Theorie, reine Anschauung des Göttlichen, besonnen, ruhig und heiter in stiller Einsamkeit. Spinosa ist das Ideal dafür. Der religiöse Zustand des Poeten ist leidenschaftlicher und mittheilender. Das Ursprüngliche ist Enthusiasmus, am Ende bleibt Mythologie. Was in der Mitte liegt, hat den Charakter des Lebens bis zur Geschlechtsverschiedenheit. Mysterien sind, wie schon gesagt, weiblich; Orgien wollen in fröhlicher Ausgelassenheit der männlichen Kraft alles um sich her überwinden oder befruchten.

Eben weil das Christenthum eine Religion des Todes ist, ließe es sich mit dem äußersten Realismus behandeln, und könnte seine Orgien haben so gut wie die alte Religion der Natur und des Lebens.

Es giebt keine Selbstkenntniß als die historische. Niemand weiß was er ist, wer nicht weiß was seine Genossen sind, vor allen der höchste Genosse des Bundes, der Meister der Meister, der Genius des Zeitalters.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten des Bundes ist, alle Ungehörigen, die sich unter die Genossen eingeschlichen haben, wieder zu entfernen. Die Stümperey soll nichts mehr gelten.

O wie armseelig sind eure — ich meyne die besten unter euch — eure Begriffe vom Genie. Wo ihr Genie findet, finde ich nicht selten die Fülle der falschen Tendenzen, das Centrum der Stümperey. Etwas Talent und ziemlich viel Windbeuteley, das preisen alle und rühmen sich gar wohl zu wissen, das Genie sey incorrect, müsse so seyn. So ist also auch diese Idee verloren gegangen? — Ist nicht der sinnige Mensch am geschicktesten Geisterwort zu vernehmen? Nur der Geistliche hat einen Geist, einen Genius, und jeder Genius ist universell. Wer nur Repräsentant ist, hat nur Talent.

Wie die Kaufleute im Mittelalter so sollten die Künstler jetzt zusammentreten zu einer Hanse, um sich einigermaßen gegenseitig zu schützen.

Es giebt keine grosse Welt als die Welt der Künstler. Sie leben hohes Leben. Der gute Ton steht noch zu erwarten. Er würde da seyn, wo jeder sich frey und fröhlich äußerte, und den Werth der andern ganz fühlte und begriffe.

Ursprünglichen Sinn fordert ihr vom Denker

einmal für allemal, und ein gewiſſes Maaß von Begeiſterung verſtattet ihr ſogar dem Dichter. Aber wißt ihr auch, was das heiße? Ihr habt, ohne es gewahr zu werden, heiligen Boden betreten; ihr ſeyd unſer.

Alle Menſchen ſind etwas lächerlich und grotesk, bloß weil ſie Menſchen ſind; und die Künſtler ſind wohl auch in dieſer Rückſicht doppelte Menſchen. So iſt es, ſo war es, und ſo wird es ſeyn.

Selbſt in den äußerlichen Gebräuchen ſollte ſich die Lebensart der Künſtler von der Lebensart der übrigen Menſchen durchaus unterſcheiden. Sie ſind Brauminen, eine höhere Kaſte, aber nicht durch Geburt ſondern durch freye Selbſteinweihung geadelt.

Was der freye Menſch ſchlechthin conſtituirt, worauf der nicht freye Menſch alles bezieht, das iſt ſeine Religion. Es iſt ein tiefer Sinn in dem Ausdruck, dies oder jenes iſt ſein Gott, oder Abgott und in andern ähnlichen.

Wer entſiegelt das Zauberbuch der Kunſt und befreyt den verſchloßnen heiligen Geiſt? — Nur der verwandte Geiſt.

Ohne Poeſie wird die Religion dunkel, falſch und bösartig; ohne Philoſophie ausſchweifend in aller Unzucht und wollüſtig bis zur Selbſtentmannung.

Das Universum kann man weder erklären noch begreifen, nur anschauen und offenbaren. Höret nur auf das System der Empirie Universum zu nennen, und lernt die wahre religiöse Idee desselben, wenn ihr den Spinoza nicht schon verstanden habt, vor der Hand in den Reden über die Religion lesen.

In alle Gestalten von Gefühl kann die Religion ausbrechen. Der wilde Zorn und der süßeste Schmerz gränzen hier unmittelbar aneinander, der fressende Haß und das kindliche Lächeln froher Demuth.

Willst du die Menschheit vollständig erblicken, so suche eine Familie. In der Familie werden die Gemüther organisch Eins, und eben darum ist sie ganz Poesie.

Alle Selbständigkeit ist ursprünglich, ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch, ist Originalität des ganzen Menschen. Ohne sie keine Energie der Vernunft und keine Schönheit des Gemüths.

Zuerst vom Höchsten redet man durchaus freymüthig, völlig sorglos, aber gerade zum Ziel.

Ich habe einige Ideen ausgesprochen, die aufs Centrum deuten, ich habe die Morgenröthe begrüßt nach meiner Ansicht, aus meinem Standpunkt. Wer den Weg kennt, thue desgleichen nach seiner Ansicht, aus seinem Standpunkt.

An Novalis.

Nicht auf der Gränze ſchwebſt du, ſondern in deinem Geiſte haben ſich Poeſie und Philoſophie innig durchdrungen. Dein Geiſt ſtand mir am nächſten bey dieſen Bildern der unbegriffenen Wahrheit. Was du gedacht haſt, denke ich, was ich gedacht, wirſt du denken, oder haſt es ſchon gedacht. Es giebt Misverſtändniſſe, die das höchſte Einverſtändniß nur beſtätigen. Allen Künſtlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient. Dich nenne ich ſtatt aller andern.

III.

Natur-Betrachtungen auf einer Reiſe durch die Schweiz.

1.

Anſicht der Schweiz.

Trägſt du in deiner Bruſt eine Welt ſchöner Ahndungen, und das ſtille Verlangen nach hohem Genuſſe der Natur: ſo ſuche das Land im ſegnenden Schutze der Alpen, wo die Göttin ſich vor allen ihren Tempel erbaute, und wo ſie in jeder Erſcheinung dein Innerſtes rührt zur Freude und Bewunderung.

Von den Kataraften des Rheins bis an den lemaniſchen See, und von dem blumenreichen Jura bis in die fernſten Gebirge des Oſten wandelt dein Auge überall in ewiger Umkränzung des Schönen, und ſieht hier Größe und Hoheit und ſüßes himmliſches Lächeln.

Jetzt liebliche Quellen und kriſtallhelle Bäche, bald in ſanften bald in ſtürmenden Fällen; herrliche Thäler und fruchtbare Hügel mit den ſtillen freundlichen Wohnungen in der Veſte der Gebirge, und Wieſen und Triften und hochgelegene Sennenhütten über den waldigen Abhängen.

Dann ſpiegelnde Seen und rauſchende Ströme, in Felſen gebildet und in ſanftgehobenen Hügeln. Friedliche Haine und ſchauerliche Waldungen, mit dem ewigen Wohlgeruche duftender Blumen und Kräuter, und endlich jene erhabenen Felſengebirge mit den lichtgekrönten Häuptern, die im Glanze des Abends wie himmliſche Erſcheinungen aus den Wolken die winken.

Wie iſt dir ſo wohl in dieſer Feier der Natur. Du ſtehſt auf den ſonnigen Gipfeln der Alpen und ſtömeſt Milde des Frühlings, und wohin du blickeſt im weiten Kreiſe des Auges, naht die Göttin dir ſichtbar in herrlich ſtrahlender Bildung. Von den Höhen herab über die Thäler und Gewäſſer ſiehſt du ihr Schweben. Licht iſt ihre Bahn, und ewiger Wechſel des Schönen ihr himmliſcher Wandel. So breiteſt du deine Hände über die Roſengewölke des Tages, und ſegneſt dein Geſchlecht, und in ſtillen Umarmungen der dir befreundeten Weſen ſprichſt du, ich bin ewig.

Aber es wandle in dieſem Himmel froh und innigtheilnehmend die Freundſchaft mit dir, daß du dein ſchönes Gefühl begreifeſt im entgegnenden Drucke der Hand, und dein leiſeſter Ruf zurücktöne in der beweg-

ten Bruſt des Freundes. Dann erſcheinet dir in Klarheit die hohe Bedeutung der Natur, und du fühlſt es mit Entzücken, daß ſie nur Liebe der Weſen iſt, die ihre Herrlichkeiten anſchaun.

So wird dir Zuverſicht in des Tages ſchöner Beleuchtung und im Sternenlichte der Nacht, wo des einſamen Nachdenkens banger Zweifel oft die Wahrheit umwölkte, die dein verklärtes Auge nun ſieht. Fühle ſie tief in dieſer heiligen Rührung; und es ſinken dir nicht die Himmel im Umkreiſe der Sonnen, und verhallt nicht ihrer Sphären harmoniſcher Wohllaut; denn im Tauſche unſrer Geiſter wird Leben die Schöpfung, und umglänzt die Harmonie uns mit Licht und ewiger Liebe.

Auf den letzten Gebürgen von Schwaben öffnet ſich deinem Blicke das erhabene Schauſpiel. Du ſiehſt das Land deiner ſtillen Wünſche vor dir im magiſchen Dunkel der Gebirge; und die Ahndungen deiner Seele werden lichter und bedeutender, und du ſchauſt hin in die Ferne mit hohem ſehnendem Verlangen.

Aber lächelnd ſchwebt ſchon die Erfüllung dir zur Seite; denn näher dem Auge winkt dir der Spiegel des Boden-Sees mit ſeinen dämmernden Ufern. Du enträthſelſt die Geſtalten in der zauberiſchen Beleuchtung, und wandelſt entzückt über die lichte Ebne, bis dein Blick ſich verliert. Es iſt die Allmacht des Schönen die dein Auge feſſelt, daß du ewig weilen möchteſt in dieſem Zauber, und du huldigſt der Natur in

deiner erſten Nährung, und freueſt dich darum ihrer Umarmung mit einem kindlich genügenden Sinne.

Ueber das magiſche Dunkel hinaus birgt dir vielleicht ein Schleier von Nebeln noch ſchönere Geſtalten. Du ahndeſt ſie wohl, denn mancher Wanderer hat ſie geprieſen von der Höhe, da du hinblickeſt, und du vernahmſt die Kunde und ſahſt ſein Auge erglänzen.

Aber die regen Bilder deiner Phantaſie kämpfen umſonſt mit den Nebeln, wenn nicht ein freundlicher Morgen die Ferne erhellt, und dein Auge nun hinwandelt im freien Umkreiſe ſeines Lichts. Genüge dir dann das Vorgefühl, das der Natur du entgegen trägſt, und der ſtille Genuß des Lichtes, das über die Nebel gebietet. In ihm nahen deinem Blicke alle Bildungen der Unendlichkeit: denn wo im ewigen Raume glänzt das Schöne und Erhabene, das dem Auge nicht daherleuchtete in der Harmonie des Ganzen? Du ſiehſt in jeder Erſcheinung ihre unendliche Verknüpfung, und ahndeſt darum in jeder Berührung die unendliche Welt. Sie iſt ewig in deiner Anſchauung, und das Dunkel der Geſtalten und jeder Schimmer aus tiefer Ferne winkt die gleiche Gewißheit deines vollendeten Blickes. Das Licht iſt nur eines und bleibet mit dir. Aber die Räume der Erſcheinungen ſind nicht bleibend dieſelben. Du bewegſt ſie im freien Wandel, und beſtimmſt deinem Auge ihre Nähen und ihre Fernen. In dieſer Freiheit deines Blickes fühle den eignen Himmel im Buſen, wo alles Große und Schöne in ewiger Nähe dir wohnet, und deute in ihm jede Erſcheinung,

die der Augenblick dir zuführt. So bist du geweiht durch dein eignes Gefühl für die Wahrheiten der Natur, und innig vertraut mit ihrem heiligen Sinne, wandelst du, nirgends ein Fremdling des schönen Landes.

2.

Der Rhein bei Schaffhausen.

An den Quellen und Strömen deiner vaterländischen Fluren hast du zuerst das süßere Lächeln der Göttin vernommen, die den Sinn des Knaben wecket mit Anmuth und Schönheit, und des Jünglings Wandel leitet mit stiller schützender Liebe.

Hier ruhtest du oft in schöner Vergessenheit des Lebens am Busen der hohen Göttin, und regtest in stiller Bildung der Gedanken das erste himmlische Ahnden einer freien Schöpfung. Leiser wurde dein Sinn und bedeutender dein Blick. Du folgtest den freundlichen Winken des Schönen an jede heilige Orte, und die Muse umarmte dich, und du fühltest eine höhere Bedeutung deines Lebens, und priesest die Natur mit des Gesanges lieblichen Tönen.

Aber du suchest deines Lebens höhere Wahrheit in lichteren Bildern, und sehnest dich nach der Anschauung krystallheller Bäche, und nach der Ströme freierem Laufe in reiner ungetrübter Klarheit. Wo freute sich dein Blick dieser himmlischen Gewässer, und

ihres herrlichen Schmuckes im Kranze der Ufer? Die Ströme Deutſchlands ſahſt du ſo nicht wandeln. Nur in den Klüften und Thälern des waldigen Harzes und in den Felſengebürgen von Thüringen kommt im ſchönern Spiele des Lichts und im ſüßern Laute der Wogen ein einſamer Bach. Du prieſeſt ſeinen Wandel und die himmliſche Klarheit, und lauſchteſt mit Wohlgefallen dem ſüßen melodiſchen Geflüſter.

Aber es war nur Vorbedeutung des ſchönern Himmels, in welchen du eintrittſt mit dem erhabenen Rheinſtrom. Ihm vertraute die Natur den Eingang in ihr Heiligthum, und ſetzte ihn zum Richter über die nahenden Menſchen. Groß und untrüglich iſt ſein richtendes Wort. Er erforſchet dein Innerſtes, und ſagt dir, ob du es würdig biſt die Stätte zu berühren, wo die Göttin wandelt in ſtrahlender Hoheit und im freundlich belebenden Lichte des Ewig-Schönen.

Am öſtlichen Thore der Stadt, deren Name mit dem Ruhme des Rheines wandelt, erblickſt du den Strom. Hell wird dein Auge und freundlich dein Blick. Du fühleſt dich zauberiſch hingezogen in des Stromes herrlichen Wandel, als wolleſt du ihn umfangen in kindlicher Unwiſſenheit und Freude. Noch ſahſt du kein Gewäſſer in dieſer jugendlichen Schöne, in dieſem magiſchen Farbenſpiele ſeiner himmliſchen Klarheit. Er ſtrömet dahin bald leiſer bald raſcher, wie der Felſengrund eben und abwärts ihm winket, und des Ufers leichte Gebüſche und ſein dunkles Geſtein ſchweben mit zitterndem Lichte in des Stromes wirbelnder Woge. Du weileſt nicht mit ſtillbetrach-

tendem Blicke. Es ruht das Auge: aber es wandelt der Strom. In diesem Zauber der Bewegung fließt dein trunkner Blick, und du eilest mit des Stromes spielendem Wirbel schnell am Ufer vorüber. Aber wandelt der Strom die geebnete Bahn, dann umglänzet dich sein Spiegel, und du schauſt festen Blickes auf die schwebende Fluth und auf das himmlische Farbenspiel der leise bewegten Woge. Wo quillt dieses Lichtes lieblicher Zauber, und wo der Friede, der mit ihm strömet? Du ahndest Täuschung des trunknen Blickes und schöpfest den Strahl Aber es wandelt der Zauber in der Natur des Stromes, und seine himmlische Schönheit in der Befreundung des Auges ist der stille Friede, der mit ihm strömet.

Weile in diesem Lichte, und finde die hohe Wahrheit wonach dein Auge dürstet. Du wirst ewig nur seyn, wo die Natur dir strahlet, und welche schöne Gefühle dein Innerstes beleben: sie rührte deinen Sinn, und nur in ihr sollst du jedes Gefühl begreifen, und jede freie That in ihren Winken vollbringen. Aus der Unendlichkeit herab strömet ihr Licht, und jede Erscheinung in diesem Lichte ist Blick des Ewigen. Darum freust du dich ihrer mit Innigkeit, denn deine Freude ist Wandel durch die unendlichen Himmel, im Gefühle des Schönen, das ewig mit dir bleibet.

Noch ruht dein Auge auf dem Spiegel des Stroms mit stillem heiligem Wohlgefallen. Sahst du das himmlische Lächeln der Göttin? Wohl wandelt sie daher in ewiger Nähe dem Menschen, und leuchtet Leben und Freude; aber nirgends doch so sichtbar und

freundlich dem Auge als im Lichte der Gewässer und in der leicht dahin schwebenden melodischen Welle. Du schaust mit dem einen und gleichen Blicke die Blumen des Ufers und den ewigen Himmel im Strome. Deute die Wahrheit, und freue dich der hohen Weisheit des Schönen, die im Strome dir lächelt. Ein Augenblick nur verbindet die ewigen Räume, und er ist ewig mit ihnen. Dein ist der Blick, und dein die ewige Verknüpfung. Darum schmücke dich mit den Blumen in der Berührung der Himmel, und fühle in deinem Busen den ewigen Moment. Des Stromes herrlicher Wandel winkt seine Bedeutung. Er ist Bild deines Lebens, Bild deiner selbst, wie du dir ewig und bleibend in stiller Anschauung erscheinest, und dann wieder dahinströmest im schönen Wandel deiner Gefühle.

Aber Bild des Menschen in seiner jugendlichen Kraft und seiner ungeschminkten Wahrheit ist dieser Strom. Man siehet ihn und liebet ihn. Bleibe ihm gleich, du froher kühner Jüngling, und trink aus des Stromes spielender Woge den leichten Muth und den reinen hellen Sinn, der zum Manne von Kraft und Thaten dich bildet. Nimmer kehret der Strom zu dem Tropfen zurück, der er sich loswand vom Eise und zitternd herabglitt von der Felsenwand. Im Drucke der Felsen übt er seine Kräfte, und vereinigt sie zum Strome, und wird die Hindernisse bekämpfen, die seiner Bestimmung entgegen sind. Wie des Stromes Gewalt seine eigne Quelle ist, die er in sich fortführt über Felsen und durch Klüfte: so auch ist im Menschen

durch sein ganzes schönes Leben seines Daseyns Urquell bleibende ewige Freiheit, die er in sich fortführt durch den Strom der Zeiten, und zum Ziele fördert wie der Strom seine Quelle.

3.

Der Rheinfall bei Laufen.

Mit einer fröhlichen Eile zu seinem mächtigen Falle beugt der Strom in ein Buchengebüsch auf felsiger Höhe, und winkt nur dem Wandrer zu einer großen Erwartung. Still schaust du ihm nach, wo die muthige Welle noch sichtbar bleibt am hervorragenden Gestein. Dann wandelst du abwärts durch kühlende Schatten, und er verschwindet deinem Blicke. Aber er wird nicht fortströmen in verborgnen Klüften. Stolz auf seine Kraft ist er des freien Ganges gewiß, und verspricht auch durch Felsen hindurch den Weg sich zu bahnen.

Schon hörst du von fern her das Rauschen seines Falles wie dumpfes Getöse aus tiefer schauerlicher Waldung. Eine hohe Ahndung ergreift dich im Innersten, und hebt mit schnellerem Wechsel die tiefgerührte Brust. Lauter wird der Ruf, gleich dem Rufe des Donners, wenn er näher und näher am Gebirge heraufkommt, und durch die Stille der Thäler seine Erschütterung wandelt. Still und horchend, aber mit kühnerem Schritte eilest du dahin, und unverwandten Blickes fragst du den Sinn, der den Ruf vernimmt,

woher ſie wandle die unſichtbare Gottheit. Dann tritt ſie hervor am letzten Abhange des Weges majeſtätiſch und groß, und ein freudiges Erſtaunen, und eine tiefe erhabene Rührung durchdringt dein ganzes Weſen.

Allwandelnde, ewige, erhabene Natur, wer hat zuerſt in deinem Lichte ſein Auge verkläret, und an deinem himmliſchen Hauche ſeinen Buſen erwärmt, daß des Daſeyns dunkle Ahndung in hoher Gewißheit ihm ſtrahlte, und das Leben ewiger Himmel, ewiger Gottheit ihn durchſtrömte. Erblickte er den Tag in der ſtillen Stunde des Denkens, und ging die Sonne ihm auf, als er ſein Innerſtes durchforſchte? Nein, Erhabne, Ewige, dein ſichtbarer Wandel hat den Sinn des Menſchen gerühret, und du im hohen Glanze deiner Tage und Nächte biſt ſeiner Wahrheit ewiger heiliger Urſprung. Du bewegteſt die Zunge zum Sylbenlaut, und rieſeſt das Wort, das deinen heiligen Sinn bewahret. Es hat dich erhaben genannt, weil in groſſen Gefühlen du den Menſchen erhebeſt, und Kräfte weckeſt, die ſeine Gottheit ihm offenbaren. So wurde ſein Gefühl, in welchem er dich anſchaut, Leben in ihm ſelbſt, und das erleuchtete Auge folgt deinem Wandel, und ſieht in den ewigen Sphären der Sterne die gleiche erhabene Wahrheit des Lebens in dir. Es iſt Vollendung und Gottheit die du ihm ſtrahleſt, wenn in der tiefen Rührung des Schönen und Erhabenen, du Ewige, Unendliche ſein Innerſtes durchſtrömſt, daß mitten durch das Dunkel eines verworrnen Lebens himmliſcher Friede ihm lächelt.

Geleitet wurde der Menſch von freundlichen Gott-

heiten, dem dieſe Zuverſicht wurde im hohen Anſchauen der Natur. Unter den Blumen des Frühlings bargen ſie den Knaben, und in der ſchönen Umſchattung an ihren heiligen Gewäſſern. Wohl dir, Jüngling, wenn ſie ſo mit Liebe über dein Leben wachten, daß du herrlich hervorgingſt in deiner Kraft, und du in hohen edlen Regungen dich frei erhielteſt von einer gefühlloſen Weisheit. Du ſucheſt Leben des Ewigen und Bleibenden — ſiehe es in dir. Was aus der eignen Fülle deines Geiſtes ſtrömet, iſt ewige Bildung im Sonnenlichte. Darum werde dir jede Erſcheinung des freien offenen Sinnes Wahrheit dieſes Sinnes, und wecke Gefühle der Himmel und bleibendes Leben in dir.

Du ſtehſt hier an einem heiligen Orte, und verherrlichſt die Natur durch eine hohe innige Rührung. Aber kehre den Blick freier zurück auf dein Gefühl, denn du faſſeſt nicht ſeine Fülle, ſo lange der mächtige Eindruck deinen Sinn ergreift, und dich feſthält in der Anſchauung des Gegenſtandes. Begreife deinen Zuſtand. Nur im Staunen des Auges iſt Gleichgewicht der Kräfte. In der Betäubung erliegſt du, und fühlſt dich dann nur wieder frei, wenn die bildende Phantaſie den Eindruck gewinnt, und ſo allmählig das große Schauſpiel dir eine ruhige und lichte Anſchauung wird.

Unter den großen Natur-Erſcheinungen der Schweiz iſt der mächtige Rheinfall dir ſchon längſt als eine der erhabenſten geprieſen worden. Er verdient dieſe Erhebung wenn auch mehrere Gewäſſer des ſchönen Landes durch das Verhältniß ihres Falles mit dem

herabstürzenden Strahle dir einen beiweitem interessantern Anblick gewähren. So vor allen die Dosa im Val-Pomat am Griesgletscher, und die Vera auf dem schauerlich erhabenen Simplon. Selbst der Reichenbach im Haßli und die Aar in Guttannen sind von vielen in dieser Rücksicht vorgezogen worden. Gewiß laden sie dein Auge freundlicher ein, und du nahst ihnen vertrauender. Aber an Kraft des Falles und an Größe des Eindrucks gleicht dennoch keiner dem erhabenen Rheinstrom.

Siehe ihn zur Zeit, wenn am erwärmenden Sonnenlichte seine Quellen sich reichlicher von den Gebirgen ergiessen. Dann strömet er eine Gewalt, der nichts widerstehen mag, und in dieser stürzt sich sein muthiger Wandel mit der Eile des Blitzes und dem Laute des Donners vom jähen Felsen herab. Tief in den Abgrund stürmet der Strahl mit der schäumenden Kraft des Stromes, und tausendfach gebrochen, und getrieben im Drange der ewigströmenden Gewalt, kreiset und wirbelt das zerstäubte Gewässer hoch empor über den Felsen. Die Lüfte erschüttern im jähen Wandel des Stromes, und vom Sturme ergriffen schweben kühn und herrlich die lichten Silberwogen des zerstäubten Gewässers daher im Blaue des Himmels, und der Farbenschmuck der Iris strahlet mit stillem Glanze in diesem wallenden Lichte.

Staunend und stumm, und fest wie im Winke eines allmächtigen Zaubers, stehst du am Ufer. Es glüht deine Stirn, es glänzet dein Auge, und jeder

erschütternde Strahl rührt mit neuer Gewalt deinen klopfenden Busen.

Aber schaue vom linken Ufer des Stroms in der Nähe seines Sturmes, und wage den Schritt auf die bebende Brücke. Du zitterst nicht. Du hältst des Stromes Gewalt in deinem höheren Muthe und könntest hinabstürzen in die Fluth, und noch sterbend rufen, ich lebe!

Furcht und Schrecken sind nicht das Schöne und Große. Vertraue dem Auge die Wahrheit, und siehe, wie die Kraft, die vom Felsen sich stürzet, schön und leicht wieder daherwogt im Hauche der Lüfte. In deinem Gefühle begreife sie, und du siehst mit hohem Wohlgefallen das schöne erhabene Schauspiel, und freust dich der Rührung im freien Anschauen der Natur.

Dein ist das Gefühl, und die Größe des Eindrucks jeder Erscheinung ist daher Kraft der Bewegung deiner eignen anschauenden Thätigkeit. Darum findest du für ihre Größe kein andres Maaß, als eben dein eigenes Gefühl, und die Wahrheit alles Schönen und Erhabenen in der Natur ist daher Wahrheit deines Wesens, und eine sichtbare Beziehung deines ganzen schönen Daseyns unter dir gleichen freien Geistern.

Führe den Blick fort durch die ewige Verknüpfung. Die Natur endet nirgends, und was du siehst in jeder Erscheinung ist nur Strahl ihrer Unendlichkeit. So sollst du sie begreifen. Dann spricht nichts Leeres und Todtes an deinen Sinn, sondern Er belebt es, sein freies Eigenthum, und du trennest nicht

in deinen Gefühlen, was des einen Lebens ſtille bleibende Harmonie iſt. Nur im todten Buchſtaben verödet dein Daſeyn. Leben ſtrömet zum Leben, und je mehr die Natur in deinen Blicken lebt, und ihre Anſicht lebendige Kraft in dir ſelbſt iſt: je höher und wahrer wird dadurch auch deine Anſchauung, und du ruhſt mit der hohen Gewißheit eines Gottes in ihrer ewigen Umarmung.

In dieſem deinem Verhältniſſe mit der Natur wird die höchſte Energie und Thätigkeit des Geiſtes auch zugleich die höchſte Reinheit und Empfänglichkeit des Sinnes. Keines trennſt du vom andern, wie das Auge nicht vom Sonnenlicht, und dieſes nicht von jenem. Aber vom bildenden Genius geht die Befreundung aus, und nur er iſt der Gott, der alles zum Leben vereinigt, und im Lichte des Schönen die Umarmungen fortführet durch alle Räume des Himmels.

4.

Die Rheinfahrt nach Egliſau.

Blicke noch einmal auf das erhabene Schauſpiel mit dem vollen gerührten Auge, und ſiehe nun fernhin den Strom im frei dahin wandelnden Fluge. Du fühleſt dich ſüß ermattet von der Betrachtung des Großen, und möchteſt des Tages liebliche Stille athmen im ruhigen Anſchaun des Schönen. Geleite den Strom von ſeinem mächtigen Falle durch die Reihen

der schattigen Hügel. Anmuth und Kühle wandeln mit ihm, und du findest die schöne Ruhe, wonach dein Busen sich sehnet.

Aber suchest du entgegnende Blicke der Menschen; so freue dich zuvor der stillen Bedeutung der Natur, damit dein schönes Gefühl dir bleibe innigvertrauende Liebe, und keine Erscheinung der Freien den stillen Genuß in dir stöhre.

An der geräumigen Bucht des westlichen Ufers winkt dir ein Nachen, und des Stromes kundige Männer laden prüfend dich ein, die schnelle Fahrt zu beginnen. Schrecke dich nicht der unwirthliche Raum und die rohe Bildung des Nachen. Du darfst ihm vertrauen im Wirbel der Wogen, und die Form die des Gottes würdig ist, wird der Genius wecken, noch ehe der Strom entrinnet. Darum sey freundlich den Männern und spende stärkenden Wein, und dinge nicht um den Lohn der über freie Kräfte gebieten soll. Was du ihnen auch zahlest, es bedeutet nur Vergeltung, und ist nicht selbst die schöne That der Gastfreundschaft, durch deren Schutz du dahin wandelst ein Fremdling des Landes. Willst du freie That vergelten, so sey es durch freies Entgegenen. Nur so gewinnst du die Menschen zur Zufriedenheit und Liebe, und regest im Innersten ihrer Herzen jede schlummernden Accorde.

Siehe der Männer freien sichern Tritt, und die nervigen Arme, wie sie mit schöner Gewandtheit das Ruder schwingen, und den belasteten Nachen vom steinigen Ufer heben. Es ist die eine und gleiche Kraft,

die

die den Menſchen verherrlicht, und die in jeglicher Bildung des thätigen Lebens frei und göttlich dir ſtrahlet. Darum möge ſie in tauſend Formen erſcheinen, die That iſt dieſelbe und wandelt nicht. Sie aber die unendliche wandelt ihre Formen zur würdigſten und ſchönſten, und zeigt dir ſo in jeder Erſcheinung des Menſchen ſtille Vollendung.

Hebe dein Auge über die wallende Fluth und über die gebüſchigten Hügel. Noch ruht das ſchöne Schauſpiel in deinen ſtillen Blicken, und lächelt dir bleibende Gegenwart. Aber der Ruderſchlag ertönet, und im leiſen Schweben vom Ufer gewinnt der Nachen den Strom. Da wandelt himmliſche Regung durch die Stille des Tages, und es freuen ſich die Hügel in des Stromes ſchöner Umkränzung, und wechſelndes Licht umglänzt die ſchwebenden Geſtalten.

Herrlich iſt dein Wandel durch die Kühlung des Himmels: leiſer jetzt im ſchönern Spiegel des Stromes und ſanften Regens im ſtillen Hauche der Lüfte. Aber der Strahl ergreift dich abwärts den Felſengrund, und du flieheſt dahin auf der kühnen Eile der Wogen, daß die Gebuſche vom Ufer und ihre zitternden Bilder wie in himmliſchen Tänzen vorüber dir ſchweben. Nirgends dem Blicke endet die ſchöne Verwirrung, und nirgends die Freude. Fühle ſie, Jüngling, in freier Bruſt, und du fühleſt den Gott in der Bewegung des Ewig-Schönen.

Wohl iſt es ſein Nahen und wohl vernimmt es die Schöpfung. Darum ſtrahlen dir die Himmel in jeder Ferne des Auges, und wird rund um dich

her dein Wandel gepriesen in herrlich schwebenden Kreisen.

So winkest du ein Gott vom seligen Sitze der Ruhe Freude und Leben des Schönen. Es wandelt wohl dein Auge im schnellen Fluge des Stromes; aber es bleibet dein Blick ruhend ewig dir selbst. Nur in ihm, dem bleibenden, wandelt der Strom, und schweben die fröhlichen Kreise, und darum schauest du die himmlische Bewegung des Schönen nur ewig im Bilde des Freien.

Siehe so den lieblichen Wechsel der Horen, einen Wandel des Bleibenden. Es lächeln sich die Göttinnen in ewig schwebenden Umarmungen Liebe und Freude, und winken sie den Menschen in himmlischen Gefühlen durch stille Bildung des Schönen. Es sind ihre Tänze, die jetzt dich umschweben im leichten Wandel des Stromes, und es schaut dein Auge auf den schön verschlungenen Reigen mit stillem bleibenden Genusse. Darum störe kein Sehnen und kein banges Erwarten das süße Lächeln der Himmlischen. Wo der Augenblick dich umarmt, da fühle Rührung des Ewigen: denn des Gottes bleibende Freude ist ein unsterblicher Blick, strahlend den Himmel in jeglichem Wechsel des Schönen.

Dahin wandelt der Strom. Deute seine Wahrheit, und fühle die ewige Harmonie. Was du siehst in seinem Wandel ist Himmel in dir, denn er ruht in der vereinten Kraft deines Lebens und jede Regung des Schönen ist Wink seiner Erfüllung.

So befreunde dich dein Gefühl mit den Menschen

deines Himmels. Sie ſind in ihm die mächtigen Weſen, deren freie Wirkſamkeit nur rufen und fördern kann, was du Großes und Schönes im Buſen verbirgeſt. Darum erleuchten die Sonnen den unendlichen Raum, damit du ſie erkenneſt im entgegnenden Blicke. Darum ſchweben die Horen im ſtillen fröhlichen Wechſel, daß ſie bleibend mit dir jeden Ewigen in deine Umarmungen führen. Frage das Auge, das im Lichte ſich weidet und im Spiegel des Stromes: wo wandelt die Klarheit, und wo die Freude mit ihr? Sie ſind Blick deines Geiſtes im freien ſchönen Gefühle, und du ſucheſt dieſen Geiſt in freier ſchöner Entgegnung wohin du nur blickeſt. So athmeſt du durch jeden Wechſel der Erſcheinungen unſterbliches Daſeyn: denn der Kreislauf des Schönen, der dich einmal ergriff, iſt der Schauplatz ewiger Geiſter zur himmliſchen Einigung ihrer Weſen. Eile nicht hinab auf der wogenden Fluth, dir lächle denn die Zukunft in jedem Bilde der Gegenwart. Dann kränzen ſich die Ufer mit ſchönerem Lichte, und von den Hügeln herab tönen in Götter-Melodien Geſänge des Lebens. Was hindert deines Wunſches endliche Erfüllung? Hat in ihm nicht jede freie Erſcheinung ihr Daſeyn? Und wie begreifſt du nur die leiſeſte Ahndung des Schönen, wenn ſie die That nicht bezeuget, aus der ſie zur Wirklichkeit hervorgeht? Wohl ſiehſt du den ewigen Wechſel der Stunden, und überall in ihrem Fluge nur wandelnde Geſtalten. Des Stromes ſchwebende Welle küßt die Blumen des Ufers einmal und einmal, und zittert vorüber.

Alles kommt und geht Auch in die Locke der Jugend miſcht ſich näher und näher das ernſtere Alter; und der Pulsſchlag des Lebens gebietet ihren frohen leicht dahin kreiſenden Tänzen. Aber erhelle dein Auge am Lichte des Tages, daß du die ſtille Weisheit der Natur vernehmeſt. Dann fürchteſt du nicht den Wechſel des Daſeyns. Du ſiehest ihn. Deute die Natur, und du begreifeſt dein Leben im Ewigen und Bleibenden. Nimmer nähmeſt du den Wandel der Erſcheinungen wahr, wenn du ſelbſt im Anſchauen das Veränderliche wäreſt. Du aber überſieheſt die Momente der Natur in ihrem ewigen Kreislaufe, und hältſt ſie in deinem Blicke wie eine Gegenwart. Wo wäre dieſer Blick, wenn der Strom der Momente nicht vorübergiuge an ihm, und du daſtändeſt frei in deiner ewigen Gottheit? Fühle ſie in dir als unendliche That des vereinten bleibenden Lebens; und jede Erſcheinung der Gegenwart winkt dir die That, und du ſieheſt durch alle Räume der Unendlichkeit das Göttliche nur wandeln.

In dieſem hohen Gefühle ſchwebe dahin mit den Wogen, und miſche gern in deinen Betrachtungen Ernſt und Ergötzen, daß eine tiefere Rührung dein Auge verſchöne wenn die leicht wandelnde Freude vom Munde dir lächelt. Es ſind deine Bildungen, wohin du blikſeſt; denn nur aus freier Anſchauung geht die Wahrheit he vor, die rund um dich her in lieblichem Farbenſchmucke glänzet. Darum kenne die Natur, was ſie durch freie Behandlung des Menſchen geworden, und wiſſe, es iſt das einzige, wodurch der Geiſt zu

dir ſpricht, und was dir bleibet in ſich ewig verklärendem Lichte, während die Weisheit der Schulen ihren Gedankenkreis vollendet, und früher oder ſpäter zurückſinkt in ihr Nichts.

Selten ſagt es ſich der Menſch, daß ſeine That nur ſein Leben iſt, und daß ſelbſt in der Stille des einſamen Nachdenkens dieſe Bedeutung ihm bleibet. Aber ſuche dein Leben in einer ſchönen Harmonie, daß du ſeiner innewerdeſt durch reellen Gewinn. Dann erſt erſcheinet es deine That in hoher Klarheit der Gefühle, und du ſucheſt es nicht weiter außer der Welt deiner Anſchauungen. In dieſer Sphäre nur biſt du, und führeſt dein Leben du fort durch ewig thätiges Bilden. Nicht der flüchtigſte Eindruck kann vorübergehen an dir, ohne daß die Phantaſie bleibendes Leben an ihm wecke. Eine längere Uebung erſt hat dich gelehrt, die Farbe vom Tone und die Ruhe von der Bewegung zu unterſcheiden; und nur allmählig erſt wandelten die Geſtalten des Auges im Spiele des Lichts, und bildeteſt du fort der Töne Melodien und ihren gemeſſenen Einklang. So erweiterte ſich dein Blick im freien Triebe des Lebens, und du rieſeſt durch jede fortgehende Betrachtung deine Welt in eine höhere und freiere Anſchauung. Du im Gefühle dieſer Anſchauung ſagſt es, ſie iſt dein, und was kreiſet in ewigen Sphären und leuchtet in ihrem Lichte, iſt deines Blickes Berührung, iſt dein Gefühl und dein Leben.

Aber nur harmoniſche Bildung giebt deinem Gefühle die Wärme, und die hohe Klarheit, durch welche

dein Leben freie That dir erscheinet im Umkreise der Schöpfung. So nur achtest du auf dich, und das Verhältniß deiner Anschauung, und findest in jeder Berührung dein Wesen durchdrungen von eigner Fülle des Lebens.

Kennst du die schimmernden Blumen und Kräuter und die Gebüsche der Ufer; und ihre hohe Schönheit in der stillen Umkränzung rühret dein Auge doch nicht: so siehst du in ihnen nur todte Gestalten, und deine rühmliche Kenntniß ist nur Ahndung der Natur, die mit sichtbarer Freiheit den Menschen umstrahlet. Dann fehlt dir noch der Blick ihrer freien Beziehung auf das Verhältniß unsrer Geister. Du würdest sie sehen in der ewigen Schönheit, wenn dies Verhältniß du sahest als Leben der Menschen. Aber der Freiere sieht es in der stillen Gegenwart; denn sein Ideal ist ihm ausgedrückt, und was er anschaut in der Natur, wird ihm darum Berührung des freien harmonischen Lebens. Auch du wirst es finden, wenn du zuvor dein Verhältniß zum Menschen begreifst. Nur auf dem Schauplatze des Schönen begegnest du seinem Blicke, und bleibest du ewig mit ihm durch freies Schaffen und Wirken. Siehe dies Bleiben in der Natur und du siehest mit ihr der Zeiten Vollendung. Oder sahest du die Woge dem Strome entrinnen aus der Gegenwart des Blickes? Sie ist nur eine wie die spielende Woge mit der Quelle des Stromes. Darum, wandelt der Strom, so freue dich seiner Quelle. Ewig ist ihre Kraft in der bildenden Natur, wie im freien Triebe des Lebens ewig die Quelle deiner Freuden.

Was forſchet dein Auge nach den Geſetzen der Natur in ihren ewigen Bildungen? Hätteſt du ſie gewonnen, wo war der Zweck? und blieben ſie beziehungslos für die Wirkſamkeit der Menſchen? Dieſe nur begreife und ſo weit du ſie verfolgſt, iſt ihre Bedeutung dein Leben, in ſich ewig verklärender Anſchauung. Du ſucheſt nichts höheres und findeſt nichts höheres, und darum wird dir in ihr nur jeder mögliche Gewinn deiner freien geſellſchaftlichen Thätigkeit.

So begreife die unendliche Schöpfung des Geiſtes und ſuche die Wahrheit nur da, wo ſie freundlich dir winket. Deinem Sinne lebt ſie, freies ewiges Eigenthum, und ſtrahlet höher und reiner, jemehr du deine Kraft in ſchönen Bildungen erweiterſt. Hier wecket der Genius das Ewige und Göttliche, und ſchmücket dein Leben mit unvergänglicher Blüthe. Suche den Freundlichen, und er wird dich umarmen. Ueberall iſt ſein Wandel im Heiligthume der Natur, überall ſeine That in der freien Schöpfung des Menſchen. Wo er einmal dich rührte, da hält dich ſein Zauber, und du wandelſt nimmer aus ſeiner Sphäre. Die Natur hat ihn zuerſt deinem Sinne befreundet, und durch ihn dich in das Licht des Daſeyns gerufen. Denn alles Leben iſt Freiheit in der bildenden Natur, und welche Formen die Bildende auch immer hervorbringe, haben ſie nur Beziehung auf den ewigen Geiſt, ſo muß nothwendig jede Bildung auch der Freiheit entſprechen im wirklichen Gefühle deines Lebens. Dies iſt Geſetz deiner Anſchauung durch die freie Beziehung deines Gefühls. Dem himmliſchen Weſen der Freiheit ent-

ſpricht aber nichts, als nur die ewige Harmonie. Dieſe ſucheſt du daher wie dein Leben ſelbſt in jeder freien thätigen Anſchauung, und wo du ſie findeſt, da findeſt du das Schöne, und wo ſie dich rühret, da umfaßt dein Gefühl Leben und Freude des Gottes.

So hat die Natur dein Ideal ausgedrückt, wenn du ſie frei beziehſt auf die Wirkſamkeit des Geiſtes. Du ſiehſt ihre Schönheit bleibend in ihren Bildungen, und du ſieheſt dieſen Geiſt und ſeine ſtille Harmonie. Keine Störung war geweſen, wo du ſie einmal begriffſt; denn alle Kräfte gehen hervor zur Einigung des Lebens, und jede Wahrheit ſtehet da in der gebildeten Form.

Wenn du in ſtiller Betrachtung dein Auge erhebſt über den Schauplatz des Schönen, und du es dir ſagſt, dies iſt der ewige Himmel freier ſchaffender Geiſter: wie wandelt da dein Gedanke in tauſend Bildungen dahin, und winket Leben und Daſeyn aus der freien Kraft des Menſchen. Ehe dein Wort noch tönet, durchflogſt du die Unendlichkeit, und dieſe ſtille Gewalt iſt die That des Geiſtes, die über alle Kräfte gebietet, und ſie zum Leben verbindet in freien ſichtbaren Werken.

Alles im ewigen Raume gehorchet höhern Geſetzen. Aber die freiſte That iſt das höchſte Geſetz. Es wandelt der Strom mit den Reihen der Hügel, es ſchwebet der Kahn mit dem Zauber des Stroms. Du nur bleibſt und athmeſt Ruhe, und naheſt dem Ziele im freien Gebot.

Jetzt ſchauſt du herab vom begrünten Hügel, und es führet der Strom ſein ewiges Geſetz. Bleibe die

Klarheit der ſpielenden Woge, bleibe in wechſelnder Schöne das Licht. Dich hat es gerührt im herrlichen Wandel, und die Freude der Stunden bleibet mit dir.

So iſt ewig das Schöne im Blicke des Geiſtes erhöhetes Gefühl, des Lebens bleibender Gewinn. Wecke dies Gefühl, und du weckeſt dein Leben. Eine ſtille Gottheit naht dir ſichtbar und bleibet mit dir, und führet dich friedlich durch die Nebel und Stürme, bis am blumigen Hügel du ihrer Umarmung entſchlummerſt.

IV.

Geſpräch über die Poeſie.

Alle Gemüther, die ſie lieben, befreundet und bindet Poeſie mit unauflöslichen Banden. Mögen ſie ſonſt im eignen Leben das Verſchiedenſte ſuchen, einer gänzlich verachten, was der andre am heiligſten hält, ſich verkennen, nicht vernehmen, ewig fremd bleiben; in dieſer Region ſind ſie dennoch durch höhere Zauberkraft einig und in Frieden. Jede Muſe ſucht und findet die andre, und alle Ströme der Poeſie fließen zuſammen in das allgemeine große Meer.

Die Vernunft iſt nur eine und in allen dieſelbe: wie aber jeder Menſch ſeine eigne Natur hat und ſeine eigne Liebe, ſo trägt auch jeder ſeine eigne Poeſie in ſich. Die muß ihm bleiben und ſoll ihm bleiben, ſo gewiß er der iſt, der er iſt, ſo gewiß nur irgend etwas Urſprüngliches in ihm war; und keine Kritik kann und darf ihm ſein eigenſtes Weſen, ſeine innerſte Kraft rauben, um ihn zu einem allgemeinen Bilde ohne Geiſt und ohne Sinn zu läutern und zu reinigen, wie die Thoren ſich bemühen, die nicht wiſſen was ſie

wollen. Aber lehren ſoll ihn die hohe Wiſſenſchaft ächter Kritik, wie er ſich ſelbſt bilden muß in ſich ſelbſt, und vor allem ſoll ſie ihn lehren, auch jede andre ſelbſtändige Geſtalt der Poeſie in ihrer claſſiſchen Kraft und Fülle zu faſſen, daß die Blüthe und der Kern fremder Geiſter Nahrung und Saame werde für ſeine eigne Fantaſie.

Nie wird der Geiſt, welcher die Orgien der wahren Muſe kennt, auf dieſer Bahn bis ans Ende dringen, oder wähnen, daß er es erreicht: denn nie kann er eine Sehnſucht ſtillen, die aus der Fülle der Befriedigungen ſelbſt ſich ewig von neuem erzeugt. Unermeßlich und unerſchöpflich iſt die Welt der Poeſie wie der Reichthum der belebenden Natur an Gewächſen, Thieren und Bildungen jeglicher Art, Geſtalt und Farbe. Selbſt die künſtlichen Werke oder natürlichen Erzeugniſſe, welche die Form und den Namen von Gedichten tragen, wird nicht leicht auch der umfaſſendſte alle umfaſſen. Und was ſind ſie gegen die formloſe und bewußtloſe Poeſie, die ſich in der Pflanze regt, im Lichte ſtrahlt, im Kinde lächelt, in der Blüthe der Jugend ſchimmert, in der liebenden Bruſt der Frauen glüht? — Dieſe aber iſt die erſte, urſprüngliche, ohne die es gewiß keine Poeſie der Worte geben würde. Ja wir alle, die wir Menſchen ſind, haben immer und ewig keinen andern Gegenſtand und keinen andern Stoff aller Thätigkeit und aller Freude, als das eine Gedicht der Gottheit, deſſen Theil und Blüthe auch wir ſind — die Erde. Die Muſik des unendlichen Spielwerks zu vernehmen, die Schönheit des

Gedichts zu verſtehen, ſind wir fähig, weil auch ein Theil des Dichters, ein Funke ſeines ſchaffenden Geiſtes in uns lebt und tief unter der Aſche der ſelbſtgemachten Unvernunft mit heimlicher Gewalt zu glühen niemals aufhört.

Es iſt nicht nöthig, daß irgend jemand ſich beſtrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poeſie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar ſie erſt hervorzubringen, zu erfinden, aufzuſtellen und ihr ſtrafende Geſetze zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunſt ſo gern möchte. Wie der Kern der Erde ſich von ſelbſt mit Gebilden und Gewächſen bekleidete, wie das Leben von ſelbſt aus der Tiefe hervorſprang, und alles voll ward von Weſen die ſich fröhlich vermehrten; ſo blüht auch Poeſie von ſelbſt aus der unſichtbaren Urkraft der Menſchheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne ſie trifft und befruchtet. Nur Geſtalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Menſch gebildet iſt; und ſo läßt ſich auch eigentlich nicht reden von der Poeſie als nur in Poeſie.

Die Anſicht eines jeden von ihr iſt wahr und gut, in ſo fern ſie ſelbſt Poeſie iſt. Da nun aber ſeine Poeſie, eben weil es die ſeine iſt, beſchränkt ſeyn muß, ſo kann auch ſeine Anſicht der Poeſie nicht anders als beſchränkt ſeyn. Dieſes kann der Geiſt nicht ertragen, ohne Zweifel weil er, ohne es zu wiſſen, es dennoch weiß, daß kein Menſch ſchlechthin nur ein Menſch iſt, ſondern zugleich auch die ganze Menſchheit wirklich und in Wahrheit ſeyn kann und ſoll. Darum geht

der Menſch, ſicher ſich ſelbſt immer wieder zu finden, immer von neuem aus ſich heraus, um die Ergänzung ſeines innerſten Weſens in der Tiefe eines fremden zu ſuchen und zu finden. Das Spiel der Mittheilung und der Annäherung iſt das Geſchäft und die Kraft des Lebens, abſolute Vollendung iſt nur im Tode.

Darum darf es auch dem Dichter nicht genügen, den Ausdruck ſeiner eigenthümlichen Poeſie, wie ſie ihm angebohren und angebildet wurde, in bleibenden Werken zu hinterlaſſen. Er muß ſtreben, ſeine Poeſie und ſeine Anſicht der Poeſie ewig zu erweitern, und ſie der höchſten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich iſt; dadurch daß er ſeinen Theil an das große Ganze auf die beſtimmteſte Weiſe anzuſchließen ſtrebt: denn die tödtende Verallgemeinerung [illegible] gerade das Gegentheil.

Er kann es, wenn er den Mittelpunkt gefunden hat, durch Mittheilung mit denen, die ihn gleichfalls von einer andern Seite auf eine andre Weiſe gefunden haben. Die Liebe bedarf der Gegenliebe. Ja für den wahren Dichter kann ſelbſt das Verkehr mit denen, die nur auf der bunten Oberfläche ſpielen, heilſam und lehrreich ſeyn. Er iſt ein geſelliges Weſen.

Für mich hatte es von jeher einen großen Reiz mit Dichtern und dichteriſch Geſinnten über die Poeſie zu reden. Viele Geſpräche der Art habe ich nie vergeſſen, von andern weiß ich nicht genau, was der Fantaſie und was der Erinnerung angehört; vieles iſt wirklich darin, andres erſonnen. So das gegenwärtige, welches ganz verſchiedene Anſichten gegen einan-

der ſtellen ſoll, deren jede aus ihrem Standpunkte den unendlichen Geiſt der Poeſie in einem neuen Lichte zeigen kann, und die alle mehr oder minder bald von dieſer bald von jener Seite in den eigentlichen Kern zu dringen ſtreben. Das Intereſſe an dieſer Vielſeitigkeit erzeugte den Entſchluß, was ich in einem Kreiſe von Freunden bemerkt und anfänglich nur in Beziehung auf ſie gedacht hatte, allen denen mitzutheilen, die eigne Liebe im Buſen ſpären und geſonnen ſind, in die heiligen Myſterien der Natur und der Poeſie kraft ihrer innern Lebensfülle ſich ſelbſt einzuweihen.

Amalia und Camilla geriethen ſo eben über ein neues Schauſpiel in ein Geſpräch, das immer lebhafter wurde, als zwey von den erwarteten Freunden, die wir Marcus und Antonio nennen wollen, mit einem lauten Gelächter in die Geſellſchaft traten. Nachdem jene beyden hinzugekommen, war dieſe nun ſo vollſtändig als ſie ſich gewöhnlich bey Amalien zu verſammeln pflegte, um ſich frey und froh mit ihrer gemeinſchaftlichen Liebhaberey zu beſchäftigen. Ohne Verabredung oder Geſetz fügte es ſich meiſtens von ſelbſt, daß Poeſie der Gegenſtand, die Veranlaßung, der Mittelpunkt ihres Beyſammenſeyns war. Bisher hatte bald dieſer bald jener unter ihnen ein dramatiſches Werk oder auch ein andres vorgeleſen, worüber dann viel hin und her geredet, und manches Gute und Schöne geſagt ward. Doch fühlten bald alle mehr oder minder einen gewiſſen Mangel bey dieſer Art der Unterhaltung. Amalia bemerkte den Umſtand zuerſt und wie ihm zu helfen ſeyn mögte. Sie

meynte, die Freunde wüßten nicht klar genug um die Verſchiedenheit ihrer Anſichten. Dadurch werde die Mittheilung verworren, und ſchwiege mancher gar, der ſonſt wohl reden würde. Jeder, oder zunächſt nur wer eben am meiſten Luſt habe, ſolle einmal ſeine Gedanken über Poeſie, oder über einen Theil, eine Seite derſelben von Grund des Herzens ausſprechen, oder lieber ausſchreiben, damit man's ſchwarz auf weiß beſitze, wie's jeder meyne. Camilla ſtimmte ihrer Freundin lebhaft bey, damit wenigſtens einmal etwas neues geſchähe, zur Abwechslung von dem ewigen Leſen. Der Streit, ſagte ſie, würde dann erſt recht arg werden; und das müſſe er auch, denn eher ſey keine Hoffnung zum ewigen Frieden.

Die Freunde ließen ſich den Vorſchlag gefallen und legten ſogleich Hand ans Werk, ihn auszuführen. Selbſt Lothario, der ſonſt am wenigſten ſagte und ſtritt, ja oft Stundenlang bey allem was die andern ſagen und ſtreiten mochten, ſtumm blieb und ſich in ſeiner würdigen Ruhe nicht ſtören ließ, ſchien den lebhafteſten Antheil zu nehmen, und gab ſelbſt Verſprechungen, etwas vorzuleſen. Das Intereſſe wuchs mit dem Werk und mit den Vorbereitungen dazu, die Frauen machten ſich ein Feſt daraus, und es wurde endlich ein Tag feſtgeſetzt, an dem jeder vorleſen ſollte, was er bringen würde. Durch alle dieſe Umſtände war die Aufmerkſamkeit geſpannter, als gewöhnlich; der Ton des Geſprächs indeſſen blieb ganz ſo zwanglos und leicht wie er ſonſt unter ihnen zu ſeyn pflegte.

Camilla hatte mit vielem Feuer ein Schauſpiel beſchrieben und gerühmt, was am Tage zuvor gegeben war.

Amalia hingegen tadelte es, und behauptete, es sey von Kunst ja von Verstand durchaus keine Ahndung darin. Ihre Freundin gab dies sogleich zu; aber, sagte sie, es ist doch wild und lebendig genug, oder wenigstens können es gute Schauspieler, wenn sie guter Laune sind, dazu machen. — Wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, sagte Andrea, indem er auf seine Rolle und nach der Thüre sah, ob die fehlenden nicht bald kommen würden; wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, so müssen sie eigentlich alle gute Laune verlieren, daß sie die der Dichter erst machen sollen. — Ihre gute Laune, Freund, erwiederte Amalia, macht Sie Selbst zum Dichter; denn daß man dergleichen Schauspielschreiber Dichter heißt, ist doch nur ein Gedicht, und eigentlich viel ärger als wenn die Komödianten sich Künstler nennen oder nennen lassen. — Gönnt uns aber doch unsre Weise, sagte Antonio, indem er sichtbar Camillens Parthey nahm; wenn sich einmal durch glücklichen Zufall ein Funken von Leben, von Freude und Geist in der gemeinen Masse entwickelt, so wollen wirs lieber erkennen, als uns immer wiederholen, wie gemein nun eben die gemeine Masse ist. — Darüber ist ja grade der Streit, sagte Amalia; gewiß es hat sich in dem Stück von dem wir reden, gar nichts weiter entwickelt, als was sich fast alle Tage da entwickelt; eine gute Portion Albernheit. Sie fing hierauf an, Beyspiele anzuführen, worin sie aber bald gebeten wurde nicht länger fortzufahren, und in der That bewiesen sie nur zu sehr was sie beweisen sollten.

Camilla erwiederte dagegen, dieses treffe sie gar nicht, denn sie habe auf die Reden und Redensarten der Perso-

Personen im Stück nicht sonderlich Acht gegeben. — Man fragte sie, worauf sie denn geachtet habe, da es doch keine Operette sey? — Auf die äußre Erscheinung, sagte sie, die ich mir wie eine leichte Musik habe vorspielen lassen. Sie lobte dann eine der geistreichsten Schauspielerinnen, schilderte ihre Manieren, ihre schöne Kleidung, und äußerte ihre Verwunderung, daß man ein Wesen wie unser Theater so schwer nehmen könne. Gemein sey da in der Regel freylich fast alles; aber selbst im Leben, wo es einem doch näher träte, mache ja oft das Gemeine eine sehr romantische und angenehme Erscheinung. — Gemein in der Regel fast alles, sagte Lothario. Dieses ist sehr richtig. Wahrlich, wir sollten nicht mehr so häufig an einen Ort gehen, wo der von Glück zu sagen hat, der nicht vom Gedränge, von üblem Geruch oder von unangenehmen Nachbaren leidet. Man soderte einmal von einem Gelehrten eine Inschrift für das Schauspielhaus. Ich würde vorschlagen, daß man darüber setzte: Komm Wandrer und sieh das Platte; welches dann in den meisten Fällen eintreffen würde.

Hier wurde das Gespräch durch die eintretenden Freunde unterbrochen, und wären sie zugegen gewesen, so dürfte der Streit wohl eine andre Richtung und Verwicklung gewonnen haben, denn Marcus dachte nicht so über das Theater, und konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß etwas rechtes daraus werden müsse.

Sie traten, wie gesagt, mit einem unmäßigen Gelächter in die Gesellschaft, und aus den letzten

Worten, die man hören konnte, ließ ſich ſchließen, daß ihre Unterhaltung ſich auf die ſogenannten claſſiſchen Dichter der Engländer bezog. Man ſagte noch einiges über denſelben Gegenſtand, und Antonio, der ſich gern bey Gelegenheit mit dergleichen polemiſchen Einfällen dem Geſpräch einmiſchte, das er ſelten ſelbſt führte, behauptete, die Grundſätze ihrer Kritik und ihres Enthuſiasmus wären im Smith über den Nationalreichthum zu ſuchen. Sie wären nur froh, wenn ſie wieder einen Claſſiker in die öffentliche Schatzkammer tragen könnten. Wie jedes Buch auf dieſer Inſel ein Eſſay, ſo werde da auch jeder Schriftſteller, wenn er nur ſeine gehörige Zeit gelegen habe, zum Claſſiker. Sie wären aus gleichem Grund und in gleicher Weiſe auf die Verfertigung der beſten Scheeren ſtolz wie auf die der beſten Poeſie. So ein Engländer leſe den Shakſpeare eigentlich nicht anders wie den Pope, den Dryden, oder wer ſonſt noch Claſſiker ſey; bey dem einen denke er eben nicht mehr als bey dem andern. — Marcus meynte, das goldne Zeitalter ſey nun einmal eine moderne Krankheit, durch die jede Nation hindurch müſſe, wie die Kinder durch die Pocken. — So müßte man den Verſuch machen können, die Kraft der Krankheit durch Inoculation zu ſchwächen, ſagte Antonio. Ludoviko, der mit ſeiner revoluzionären Philoſophie das Vernichten gern im Großen trieb, fing an von einem Syſtem der falſchen Poeſie zu ſprechen, was er darſtellen wolle, die in dieſem Zeitalter beſonders bey Engländern und Franzoſen graſſirt habe und zum Theil noch graſſire; der tiefe gründliche

Zuſammenhang aller dieſer falſchen Tendenzen, die ſo ſchön übereinſtimmen, eine die andre ergänzen und ſich freundſchaftlich auf halbem Wege entgegenkommen, ſey eben ſo merkwürdig und lehrreich als unterhaltend und groteſk. Er wünſchte ſich nur Verſe machen zu können, denn in einem komiſch n Gedicht müßte ſich, was er meyne, eigentlich erſt recht machen. Er wollte noch mehr davon ſagen, aber die Frauen unterbrachen ihn und foderten den Andrea auf, daß er anfangen möchte; ſonſt wäre des Vorredens kein Ende. Nachher könnten ſie ja deſto mehr reden und ſtreiten. Andrea ſchlug die Rolle auf und las.

Epochen der Dichtkunſt.

Wo irgend lebendiger Geiſt in einem gebildeten Buchſtaben gebunden erſcheint, da iſt Kunſt, da iſt Abſonderung, Stoff zu überwinden, Werkzeuge zu gebrauchen, ein Entwurf und Geſetze der Behandlung. Darum ſehn wir die Meiſter der Poeſie ſich mächtig beſtreben, ſie auf das vielſeitigſte zu bilden. Sie iſt eine Kunſt, und wo ſie es noch nicht war, ſoll ſie es werden, und wenn ſie es wurde, erregt ſie gewiß in denen die ſie wahrhaft lieben, eine ſtarke Sehnſucht, ſie zu erkennen, die Abſicht des Meiſters zu verſtehen, die Natur des Werks zu begreifen, den Urſprung der Schule, den Gang der Ausbildung zu erfahren. Die Kunſt ruht auf dem Wiſſen, und die Wiſſenſchaft der Kunſt iſt ihre Geſchichte.

Es iſt aller Kunſt weſentlich eigen, ſich an das Gebildete anzuſchlieſſen, und darum ſteigt die Geſchichte von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Stufe zu Stufe immer höher ins Alterthum zurück, bis zur erſten urſprünglichen Quelle.

Für uns Neuere, für Europa liegt dieſe Quelle in Hellas, und für die Hellenen und ihre Poeſie war es Homeros und die alte Schule der Homeriden. Eine unverſiegbare Quelle allbildſamer Dichtung war es, ein mächtiger Strom der Darſtellung wo eine Woge des Lebens auf die andre rauſcht, ein ruhiges Meer, wo ſich die Fülle der Erde und der Glanz des Himmels freundlich ſpiegeln. Wie die Weiſen den Anfang der Natur im Waſſer ſuchen, ſo zeigt ſich die älteſte Poeſie in flüßiger Geſtalt.

Um zwey verſchiedene Mittelpunkte vereinigte ſich die Maſſe der Sage und des Geſanges. Hier ein großes gemeinſames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwieſpalt, der Ruhm des Tapferſten; dort die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandteſten Klugheit, wie ihr endlich die erſchwerte Heimkehr dennoch gelingt. Durch dieſe urſprüngliche Abſonderung ward das vorbereitet und gebildet, was wir Ilias und Odyſſee nennen, und was in ihr eben einen feſten Anhalt fand, um vor andern Geſängen der gleichen Zeit für die Nachwelt zu bleiben.

In dem Gewächs der Homeriſchen ſehen wir gleichſam das Entſtehen aller Poeſie; aber die Wurzeln entziehn ſich dem Blick, und die Blüthen und

Zweige der Pflanze treten unbegreiflich ſchön aus der Nacht des Alterthums hervor. Dieſes reizend gebildete Chaos iſt der Keim, aus welchem die Welt der alten Poeſie ſich organiſirte.

Die epiſche Form verdarb ſchnell. Statt deſſen erhob ſich, auch bey den Joniern, die Kunſt der Jamben, die im Stoff und in der Behandlung der grade Gegenſatz der mythiſchen Poeſie, und eben darum der zweyte Mittelpunkt der helleniſchen Poeſie war, und an und mit ihr die Elegie, welche ſich faſt eben ſo mannichfach verwandelte und umgeſtaltete wie das Epos.

Was Archilochos war, muß uns außer den Bruchſtücken, Nachrichten und Nachbildungen des Horatius in den Epoden, die Verwandtſchaft der Komödie des Ariſtophanes und ſelbſt die entferntere der römiſchen Satire vermuthen laſſen. Mehr haben wir nicht, die größte Lücke in der Kunſtgeſchichte auszufüllen. Doch leuchtet es jedem, der nachdenken will, ein, wie es ewig im Weſen der höchſten Poeſie liege, auch in heiligen Zorn auszubrechen, und ihre volle Kraft an dem fremdeſten Stoff, der gemeinen Gegenwart zu äußern.

Dieſes ſind die Quellen der helleniſchen Poeſie, Grundlage und Anfang. Die ſchönſte Blüthe umfaßt die meliſchen, choriſchen, tragiſchen und komiſchen Werke der Dorer, Aeolier und Athener von Alkman und Sappho bis zum Ariſtophanes. Was uns aus dieſer wahrhaft goldenen Zeit in den höchſten Gattungen der Poeſie übrig geblieben iſt, trägt mehr oder minder einen ſchönen oder großen Styl, die Lebens-

kraft der Begeiſterung und die Ausbildung der Kunſt in göttlicher Harmonie.

Das Ganze ruht auf dem feſten Boden der alten Dichtung, eins und untheilbar durch das feſtliche Leben freyer Menſchen und durch die heilige Kraft der alten Götter.

Die melische Poeſie ſchloß ſich mit ihrer Muſik aller ſchönen Gefühle zunächſt an die jambiſche, in welcher der Drang der Leidenſchaft, und die elegiſche, in welcher der Wechſel der Stimmung im Spiel des Lebens ſo lebendig erſcheinen, daß ſie für den Haß und die Liebe gelten können, durch welche das ruhige Chaos der homeriſchen Dichtung bewegt ward zu neuen Bildungen und Geſtaltungen. Die choriſchen Geſänge hingegen neigten ſich mehr zum heroiſchen Geiſt des Epos, und trennten ſich eben ſo einfach nach dem Uebergewicht von geſetzlichem Ernſt oder heiliger Freyheit in der Verfaſſung und Stimmung des Volks. Was Eros der Sappho eingab, athmete Muſik; und wie die Würde des Pindaros gemildert wird durch den fröhlichen Reiz gymnaſtiſcher Spiele, ſo ahmten die Dithyramben in ihrer Ausgelaſſenheit auch wohl die kühnſten Schönheiten der Orcheſtik nach.

Stoff und Urbilder fanden die Stifter der tragiſchen Kunſt im Epos, und wie dieſes aus ſich ſelbſt die Parodie entwickelte, ſo ſpielten dieſelben Meiſter, welche die Tragödie erfanden, in Erfindung Satyriſcher Dramen.

Zugleich mit der Plaſtik entſtand die neue Gat-

tung, ihr ähnlich in der Kraft der Bildung und im Geſetz des Gliederbaus.

Aus der Verbindung der Parodie mit den alten Jamben und als Gegenſatz der Tragödie entſprang die Komödie, voll der höchſten Mimik die nur in Worten möglich iſt.

Wie dort Handlungen und Begebenheiten, Eigenthümlichkeit und Leidenſchaft, aus der gegebnen Sage zu einem ſchönen Syſtem harmoniſch geordnet und gebildet wurden, ſo ward hier eine verſchwenderiſche Fülle von Erfindung als Rhapſodie kühn hingeworfen, mit tiefem Verſtand im ſcheinbaren Unzuſammenhang.

Beyde Arten des attiſchen Drama griffen aufs wirkſamſte ins Leben ein, durch ihre Beziehung auf das Ideal der beyden großen Formen, in denen das höchſte und einzige Leben, das Leben des Menſchen unter Menſchen erſcheint. Den Enthuſiasmus für die Republik finden wir beym Aeſchylos und Ariſtophanes, ein hohes Urbild ſchöner Familie in den heroiſchen Verhältniſſen der alten Zeit liegt dem Sophokles zum Grunde.

Wie Aeſchylos ein ewiges Urbild der harten Strenge und des nicht ausgebildeten Enthuſiasmus, Sophokles aber der harmoniſchen Vollendung iſt: ſo zeigt ſchon Euripides jene unergründliche Weichlichkeit, die nur dem verſunkenen Künſtler möglich iſt, und ſeine Poeſie iſt oft nur die ſinnreichſte Declamation.

Dieſe erſte Maſſe helleniſcher Dichtkunſt, das alte Epos, die Jamben, die Elegie, die feſtlichen Geſänge und Schauſpiele; das iſt die Poeſie ſelbſt. Alles, was

noch folgt, bis auf unſre Zeiten, iſt Ueberbleibſel, Nachhall, einzelne Ahndung, Annäherung, Rückkehr zu jenem höchſten Olymp der Poeſie.

Die Vollſtändigkeit nöthigt mich zu erwähnen, daß auch die erſten Quellen und Urbilder des didaskaliſchen Gedichts, die wechſelſeitigen Uebergänge der Poeſie und der Philoſophie in dieſer Blüthezeit der alten Bildung zu ſuchen ſind: in den naturbegeiſterten Hymnen der Myſterien, in den ſinnreichen Lehren der geſellig ſittlichen Gnome, in den allumfaſſenden Gedichten des Empedokles und andrer Forſcher, und etwa in den Sympoſien, wo das philoſophiſche Geſpräch und die Darſtellung deſſelben ganz in Dichtung übergeht.

Solche einzig große Geiſter wie Sappho, Pindaros, Aeſchylos, Sophokles, Ariſtophanes kamen nicht wieder: aber noch gabs genialiſche Virtuoſen wie Philoxenos, die den Zuſtand der Auflöſung und Gährung bezeichnen, welcher den Uebergang von der großen idealiſchen zur zierlichen gelehrten Poeſie der Hellenen bildet. Ein Mittelpunkt für dieſe war Alexandrien. Doch nicht hier allein blühte ein claſſiſches Siebengeſtirn tragiſcher Dichter; auch auf der attiſchen Bühne glänzte eine Schaar von Virtuoſen, und wenn gleich die Dichtkünſtler in allen Gattungen Verſuche in Menge machten, jede alte Form nachzubilden oder umzugeſtalten, ſo war es doch die dramatiſche Gattung vor allen, in welcher ſich die noch übrige Erfindungskraft dieſes Zeitalters durch eine reiche Fülle der ſinnreichſten und oft ſeltſamen neuen Verbindungen und Zuſammenſez-

zungen zeigte, theils im Ernſt, theils zur Parodie. Doch blieb es auch wohl in dieſer Gattung beym Zierlichen, Geiſtvollen, Künſtlichen, wie in den andern, unter denen wir nur das Idyllion, als eine eigenthümliche Form dieſes Zeitalters erwähnen; eine Form, deren Eigenthümliches aber faſt nur im Formloſen beſteht. Im Rhythmus und manchen Wendungen der Sprache und Darſtellungsart folgt es einigermaßen dem epiſchen Styl; in der Handlung und im Geſpräch den doriſchen Mimen von einzelnen Scenen aus dem geſelligen Leben in der lokalſten Farbe; im Wechſelgeſange den kunſtloſen Liedern der Hirten; im erotiſchen Geiſt gleicht es der Elegie und dem Epigramm dieſer Zeit, wo dieſer Geiſt ſelbſt in epiſche Werke einfloß, deren viele jedoch faſt nur Form waren, wo der Künſtler in der didaskaliſchen Gattung zu zeigen ſuchte, daß ſeine Darſtellung auch den ſchwierigſten trockenſten Stoff beſiegen könne; in der mythiſchen hingegen, daß man auch den ſeltenſten kenne, und auch den älteſten ausgebildetſten neu zu verjüngen und feiner umzubilden wiſſe; oder in zierlichen Parodien mit einem nur ſcheinbaren Objekt ſpielte. Ueberhaupt ging die Poeſie dieſer Zeit entweder auf die Künſtlichkeit der Form, oder auf den ſinnlichen Reiz des Stoffs, der ſelbſt in der neuen attiſchen Komödie herrſchte; aber das wollüſtigſte iſt verloren.

Nachdem auch die Nachahmung erſchöpft war, begnügte man ſich neue Kränze aus den alten Blumen zu flechten, und Anthologien ſind es, welche die helleniſche Poeſie beſchließen.

Die Römer hatten nur einen kurzen Anfall von Poeſie, während deſſen ſie mit großer Kraft kämpften und ſtrebten, ſich die Kunſt ihrer Vorbilder anzueignen. Sie erhielten dieſelben zunächſt aus den Händen der Alexandriner: daher herrſcht das Erotiſche und Gelehrte in ihren Werken, und muß auch, was die Kunſt betrifft, der Geſichtspunkt bleiben, ſie zu würdigen. Denn der Verſtändige läßt jedes Gebildete in ſeiner Sphäre, und beurtheilt es nur nach ſeinem eignen Ideale. Zwar erſcheint Horatius in jeder Form intereſſant, und einen Menſchen von dem Werth dieſes Römers würden wir vergeblich unter den ſpätern Hellenen ſuchen: aber dieſes allgemeine Intereſſe an ihm ſelbſt iſt mehr ein romantiſches als ein Kunſturtheil, welches ihn nur in der Satire hoch ſtellen kann. Eine herrliche Erſcheinung iſts wenn die römiſche Kraft mit der helleniſchen Kunſt bis zur Verſchmelzung Eins wird. So bildete Propertius eine große Natur durch die gelehrteſte Kunſt; der Strom inniger Liebe quoll mächtig aus ſeiner treuen Bruſt. Er darf uns über den Verluſt helleniſcher Elegiker tröſten, wie Lucretius über den des Empedokles.

Während einiger Menſchenalter wollte alles dichten in Rom, und jeder glaubte, er müſſe die Muſen begünſtigen und ihnen wieder aufhelfen; und das nannten ſie ihre goldne Zeit der Poeſie. Gleichſam die taube Blüthe in der Bildung dieſer Nation. Die Modernen ſind ihnen darin gefolgt; was unter Auguſtus und Maecenas geſchah, war eine Vorbedeutung auf die Cinquecentiſten Italiens. Ludwig der vier-

zehnte verſuchte denſelben Frühling des Geiſtes in Frankreich zu erzwingen, auch die Engländer kamen überein, den Geſchmack unter der Königin Anna für den beſten zu halten, und keine Nation wollte fernerhin ohne ihr goldnes Zeitalter bleiben; jedes folgende war leerer und ſchlechter noch als das vorhergehende, und was ſich die Deutſchen zuletzt als golden eingebildet haben, verbietet die Würde dieſer Darſtellung näher zu bezeichnen.

Ich kehre zurück zu den Römern. Sie hatten, wie geſagt, nur einen Anfall von Poeſie, die ihnen eigentlich ſtets widernatürlich blieb. Einheimiſch war bey ihnen nur die Poeſie der Urbanität, und mit der einzigen Satire haben ſie das Gebiet der Kunſt bereichert. Es nahm dieſelbe unter jedem Meiſter eine neue Geſtalt an, indem ſich der große alte Styl der römiſchen Geſelligkeit und des römiſchen Witzes bald die claſſiſche Kühnheit des Archilochos und der alten Komödie aneignete, bald aus der ſorgloſen Leichtigkeit eines Improviſatore zur ſauberſten Eleganz eines correcten Hellenen bildete, bald mit Stoiſchem Sinn und im gediegenſten Styl zur großen alten Weiſe der Nation zurückkehrte, bald ſich der Begeiſterung des Haſſes überließ. Durch die Satire erſcheint in neuem Glanz, was noch von der Urbanität der ewigen Roma im Catullus lebt, im Martialis, oder ſonſt einzeln und zerſtreut. Die Satire giebt uns einen römiſchen Standpunkt für die Produkte des römiſchen Geiſtes.

Nachdem die Kraft der Poeſie ſo ſchnell erloſchen als zuvor gewachſen war, nahm der Geiſt der Men-

ſchen eine andre Richtung, die Kunſt verſchwand im Gedränge der alten und der neuen Welt, und über ein Jahrtauſend verſtrich, ehe wieder ein großer Dichter im Occident aufſtand. Wer Talent zum Reden hatte, widmete ſich bey den Römern gerichtlichen Geſchäften, und wenn er ein Hellene war, hielt er populäre Vorleſungen über allerley Philoſophie. Man begnügte ſich, die alten Schätze jeder Art zu erhalten, zu ſammeln, zu miſchen, abzukürzen und zu verderben; und wie in andern Zweigen der Bildung, ſo zeigt ſich auch in der Poeſie nur ſelten eine Spur von Originalität, einzeln und ohne Nachdruck; nirgends ein Künſtler, kein claſſiſches Werk in ſo langer Zeit. Dagegen war die Erfindung und Begeiſterung in der Religion um ſo reger; in der Ausbildung der neuen, in den Verſuchen zur Umbildung der alten, in der myſtiſchen Philoſophie müſſen wir die Kraft jener Zeit ſuchen, die in dieſer Rückſicht groß war, eine Zwiſchenwelt der Bildung, ein fruchtbares Chaos zu einer neuen Ordnung der Dinge, das wahre Mittelalter.

Mit den Germaniern ſtrömte ein unverdorbener Felſenquell von neuem Heldengeſang über Europa, und als die wilde Kraft der Gothiſchen Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermährchen des Orients zuſammentraf, blühte an der ſüdlichen Küſte gegen das Mittelmeer ein fröhliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Geſänge und ſeltſamer Geſchichten, und bald in dieſer bald in jener Geſtalt verbreitete ſich mit der heiligen

lateiniſchen Legende auch die weltliche Romanze, von Liebe und von Waffen ſingend.

Die katholiſche Hierarchie war unterdeſſen ausgewachſen; die Jurisprudenz und die Theologie zeigte manchen Rückweg zum Alterthum. Dieſen betrat, Religion und Poeſie verbindend, der große Dante, der heilige Stifter und Vater der modernen Poeſie. Von den Altvordern der Nation lernte er das eigenſte und ſonderbarſte, das heiligſte und das ſüßeſte der neuen gemeinen Mundart zu claſſiſcher Würde und Kraft zuſammenzudrängen, und ſo die provenzaliſche Kunſt der Reime zu veredeln; und da ihm nicht bis zur Quelle zu ſteigen vergönnt war, konnten ihm auch Römer den allgemeinen Gedanken eines großen Werkes von geordnetem Gliederbau mittelbar anregen. Mächtig faßte er ihn, in Einen Mittelpunkt drängte ſich die Kraft ſeines erfindſamen Geiſtes zuſammen, in Einem ungeheuren Gedicht umfaßte er mit ſtarken Armen ſeine Nation und ſein Zeitalter, die Kirche und das Kaiſerthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelſten und des Schändlichſten was er geſehn, des Größten und des Seltſamſten, was er erſinnen konnte; die offenherzigſte Darſtellung ſeiner ſelbſt und ſeiner Freunde, die herrlichſte Verherrlichung der Geliebten; alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unſichtbare.

Petrarca gab der Canzone und dem Sonett Vollendung und Schönheit. Seine Geſänge ſind der Geiſt ſeines Lebens, und ein Hauch beſeelt und bildet ſie zu

Einem untheilbaren Werk; die ewige Roma auf Erden und Madonna im Himmel als Wiederſchein der einzigen Laura in ſeinem Herzen verſinnlichen und halten in ſchöner Freyheit die geiſtige Einheit des ganzen Gedichts. Sein Gefühl hat die Sprache der Liebe gleichſam erfunden, und gilt nach Jahrhunderten noch bey allen Edlen, wie Boccaccio's Verſtand eine unverſiegbare Quelle merkwürdiger meiſtens wahrer und ſehr gründlich ausgearbeiteter Geſchichten für die Dichter jeder Nation ſtiftete, und durch kraftvollen Ausdruck und großen Periodenbau die Erzählungs-Sprache der Converſazion zu einer ſoliden Grundlage für die Proſa des Romans erhob. So ſtreng in der Liebe Petrarca's Reinheit, ſo materiell iſt Boccaccio's Kraft, der es lieber wählte, alle reizende Frauen zu tröſten, als eine zu vergöttern. In der Canzone durch fröhliche Anmuth und geſelligen Scherz nach dem Meiſter neu zu ſeyn, gelang ihm glücklicher als dieſem, in der Viſion und Terzine dem großen Dante ähnlich zu werden.

Dieſe drey ſind die Häupter vom alten Styl der modernen Kunſt: ihren Werth ſoll der Kenner verſtehn, dem Gefühl des Liebhabers bleibt grade das Beſte und Eigenſte in ihnen hart oder doch fremd.

Aus ſolchen Quellen entſprungen, konnte bey der vorgezognen Nation der Italiäner der Strom der Poeſie nicht wieder verſiegen. Jene Erfinder zwar ließen keine Schule ſondern nur Nachahmer zurück: dagegen entſtand ſchon früh ein neues Gewächs. Man wandte die Form und Bildung der nun wieder

zur Kunſt gewordnen Poeſie auf den abentheuerlichen Stoff der Ritterbücher an, und ſo entſtand das Romanzo der Italiäner, urſprünglich ſchon zu geſelligen Vorleſungen beſtimmt, und die alterthümlichen Wundergeſchichten durch einen Anhauch von geſelligem Witz und geiſtiger Würze zur Groteske laut oder leiſe verwandelnd. Doch iſt dieſes Groteske ſelbſt im Arioſto, der das Romanzo wie Boyardo mit Novellen, und nach dem Geiſt ſeiner Zeit mit ſchönen Blüthen aus den Alten ſchmückte, und in der Stanze eine hohe Anmuth erreichte, nur einzeln, nicht im Ganzen, das kaum dieſen Namen verdient. Durch dieſen Vorzug und durch ſeinen hellen Verſtand ſteht er über ſeinem Vorgänger; die Fülle klarer Bilder und die glückliche Miſchung von Scherz und Ernſt macht ihn zum Meiſter und Urbilde in leichter Erzählung und ſinnlichen Fantaſien. Der Verſuch, das Romanzo durch einen würdigen Gegenſtand und durch claſſiſche Sprache zur antiken Würde der Epopöe zu erheben, das man ſich als ein großes Kunſtwerk aller Kunſtwerke für die Nation, und nach ſeinem allegoriſchen Sinn noch beſonders für die Gelehrten dachte, blieb, ſo oft er auch wiederhohlt wurde, nur ein Verſuch, der den rechten Punkt nicht treffen konnte. Auf einem andern ganz neuen, aber nur einmal anwendbaren Wege gelang es dem Guarini, im Paſtorfido, dem größten ja einzigen Kunſtwerke der Italiäner nach jenen Großen, den romantiſchen Geiſt und die claſſiſche Bildung zur ſchönſten Harmonie zu verſchmelzen, wo-

durch er auch dem Sonett neue Kraft und neuen Reiz gab.

Die Kunstgeschichte der Spanier, die mit der Poesie der Italiäner aufs innigste vertraut waren, und die der Engländer, deren Sinn damals für das Romantische, was etwa durch die dritte vierte Hand zu ihnen gelangte, sehr empfänglich war, drängt sich zusammen in die von der Kunst zweyer Männer, des Cervantes und Shakspeare, die so groß waren, daß alles übrige gegen sie nur vorbereitende, erklärende, ergänzende Umgebung scheint. Die Fülle ihrer Werke und der Stufengang ihres unermeßlichen Geistes wäre allein Stoff für eine eigne Geschichte. Wir wollen nur den Faden derselben andeuten, in welche bestimmte Massen das Ganze zerfällt, oder wo man wenigstens einige feste Punkte und die Richtung sieht.

Da Cervantes zuerst die Feder statt des Degens ergriff, den er nicht mehr führen konnte, dichtete er die Galatea, eine wunderbar große Composition von ewiger Musik der Fantasie und der Liebe, den zartesten und lieblichsten aller Romane; außerdem viele Werke, so die Bühne beherrschten, und wie die göttliche Numancia des alten Kothurns würdig waren. Dieses war die erste große Zeit seiner Poesie; ihr Charakter war hohe Schönheit, ernst aber lieblich.

Das Hauptwerk seiner zweyten Manier ist der erste Theil des Don Quixote, in welchem der fantastische Witz und eine verschwenderische Fülle kühner Erfindung herrschen. Im gleichen Geist und wahrscheinlich auch um dieselbe Zeit dichtete er auch viele

seiner

ſeiner Novellen, beſonders die komiſchen. In den letzten Jahren ſeines Lebens gab er dem herrſchenden Geſchmack im Drama nach, und nahm es aus dieſem Grunde zu nachläßig; auch im zweyten Theil des Don Quixote nahm er Rückſicht auf Urtheile; es blieb ihm ja doch frey, ſich ſelbſt zu genügen, und dieſe an die erſte überall angebildete Maſſe des einzig in zwey getrennten und aus zweyen verbundenen Werks, das hier gleichſam in ſich ſelbſt zurückkehrt, mit unergründlichem Verſtand in die tiefſte Tiefe auszuarbeiten. Den großen Perſiles dichtete er mit ſinnreicher Künſtlichkeit in einer ernſten, dunkeln Manier nach ſeiner Idee vom Roman des Heliodor; was er noch dichten wollte, vermuthlich in der Gattung des Ritterbuchs und des dramatiſirten Romans, ſo wie den zweyten Theil der Galatea zu vollenden, verhinderte ihn der Tod.

Vor Cervantes war die Proſa der Spanier im Ritterbuch auf eine ſchöne Art alterthümlich, im Schäferroman blühend, und ahmte im romantiſchen Drama das unmittelbare Leben in der Sprache des Umgangs ſcharf und genau nach. Die lieblichſte Form für zarte Lieder, voll Muſik oder ſinnreicher Tändeley, und die Romanze, gemacht um mit Adel und Einfalt edle und rührende alte Geſchichte ernſt und treu zu erzählen, waren von Alters her in dieſem Lande einheimiſch Weniger war dem Shakſpeare vorgearbeitet; faſt nur durch die bunte Mannichfaltigkeit der Engländiſchen Bühne, für die bald Gelehrte, bald Schauſpieler, Vornehme und Hofnarren arbeiteten, wo Myſterien aus der Kindheit des Schauſpiels oder

altengliſche Poſſen mit fremden Novellen, mit vaterländiſchen Hiſtorien und andern Gegenſtänden wechſelten; in jeder Manier und in jeder Form, aber nichts was wir Kunſt nennen dürften. Doch war es für den Effekt und ſelbſt für die Gründlichkeit ein glücklicher Umſtand, daß früh ſchon Schauſpieler für die Bühne arbeiteten, die doch durchaus nicht auf den Glanz der äußern Erſcheinung berechnet war, und daß im hiſtoriſchen Schauſpiel die Einerleyheit des Stoffs, den Geiſt des Dichters und des Zuſchauers auf die Form lenken mußte.

Shakſpeare's frühſte Werke *) müſſen mit dem Auge betrachtet werden, mit welchem der Kenner die Alterthümer der italiäniſchen Mahlerkunſt verehrt. Sie ſind ohne Perſpektive und andre Vollendung, aber gründlich, groß und voll Verſtand, und in ihrer Gattung nur durch die Werke aus der ſchönſten Manier deſſelben Meiſters übertroffen. Wir rechnen dahin den Locrinus, wo der höchſte Kothurn in Gothiſcher Mundart mit der derben altengliſchen Luſtigkeit grell verbunden iſt, den göttlichen Perikles, und andre Kunſtwerke des einzigen Meiſters, die der Aberwitz ſeichter Schriftgelehrten ihm gegen alle Geſchichte abgeſprochen, oder die Dummheit derſelben nicht anerkannt hat. Wir

*) Ueber die ſogenannten unächten Stücke von Shakſpeare und die Beweiſe ihrer Aechtheit dürfen wir den Freunden des Dichters eine ausführliche Unterſuchung von Tieck verſprechen, deſſen gelehrte Kenntniß und originelle Anſicht derſelben die Aufmerkſamkeit des Verfaſſers zuerſt auf jene intereſſante kritiſche Frage lenkte.

ſetzen, daß dieſe Produkte früher ſind als der Adonis und die Sonette, weil keine Spur darin iſt von der ſüßen lieblichen Bildung, von dem ſchönen Geiſt, der mehr oder minder in allen ſpätern Dramen des Dichters athmet, am meiſten in denen der höchſten Blüthe. Liebe, Freundſchaft und edle Geſellſchaft wirkten nach ſeiner Selbſtdarſtellung eine ſchöne Revoluzion in ſeinem Geiſte; die Bekanntſchaft mit den zärtlichen Gedichten des bey den Vornehmen beliebten Spenſer gab ſeinem neuen romantiſchen Schwunge Nahrung, und dieſer mochte ihn zur Lektüre der Novellen führen, die er mehr als zuvor geſchehn war, für die Bühne mit dem tiefſten Verſtande umbildete, neu conſtruirte und fantaſtiſch reizend dramatiſirte. Dieſe Ausbildung floß nun auch auf die hiſtoriſchen Stücke zurück, gab ihnen mehr Fülle, Anmuth und Witz, und hauchte allen ſeinen Dramen den romantiſchen Geiſt ein, der ſie in Verbindung mit der tiefen Gründlichkeit am eigenſten charakteriſirt, und ſie zu einer romantiſchen Grundlage des modernen Drama conſtituirt, die dauerhaft genug iſt für ewige Zeiten.

Von den zuerſt dramatiſirten Novellen erwähnen wir nur den Romeo und Love's labour's loſt, als die lichteſten Punkte ſeiner jugendlichen Fantaſie, die am nächſten an Adonis und die Sonette gränzen. In drey Stücken von Heinrich dem Sechſten und Richard dem Dritten ſehn wir einen ſtätigen Uebergang aus der ältern noch nicht romantiſirten Manier in die groſſe. An dieſe Maſſe abſtruirte er die von Richard dem Zweyten bis Heinrich dem Fünften; und dieſes

Werk iſt der Gipfel ſeiner Kraft. Im Macbeth und Lear ſehn wir die Gränzzeichen der männlichen Reife und der Hamlet ſchwebt unauflöslich im Uebergang von der Novelle zu dem was dieſe Tragödien ſind. Für die letzte Epoche erwähnen wir den Sturm, Othello und die römiſchen Stücke; es iſt unermeßlich viel Verſtand darin, aber ſchon etwas von der Kälte des Alters.

Nach dem Tode dieſer Großen erloſch die ſchöne Fantaſie in ihren Ländern. Merkwürdig genug bildete ſich nun ſogleich die bis dahin roh gebliebene Philoſophie zur Kunſt, erregte den Enthuſiasmus herrlicher Männer und zog ihn wieder ganz an ſich. In der Poeſie dagegen gab es zwar vom Lope de Vega bis zum Gozzi manche ſchätzbare Virtuoſen, aber doch keine Poeten, und auch jene nur für die Bühne. Uebrigens wuchs die Fülle der falſchen Tendenzen in allen gelehrten und populären Gattungen und Formen immer mehr. Aus oberflächlichen Abſtractionen und Räſonnements, aus dem misverſtandenen Alterthum und dem mittelmäßigen Talent entſtand in Frankreich ein umfaſſendes und zuſammenhängendes Syſtem von falſcher Poeſie, welches auf einer gleich falſchen Theorie der Dichtkunſt ruhete; und von hier aus verbreitete ſich dieſe ſchwächliche Geiſteskrankheit des ſogenannten guten Geſchmackes faſt über alle Länder Europa's. Die Franzoſen und die Engländer conſtituirten ſich nun ihre verſchiedenen goldenen Zeitalter, und wählten ſorgfältig als würdige Repräſentanten der Nation im Pantheon des Ruhms ihre Zahl von Claſſikern aus

Schriftſtellern, die ſämmtlich in einer Geſchichte der Kunſt keine Erwähnung finden können.

Indeſſen erhielt ſich doch auch hier wenigſtens eine Tradition, man müſſe zu den Alten und zur Natur zurückkehren, und dieſer Funken zündete bey den Deutſchen, nachdem ſie ſich durch ihre Vorbilder allmählig durchgearbeitet hatten. Winkelmann lehrte das Alterthum als ein Ganzes betrachten, und gab das erſte Beyſpiel, wie man eine Kunſt durch die Geſchichte ihrer Bildung begründen ſolle. Goethe's Univerſalität gab einen milden Widerſchein von der Poeſie faſt aller Nationen und Zeitalter; eine unerſchöpflich lehrreiche Suite von Werken, Studien, Skizzen, Fragmenten, Verſuchen in jeder Gattung und in den verſchiedenſten Formen. Die Philoſophie gelangte in wenigen kühnen Schritten dahin, ſich ſelbſt und den Geiſt des Menſchen zu verſtehen, in deſſen Tiefe ſie den Urquell der Fantaſie und das Ideal der Schönheit entdecken, und ſo die Poeſie deutlich anerkennen mußte, deren Weſen und Daſeyn ſie bisher auch nicht geahndet hatte. Philoſophie und Poeſie, die höchſten Kräfte des Menſchen, die ſelbſt zu Athen jede für ſich in der höchſten Blüthe doch nur einzeln wirkten, greifen nun in einander, um ſich in ewiger Wechſelwirkung gegenſeitig zu beleben und zu bilden. Das Ueberſetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Rhythmen iſt zur Kunſt und die Kritik zur Wiſſenſchaft geworden, die alte Irrthümer vernichtet und neue Ausſichten in die Kenntniß des Alterthums eröff-

net, in deren Hintergrunde ſich eine vollendete Geſchichte der Poeſie zeigt.

Es fehlt nichts, als daß die Deutſchen dieſe Mittel ferner brauchen, daß ſie dem Vorbilde folgen, was Goethe aufgeſtellt hat, die Formen der Kunſt überall bis auf den Urſprung erforſchen, um ſie neu beleben oder verbinden zu können, und daß ſie auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn, und die alte Kraft, den hohen Geiſt wieder frey machen, der noch in den Urkunden der vaterländiſchen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flamming und Weckherlin bis jetzt verkannt ſchlummert: ſo wird die Poeſie, die bey keiner modernen Nation ſo urſprünglich ausgearbeitet und vortrefflich erſt eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter, und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bey eben derſelben eine gründliche Wiſſenſchaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunſt erfindſamer Dichter ſeyn und bleiben.

Camilla. Sie haben die Franzoſen ja faſt gar nicht erwähnt.

Andrea. Es iſt ohne beſondre Abſicht geſchehn; ich fand eben keine Veranlaſſung.

Antonio. Er hätte an dem Beyſpiel der großen Nation wenigſtens zeigen können, wie man eine ſeyn kann, ohne alle Poeſie.

Camilla. Und darſtellen wie man ohne Poeſie lebt.

Ludoviko. Er hat mir durch dieſe Tücke auf eine indirekte Art mein polemiſches Werk über die Theorie der falſchen Poeſie vorwegnehmen wollen.

Andrea. Es wird nur auf Sie ankommen, ſo habe ich, was Sie thun wollen nur leiſe angekündigt.

Lothario. Da Sie bey Erwähnung der Uebergänge aus Poeſie in Philoſophie und aus Philoſophie in Poeſie, des Plato als Dichter erwähnten, wofür die Muſe Ihnen lohne, horchte ich nachher auch auf den Namen des Tacitus. Dieſe durchgebildete Vollendung des Styls, dieſe gediegene und helle Darſtellung, die wir in den großen Hiſtorien des Alterthums finden, ſollte dem Dichter ein Urbild ſeyn. Ich bin überzeugt, dieſes große Mittel ließe ſich noch gebrauchen.

Marcus. Und vielleicht ganz neu anwenden.

Amalia. Wenn das ſo fortgeht, wird ſich uns, ehe wirs uns verſehen, eins nach dem andern in Poeſie verwandeln. Iſt denn alles Poeſie?

Lothario. Jede Kunſt und jede Wiſſenſchaft die durch die Rede wirkt, wenn ſie als Kunſt um ihrer ſelbſt willen geübt wird, und wenn ſie den höchſten Gipfel erreicht, erſcheint als Poeſie.

Ludoviko. Und jede, die auch nicht in den Worten der Sprache ihr Weſen treibt, hat einen unſichtbaren Geiſt, und der iſt Poeſie.

Marcus. Ich ſtimme in vielen ja faſt in den meiſten Punkten mit Ihnen überein. Nur wünſchte ich, Sie hätten noch mehr Rückſicht auf die Dichtarten genommen; oder um mich beſſer auszudrücken, ich

wünſchte, daß eine beſtimmtere Theorie derſelben aus Ihrer Darſtellung hervorginge.

Andrea. Ich habe mich in dieſem Stück ganz in den Gränzen der Geſchichte halten wollen.

Ludoviko. Sie könnten ſich immerhin auch auf die Philoſophie berufen. Wenigſtens habe ich noch in keiner Eintheilung den urſprünglichen Gegenſatz der Poeſie ſo wiedergefunden, als in Ihrer Gegeneinanderſtellung der epiſchen und der jambiſchen Dichtungsart.

Andrea. Die doch nur hiſtoriſch iſt.

Lotario. Es iſt natürlich, daß wenn die Poeſie auf eine ſo große Weiſe entſteht, wie in jenem glücklichen Lande, ſie ſich auf zwiefache Art äußert. Sie bildet entweder eine Welt aus ſich heraus, oder ſie ſchließt ſich an die äußre, welches im Anfang nicht durch Idealiſiren ſondern auf eine feindliche und harte Art geſchehen wird. So erkläre ich mir die epiſche und die jambiſche Gattung.

Amalia. Mich ſchauderts immer; wenn ich ein Buch aufſchlage, wo die Fantaſie und ihre Werke Rubrikenweiſe claſſifizirt werden.

Marcus. Solche verabſcheuungswürdige Bücher wird Ihnen niemand zumuthen zu leſen. Und doch iſt eine Theorie der Dichtarten grade das, was uns fehlt. Und was kann ſie anders ſeyn als eine Claſſification, die zugleich Geſchichte und Theorie der Dichtkunſt wäre?

Ludoviko. Sie würde uns darſtellen wie und auf welche Weiſe die Fantaſie eines — erdichteten

Dichters, der, als Urbild, der Dichter aller Dichter wäre, sich kraft ihrer Thätigkeit durch diese selbst nothwendig beschränken und theilen muß.

Amalia. Wie kann aber dieses künstliche Wesen zur Poesie dienen?

Lotario. Sie haben bis jetzt eigentlich wenig Ursache, Amalia, über dergleichen künstliches Wesen bey Ihren Freunden zu klagen. Es muß noch ganz anders kommen, wenn die Poesie wirklich ein künstliches Wesen werden soll.

Marcus. Ohne Absonderung findet keine Bildung Statt, und Bildung ist das Wesen der Kunst. Also werden Sie jene Eintheilungen wenigstens als Mittel gelten lassen.

Amalia. Diese Mittel werfen sich oft zum Zweck auf, und immer bleibt es ein gefährlicher Umweg, der gar zu oft den Sinn für das Höchste tödtet, ehe das Ziel erreicht ist.

Ludovico. Der rechte Sinn läßt sich nicht tödten.

Amalia. Und welche Mittel zu welchem Zweck? Es ist ein Zweck, den man nur gleich oder nie erreichen kann. Jeder freye Geist sollte unmittelbar das Ideal ergreifen und sich der Harmonie hingeben, die er in seinem Innern finden muß, sobald er sie da suchen will.

Ludovico. Die innere Vorstellung kann nur durch die Darstellung nach außen, sich selbst klarer und ganz lebendig werden.

Marcus. Und Darstellung ist Sache der Kunst, man stelle sich wie man auch wolle.

Antonio. Nun so sollte man die Poesie auch als Kunst behandeln. Es kann wenig fruchten, sie in einer kritischen Geschichte so zu betrachten, wenn die Dichter nicht selbst Künstler und Meister sind, mit sichern Werkzeugen zu bestimmten Zwecken auf beliebige Weise zu verfahren.

Marcus. Und warum sollten sie das nicht? Freylich müssen sie es und werden es auch. Das wesentlichste sind die bestimmten Zwecke, die Absonderung wodurch allein das Kunstwerk Umriß erhält und in sich selbst vollendet wird. Die Fantasie des Dichters soll sich nicht in eine chaotische Ueberhauptpoesie ergießen, sondern jedes Werk soll der Form und der Gattung nach einen durchaus bestimmten Charakter haben.

Antonio. Sie zielen schon wieder auf Ihre Theorie der Dichtarten. Wären Sie nur erst damit im Reinen.

Lothario. Es ist nicht zu tadeln, wenn unser Freund auch noch so oft darauf zurückkommt. Die Theorie der Dichtungsarten würde die eigenthümliche Kunstlehre der Poesie seyn. Ich habe oft im Einzelnen bestätigt gefunden, was ich im Allgemeinen schon wußte: daß die Principien des Rhythmus und selbst der gereimten Sylbenmaße musikalisch sind; was in der Darstellung von Charakteren, Situationen, Leidenschaften das Wesentliche, Innere ist, der Geist, dürfte in den bildenden und zeichnenden Künsten einheimisch

ſeyn. Die Diction ſelbſt, obgleich ſie ſchon unmittelbarer mit dem eigenthümlichen Weſen der Poeſie zuſammenhängt, iſt ihr mit der Rhetorik gemein. Die Dichtungsarten ſind eigentlich die Poeſie ſelbſt.

Marcus. Auch mit einer bündigen Theorie derſelben bliebe noch vieles zu thun übrig, oder eigentlich alles. Es fehlt nicht an Lehren und Theorien, daß und wie die Poeſie eine Kunſt ſeyn und werden ſolle. Wird ſie es aber dadurch wirklich? — Dieß könnte nur auf dem praktiſchen Wege geſchehn, wenn mehre Dichter ſich vereinigten eine Schule der Poeſie zu ſtiften, wo der Meiſter den Lehrling wie in andern Künſten tüchtig angriffe und wacker plagte, aber auch im Schweiß ſeines Angeſichts ihm eine ſolide Grundlage als Erbſchaft hinterließe, auf die der Nachfolger dadurch von Anfang an im Vortheil nun immer größer und kühner fortbauen dürfte, um ſich endlich auf der ſtolzeſten Höhe frey und mit Leichkeit zu bewegen.

Andrea. Das Reich der Poeſie iſt unſichtbar. Wenn ihr nur nicht auf die äußre Form ſeht, ſo könnt ihr eine Schule der Poeſie in ihrer Geſchichte finden, größer als in irgend einer andern Kunſt. Die Meiſter aller Zeiten und Nationen haben uns vorgearbeitet, und ein ungeheures Capital hinterlaſſen. Dieß in der Kürze zu zeigen, war der Zweck meiner Vorleſung.

Antonio. Auch unter uns und ganz in der Nähe fehlt es nicht an Beyſpielen, daß ein Meiſter, vielleicht ohne es zu wiſſen und zu wollen, den Nachfolgern gewaltig vorarbeitet. Wenn Voſſens eigne Gedichte längſt aus der Reihe der Dinge verſchwun-

den ſind, wird ſein Verdienſt als Ueberſetzer und Sprachkünſtler, der eine neue Gegend mit unſäglicher Kraft und Ausdauer urbar gemacht, um ſo heller glänzen, je mehr ſeine vorläufigen Arbeiten durch nachfolgende, beſſere übertroffen werden, weil man dann einſehn wird, daß dieſe nur durch jene möglich gemacht worden waren.

Marcus. Bey den Alten gab es auch im eigentlichſten Sinne Schulen der Poeſie. Und ich will es nicht leugnen, ich hege die Hoffnung, daß dieß noch jetzt möglich ſey. Was iſt wohl ausführbarer, und was zugleich wünſchenswürdiger, als ein gründlicher Unterricht in der metriſchen Kunſt? Aus dem Theater kann gewiß nicht eher etwas rechtes werden, bis ein Dichter das Ganze dirigirt, und viele in einem Geiſte dafür arbeiten. Ich deute nur auf einige Wege zur Möglichkeit, meine Idee auszuführen. Es könnte in der That das Ziel meines Ehrgeizes ſeyn, eine ſolche Schule zu vereinigen und ſo wenigſtens einige Arten und einige Mittel der Poeſie in einen gründlichen Zuſtand zu bringen.

Amalia. Warum wieder nur Arten und Mittel? — Warum nicht die ganze eine und untheilbare Poeſie? — Unſer Freund kann gar nicht von ſeiner alten Unart laſſen; er muß immer ſondern und theilen, wo doch nur das Ganze in ungetheilter Kraft wirken und befriedigen kann. Und ich hoffe, Sie werden doch Ihre Schule nicht ſo ganz allein ſtiften wollen?

Camilla. Sonſt mag er auch ſein eigner Schü-

ler bleiben, wenn er allein der Meiſter ſeyn will. Wir wenigſtens werden uns auf die Art nicht in die Lehre geben.

Antonio. Nein gewiß, Sie ſollen nicht von einem Einzelnen allein deſpotiſirt werden, liebe Freundin; wir müſſen Sie alle nach Gelegenheit belehren dürfen. Wir wollen alle Meiſter und Schüler zugleich ſeyn, bald dieſes bald jenes wie es ſich trifft. Und mich wird wohl das letzte am häufigſten treffen. Doch wäre ich gleich dabey, ein Schutz- und Trutzbündniß von und für die Poeſie einzugehn, wenn ich nur die Möglichkeit einer ſolchen Kunſtſchule derſelben einſehn könnte.

Ludoviko Die Wirklichkeit würde das am beſten entſcheiden.

Antonio. Es müßte zuvor unterſucht und ins Reine gebracht werden, ob ſich Poeſie überhaupt lehren und lernen läßt.

Lotario. Wenigſtens wird es eben ſo begreiflich ſeyn, als daß ſie überhaupt durch Menſchenwitz und Menſchenkunſt aus der Tiefe ans Licht gelockt werden kann. Ein Wunder bleibt es doch; ihr mögt euch ſtellen wie ihr wollt.

Ludoviko. So iſt es. Sie iſt der edelſte Zweig der Magie, und zur Magie kann der iſolirte Menſch ſich nicht erheben; aber wo irgend Menſchentrieb durch Menſchengeiſt verbunden zuſammenwirkt, da regt ſich magiſche Kraft. Auf dieſe Kraft habe ich gerechnet; ich fühle den geiſtigen Hauch wehen in der Mitte der Freunde; ich lebe nicht in Hoffnung ſondern in Zu-

verſicht der neuen Morgenröthe, der neuen Poeſie. Das übrige hier auf dieſen Blättern, wenn es jetzt Zeit iſt.

Antonio. Laſſen Sie uns hören. Ich hoffe, wir finden in dem was Sie uns geben wollen, einen Gegenſatz für Andrea's Epochen der Dichtkunſt. So können wir dann eine Anſicht und eine Kraft als Hebel für die andre gebrauchen, und über beyde deſto freyer und eingreifender disputiren, und wieder auf die große Frage zurückkommen, ob ſich Poeſie lehren und lernen läßt.

Camilla. Es iſt gut, daß Ihr endlich ein Ende macht. Ihr wollt eben alles in die Schule nehmen und ſeyd nicht einmal Meiſter über die Redensarten, die Ihr führt; ſo daß ich nicht übel Luſt hätte, mich zur Präſidentin zu conſtituiren und Ordnung im Geſpräch zu ſchaffen.

Antonio. Nachher wollen wir Ordnung halten, und im Nothfalle an Sie appelliren. Jetzt laſſen Sie uns hören.

Ludovico. Was ich Euch zu geben habe und was mir ſehr an der Zeit ſchien, zur Sprache zu bringen, iſt eine

Rede über die Mythologie.

Bey dem Ernſt, mit dem Ihr die Kunſt verehrt, meine Freunde, will ich Euch auffordern, Euch ſelbſt zu fragen: Soll die Kraft der Begeiſterung auch in

der Poeſie ſich immerfort einzeln verſplittern und wenn ſie ſich müde gekämpft hat gegen das widrige Element, endlich einſam verſtummen? Soll das höchſte heilige immer namenlos und formlos bleiben, im Dunkel dem Zufall überlaſſen? Iſt die Liebe wirklich unüberwindlich, und giebt es wohl eine Kunſt, die den Namen verdiente, wenn dieſe nicht die Gewalt hat, den Geiſt der Liebe durch ihr Zauberwort zu feſſeln, daß er ihr folge und auf ihr Geheiß und nach ihrer nothwendigen Willkühr die ſchönen Bildungen beſeelen muß? —

Ihr vor allen müßt wiſſen, was ich meyne. Ihr habt ſelbſt gedichtet, und Ihr müßt es oft im Dichten gefühlt haben, daß es Euch an einem feſten Halt für Euer Wirken gebrach, an einem mütterlichen Boden, einem Himmel, einer lebendigen Luft.

Aus dem Innern herausarbeiten das alles muß der moderne Dichter, und viele haben es herrlich gethan, aber bis jetzt nur jeder allein, jedes Werk wie eine neue Schöpfung von vorn an aus Nichts.

Ich gehe gleich zum Ziel. Es fehlt, behaupte ich, unſrer Poeſie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten war, und alles Weſentliche, worin die moderne Dichtkunſt der antiken nachſteht, läßt ſich in die Worte zuſammenfaſſen: Wir haben keine Mythologie. Aber ſetze ich hinzu, wir ſind nahe daran eine zu erhalten, oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernſthaft dazu mitwirken ſollen, eine hervorzubringen.

Denn auf dem ganz entgegengeſetzten Wege wird

ſie uns kommen, wie die alte ehemalige, überall die erſte Blüthe der jugendlichen Fantaſie, ſich unmittelbar anſchließend und anbildend an das nächſte, lebendigſte der ſinnlichen Welt. Die neue Mythologie muß im Gegentheil aus der tiefſten Tiefe des Geiſtes herausgebildet werden; es muß das künſtlichſte aller Kunſtwerke ſeyn, denn es ſoll alle andern umfaſſen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poeſie und ſelbſt das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.

Ihr mögt wohl lächeln über dieſes myſtiſche Gedicht und über die Unordnung, die etwa aus dem Gedränge und der Fülle von Dichtungen entſtehn dürfte. Aber die höchſte Schönheit, ja die höchſte Ordnung iſt denn doch nur die des Chaos, nämlich eines ſolchen, welches nur auf die Berührung der Liebe wartet, um ſich zu einer harmoniſchen Welt zu entfalten, eines ſolchen wie es auch die alte Mythologie und Poeſie war. Denn Mythologie und Poeſie, beyde ſind Eins und unzertrennlich. Alle Gedichte des Alterthums ſchließen ſich eines an das andre, bis ſich aus immer größern Maſſen und Gliedern das Ganze bildet; alles greift in einander, und überall iſt ein und derſelbe Geiſt nur anders ausgedruckt. Und ſo iſt es wahrlich kein leeres Bild, zu ſagen: die alte Poeſie ſey ein einziges, untheilbares, vollendetes Gedicht. Warum ſollte nicht wieder von neuem werden, was ſchon geweſen iſt? Auf eine andre Weiſe verſteht ſich. Und warum nicht auf eine ſchönere, größere? —

Ich bitte Euch, nur dem Unglauben an die Mög-

lichkeit

lichkeit einer neuen Mythologie nicht Raum zu geben. Die Zweifel von allen Seiten und nach allen Richtungen ſollen mir willkommen ſeyn, damit die Unterſuchung deſto freyer und reicher werde. Und nun ſchenkt meinen Vermuthungen ein aufmerkſames Gehör! Mehr als Vermuthungen kann ich Euch nach der Lage der Sache nicht geben wollen. Aber ich hoffe, dieſe Vermuthungen ſollen durch euch ſelbſt zu Wahrheiten werden. Denn es ſind, wenn Ihr ſie dazu machen wollt, gewiſſermaßen Vorſchläge zu Verſuchen.

Kann eine neue Mythologie ſich nur aus der innerſten Tiefe des Geiſtes wie durch ſich ſelbſt herausarbeiten, ſo finden wir einen ſehr bedeutenden Wink und eine merkwürdige Beſtätigung für das was wir ſuchen in dem großen Phänomen des Zeitalters, im Idealismus! Dieſer iſt auf eben die Weiſe gleichſam wie aus Nichts entſtanden, und es iſt nun auch in der Geiſterwelt ein feſter Punkt conſtituirt, von wo aus die Kraft des Menſchen ſich nach allen Seiten mit ſteigender Entwicklung ausbreiten kann, ſicher ſich ſelbſt und die Rückkehr nie zu verlieren. Alle Wiſſenſchaften und alle Künſte wird die große Revoluzion ergreifen. Schon ſeht Ihr ſie in der Phyſik wirken, in welcher der Idealismus eigentlich ſchon früher für ſich ausbrach, ehe ſie noch vom Zauberſtabe der Philoſophie berührt war. Und dieſes wunderbare große Faktum kann Euch zugleich ein Wink ſeyn über den geheimen Zuſammenhang und die innre Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktiſcher Anſicht

nichts anders als der Geist jener Revoluzion, die großen Maximen derselben, die wir aus eigner Kraft und Freyheit ausüben und ausbreiten sollen, ist in theoretischer Ansicht, so groß er sich auch hier zeigt, doch nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeußerungsart von dem Phänomene aller Phänomen, daß die Menschheit aus allen Kräften ringt, ihr Centrum zu finden. Sie muß wie die Sachen stehn, untergehn oder sich verjüngen. Was ist wahrscheinlicher, und was läßt sich nicht von einem solchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? — Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden, und die fernste Zukunft der Bildung sich schon in Vorbedeutungen melden. Doch das ist nicht das, worauf es mir zunächst hier ankommt: denn ich möchte gern nichts überspringen und Euch Schritt vor Schritt bis zur Gewißheit der allerheiligsten Mysterien führen. Wie es das Wesen des Geistes ist, sich selbst zu bestimmen und im ewigen Wechsel aus sich heraus zu gehn und in sich zurückzukehren; wie jeder Gedanke nichts anders ist, als das Resultat einer solchen Thätigkeit: so ist derselbe Proceß auch im Ganzen und Großen jeder Form des Idealismus sichtbar, der ja selbst nur die Anerkennung jenes Selbstgesetzes ist, und das neue durch die Anerkennung verdoppelte Leben, welches die geheime Kraft desselben durch die unbeschränkte Fülle neuer Erfindung, durch die allgemeine Mittheilbarkeit und durch die lebendige Wirksamkeit aufs herrlichste offenbart. Natürlich nimmt das Phänomen in jedem Individuum eine andre Gestalt an, wo denn oft der Erfolg hinter unsrer Erwartung zurückbleiben muß. Aber was nothwendige Gesetze

für den Gang des Ganzen erwarten laſſen, darin kann unſre Erwartung nicht getäuſcht werden. Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andre Art aus ſich herausgehn, um in ſich zurückkehren zu können, und zu bleiben was er iſt. Deswegen muß und wird ſich aus ſeinem Schooß ein neuer eben ſo gränzenloſer Realismus erheben: und der Idealismus alſo nicht bloß in ſeiner Entſtehungsart ein Beyſpiel für die neue Mythologie, ſondern ſelbſt auf indirekte Art Quelle derſelben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz könnt ihr ſchon jetzt faſt überall wahrnehmen; beſonders in der Phyſik, der es an nichts mehr zu fehlen ſcheint, als an einer mythologiſchen Anſicht der Natur.

Auch ich trage ſchon lange das Ideal eines ſolchen Realismus in mir, und wenn es bisher nicht zur Mittheilung gekommen iſt, ſo war es nur, weil ich das Organ dazu noch ſuche. Doch weiß ich, daß ichs nur in der Poeſie finden kann, denn in Geſtalt der Philoſophie oder gar eines Syſtems wird der Realismus nie wieder auftreten können. Und ſelbſt nach einer allgemeinen Tradition iſt es zu erwarten, daß dieſer neue Realismus, weil er doch idealiſchen Urſprungs ſeyn, und gleichſam auf idealiſchem Grund und Boden ſchweben muß, als Poeſie erſcheinen wird, die ja auf der Harmonie des Ideellen und Reellen beruhen ſoll.

Spinoſa, ſcheint mirs, hat ein gleiches Schickſal, wie der gute alte Saturn der Fabel. Die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron der Wiſſen-

ſchaft herabgeſtürzt. In das heilige Dunkel der Fantaſie iſt er zurückgewichen, da lebt und hauſt er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Geſang der Muſen verſchmelze ſeine Erinnerung an die alte Herrſchaft in eine leiſe Sehnſucht. Er entkleide ſich vom kriegeriſchen Schmuck des Syſtems, und theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poeſie mit Homer und Dante und geſelle ſich zu den Laren und Hausfreunden jedes Gottbegeiſterten Dichters.

In der That, ich begreife kaum, wie man ein Dichter ſeyn kann, ohne den Spinoſa zu verehren, zu lieben und ganz der ſeinige zu werden. In Erfindung des Einzelnen iſt Eure eigne Fantaſie reich genug; ſie anzuregen, zur Thätigkeit zu reizen und ihr Nahrung zu geben, nichts geſchickter als die Dichtungen andrer Künſtler. Im Spinoſa aber findet Ihr den Anfang und das Ende aller Fantaſie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem Euer Einzelnes ruht und eben dieſe Abſonderung des Urſprünglichen, Ewigen der Fantaſie von allem Einzelnen und Beſondern muß Euch ſehr willkommen ſeyn. Ergreift die Gelegenheit und ſchaut hin! Es wird Euch ein tiefer Blick in die innerſte Werkſtätte der Poeſie gegönnt. Von der Art wie die Fantaſie des Spinoſa, ſo iſt auch ſein Gefühl. Nicht Reizbarkeit für dieſes und jenes, nicht Leidenſchaft die ſchwillt und wieder ſinket; aber ein klarer Duft ſchwebt unſichtbar ſichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige Sehnſucht einen Anklang aus

den Tiefen des einfachen Werks, welches in ſtiller Gröſſe den Geiſt der urſprünglichen Liebe athmet.

Und iſt nicht dieſer milde Widerſchein der Gottheit im Menſchen die eigentliche Seele, der zündende Funken aller Poeſie? — Das bloſſe Darſtellen von Menſchen, von Leidenſchaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, ſo wenig wie die künſtlichen Formen; und wenn Ihr den alten Kram auch Millionenmal durch einander würfelt und über einander wälzt. Das iſt nur der ſichtbare äuſſere Leib, und wenn die Seele erloſchen iſt, gar nur der todte Leichnam der Poeſie. Wenn aber jener Funken des Enthuſiasmus in Werke ausbricht, ſo ſteht eine neue Erſcheinung vor uns, lebendig und in ſchöner Glorie von Licht und Liebe.

Und was iſt jede ſchöne Mythologie anders als ein hieroglyphiſcher Ausdruck der umgebenden Natur in dieſer Verklärung von Fantaſie und Liebe?

Einen groſſen Vorzug hat die Mythologie. Was ſonſt das Bewuſtſeyn ewig flieht, iſt hier dennoch ſinnlich geiſtig zu ſchauen, und feſtgehalten, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den ſie in unſer Auge ſchimmert, zu unſerm Ohre ſpricht.

Das iſt der eigentliche Punkt, daſs wir uns wegen des Höchſten nicht ſo ganz allein auf unſer Gemüth verlaſſen. Freylich, wem es da trocken iſt, dem wird es nirgends quillen; und das iſt eine bekannte Wahrheit, gegen die ich am wenigſten geſonnen bin mich aufzulehnen. Aber wir ſollen uns überall an das Gebildete anſchlieſſen und auch das Höchſte durch die Berührung des Gleichartigen, Aehnlichen, oder bey

gleicher Würde Feindlichen entwickeln, entzünden, nähren, mit einem Worte bilden. Iſt das Höchſte aber wirklich keiner abſichtlichen Bildung fähig: ſo laßt uns nur gleich jeden Anſpruch auf irgend eine freye Ideenkunſt aufgeben, die alsdann ein leerer Name ſeyn würde.

Die Mythologie iſt ein ſolches Kunſtwerk der Natur. In ihrem Gewebe iſt das Höchſte wirklich gebildet; alles iſt Beziehung und Verwandlung, angebildet und umgebildet, und dieſes Anbilden und Umbilden eben ihr eigenthümliches Verfahren, ihr inneres Leben, ihre Methode wenn ich ſo ſagen darf.

Da finde ich nun eine große Aehnlichkeit mit jenem großen Witz der romantiſchen Poeſie, der nicht in einzelnen Einfällen, ſondern in der Conſtruction des Ganzen ſich zeigt, und den unſer Freund uns ſchon ſo oft an den Werken des Cervantes und des Shakſpeare entwickelt hat. Ja, dieſe künſtlich geordnete Verwirrung, dieſe reizende Symmetrie von Widerſprüchen, dieſer wunderbare ewige Wechſel von Enthuſiasmus und Ironie, der ſelbſt in den kleinſten Gliedern des Ganzen lebt, ſcheinen mir ſchon ſelbſt eine indirekte Mythologie zu ſeyn. Die Organiſazion iſt dieſelbe und gewiß iſt die Arabeske die älteſte und urſprüngliche Form der menſchlichen Fantaſie. Weder dieſer Witz noch eine Mythologie können beſtehn ohne ein erſtes Urſprüngliches und Unnachahmliches, was ſchlechthin unauflöslich iſt, was nach allen Umbildungen noch die alte Natur und Kraft durchſchimmern läßt, wo der naive Tiefſinn den Schein des Verkehrten

und Verrückten, oder des Einfältigen und Dummen durchschimmern läßt. Denn das iſt der Anfang aller Poeſie, den Gang und die Geſetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die ſchöne Verwirrung der Fantaſie, in das urſprüngliche Chaos der menſchlichen Natur zu verſetzen, für das ich kein ſchöneres Symbol bis jetzt kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter.

Warum wollt Ihr Euch nicht erheben, dieſe herrlichen Geſtalten des groſſen Alterthums neu zu beleben? — Verſucht es nur einmal die alte Mythologie voll vom Spinoſa und von jenen Anſichten, welche die jetzige Phyſik in jedem Nachdenkenden erregen muß, zu betrachten, wie Euch alles in neuem Glanz und Leben erſcheinen wird.

Aber auch die andern Mythologien müſſen wieder erweckt werden nach dem Maaß ihres Tiefſinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entſtehung der neuen Mythologie zu beſchleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients ſo zugänglich wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poeſie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutſche Künſtler mit der Univerſalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Ueberſetzung, das ihnen eigen iſt, die Gelegenheit beſäßen, welche eine Nation, die immer ſtumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen verſteht. Im Orient müſſen wir das höchſte Romantiſche ſuchen, und wenn wir erſt aus der Quelle ſchöpfen könnten, ſo wird uns vielleicht der Anſchein von ſüdlicher Gluth, der uns jetzt in der ſpaniſchen Poeſie ſo rei-

gend iſt, wieder nur abendländiſch und ſparſam erſcheinen.

Ueberhaupt muß man auf mehr als einem Wege zum Ziel dringen können. Jeder gehe ganz den ſeinigen, mit froher Zuverſicht, auf die individuellſte Weiſe, denn nirgends gelten die Rechte der Individualität — wenn ſie nur das iſt, was das Wort bezeichnet, untheilbare Einheit, innrer lebendiger Zuſammenhang — mehr als hier, wo vom Höchſten die Rede iſt; ein Standpunkt, auf welchem ich nicht anſtehen würde zu ſagen, der eigentliche Werth ja die Tugend des Menſchen ſey ſeine Originalität. —

Und wenn ich einen ſo großen Accent auf den Spinoſa lege, ſo geſchieht es wahrlich nicht aus einer ſubjektiven Vorliebe (deren Gegenſtände ich vielmehr ausdrücklich entfernt gehalten habe) oder um ihn als Meiſter einer neuen Alleinherrſchaft zu erheben; ſondern weil ich an dieſem Beyſpiel am auffallendſten und einleuchtendſten meine Gedanken vom Werth und der Würde der Myſtik und ihrem Verhältniß zur Poeſie zeigen konnte. Ich wählte ihn wegen ſeiner Objektivität in dieſer Rückſicht als Repräſentanten aller übrigen. Ich denke darüber ſo. Wie die Wiſſenſchaftslehre nach der Anſicht derer, welche die Unendlichkeit und die unvergängliche Fülle des Idealismus nicht bemerkt haben, wenigſtens eine vollendete Form bleibt, ein allgemeines Schema für alle Wiſſenſchaft: ſo iſt auch Spinoſa auf ähnliche Weiſe der allgemeine Grund und Halt für jede individuelle Art von Myſtizismus; und dieſes denke ich werden auch

die bereitwillig anerkennen, die weder vom Myſtizismus noch vom Spinoſa ſonderlich viel verſtehn.

Ich kann nicht ſchlieſſen, ohne noch einmal zum Studium der Phyſik aufzufodern, aus deren dynamiſchen Paradoxien jetzt die heiligſten Offenbarungen der Natur von allen Seiten ausbrechen.

Und ſo laſt uns denn, beym Licht und Leben! nicht länger zögern, ſondern jeder nach ſeinem Sinn die groſſe Entwickelung beſchleunigen, zu der wir berufen ſind. Seyd der Gröſſe des Zeitalters würdig, und der Nebel wird von Euren Augen ſinken: es wird helle vor Euch werden. Alles Denken iſt ein Divinieren, aber der Menſch fängt erſt eben an, ſich ſeiner divinatoriſchen Kraft bewuſt zu werden. Welche unermeſsliche Erweiterungen wird ſie noch erfahren: und eben jetzt. Mich däucht wer das Zeitalter, das heiſst jenen groſſen Proceſs allgemeiner Verjüngung, jene Principien der ewigen Revoluzion verſtünde, dem müſste es gelingen können, die Pole der Menſchheit zu ergreifen und das Thun der erſten Menſchen, wie den Charakter der goldnen Zeit die noch kommen wird, zu erkennen und zu wiſſen. Dann würde das Geſchwäz aufhören, und der Menſch inne werden, was er iſt, und würde die Erde verſtehn und die Sonne.

Dieſes iſt es, was ich mit der neuen Mythologie meyne.

Antonio. Ich erinnerte mich während Ihrer Vorleſung an zwey Bemerkungen, die ich oft habe

hören müſſen, und die mir nun weit klarer geworden ſind als zuvor. Die Idealiſten verſicherten mich aller Orten, Spinoſa ſey wohl gut, nur ſey er durch und durch unverſtändlich. In den kritiſchen Schriften fand ich dagegen, jedes Werk des Genie's ſey zwar dem Auge klar, dem Verſtande aber ewig geheim. Nach Ihrer Anſicht gehören dieſe Ausſprüche zuſammen, und ich ergötze mich aufrichtig an ihrer abſichtsloſen Symmetrie.

Lothario. Ich möchte unſern Freund darüber zur Rede ſtellen, daß er die Phyſik ſo einzig zu nennen ſchien, da er ſich doch ſtillſchweigends überall auf die Hiſtorie gründete, die wohl der eigentliche Quell ſeiner Mythologie ſeyn dürfte, eben ſo ſehr als die Phyſik: wenn es anders erlaubt iſt, einen alten Namen für etwas zu brauchen, was eben auch noch nicht exiſtirt. Ihre Anſicht des Zeitalters indeſſen ſcheint mir ſo etwas, was den Namen einer hiſtoriſchen Anſicht in meinem Sinne verdient.

Ludovike. Man knüpft da zunächſt an, wo man die erſten Spuren des Lebens wahrnimmt. Das iſt jetzt in der Phyſik.

Marcus. Ihr Gang war etwas raſch. Im einzelnen würde ich Sie oft bitten müſſen, mir mit Erläuterungen Stand zu halten. Im Ganzen aber hat Ihre Theorie mir eine neue Ausſicht über die didaktiſche, oder wie unſer Philologe ſie nennt, über die didaskaliſche Gattung gegeben. Ich ſehe nun ein, wie dieſes Kreuz aller bisherigen Eintheilungen nothwendig zur Poeſie gehört. Denn unſtreitig iſt das

Weſen der Poeſie eben dieſe höhere idealiſche Anſicht der Dinge, ſowohl des Menſchen als der äußern Natur. Es iſt begreiflich, daß es vortheilhaft ſeyn kann, auch dieſen weſentlichen Theil des Ganzen in der Ausbildung zu iſoliren.

Antonio. Ich kann die didaktiſche Poeſie nicht für eine eigentliche Gattung gelten laſſen, ſo wenig wie die romantiſche. Jedes Gedicht ſoll eigentlich romantiſch und jedes ſoll didaktiſch ſeyn in jenem weitern Sinne des Wortes, wo es die Tendenz nach einem tiefen unendlichen Sinn bezeichnet. Auch machen wir dieſe Foderung überall, ohne eben den Namen zu gebrauchen. Selbſt in ganz populären Arten wie z. B. im Schauſpiel, fodern wir Ironie; wir fodern, daß die Begebenheiten, die Menſchen, kurz das ganze Spiel des Lebens wirklich auch als Spiel genommen und dargeſtellt ſey. Dieſes ſcheint uns das Weſentlichſte, und was liegt nicht alles darin? — Wir halten uns alſo nur an die Bedeutung des Ganzen: was den Sinn, das Herz, den Verſtand, die Einbildung einzeln reizt, rührt, beſchäftigt und ergötzt ſcheint uns nur Zeichen, Mittel zur Anſchauung des Ganzen, in dem Augenblick, wo wir uns zu dieſem erheben.

Lothario. Alle heiligen Spiele der Kunſt ſind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig ſich ſelbſt bildenden Kunſtwerk.

Ludovico. Mit andern Worten: alle Schönheit iſt Allegorie. Das Höchſte kann man eben weil es unausſprechlich iſt, nur allegoriſch ſagen.

Lothario. Darum sind die innersten Mysterien aller Künste und Wissenschaften ein Eigenthum der Poesie. Von da ist alles ausgegangen, und dahin muß alles zurückfließen. In einem idealischen Zustande der Menschheit würde es nur Poesie geben; nämlich die Künste und Wissenschaften sind alsdann noch eins. In unserm Zustande würde nur der wahre Dichter ein idealischer Mensch seyn und ein universeller Künstler.

Antonio. Oder die Mittheilung und Darstellung aller Künste und aller Wissenschaften kann nicht ohne einen poetischen Bestandtheil seyn.

Ludovike. Ich bin Lothario's Meynung, daß die Kraft aller Künste und Wissenschaften sich in einem Centralpunkt begegnet, und hoffe zu den Göttern, Euch sogar aus der Mathematik Nahrung für Euren Enthusiasmus zu schaffen, und Euren Geist durch ihre Wunder zu entflammen. Ich zog die Physik aber auch darum vor, weil hier die Berührung am sichtbarsten ist. Die Physik kann kein Experiment machen ohne Hypothese, jede Hypothese auch die beschränkteste, wenn sie mit Consequenz gedacht wird, führt zu Hypothesen über das Ganze, ruht eigentlich auf solchen, wenn gleich ohne Bewußtseyn dessen der sie gebraucht. — Es ist in der That wunderbar, wie die Physik, sobald es ihr nicht um technische Zwecke, sondern um allgemeine Resultate zu thun ist, ohne es zu wissen, in Kosmogonie geräth, in Astrologie, Theosophie oder wie Ihrs sonst nennen wollt, kurz in eine mystische Wissenschaft vom Ganzen.

Marcus. Und ſollte Plato von dieſer nicht eben ſo viel gewußt haben als Spinoſa, der mir wegen ſeiner barbariſchen Form nun einmal nicht genießbar iſt.

Antonio. Geſetzt, Plato wäre auch was er doch nicht iſt, eben ſo objektiv in dieſer Hinſicht als Spinoſa: ſo war es doch beſſer, daß unſer Freund den letzten wählte, um uns den Urquell der Poeſie in den Myſterien des Realismus zu zeigen, grade weil bey ihm an keine Poeſie der Form zu denken iſt. Dem Plato hingegen iſt die Darſtellung und ihre Vollkommenheit und Schönheit nicht Mittel, ſondern Zweck an ſich. Darum iſt ſchon ſeine Form, ſtreng genommen, durchaus poetiſch.

Ludovico. Ich habe in der Rede ſelbſt geſagt, daß ich den Spinoſa nur als Repräſentanten anführe. Hätte ich weitläuftiger ſeyn wollen, ſo würde ich auch vom groſſen Jacob Böhme geredet haben.

Antonio. An dem Sie zugleich hätten zeigen können, ob ſich die Ideen über das Univerſum in chriſtlicher Geſtalt ſchlechter ausnehmen, als die alten, die Sie wieder einführen wollen.

Andrea. Ich bitte die alten Götter in Ehren zu halten.

Lotario. Und ich bitte ſich an die Eleuſiniſchen Myſterien zu erinnern. Ich wünſchte, ich hätte meine Gedanken darüber zu Papiere gebracht, um ſie Euch in der Ordnung und Ausführlichkeit vorlegen zu können, welche die Würde und Wichtigkeit des Gegenſtandes erfodert. Nur durch die Spuren von den

Myſterien habe ich den Sinn der alten Götter verſtehn lernen. Ich vermuthe, daß die Anſicht der Natur die da herrſchte, den jetzigen Forſchern, wenn ſie ſchon reif dazu ſind, ein großes Licht anzünden würde. Die kühnſte und kräftigſte, ja ich möchte faſt ſagen die wildeſte und wüthendſte Darſtellung des Realismus iſt die beſte. — Erinnern Sie mich wenigſtens daran, Ludoviko, daß ich Ihnen bey Gelegenheit das orphiſche Fragment bekannt mache, welches von dem doppelten Geſchlecht des Zeus anfängt.

Marcus. Ich erinnre mich einer Andeutung im Winkelmann, aus der ich vermuthen möchte, daß er dieſes Fragment eben ſo hoch geachtet wie Sie.

Camilla. Wäre es nicht möglich, daß Sie, Ludoviko, den Geiſt des Spinoſa in einer ſchönen Form darſtellen könnten: oder beſſer noch Ihre eigne Anſicht, das was Sie Realismus nennen?

Marcus. Das letzte würde ich vorziehn.

Ludoviko. Wer etwa dergleichen im Sinne hätte, würde es nur auf die Art können und ſeyn wollen wie Dante. Er müßte, wie Er, nur Ein Gedicht im Geiſt und im Herzen haben, und würde oft verzweifeln müſſen ob ſichs überhaupt darſtellen läßt. Gelänge es aber, ſo hätte er genug gethan.

Andrea. Sie haben ein würdiges Vorbild aufgeſtellt! Gewiß iſt Dante der einzige, der unter einigen begünſtigenden und unſäglich vielen erſchwerenden Umſtänden durch eigne Rieſenkraft, er ſelbſt ganz allein, eine Art von Mythologie, wie ſie damals möglich war, erfunden und gedichtet hat.

Lothario. Eigentlich ſoll jedes Werk eine neue Offenbarung der Natur ſeyn. Nur dadurch, daß es Eins und Alles iſt, wird ein Werk zum Werk. Nur dadurch unterſcheidet ſichs vom Studium.

Antonio. Ich wollte Ihnen doch Studien nennen, die dann in Ihrem Sinne zugleich Werke ſind.

Marcus. Und unterſcheiden ſich nicht Gedichte, die darauf berechnet ſind, nach außen zu wirken, wie z. B. vortreffliche Schauſpiele, ohne ſo myſtiſch und allumfaſſend zu ſeyn, ſchon durch ihre Objektivität von Studien, die zunächſt nur auf die innere Ausbildung des Künſtlers gehn, und ſein letztes Ziel, jene objektive Wirkung nach außen erſt vorbereiten?

Lothario. Sind es bloß gute Schauſpiele, ſo ſind es nur Mittel zum Zweck; es fehlt ihnen das Selbſtändige, Inſichvollendete, wofür ich nun eben kein ander Wort finde als das von Werken, und es darum gern für dieſen Gebrauch behalten möchte. Das Drama iſt im Vergleich mit dem was Ludovike im Sinne hat, nur eine angewandte Poeſie. Doch kann, was in meinem Sinne ein Werk heißt, in einem einzelnen Fall ſehr wohl auch objektiv und dramatiſch in Ihrem Sinne ſeyn.

Andrea. Auf die Weiſe würde unter den alten Gattungen nur in der epiſchen ein Werk in Ihrem groſſen Sinne möglich ſeyn.

Lothario. Eine Bemerkung, die in ſofern richtig iſt, daß im Epiſchen das eine Werk auch das einzige zu ſeyn pflegt. Die tragiſchen und komiſchen

Werke der Alten hingegen, sind nur Variazionen, verschiedene Ausdrücke, eines und desselben Ideals. Für den systematischen Gliederbau, die Construction und Organisazion bleiben sie die höchsten Muster, und sind, wenn ich so sagen darf, die Werke unter den Werken.

Antonio. Was ich zum Gastmahl beytragen kann, ist eine etwas leichtere Speise. Amalia hat mir schon verziehn und erlaubt, daß ich meine besondern Belehrungen an sie allgemein machen darf.

Brief über den Roman.

Ich muß, was ich gestern zu Ihrer Vertheidigung zu sagen schien, zurücknehmen, liebe Freundin! und Ihnen so gut als völlig Unrecht geben. Sie selbst geben es sich am Ende des Streites darin, daß Sie Sich so tief eingelassen, weil es gegen die weibliche Würde sey, aus dem angebohrnen Element von heiterm Scherz und ewiger Poesie zu dem gründlichen oder schwerfälligem Ernst der Männer sich, wie Sie es richtig nannten, herabzustimmen. Ich stimme Ihnen gegen Sie selbst bey, daß Sie Unrecht haben. Ja ich behaupte noch außerdem, daß es nicht genug sey, Unrecht anzuerkennen; man muß es auch büßen, und die wie mirs scheint, ganz zweckmäßige Buße dafür, daß Sie Sich mit der Kritik gemein gemacht haben, soll nun seyn, daß Sie Sich die Geduld abnöthigen, diese

dieſe kritiſche Epiſtel über den Gegenſtand des geſtrigen Geſprächs zu leſen.

Ich hätte es gleich geſtern ſagen können, was ich ſagen will; oder vielmehr ich konnte es nicht, meiner Stimmung und der Umſtände wegen. Mit welchem Gegner hatten Sie zu thun, Amalia? — Freylich verſteht er das, wovon die Rede war, recht ſehr wohl und wie ſichs für einen tüchtigen Virtuoſen nicht anders gebührt. Er würde alſo darüber ſprechen können ſo gut wie irgend einer, wenn er nur überhaupt ſprechen könnte. Dieſes haben ihm die Götter verſagt; er iſt, wie ich ſchon ſagte, ein Virtuoſe und damit gut; die Grazien ſind leider ausgeblieben. Da er nun ſo gar nicht ahnden konnte, was Sie im innerſten Sinne meynten, und das äußerliche Recht ſo ganz auf ſeiner Seite war, ſo hatte ich nichts angelegeners, als mit ganzer Stärke für Sie zu ſtreiten, damit nur das geſellige Gleichgewicht nicht völlig zerſtört würde. Und überdem iſts mir natürlicher, wenn es ja ſeyn muß, ſchriftliche Belehrungen zu geben als mündliche, die nach meinem Gefühl die Heiligkeit des Geſprächs entweihen.

Das unſrige fing damit an, daß Sie behaupteten, Friedrich Richters Romane ſeyen keine Romane, ſondern ein buntes Allerley von kränklichem Witz. Die wenige Geſchichte ſey zu ſchlecht dargeſtellt um für Geſchichte zu gelten, man müſſe ſie nur errathen. Wenn man aber auch alle zuſammennehmen und ſie rein erzählen wolle, würde das doch höchſtens Be-

kenntniſſe geben. Die Individualität des Menſchen ſey viel zu ſichtbar, und noch dazu eine ſolche!

Das letzte übergehe ich, weil es doch wieder nur Sache der Individualität iſt. Das bunte Allerley von kränklichem Witz gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dreiſt, daß ſolche Groteskken und Bekenntniſſe noch die einzigen romantiſchen Erzeugniſſe unſers unromantiſchen Zeitalters ſind.

Laſſen Sie mich bey dieſer Gelegenheit ausſchütten, was ich lange auf dem Herzen habe!

Mit Erſtaunen und mit innerm Grimm habe ich oft den Diener die Haufen zu Ihnen herumtragen ſehn. Wie mögen Sie nur mit Ihren Händen die ſchmutzigen Bände berühren? — Und wie können Sie den verworrnen, ungebildeten Redensarten den Eingang durch Ihr Auge in das Heiligthum der Seele verſtatten? — Stundenlang Ihre Fantaſie an Menſchen hingeben, mit denen von Angeſicht zu Angeſicht nur wenige Worte zu wechſeln Sie Sich ſchämen würden? — Es frommt wahrlich zu nichts, als nur die Zeit zu tödten und die Imaginazion zu verderben! Faſt alle ſchlechten Bücher haben Sie geleſen von Fielding bis zu Lafontaine. Fragen Sie Sich ſelbſt was Sie davon gehabt haben. Ihr Gedächtniß ſelbſt verſchmäht das unedle Zeug, was eine fatale Jugendgewohnheit Ihnen zum Bedürfniß macht, und was ſo emſig herbeygeſchafft werden muß, wird ſogleich rein vergeſſen.

Dagegen erinnern Sie ſich noch vielleicht, daß es eine Zeit gab, wo Sie den Sterne liebten, ſich oft

ergötzten, ſeine Manier anzunehmen, halb nachzuahmen, halb zu verſpotten. Ich habe noch einige ſcherzhafte Briefchen der Art von Ihnen, die ich ſorgſam bewahren werde. — Sterne's Humor hatte Ihnen alſo doch einen beſtimmten Eindruck gegeben; wenn gleich eben keine idealiſch ſchöne, ſo war es doch eine Form, eine geiſtreiche Form, die Ihre Fantaſie dadurch gewann, und ein Eindruck, der uns ſo beſtimmt bleibt, den wir ſo zu Scherz und Ernſt gebrauchen und geſtalten können, iſt nicht verloren; und was kann einen gründlichern Werth haben als dasjenige, was das Spiel unſrer innern Bildung auf irgend eine Weiſe reizt oder nährt.

Sie fühlen es ſelbſt, daß Ihr Ergötzen an Sterne's Humor rein war, und von ganz andrer Natur, als die Spannung der Neugier, die uns oft ein durchaus ſchlechtes Buch, in demſelben Augenblick, wo wir es ſo finden, abnöthigen kann. Fragen Sie Sich nun ſelbſt, ob Ihr Genuß nicht verwandt mit demjenigen war, den wir oft bey Betrachtung der witzigen Spielgemählde empfanden, die man Arabesken nennt. — Auf den Fall, daß Sie ſich ſelbſt nicht von allem Antheil an Sterne's Empfindſamkeit frey ſprechen können, ſchicke ich Ihnen hier ein Buch, von dem ich Ihnen aber, damit Sie gegen Fremde vorſichtig ſind, vorausſagen muß, daß es das Unglück oder das Glück hat, ein wenig verſchrien zu ſeyn. Es iſt Diderot's Fataliſte. Ich denke, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden die Fülle des Witzes hier ganz rein finden von ſentimentalen Beymiſchungen. Es iſt mit Verſtand angelegt, und mit ſichrer Hand ausgeführt.

Ich darf es ohne Uebertreibung ein Kunſtwerk nennen. Freylich iſt es keine hohe Dichtung, ſondern nur eine — Arabeske. Aber eben darum hat es in meinen Augen keine geringen Anſprüche; denn ich halte die Arabeske für eine ganz beſtimmte und weſentliche Form oder Aeußerungsart der Poeſie.

Ich denke mir die Sache ſo. Die Poeſie iſt ſo tief in dem Menſchen gewurzelt, daß ſie auch unter den ungünſtigſten Umſtänden immer noch zu Zeiten wild wächſt. Wie wir nun faſt bey jedem Volk Lieder, Geſchichten im Umlauf, irgend eine Art wenn gleich rohe Schauſpiele im Gebrauch finden: ſo haben ſelbſt in unſerm unfantaſtiſchen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Proſa, ich meyne die ſogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine ſeltne Originalität der Fantaſie in ſich geſpürt und geäußert, obgleich ſie darum von der eigentlichen Kunſt noch ſehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meyne ich, ſey die Naturpoeſie der höhern Stände unſers Zeitalters.

Ich bin weit entfernt, ſie neben jene Großen zu ſtellen; aber Sie werden mir zugeben, daß wer für dieſe, für den Diderot Sinn hat, ſchon beſſer auf dem Wege iſt, den göttlichen Witz, die Fantaſie eines Arioſt, Cervantes, Shakſpeare verſtehn zu lernen, als ein andrer, der auch noch nicht einmal bis dahin ſich erhoben hat. Wir dürfen nun einmal die Foderungen in dieſem Stück an die Menſchen der jetzigen Zeit nicht zu hoch ſpannen, und was in ſo kränklichen Verhältniſſen aufgewachſen iſt, kann ſelbſt natürlicherweiſe

nicht anders als kränklich seyn. Dieß halte ich aber, so lange die Arabeske kein Kunstwerk sondern nur ein Naturprodukt ist, eher für einen Vorzug, und stelle Richtern also auch darum über Sterne, weil seine Fantasie weit kränklicher, also weit wunderlicher und fantastischer ist. Lesen Sie nur überhaupt den Sterne einmal wieder. Es ist lange her, daß Sie ihn nicht gelesen haben, und ich denke er wird Ihnen etwas anders vorkommen wie damals. Vergleichen Sie dann immer unsern Deutschen mit ihm. Er hat wirklich mehr Witz, wenigstens für den, der ihn witzig nimmt: denn er selbst könnte sich darin leicht Unrecht thun. Und durch diesen Vorzug erhebt sich selbst seine Sentimentalität in der Erscheinung über die Sphäre der Engländischen Empfindsamkeit.

Wir haben noch einen äußern Grund diesen Sinn für das Groteske in uns zu bilden, und uns in dieser Stimmung zu erhalten. Es ist unmöglich, in diesem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, sehr viele schlechte Bücher durchblättern, ja sogar lesen zu müssen. Einige unter diesen sind, darauf darf man mit einiger Zuversicht rechnen, glücklicherweise immer von der albernen Art, und da kommt es wirklich nur auf uns an, sie unterhaltend zu finden, indem wir sie nämlich als witzige Naturprodukte betrachten. Laputa ist nirgends oder überall, liebe Freundin; es kommt nur auf einen Akt unsrer Willkühr und unsrer Fantasie an, so sind wir mitten darin. Wenn die Dummheit eine gewisse Höhe erreicht, zu der wir sie jetzt, wo sich alles schärfer sondert, meistens gelangen sehn, so gleicht sie

auch in der äußern Erscheinung der Narrheit. Und die Narrheit, werden Sie mir zugeben, ist das lieblichste, was der Mensch imaginiren kann, und das eigentliche letzte Princip alles Amüsanten. In dieser Stimmung kann ich oft ganz allein für mich über Bücher, die keineswegs dazu bestimmt scheinen, in ein Gelächter verfallen, was kaum wieder aufhören will. Und es ist billig, daß die Natur mir diesen Ersatz giebt, da ich über so manches, was jetzt Witz und Satire heißt, durchaus nicht mitlachen kann. Dagegen werden mir nun gelehrte Zeitungen z. B. zu Farcen, und diejenige welche sich die allgemeine nennt, halte ich mir ganz ausdrücklich, wie die Wiener den Casperle. Sie ist aus meinem Standpunkte angesehen, nicht nur die mannigfaltigste von allen, sondern auch in jeder Rücksicht die unvergleichlichste: denn nachdem sie aus der Nullität in eine gewisse Mattheit gesunken, und aus dieser ferner in eine Art von Stumpfheit übergegangen war, ist sie zuletzt auf dem Wege der Stumpfheit endlich in jene närrische Dummheit verfallen.

Dieses ist im Ganzen für Sie schon ein zu gelehrter Genuß. Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr lassen können, in einem neuen Sinn thun, so will ich nicht mehr über den Bedienten schelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiete mich selbst für dieses Bedürfniß Ihr Geschäftsträger zu seyn, und verspreche Ihnen eine Unzahl der schönsten Komödien aus allen Fächern der Litteratur zu senden.

Ich nehme den Faden wieder auf: denn ich bin gesonnen Ihnen nichts zu schenken, sondern Ihren Behauptungen Schritt vor Schritt zu folgen.

Sie tadelten Jean Paul auch, mit einer fast wegwerfenden Art, daß er sentimental sey.

Wollten die Götter, er wäre es in dem Sinne wie ich das Wort nehme, und es seinem Ursprunge und seiner Natur nach glaube nehmen zu müssen. Denn nach meiner Ansicht und nach meinem Sprachgebrauch ist eben das romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer fantastischen Form darstellt.

Vergessen Sie auf einen Augenblick die gewöhnliche übel berüchtigte Bedeutung des Sentimentalen, wo man fast alles unter dieser Benennung versteht, was auf eine platte Weise rührend und thränenreich ist, und voll von jenen familiären Edelmuthsgefühlen, in deren Bewußtseyn Menschen ohne Charakter sich so unaussprechlich glücklich und groß fühlen.

Denken Sie dabey lieber an Petrarca oder an Tasso, dessen Gedicht gegen das mehr fantastische Romanzo des Ariost, wohl das sentimentale heißen könnte; und ich erinnre mich nicht gleich eines Beyspiels, wo der Gegensatz so klar und das Uebergewicht so entschieden wäre wie hier.

Tasso ist mehr musikalisch und das Pittoreske im Ariost ist gewiß nicht das schlechteste. Die Mahlerey ist nicht mehr so fantastisch, wie sie es bey vielen Meistern der venetianischen Schule, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, auch im Correggio und viel-

leicht nicht bloß in den Arabesken des Raphael, ehedem in ihrer großen Zeit war. Die moderne Musik hingegen ist, was die in ihr herrschende Kraft des Menschen betrifft, ihrem Charakter im Ganzen so treu geblieben, daß ichs ohne Scheu wagen möchte, sie eine sentimentale Kunst zu nennen.

Was ist denn nun dieses Sentimentale? Das was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben: das soll jene Definition sagen. Die galanten Passionen, denen man in den Dichtungen der Modernen, wie Diderot im Fatalisten so lustig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehn kann, sind dabey grade das wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmal der äußre Buchstabe jenes Geistes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas sehr unliebliches und liebloses. Nein, es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt. Er läßt sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen, aber er läßt sich freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen; und auch die Zauberworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall ist, oder überall seyn könnte, ist er gewiß gar nicht. Er ist ein unendliches Wesen und mit nichten haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situazionen und den individuellen

Neigungen: für den wahren Dichter iſt alles dieſes, ſo innig es auch ſeine Seele umſchließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur.

Nur die Fantaſie kann das Räthſel dieſer Liebe faſſen und als Räthſel darſtellen; und dieſes Räthſelhafte iſt die Quelle von dem fantaſtiſchen in der Form aller poetiſchen Darſtellung. Die Fantaſie ſtrebt aus allen Kräften ſich zu äußern, aber das Göttliche kann ſich in der Sphäre der Natur nur indirekt mittheilen und äußern. Daher bleibt von dem, was urſprünglich Fantaſie war, in der Welt der Erſcheinungen nur das zurück was wir Witz nennen.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz der romantiſchen Poeſie im Gegenſatz der antiken betrifft. Es iſt darin gar keine Rückſicht genommen auf den Unterſchied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernſt. Darin liegt der große Unterſchied. Die alte Poeſie ſchließt ſich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet ſogar den eigentlich hiſtoriſchen Stoff. Die alte Tragödie ſogar iſt ein Spiel, und der Dichter, der eine wahre Begebenheit, die das ganze Volk ernſtlich anging, darſtellte ward beſtraft. Die romantiſche Poeſie hingegen ruht ganz auf hiſtoriſchem Grunde, weit mehr als man es weiß und glaubt. Das erſte beſte Schauſpiel, das Sie ſehn, irgend eine Erzählung die Sie leſen; wenn eine geiſtreiche Intrigue darin iſt, können Sie faſt mit Gewißheit darauf rechnen,

daß wahre Geschichte zum Grunde liegt, wenn gleich vielfach umgebildet. Boccaz ist fast durchaus wahre Geschichte, eben so andre Quellen, aus denen alle romantische Erfindung hergeleitet ist.

Ich habe ein bestimmtes Merkmahl des Gegensatzes zwischen dem Antiken und dem Romantischen aufgestellt. Interessen bitte ich Sie doch, nun nicht sogleich anzunehmen, daß mir das Romantische und das Moderne völlig gleich gelte. Ich denke es ist etwa eben so verschieden, wie die Gemählde des Raphael und Correggio von den Kupferstichen die jetzt Mode sind. Wollen Sie sich den Unterschied völlig klar machen, so lesen Sie gefälligst etwa die Emilia Galotti, die so unaussprechlich modern und doch im geringsten nicht romantisch ist, und erinnern sich dann an Shakspeare, in den ich das eigentliche Centrum, den Kern der romantischen Fantasie setzen möchte. Da suche und finde ich das Romantische, bey den ältern Modernen, bey Shakspeare, Cervantes, in der italiänischen Poesie, in jenem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Mährchen, aus welchem die Sache und das Wort selbst herstammt. Dieses ist bis jetzt das einzige, was einen Gegensatz zu den classischen Dichtungen des Alterthums abgeben kann; nur diese ewig frischen Blüthen der Fantasie sind würdig die alten Götterbilder zu umkränzen. Und gewiß ist es, daß alles vorzüglichste der modernen Poesie dem Geist und selbst der Art nach dahinneigt; es müßte denn eine Rückkehr zum Antiken seyn sollen. Wie unsre Dichtkunst mit dem Roman, so fing

Univ.-Bibl. München

die der Griechen mit dem Epos an und löſte ſich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterſchiede, daß das Romantiſche nicht ſowohl eine Gattung iſt als ein Element der Poeſie, das mehr oder minder herrſchen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es muß Ihnen nach meiner Anſicht einleuchtend ſeyn, daß und warum ich fodre, alle Poeſie ſolle romantiſch ſeyn; den Roman aber, in ſofern er eine beſondre Gattung ſeyn will, verabſcheue.

Sie verlangten geſtern, da der Streit eben am lebhafteſten wurde, eine Definition, was ein Roman ſey; mit einer Art, als wüßten Sie ſchon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieſes Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman iſt ein romantiſches Buch. — Sie werden das für eine nichtsſagende Tautologie ausgeben. Aber ich will Sie zuerſt nur darauf aufmerkſam machen, daß man ſich bey einem Buche ſchon ein Werk, ein für ſich beſtehendes Ganze denkt. Alsdann liegt ein ſehr wichtiger Gegenſatz gegen das Schauſpiel darin, welches beſtimmt iſt angeſchaut zu werden: der Roman hingegen war es von den älteſten Zeiten für die Lektüre, und daraus laſſen ſich faſt alle Verſchiedenheiten in der Manier der Darſtellung beyder Formen herleiten. Das Schauſpiel ſoll auch romantiſch ſeyn, wie alle Dichtkunſt; aber ein Roman iſts nur unter gewiſſen Einſchränkungen, ein angewandter Roman. Der dramatiſche Zuſammenhang der Geſchichte macht den Roman im Gegentheil noch keineswegs zum Ganzen, zum

Werk, wenn er es nicht durch die Beziehung der ganzen Compoſition auf eine höhere Einheit, als jene Einheit des Buchſtabens, über die er ſich oft wegſetzt und wegſetzen darf, durch das Band der Ideen, durch einen geiſtigen Centralpunkt wird.

Dieß abgerechnet, findet ſonſt ſo wenig ein Gegenſatz zwiſchen dem Drama und dem Roman Statt, daß vielmehr das Drama ſo gründlich und hiſtoriſch wie es Shakſpeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grundlage des Romans iſt. Sie behaupteten zwar, der Roman habe am meiſten Verwandſchaft mit der erzählenden ja mit der epiſchen Gattung. Dagegen erinnre ich nun erſtlich, daß ein Lied eben ſo gut romantiſch ſeyn kann als eine Geſchichte. Ja ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemiſcht aus Erzählung, Geſang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und ſelbſt der ſonſt ſo proſaiſche Boccaccio ſchmückt ſeine Sammlung mit einer Einfaſſung von Liedern. Giebt es einen Roman, in dem dieß nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, ſo liegt es nur in der Individualität des Werks, nicht im Charakter der Gattung; ſondern es iſt ſchon eine Ausnahme von dieſem. Doch das iſt nur vorläufig. Mein eigentlicher Einwurf iſt folgender. Es iſt dem epiſchen Styl nichts entgegengeſetzter als wenn die Einflüſſe der eignen Stimmung im geringſten ſichtbar werden; geſchweige denn, daß er ſich ſeinem Humor ſo überlaſſen, ſo mit ihm ſpielen dürfte, wie es in den vortrefflichſten Romanen geſchieht.

Nachher vergaßen Sie Ihren Satz wieder oder gaben ihn auf und wollten behaupten: alle dieſe Eintheilungen führten zu nichts; es gebe nur Eine Poeſie, und es komme nur darauf an, ob etwas ſchön ſey; nach der Rubrik könne nur ein Pedant fragen. — Sie wiſſen, was ich von den Claſſificationen, die ſo im Umlauf ſind, halte. Aber doch ſehe ich ein, daß es für jeden Virtuoſen durchaus nothwendig iſt, ſich ſelbſt auf einen durchaus beſtimmten Zweck zu beſchränken; und in der hiſtoriſchen Nachforſchung komme ich auf mehre urſprüngliche Formen, die ſich nicht mehr in einander auflöſen laßen. So ſcheinen mir im Umkreiſe der romantiſchen Poeſie ſelbſt Novellen und Mährchen z. B., wenn ich ſo ſagen darf, unendlich entgegengeſetzt. Und ich wünſche nichts mehr, als daß ein Künſtler jede dieſer Arten verjüngen möge, indem er ſie auf ihren urſprünglichen Charakter zurückführt.

Wenn ſolche Beyſpiele ans Licht träten, dann würde ich Muth bekommen zu einer Theorie des Romans, die im urſprünglichen Sinne des Wortes eine Theorie wäre: eine geiſtige Anſchauung des Gegenſtandes mit ruhigem, heitern ganzen Gemüth, wie es ſich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in feſtlicher Freude zu ſchauen. Eine ſolche Theorie des Romans würde ſelbſt ein Roman ſeyn müſſen, der jeden ewigen Ton der Fantaſie fantaſtiſch wiedergäbe, und das Chaos der Ritterwelt noch einmal verwirrte. Da würden die alten Weſen in neuen Geſtalten leben; da würde der heilige Schatten des Dante ſich aus ſeiner Unterwelt erheben, Laura himmliſch

vor uns wandeln, und Shakspeare mit Cervantes trauliche Gespräche wechseln; — und da würde Sancho von neuem mit dem Don Quixote scherzen.

Das wären wahre Arabesken und diese nebst Bekenntnissen, seyen, behauptete ich im Eingang meines Briefs, die einzigen romantischen Naturprodukte unsers Zeitalters.

Daß ich auch die Bekenntnisse dazu rechnete, wird Ihnen nicht mehr befremdend seyn, wenn Sie zugeben haben, daß wahre Geschichte das Fundament aller romantischen Dichtung sey; und Sie werden sich, wenn Sie darüber reflektiren wollen, leicht erinnern und überzeugen, daß das Beste in den besten Romanen nichts anders ist als ein mehr oder minder verhülltes Selbstbekenntniß des Verfassers, der Ertrag seiner Erfahrung, die Quintessenz seiner Eigenthümlichkeit.

Alle sogenannten Romane, auf die meine Idee von romantischer Form freylich gar nicht anwendbar ist, schätze ich dennoch ganz genau nach der Masse von eigner Anschauung und dargestelltem Leben, die sie enthalten; und in dieser Hinsicht mögen denn selbst die Nachfolger des Richardson, so sehr sie auf der falschen Bahn wandeln, willkommen seyn. Wir lernen aus einer Cecilia Beverley wenigstens, wie man zu der Zeit, da das eben Mode war, sich in London ennuyirte, auch wie eine brittische Dame vor Delicatesse endlich zu Boden stürzt und sich blutrünstig fällt; das Fluchen, die Squire's und dergleichen sind im Fielding wie aus dem Leben gestohlen, und der Wake-

field giebt uns einen tiefen Blick in die Weltanſicht eines Landpredigers; ja dieſer Roman wäre vielleicht, wenn Olivia ihre verlohrne Unſchuld am Ende wieder fände, der beſte unter allen Engländiſchen Romanen.

Aber wie ſparſam und tropfenweiſe wird einem in allen dieſen Büchern das wenige Reelle zugezählt! Und welche Reiſebeſchreibung, welche Briefſammlung, welche Selbſtgeſchichte wäre nicht für den, der ſie in einem romantiſchen Sinne lieſt, ein beſſerer Roman als der beſte von jenen? —

Beſonders die Confeſſions gerathen meiſtens auf dem Wege des Naiven von ſelbſt in die Arabeske, wozu ſich jene Romane höchſtens am Schluß erheben, wenn die bankerotten Kaufleute wieder Geld und Kredit, alle armen Schlucker zu eſſen bekommen, die liebenswürdigen Spitzbuben ehrlich und die gefallnen Mädchen wieder tugendhaft werden.

Die Confeſſions von Rouſſeau ſind in meinen Augen ein höchſt vortrefflicher Roman; die Heloiſe nur ein ſehr mittelmäßiger.

Ich ſchicke Ihnen hier die Selbſtgeſchichte eines berühmten Mannes, die Sie, ſo viel ich weiß, noch nicht kennen: die Memoirs von Gibbon. Es iſt ein unendlich gebildetes und ein unendlich drolliges Buch. Es wird Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, und wirklich iſt der komiſche Roman, der darin liegt, faſt ganz fertig. Sie werden den Engländer, den Gentleman, den Virtuoſen, den Gelehrten, den Hageſtolzen, den Elegant vom guten Ton in ſeiner ganzen zierlichen Lächerlichkeit durch die Würde dieſer hiſtori-

ſchen Perioden ſo klar vor Augen ſehn, wie Sie nur immer wünſchen können. Gewiß man kann viel ſchlechte Bücher und viele unbedeutende Menſchen durchſehn, ehe man ſo viel Lachſtoff auf einem Haufen beyſammen findet.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

V.

V.

Notizen.

Garve's letzte noch von ihm selbst herausgegebene Schriften.

Je weniger Jemand mit der Philosophie auf dem rechten Wege ist, desto leichter kann es freilich geschehen, daß er durch sein Leben sein System übertrift, ohne eigentlich auch in jenem etwas ordentliches geleistet zu haben: es ist aber doch erfreulich wenn es auf die Art geschieht, wie bey Garve, der weder niedergedrückt noch abgestumpft, noch den Einfluß auf die Welt früher aufgebend als das Leben selbst, die letzten beschwerlichen Stunden desselben so unermüdet genutzt, und so fleißig geeilt hat, was er noch konnte von den Früchten seines Nachdenkens zu sammeln und den zurückbleibenden Zeitgenossen als das beste Denkmal seines Daseyns zum Aufbewahren zu übergeben. Das beste sage ich: denn obgleich der Tod alle seine letzten Schriften auf eine oder die andre Art unterbrochen hat (ich rechne den dritten Theil der Versuche noch mit) so sind sie doch bey weitem das wichtigste, was wir von dem Verstorbenen besitzen. Was er früher philosophirt hat, geschah immer nur in Anmerkungen zu fremden Gedanken und in Reflexionen über einzelne

abgerissene Materien, und außer den Beobachtungen über die Kunst zu denken wüßte ich unter seinen frühern Schriften keine, worin so große Gegenstände, und so im Zusammenhange behandelt würden wie in diesen letzten Werken. Wenn also die Frage entschieden werden soll, was Garve im Gebiet der Philosophie oder vielmehr des Denkens überhaupt seyn und leisten konnte: so muß man sich vornehmlich an dasjenige halten, was er in dieser letzten Periode hervorgebracht hat, und es ist aus diesem Gesichtspunkt als eine Eingebung des Schicksals anzusehn, daß er sich unter solchen Umständen noch zu so großen Anstrengungen gedrungen gefühlt hat. Auch hat er die Beantwortung dieser Frage auf eine sehr uneigennützige Art erleichtert, indem er uns nicht etwa behutsam nur bis dicht an die Grenzen seines Gebiets, sondern sehr zutraulich immer etwas darüber hinausgeführt hat. Nur allzu sehr verdeutlicht er das Bewußtseyn dieser eigenen Situation seinem Leser, so daß ein Gefühl von schmerzlicher Theilnahme denselben durch alle diese Schriften hindurch begleitet. Man würde Unrecht thun es auf die äußere Lage des Verfassers beziehen zu wollen: von dieser redet er mit so viel ruhiger Gleichmüthigkeit, daß nicht die eigenthümliche Art wie er seines herannahenden Schicksals erwähnt, sondern nur der Umstand, daß er überhaupt daran denkt, diejenige Sehnsucht nach Leben verrathen kann, die einem Manne wie dieser natürlich und nothwendig war. Dieses Gefühl bezieht sich vielmehr auf das Innere der Bücher und auf die Anschauung, welche sie uns von dem

eigenthümlichen Weſen des Verfaſſers geben, auf den Kampf eines redlichen Willens mit einem kleinen Gemüth, und eines kleinen Geiſtes mit großen Gegenſtänden, die er am liebſten zerſplittern möchte, um ſie nur umfaſſen zu können: ein Kampf der zwar kein feſtliches Schauſpiel für die Götter, für einen Menſchen aber bis zur wehmüthigen Theilnahme rührend iſt. Was Garve ſeyn wollte, nemlich ein liebenswürdiger Geſellſchafter und ein feiner Beobachter, klingt freilich wie etwas Groſſes: wenn man aber näher betrachtet, was er ſich darunter dachte, wenn man Acht giebt auf die immer und überall wiederkehrende Vergötterung des Vornehmen und der Bildung, welche unter den höhern Ständen jetzt wirklich anzutreffen iſt; wenn man auf das offne und wiederholte Geſtändniß merkt, daß alles Beſtreben nach Erkenntniß nur in dem nach Beifall, und alles Beobachten Seiner Selbſt nur in der eitlen Vergleichung mit Andern ſeinen Grund hat: ſo kann man ſich nicht bergen, daß dieſe Tendenz ſeines Lebens nur etwas ſehr geringes war. Aber mit dieſem Wenigen nimmt er es denn ſo genau, verliert es ſo nie aus den Augen, und erzählt zur Warnung und Belehrung ſo offenherzig jeden Schritt vorwärts und zurück, daß man dieſen redlichen Willen nothwendig achten, und die Verſchwendung deſſelben beklagen muß: und daß man es nicht erſt nöthig findet ein Urtheil über den Charakter auszuſprechen, der ſich ſelbſt in einer ſo eigenthümlichen Miſchung von Beſcheidenheit und Eitelkeit dargeſtellt hat, worin nemlich die Beſcheidenheit keinesweges eitel, ſondern ächt und

ernſtlich gemeint iſt, und auch die Eitelkeit ſich nicht etwa beſcheiden verbirgt, ſondern offen und ehrlich ſich ſelbſt ankündigt und mit Namen nennt. Dieſem Charakter ſeines Lebens iſt auch der ſeines Denkens und ſeiner Unterſuchungen durchaus analogiſch. Auch hier hat Alles eine auseinander fahrende Richtung; was auf den erſten Anblick etwas Großes zu ſein ſcheint, verwandelt ſich wie unter den Händen in ein Unendlich Kleines: auch hier fehlt es an einem Mittelpunkt und Anfang, er kommt nie zu etwas Ganzem oder Urſprünglichem, ſondern muß ſich immer nur im Kreiſe des Abgeleiteten und Einzelnen herumdrehen, und nimmt alles auf guten Glauben ſo auf, wie es der gemeine Verſtand aus der Hand gelegt hat; ja nicht nur mit der Wiſſenſchaft, die ihm von Natur fremder iſt, ergeht es ihm ſo, ſondern auch wo es auf Unterſuchungen über das Leben und die Menſchen ankommt.

Um alles dies von Garve zu wiſſen, bedurfte es freilich nur für die, welche alles in großen Maſſen handgreiflich vor ſich ſehen müſſen, der Anſchauung dieſer letzten Schriften; Andere hätten alles, was darin liegt aus einzelnen früheren Aeußerungen divinieren können, in denen Garve ganz gelegentlich und unbewußt ſein Inneres ſo vollſtändig als möglich charakteriſirt hat. In der Abhandlung von der Popularität im Vortrage ſagt er einmal, „er glaube alle Wiſſenſchaften, ein Wort welches bei ihm ſehr weitſchichtig iſt, eintheilen zu können in ſolche, worin über Erfahrungen reflectirt, und in ſolche in denen Ideen combinirt würden, und die Moral oder die Lehre vom

Menſchen, ſo wie die ganze Philoſophie gehöre zu der erſten Klaſſe". In dieſer einen Aeußerung liegt das ganze unerſchöpfliche Chaos von Unphiloſophie und Geiſtloſigkeit, wovon alle ſeine Schriften gleichſam nur Ausſtrömungen ſind. Dieſe Art Erfahrungen und Ideen entgegenzuſetzen, und das Gebiet der letztern am Ende auf die bloße Mathematik zu beſchränken, iſt der höchſte Gipfel der Empirie, gleichſam der Realismus des Raiſonnements, der das was durch das gemeine Denken gefunden iſt, als abſolut gegeben, als das ſchlechthin wahre und denkbare an ſich anſieht. Und wenn man den Prozeß, der mit Erfahrungen und Ideen, ſofern ſie entgegengeſetzt werden können, vorzunehmen iſt, ſo gleichſam verwechſelt: ſo wird nebſt der eigenen und urſprünglichen Anſchauung und dem philoſophiſchen Denken überhaupt auch das Hiſtoriſche ſchlechthin unmöglich. Eben darum iſt das Buch über die Geſellſchaft ſo unendlich langweilig. Es ſollte eine Schilderung der geſelligen Natur in ihren Wirkungen und Rückwirkungen enthalten; aber dazu hätten die großen Erſcheinungen derſelben combinirt, und in einer beſtimmten Beleuchtung unter gewiſſe Hauptpunkte zuſammengeſtellt werden müſſen. Dahin kann aber Garve nicht kommen, ſondern er nimmt nur die einzelnen Beobachtungen, wie ſie aus dem gemeinſten Standpunkte genommen werden, nach einander vor, und reflectirt eben über ſie, und dieſer einförmige Prozeß geht an dem Geländer trivialer Ideen von Verſtand, Charakter, Bildung, Glückſeligkeit, über welche auch nicht reflectirt worden iſt, um ſich ihrer

gehörig zu versichern, auf die uninteressanteste Weise fort. Aus denselben Gründen hat auch die Charakteristik eines bestimmten Individuums ein ganz verfehltes Werk werden müssen. Eine solche soll das Individuum chemisch zerlegen, die innerlich verschiedenen Bestandtheile desselben von einander sondern, und in ihrem quantitativen Verhältniß darstellen, dann das innere Princip ihrer Verbindung, das tiefste Geheimniß der Individualität aufsuchen, und so das Individuum auf eine künstliche Weise nachconstruiren. Das kann aber freilich nur geschehen, wenn man die verschiedenen Erscheinungen desselben combinirt und vorher über die Idee, wie überhaupt Erscheinungen im Menschen combinirt werden müssen, einigermaßen reflectirt hat. Darauf versteht sich nun Garve nicht, weil so etwas gar nicht in der Sphäre seines Denkens liegt: daher nimmt er Handlungen nur einzeln, und so wie die gemeine Betrachtung sie auch findet und sondert, das heißt nach dem Objekt auf welches gehandelt wird. Durch diesen Proceß wird das Individuum natürlich nur mechanisch zerstückelt, die Einheiten sind noch an mehreren Orten zerstreut, und in allem, was für einfach gegeben wird, ist noch die ganze Mannigfaltigkeit welche eigentlich aufgelöset werden sollte. Dies ist eine schlechte Operation, und bewährt sich als solche unter andern auch dadurch, daß sie gar keine Form annehmen will. Sehr naiv klagt deshalb Garve darüber, daß das Mannigfaltige durch seine Menge ihn gedrückt habe, und freilich waren der Objekte auf welche der König gehandelt hat, und der Materien

seines Handelns sehr viele — sein Charakter aber durchaus höchst einfach. Dem Himmel sei Dank, daß Garve es so fern von sich fühlte, eine Geschichte Friedrich II. zu schreiben: denn fremder und widernatürlicher hätte ihm wohl nichts sein können als Historie. Aber auch in der Form oder Uniform, welche die Fragmente jetzt haben, ist es nicht möglich gewesen, die schlechte Sache zu verbergen. Indem Garve über die einzelnen Handlungen nach seiner Art reflectirt, ist er doch bisweilen glücklich genug, eine richtige Idee zu treffen; und dann auch allemal ehrlich genug, sie nirgend unangedeutet zu lassen, wo, vielleicht unter einer ganz verschiedenen Rubrik, dieselbe Handelsweise wiederkommt. Diese häufigen Wiederholungen machen es dem Leser übermäßig klar, daß Garve sich sein Geschäft schlecht construirt hat, so daß gewiß ein Jeder sich wundert, wie nur er selbst dies nicht hat merken können. Daß Garve geglaubt hat mehr als den sittlichen Charakter Friedrichs geschildert zu haben, ist eben auch eine leere Einbildung, die daher entsteht, daß er sich die Handlungen nach den Objekten gesondert und bestimmt hat. Wenige und nur unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, ist alles, was unter seinem Regierungs- und militairischen Charakter vorkommt, durchaus sittlich, und was unter diesem Titel selbst steht ist eben nur das, was sich mit Leichtigkeit unter die beliebten vier Haupttugenden zusammenfassen ließ, an welche sich Garve in allen moralischen Betrachtungen und Schilderungen so unerschütterlich fest hält. In dem großen Abschnitt vom literarischen Charakter

steht von diesem so gut als gar nichts, sondern hier ist der König recht Garvisch wie eine Stelle behandelt, über welche und aus Gelegenheit welcher er mancherlei Anmerkungen anbringt. Mit Unrecht sage ich hier, der König ist eigentlich überall so gebraucht, und wenn auch Garve im Stande gewesen wäre, mit einem Charakter umzugehn, und eine Charakteristik zu machen: so hätte er doch vor dieser unüberwindlichen Sucht in einzelne Bemerkungen bei jeder Gelegenheit abzuschweifen, diese als die Hauptsache anzusehen, und alles soviel möglich zu sich herabzuholen, und auf seine Existenz, sein Beste,eben und seine Forderungen zu beziehen, gewiß niemals dazu kommen können. Dies ist aber das Wesen der Anmerkungs-Philosophie, und man kann an Garve, der seiner Reinheit wegen recht zu einem Exempel gemacht ist, am besten zeigen, worauf sie sich zu beschränken hat, daß sie keine andern Werke hervorbringen kann als einfache Reflexionen über einzelne Data, je klarer je besser, daß alles was etwas anders zu sein scheint, doch nur ein Aggregat von dergleichen Monaden sein kann, daß es ihr nichts hilft große oder ganze Gegenstände vor sich zu nehmen, weil sie sie doch nicht als solche zu behandeln versteht, und daß es unmöglich ist, auch nur nach der „beobachtenden Methode" Gegenstände, wie sie auf dem Standpunkte des gemeinen Lebens wahrgenommen werden in irgend einem Zusammenhange darzustellen oder über sie zu denken, wenn man nicht höhere Principien hat, die irgendwoher aus der Wissenschaft genommen sind, und wozu also eine höhere Ansicht der Wissen-

ſchaft gehört, als dieſe. Wie man über einen eigentlich wiſſenſchaftlichen Gegenſtand in dieſer Manier nicht reden, und auch nur mit viel Kunſt und Mühe zu reden ſcheinen kann, iſt in den Betrachtungen über die Sitteniehre zu ſehen. Die Moral iſt Garven eine Wiſſenſchaft, worin über Erfahrungen reflectirt wird, die allgemein anerkannten moraliſchen Vorſchriften ſind dieſe Erfahrungen, und die Principien der Philoſophen ſind den Hypotheſen der Phyſik ähnlich. Von einem Syſtem, welches auf einem andern, zum Beiſpiel dem entgegengeſetzten Wege conſtruirt würde, weiß er nichts, und das um ſo weniger, da ihm zu Folge die Philoſophen nur Ideen ableiten, Ideen willkührlich zu combiniren aber ein Werk der Dichtkunſt iſt. Hier haben wir jenen Realismus des Raiſonnements in ſeiner höchſten Vollkommenheit. Ohne ſich durch den Sextus Empiricus irre machen zu laßen, ſetzt er die apodiktiſche Gewißheit in die gemein geltenden Ausſprüche, und ſucht eine allgemeine Erklärung dazu, nicht als Triebfeder, ſondern als Formel.

Was er im Verſtehen Anderer leiſten konnte, hat er durch die Ueberſetzung des Ariſtoteles und der verſchiedenen Moralſyſteme dargethan — denn die Darſtellung derſelben iſt ebenfalls eine Ueberſetzung in ſeine eigne Denkart. Die Syſteme hat er als Erſcheinungen angeſehn, zerlegt und darüber reflectirt; aber ſie zu combiniren hat er nicht verſtanden; ſie ſtehen neben einander aufs Ohngefähr. Ueberhaupt iſt auch hier das Einzelne die große Loſung; er will und kann nur das Einzelne verſtehn und wiedergeben, und hält den Styl und den

Ton eben nicht für etwas groſses, wie er ſelbſt — und beſcheiden genug auch mit Anwendung auf ſeine Werke — geſagt. Doch iſt es mit den Syſtemen etwas beſſer gegangen als mit dem Ariſtoteles, wahrſcheinlich weil die meiſten nicht ſo viel von Styl und Ton haben, denn dies alles mußte in ſeinen Darſtellungen eben ſo nothwendig verloren gehn, wie der Charakter eines Individuums in ſeiner Charakteriſtik. Aber hier vorzüglich leuchtet der redliche Wille hervor. Welche unſägliche Mühe hat er es ſich nicht koſten laſſen, beſonders das Kantiſche Syſtem nach allen Seiten, die ihm als Seiten erſcheinen, herumzudrehen, um überall etwas davon aufzufaſſen. Es iſt nur eine gerechte Belohnung für dieſen Eifer, daß er vorzüglich im Entdecken mancher Lücke Viele übertrifft, und daß der Verdruß über das Mißverſtehen des Ganzen ihm nicht die Freude über das Verſtehen manches Einzelnen ganz vergällt hat.

Manches wäre noch zu ſagen über ſeine Begriffe vom Witz, vom Anziehenden und mehrere Theorien, die mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Praxis genau zuſammenhängen, aber was man auch ſagen möchte, es würde immer nur beweiſen, daß man unmöglich etwas nachtheiliges von Garve ſagen könnte, was er nicht auf irgend eine Art ſelbſt geſagt hätte. Keineswegens aber immer unbewußt und unwillkührlich, ſondern auch ſehr gerade heraus. Und ſo bleibe es ungeſagt, weil es ohnedies nicht mehr nöthig ſcheint, gegen eine übertriebene Meinung von Garve's Talenten oder Verdienſten als gegen ein herrſchendes Uebel ſich aufzulehnen; wohl aber wäre es nicht unedel,

wenn diejenigen ſich ſeine ſchöne Beſcheidenheit und Selbſterkenntniß empfohlen ſein ließen, die ohne etwas beſſeres zu ſeyn, oder gemacht zu haben, einen Ruhm darin ſuchen, ihm die Mittelmäßigkeit vorzuwerfen, die er ſelbſt anerkennt, und von der ſie nicht einmal rechtlichen Beweis zu führen im Stande ſein dürften.

Von Matthiſſon iſt kürzlich dreyerley erſchienen: Basrelif am Sarkofage des Jahrhunderts, Alins Abentheuer, und ein Nachtrag zu ſeinen Gedichten. — Vielleicht giebt es auch für die Poeſie einen Lapidarſtyl, in welchem ſich eine ſo große Maſſe, wie die wichtigſten Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhunderts ausmachen, ohne Formloſigkeit und mit lichter Anordnung zur bündigen Kürze einer Inſchrift zuſammendrängen ließe. Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will, muß die Ueberſicht eines Jahrtauſends dabey im Sinne haben. Von zufällig und individuell beſtimmten Eindrücken des Moments dabey ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart, die nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinauskann, die Geſchichte eines Reiches ſchreiben, oder den Himmel aus einem engen Brunnen heraus überſehen wollen. Das Basrelif am Sarkofage des Jahrhunderts entſpricht daher ſeinem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile der politiſchen Faktionen und des gegenwärtigen Krieges, und von der dabey erlittnen Schmach Deutſchlandes redet. Machen dieſe partialen Begebenheiten der letzten Jahre

das Jahrhundert aus? Und geſetzt, ſie könnten es vertreten, ſo giebt es doch wohl für ſie im Zuſammenhang der Bildungsgeſchichte des geſammten Menſchengeſchlechtes noch einen ganz andern Geſichtspunkt, und ein Geiſt, der ſich zu dieſem erheben kann, wird ſchwerlich bey dem einſeitigen Jammern über phyſiſche Leiden ſtehen bleiben.

Es ſcheint überhaupt mislich, poetiſche Kunſtnamen aus der Plaſtik zu entlehnen: ſoll aber der Name Basrelief für ein Gedicht gelten, ſo läßt er offenbar die klarſte und ruhigſte Darſtellung eines Gegenſtandes erwarten, am wenigſten lyriſche oder lyriſch ſeyn ſollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Alſo auch hierin hat der Verfaſſer nur eine verworrene Vorſtellung von ſeiner eignen Abſicht gehabt. Sein Gedicht iſt eine ſogenannte Ode, und zwar nach Namlerichem Zuſchnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabey am meiſten vorgeſchwebt, und da dieſe einer von den wenigen ſchönen jugendlichen Blicken von Namlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiſte iſt, ſo wäre die Wahl des Vorbildes an ſich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein paar einzelne Strophen, und dann macht jenes Gedicht weniger Prätenſion, es hat mehr Einfalt und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerſpricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künſteley und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

Von Afrika bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
Raſt furchtbar der Zerſtörung Wuth,

und nachher:

Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
Von Irlands Riesendamm bis zu den Katakomben
Parthenope's die Saat.

Wie soll man an den Schmerz des Dichters glauben, an welchem nicht nur die Geographie, sondern geographische curiosa, die er auch nicht ermangelt in Noten zu erläutern, so großen Antheil haben? Mit Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem Jahrhundert Schuld gegeben wird:

Das Mitgefühl verdampft: man hört mit kaltem Lächeln,
Was tief die Seele sonst bewegt;

aber nicht aus dem angeführten Grunde:

Seit jeder Zeier, der uns kühlt, ein Todtenbein
Auf seinem Fittig trägt.

(als ob der Zephyr damit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewartet hätte, und das Sterben nicht von jeher Sitte gewesen wäre!) sondern weil ein jeder Vers, der uns, statt zu erwärmen, abkühlt, irgend eine anmaßende Kostbarkeit oder Ziererey auf seinem schwerfälligen Fittig trägt. Eben so hohler Wortklang ist der patriotische Aufruf an die Deutschen, zu welchem schließlich noch die Geister der Helden bemüht werden, bey welcher Gelegenheit der Verfasser auch den Triumph der altfränkischen Vorstellungen über das Verhältniß der Deutschen und Franzosen, die Schlacht bey Roßbach, glücklich ausspielt. Kurz vom Jahrhundert finden wir bloß unbestimmte Allgemeinheiten, von einem Sarkophage hat das Gedicht die Eigenschaft an sich, daß es todtes und nicht leben-

diges verwahrt, und zum Basrelif fehlen ihm nur Figuren und Styl, die Kälte und Härte des Steins hat es, aber nicht einmal einer edlen Steinart: das Velin, worauf es gedruckt ist, stellt geglätteten Marmor weit besser vor.

Mit eben solcher typographischen Pracht, und noch mit Vignetten verziert, erscheinen Alins Abenteuer. Daß der Dichter uns gleich auf dem Titelblatt das Haupt der Gorgo entgegenwirft, darf den Beurtheiler nicht schrecken: auswärts gewandt, wie es jetzt steht, muß es sich auf die unausbleibliche Verwunderung des Lesers beziehn: noch dem Gedichte zugekehrt hätte ihre versteinernde Kraft seine Beschaffenheit erklären können. Die Zueignung an den Luftgeist Ariel kündigt fälschlich eine recht leichte hingegaukelte Dichtung an, sie ist aber ehrlicher als sie selbst weiß, indem sie es durch ihre ungemeine Geschraubtheit deutlich wieder zurücknimmt. Das Gedicht soll, so viel wir haben entdecken können, ein spaßhaftes Mährchen seyn: aber der Himmel weiß was für ein Mährchen und was für Spaß! Ein Mährchen ohne Verwickelung und Auflösung, überhaupt ohne Fortgang, ohne Erfindung, ohne Darstellung; und erzwungener, frostiger, feyerlich-ernsthafter, unlustiger Spaß ohne Geist und Gehalt. Spaßhaft wird demjenigen gewiß nicht zu Muth, der diese Lektüre mit der Vorstellung unternimmt, es müsse in einem angeblichen Kunstwerke doch irgend ein Sinn, ein Zusammenhang, eine Beziehung der Theile auf einander zu finden seyn. Alin, ein spanischer Ritter, verrichtet erst in Afrika eine Menge

ganz ernsthafter Heldenthaten, und zeigt sich überall tugendhaft und als den Retter der Unterdrückten; hierauf erlegt er in Japan ein Ungeheuer, und als ihn der Wirbelwind einer blinden Willkühr plötzlich nach Egypten führt, so geräth der Verfasser, bey Gelegenheit daß er sich mit den dortigen Alterthümern abgiebt, in eine Erzählung seiner litterarischen Laufbahn hinein, wobey Alin immer durch spitzfindige Gelehrsamkeit oder verkehrten Geschmack lächerlich erscheinen soll. Dann wird der Faden seiner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen, Alin dringt auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Witz von einer Lücke im Manuskript endigt das vom Erzähler selbst eingestandne Einerley der Geschichte, die eigentlich keine ist. Doch ist es unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Begriff von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der Unglaublichkeit wegen müssen wir ein paar Proben hersetzen. Der Anfang lautet so:

Früh, bey des Morgensterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß;
Laut wieherte, zu gutem Zeichen,
Dreymal sein Andalusisch Roß.

Gleich den Aleiden und Rinalden,
Grüßt er, mit seinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerst erschien er in Marokko,
Wo ihm ein abgefeimter Skies,
Des Gauklers Urbild im Tarokko,
Der Kaiserstadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Vielgereiste,
Dem schmelzenden Sirenenton,
Eilt' er gewarnt vom bessern Geiste,
In sausendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderhorden schirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Spieß,
Und malmte seine stolzgethürmte
Granitne Felsenburg zu Kies.

Entkerkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,
Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In siedend Bergalt tauchen hieß.

Zwölf Ritter durch Cytherens Gnade
Mit Rosen Amathunts bekränzt,
Hübnt' er zurück zum steilen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hüllt' einen Fant, der, bald verschäfert,
Oft mit Sonnet und Madrigal
Den Hains Dryaden eingeschläfert,
Zu besserm Zeitvertreib in Stahl.

— — — — — — — — —

Den Birkkönig, noch verwundet
Durch edler Frauen gerechte Rebe,
Sandt', in ein Stachelfaß gerundet,
Er auf dem nächsten Strom' ins Meer. u. s. w.

Folgendes sind Stücke aus dem litterarischen Theile der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippschaft bis zum jüngsten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallnuß lag.

Welch

Welch Staunen! als, vom Erstlingspiepen
Der Brut im Ey, sein Preistraktat
Verherrlicht durch Bodoni's Typen
Ans Licht in Salamanka trat.

Des Paradoxen großer Priester,
Sprach er dem Anerkannten Hohn;
Merkurs germanischen Tornister
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühst du, rief er, hier so spärlich,
O Zauberblume des Genies?
In Fülle zog dich, Seltne, jährlich
Vordem das Treibhaus zu Paris.

Noch immer in Apolls Revieren,
Klarisse, Tristram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportiren
Benannt sich die Fergatte schon.

Hier dulden wir nur Mönchsgesichter,
Der Humpen Klang, des Turney's Kampf,
Gespensterklubb, vermummte Richter,
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllt' er ungezogen,
Als, bey der Musen Weihgesang,
Sich königlich zum Sternenbogen,
Ein Riesenadler, Göthe, schwang.

Wer schnöder Gleißner Mystik haßte,
Wer Garve, Mendelsohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmler ihm und Obskurant.

Er läſterte der Vorwelt Schätze
Im Vatikan und Kapitol, u. ſ. w.
— — — — — — — — —

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Birkuland und Botanybay:
Drum prieſ' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon ſey.

Die Luſt am Nackten zu verwürzen,
Mehrentheils ſehr galant,
Alln durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieſes Urgewand;

Vergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzt' einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;
— — — — — — — — —

Sprach zu des Kolliseums Mauern:
Zerfleiſchter Chriſten Todesruhm,
Verwegne? wollt ihr überdauern?
Und ſtürzte ſie zu Bauſtoff um;

Löſt' am Gehälte die Verknöpfung,
Durch ein Dekret, vom Künſtlerbann,
Und predigte, des zur Erſchöpfung,
Im Vototen gegen Winkelmann;

Kam oft gereiſet, recht ſanskülottiſch,
Zu Ball, Konzert und Pikenik,
Den deutſchen Dreher walzt' er ſchottiſch,
Und gähnte frech bey Glucks Muſik;

Pries auf Lutetiens Theater
Den Gang des griechiſchen Kothurns,

Und ſchaute voll entbrannter Krater,
Den Mond? O nein! den Ring Saturns. u. ſ. w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Alins Geſchmack am franzöſiſchen Trauerſpiel mit ſeinen aſtronomiſchen Träumereyen durch ein und verknüpft iſt, kann ein Bild vom Zuſammenhange des Ganzen abgeben. Wie ſtimmt es zuſammen, daß der Bewunderer der ehemaligen franzöſiſchen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die deutſchen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garve und Mendelſohn Frömmler nennt, aus abergläubiſchem Eifer die Denkmäler des Alterthums ſchändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Perſon zuſammengehäuft werden ſollen, ſo iſt auch das gänzlich verfehlt: wer ſetzt heutiges Tages Bernini über die Antike? Eben ſo ſind die gelehrten Anſpielungen zum Theil veraltet: wo iſt z. B. noch von der Einſchachtelungs-Theorie die Rede? Dazwiſchen ſtehen nun ganz erlaubte und ehrbare Unterſuchungen, die Alinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas taugliches darüber geſchrieben hätte. Man ſieht alſo von keiner Seite, wo es hinaus will, und wenn man damit die erſten Abentheuer zuſammenhält, die ohne weitere Beziehung doch gar zu ungeſalzen wären, ſo wird man faſt verſucht zu glauben, das Ganze ſey nicht buchſtäblich zu nehmen, es ſtecke irgend eine allegoriſche Bedeutung dahinter. Aber, nicht gerechnet, daß es eine unchriſtliche Zumuthung wäre, ſich an einer ſolchen Einkleidung derſelben den Kopf zu zerbrechen, ſo mußte doch irgendwo ein Endchen

vom Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es also scheint, als wollte die voranstehende Sphinx so etwas glauben machen, bleiben wir dabey, daß das Geheimniß des Mährchens wie mancher Orden darin besteht, gar keines zu haben. -- Was rein und wahrhaft fantastisch ist, wird freylich eben dadurch wieder symbolisch: es entsteht dann ein beständiges, aber unbestimmtes Anspielen, das eben mit der Auflöslichkeit in einen Begriff den größten Theil seines Reizes verlieren würde. Das ist der Fall bey Goethe's Mährchen, wo der Wechsel der heitersten vorüberziehenden Erscheinungen von geistigen Anklängen wie von einer unsichtbaren Musik begleitet wird. Hat der Verfasser etwas ähnliches im Sinne gehabt, so wäre er auf den schlimmsten Abweg gerathen. Die Anspielungen sind derb genug ausgeschrieben, nur die Bilder erscheinen nicht. Statt daß dort die Fantasie auf ihren eignen Flügeln getragen wird, geht hier die Künsteley unbeholfen auf den Stelzen harter Verse und seltsamer Reime einher. Was endlich den Scherz und die Ansprüche auf Satyre betrifft, so machen die Noten, in welchen noch die abgenutzte Form eines Kommentars mit erdichteten Namen wiederkömmt, es bis zum Ueberflusse klar, daß es dem Verfasser niemals eingefallen ist, der Witz müsse auf etwas gehen. Diese zum Theil obendrein erborgten Einfälle stehen hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bey allem dem die Verirrung gewiß von einem Dichter, den man immer unter den Korrekten gepriesen hat, und wer ein poetisches Natu-

ralienkabinet hält, mag sogleich diesem Petre'aktum von Fratzen ohne Fantasie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialischer Tollheit einen ausgezeichneten Platz darin anweisen. Den etwanigen Nachahmern dient zur Nachricht, daß sie sich Fehler wie diese nicht ohne große Mühseligkeit erwerben werden. Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch saurer gehabt als der Leser und selbst als der Vorleser, dem doch manchmal von „des Wortschwalls Katarakte" die Zähne knacken möchten, und dieß Mährchen ist wohl eben so wenig als Rom in Einem Tage gebauet oder gedrechselt.

Wenn man sich nun unter Matthissons früheren Arbeiten nach etwas umsieht, das als Uebergang ein solches Extrem einigermaßen begreiflich machen könnte, so bietet sich in dem Nachtrage, der großentheils in den Schillerschen Almanachen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderst die Sehnsucht nach Rom dar. Eine auffallende Aehnlichkeit in der ganzen Manier, dieselbe überladne Eleganz und leere Gedrängtheit des Ausdrucks, dasselbe Haschen nach ungewohnten Reimen, die mit fleißiger Künstlichkeit zusammengebracht sind, sogar bey der großen Verschiedenheit der Gattung und des Gegenstandes dasselbe Sylbenmaß. Aber die Hauptähnlichkeit liegt in der Struktur und dem Gange oder vielmehr Nichtgange des Ganzen. Eben so wie man die Abentheuer Alins beliebig durch einander würfeln und auf den Kopf stellen könnte, ist auch die Sehnsucht nach Rom ein bloßer cento von Erinnerungen, wo man gar nicht sieht,

wie eine die andre anregt, und die ſich eben ſo gut ganz anders hätten ſtellen laſſen. Indeſſen weil die geſchilderten Gegenſtände doch alle in Rom befindlich ſind oder waren, und von ſelbſt unter gewiſſe Rubriken fallen, ſo tritt hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, wiewohl gar keine poetiſche. Hingegen im Alin, wo ſich der Dichter ohne einen ſolchen fremden Halt ins weite gewagt, hat er völlig die Tramontane verloren, und man kann ohne Bedenken ſagen, daß, wer einmal ſo etwas macht, niemals ein Ganzes muß haben machen können. Dieß iſt nun die andre Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit den früheren ſteht: als pſychologiſches Phänomen muß es aus dieſen erklärt werden, kritiſch betrachtet kann es Licht über ſie verbreiten. Zwar ſoll und kann eine mislungne Hervorbringung dem Verdienſte beſſerer nichts abziehen, wohl aber kann eine manierirte Ausartung, wenn ſie aufs äußerſte gediehen iſt, die Spuren und Keime derſelben Manier da entdecken laſſen, wo vorhin andre Vorzüge darüber verblendeten.

Die Gedichte, welche Matthiſſons Ruhm hauptſächlich gegründet, ſind von der landſchaftlichen Gattung. Sie ſchildern theils ausgezeichnet ſchöne Gegenden, oder wo dieß nicht der Fall iſt, leiht ihnen doch die Bekanntſchaft des Verfaſſers mit der großen und anmuthigen Natur in der Schweiz, dem ſüdlichen Frankreich und Italien, einen glänzenden Widerſchein. Außerdem iſt das Neue, was ſie günſtig von der meiſten bisherigen descriptive poetry unterſcheidet, der Gebrauch lyriſcher in Strophen abgetheilter Sylben-

maße. Zwar hatte ſchon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geſchildert, aber dieſe waren bey ihrem groſſen Umfange mehr auf das rhetoriſch Didaktiſche und Sentenziöſe eingerichtet. Die fortgehenden Versarten begünſtigten bey Thompſon und Kleiſt die urſprüngliche Formloſigkeit der Gattung, und trieben ſie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerſcheinungen herum. Die engere metriſche Begränzung ladet von ſelbſt dazu ein, ein landſchaftliches Gemählde zu iſoliren und muſikaliſche Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philoſophiſcher Beurtheiler die Praxis des Dichters mit ſeiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinſtimmend zu finden geglaubt: aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bey der Betrachtung als bey der Hervorbringung aufgewandt worden ſeyn. Wenigſtens verräth es keine bis zur Klarheit gediehene Abſicht des Dichters, wenn er die Sylbenmaße ſo willkührlich und unpaſſend wählt, z. B. eine Alpenreiſe in dreifüßigen Jamben beſchreibt. In andern Stücken iſt die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyriſirt, um zu dem Gebrauch ſelbſt einer leichten Liederſtrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genferſee, das nur in einer ähnlichen Epoche des korrekt ſentimentalen Geſchmacks eben ſo berühmt werden konnte als Gray's Elegie auf einem Kirchhofe, iſt durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeſchoben ſind, noch weniger als anfangs. Wie paſſen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rouſſeau's Heloiſe

zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus der Urgeschichte des Erdbodens? Die empfindsame Mattigkeit des Schlusses hat man schon öfter gerügt, aber so viel ich mich erinnere, ist es noch nirgends bemerkt worden, daß der Gedanke, die uralte Wüstenei in jenen Gegenden mit ihrem jetzigen so lachenden Anblick zu kontrastiren, und die Hauptzüge dieser Schilderung aus Johannes Müllers Geschichte der Schweiz (1 B. S. 3 u. 4) entlehnt scheinen: nur daß die Prosa des Geschichtschreibers viel größer und bedeutender darstellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne gelungne Stellen und schöne Zeilen. Diese haben sein Glück gemacht, und mußten es machen, da die meisten Leser sich nie dazu erheben, irgend eine geistige Hervorbringung als ein Ganzes zu betrachten. Wie hätte es sonst der Bemerkung entgehen können, daß Matthissen selbst in den kleinsten Kompositionen nicht Ton und Kolorit zu halten weiß. In dem Liede die neue Heilige (Nachtrag S. 31.) finden sich folgende Erwähnungen unmittelbar nacheinander: Pygmalion, eine Göttin, Anspielung auf Orpheus oder Amphion, der Tanz der Elfenkönigin, Geistergruß, ein Irrlicht das nachher zum Heiligenscheine wird, wiederum Oberon, und endlich Raphaels Madonnenbilder. Ist es wohl möglich in sieben kurzen Strophen die Fantasie ärger aus einem fremdartigen Gebiete ins andre zu hetzen? So hebt der letzte Trost (Nachtrag S. 40.) mit der Schilderung einer düstern Nacht, von allen nordischen Schauern begleitet, an, die dem Dichter, schon wunderlich genug, die Schmerzen der

Sehnſucht lindert. Hierauf blinken ihm die Sterne (da es noch zwey Strophen vorher, in dem — wohl zu merken! — nicht beweglichen ſondern ſtillſtehenden Gemählde ſo neblicht und ſtockfinſter war) Hoffnung in die Seele, und mit der vierten Strophe iſt er auf einmal glücklich von der Unſterblichkeit derſelben überzeugt. Welche Pſychologie ſoll dieß erklären? Und wenn ſo etwas nicht inkorrekt zu heißen verdient, was ſoll denn den Namen führen?

Eine Bemerkung über Matthiſſons Dikzion und beſonders ſeinen Gebrauch des Reimes wird ſich mit dem verbinden laſſen, was uns der

Muſenalmanach für 1800 von Voß, der letzte,

über dieſen Punkt bey Voß und J. W. A. Schmidt zu ſagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein paar Ueberſetzungen aus den Alten mit etwa dreyßig Liedern in der ſchon bekannten Weiſe ausgeſtattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn eben nicht kennen: aber grade dieß unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreiſe giebt einen Aufſchluß, denn es iſt ein Kennzeichen der ſchon in Verhärtung übergegangnen Manier. Einige Stücke ernſteren Inhalts nähern ſich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leiſten ſollen, (denen es freylich mit aller ächten Myſtik auch an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt;) die Geſinnung darin iſt löblich, der Gedanke aber und die ganze Anſicht des Lebens und ſeiner Verhältniſſe geht nicht über den Horizont des gemeinen Menſchenverſtandes hinaus. Andre ſind in einer fremden Perſon gedichtet: irgend

ein Knabe oder eine junge Näherin erzählen Schalkheiten, womit sich eine unschuldige Liebschaft anspinnt, ein Bauerbursch sagt einer wassertragenden Magd allerley artiges, und dergleichen mehr. — Das Lied ist zu eigentlicher Mimik nicht die geschickteste Form, wenigstens muß alsdann der musikalische Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des mimischen ersetzen, und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn sich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienstlich das Ergreifen der gemeinsten Naturen in ihrer ganzen Beschränktheit im Zusammenhange eines Romans oder Schauspiels seyn kann, so wenig sagt er uns zu, wo sie für sich allein etwas bedeuten sollen; in einem lyrischen Gedicht erwarten wir schöne oder wenigstens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen seyn sollte, so müßte man nicht, sowohl in der Klarheit der eingeführten Personen über sich und ihre Empfindungen, als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer hindurch hören.

Die größte Zahl der Lieder bezieht sich auf Familienfeste, und würde, mit den bisherigen derselben Art zusammengetragen, ein ziemlich vollständig ökonomischpoetisches, nicht grade Noth- und Hülfs-, aber doch Lust- und Arbeits-Büchlein ausmachen. Zufolge dem: Introite, nam et heic dl sunt! soll zwar die Poesie überall und also auch in die Haushaltung eingeführt werden; hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poesie eingeführt seyn. Versifikazion und Sprache müssen das beste thun, um das, was bey einer gewissen Gelegen-

heit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angeſtellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu ſtempeln. Und welchen Ton geſelliger Luſtigkeit ſoll man ſich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmauſe ſeine Bitten vorträgt:

Frau, du biſt ſo gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feſte; u. ſ. w.

oder wenn es in der Merzfeyer heißt:

Klingt! und flecke Wein den Drillig:
Unſre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der bunten Reihe die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernſt mit dem Lecken der jungen Bären verglichen wird? Der Enthuſiasmus des Eſſens bricht in der Kartoffelernte in ganz eigne fromme Ergießungen aus:

Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Ueberſchwang!
Ob wir voll bis oben ſchütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch iſt immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die ſchön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geſchwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!
— — — — — — — — —

Nur ein Knöllchen eingeſteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott ſein Weſen!

Kaum ſind Hände gnug zum Leſen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was iſt nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelſchmaus für alle!
Unſre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied geſungen wird, und man ſieht nicht was ſich gegen ein ſo ſchweſterlich angebotnes Accompagnement einwenden ließe, da ſie ſolche Vorſtellungen von Gott, daß er „da unten ſein Weſen treibt," allenfalls auch noch erſchwingen mag.

Wo die Darſtellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verſchwendet, ſondern ſich einem idealiſchen Bilde nähert, wie in dem Roſenkranz und der Schläferin, fehlt doch ein gewiſſes Etwas, jener zauberiſche Duft, der alles lieblich verſchmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas höherem und bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und ſicher ſie ſey, iſt immer noch zu ſichtbar. Gäbe es, auſſer der Kunſt, noch ein Handwerk der Poeſie, ſo würde Voſſens Liedern der erſte Rang nicht abzuſtreiten ſeyn. Hierin verhalten ſie ſich zu den Schmidtſchen, bey aller Aehnlichkeit der Gegenſtände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte Engliſche Manufakturwaaren zu ſchlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in dieſe Studien eingeht, kann Voſſens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemiſch aus Erneuerung alt-

deutſcher Wörter und Wendungen, aus Niederſächſiſchem Provinzialismus und gelehrter Umwodelung iſt) und der Sylbenmaße immer lehrreich ſeyn. So hat er in der Schläferin die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutſchen ſelten, und ſeit den ältern Dichtern, z. B. Weckherlin u. a. ſehr aus der Acht gelaſſen ſind, mit Glück durchgeführt: nur würde es noch anmuthiger ſeyn, wenn ſie mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechſelten. Die verſuchten Kombinazionen des Reimes mit klaſſiſcher Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts neues hinzugekommen iſt, ſetzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte ganz entgegengeſetzte Tendenz der antiken Sylbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueſte Beſtimmung der Quantität fodern, dieſe ihrem Weſen nach ſie mehr ſchwebend erhalten, und den Akzent und die Sylbenzahl herrſchend machen.

Die Verwandtſchaft zwiſchen den Voſſiſchen und Schmidtſchen Liedern iſt einleuchtend genug: bey manchen gehört ſchon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beym erſten Vorleſen zu entſcheiden von wem ſie ſind. Ich glaube es würde ſich niemand verwundern, wenn man unter dem Windmüller den Namen Voß, und unter der Reiſe Schmidt läſe. Der Unterſchied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: ſo wird z. B. bey den Voßiſchen Feſten meiſtens jubilirt, daß es etwas ſo gutes zu eſſen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut ſich hingegen, daß er nichts beſſeres hat, ihm hat das Schickſal ein uneigennütziges Wohl-

gefallen an der Armſeligkeit beſchieden. — Paradoxer könnte es ſcheinen, wenn Matthiſſon mit beyden zuſammengeſtellt wird. Von Schmidt ſteht er durch die Gegenſtände am weiteſten ab, und doch kann man Spuren genug aufweiſen, daß bey einer Vertauſchung des ganzen Kreiſes der Anſchauungen, wenn ſich dieß Experiment machen ließe, ungefähr daſſelbe herausgekommen wäre. In Matthiſſons Kinderjahren (Gedichte S. 13) ſind viele Züge ganz im Schmidtſchen Geſchmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenleſe kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke ſchwamm;
Die alten Eichenſtümpfe
Am ſchilfumrauſchten Moor,
Die blaue Waſſernymfe
Gewiegt am ſchlanken Rohr;
— — — — — — — — —
Die Schule, dumpf und düſter,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter
Ein Weltgebieter ſchien. u. ſ. w.

Wenn hingegen Schmidt (Alm. S. 169) anhebt:

Dicht über Eis und Zimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüſch.

ſo iſt hierin ſo viel Matthiſſon als möglicher Weiſe in zwey Zeilen ſeyn kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviole Grau verſchmelzen
Allgemach des Abends Roſengluten,
Schwebend im Gewäſſer, deſſen Fluten
Sanfter ſich ans Muſchelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfleiß: vom Pelzen
Junger Aepfelſtamm' und Kirſchenruthen,
Raſt' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüſch von Haſelnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durſt und Hunger
Hol' uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglaſe.

Klapp' ein Tiſchchen auf in dieſem Graſe.
Daß wir fröhlich unſre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren.

hat er im erſten Quartett Matthiſſons überladne Eleganz und fleißige Landſchaftspinſeley, im zweyten Voßens häusliche Behaglichkeit, und in den beyden Terzetts ſeine ſelbſteigne Lobpreiſung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines ſolchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthiſſon aber gewiß nicht Voß fähig geweſen; und Mißgriffe, wie das Geſchlepp der fünffüßigen Trochäen bey lauter weiblichen Reimen (nur Einmal hat Bürger dieſe unſelige Wahl getroffen) und die Zwängung eines ſolchen Stoffes in die gebundne Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der konzentrirende Gipfel des Ganzen ſeyn ſoll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgeſpeiſt wird: das ſind Unglücksfälle die dem Märkiſchen Dichter allein begegnen.

Die allen dreyen gemeinſchaftliche Jagd nach ſeltnen und ſchwierigen Reimen iſt eine hervorſtehende Ecke, wobey man die Analogie der Manieren auf der That ertappen, und das ſcheinbar Abweichende

auf innre Uebereinſtimmung zurückführen kann. Unſtreitig können dergleichen Reime ſelbſt im edlen Styl von ſehr guter Wirkung ſeyn, wenn ſie ſelbſt edel und wohlklingend ſind, wie lichte Punkte die Hauptmomente des Gedankens oder Bildes hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle ſtehen. Wiederum wirft der ſcherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt ſich zum Scheine von ihm beherrſchen, weil die poetiſche Form auf dieſe Art ſich ſelbſt drollig ironirt. Führt aber der Reim in einem ernſthaften Gedichte ganz ernſtlich das Regiment, brüſtet er ſich mit ſeiner Seltenheit, und mit nichts als ſeiner Seltenheit, wie bey Matthiſſon, Voß und Schmidt ſo häufig der Fall iſt; ſo fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundſätzen ausgeſprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten iſt ein Mittel zum Verſemachen; das Verſemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerley wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von allem iſt. Eben ſo mit den Spracherweiterungen: ſie ſind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung einer ihm vorſchwebenden Nüance. Wo ſie an ſich Zweck werden, da fallen ſo verſchiedenartige Dinge wie die Provinzialismen und Kunſtwörter der Landwirthſchaft bey Voß und Schmidt, und die klaſſiſchen und artiſtiſchen Namen, die geſuchten Zuſammenſetzungen bey Matthiſſon, in poetiſcher Hinſicht in Eine Klaſſe.

Um das obige über die Verwandtſchaft und Ab-

Abweichung der Manieren anſchaulicher zu machen, als ſie es durch die umſtändlichſte Entwickelung werden könnte, ſey mir die Fikzion eines Wettgeſanges zwiſchen den drey Dichtern erlaubt, wo jeder, im Medium gemeinſchaftlicher Reime, aber in einem ihm beſonders angemeſſenen Sylbenmaße, dem Inhalte nach ſeine Eigenthümlichkeit behaupten ſoll.

Wettgeſang.

Voß. Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt: Gott gebs!
Matthiſſon. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuſchet fern den Blick, als lebs.
Schmidt. Rothbedeckt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muſe mich in ſchmutz'ger Juppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich Dutzendweis.
Matthiſſon. Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tuſch' ich hin mit ſauberm Fleiß.
Schmidt. Wer Begeiſtrung recht zu ſparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus oft mir und Anapäſt.
Matthiſſon. In labyrinthſchen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Aſbeſt.
Schmidt. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.

Matthiſſon. Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poeſie.
Schmidt. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Cute lernt ich unterducken.

Voß. Stets, als wär' er ein Wams von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matthiſſon. Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.
Schmidt. Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks läſterndem Geſchmiſſel.

Voß. Wer Eßgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſey leckeres dem beſcheert.
Matthiſſon. Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.
Schmidt. Ja, ein Biederherz wird hoch geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß. Paß doch auf, o Geſell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.
Matthiſſon. Dich grüß' ich, Rieſen-Koliſeum
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.
Schmidt. Weil du heut ganz leer den Wecken ſponnſt,
Fiekchen, komm und ſing mir ein te deum.

Voß. Wie ſo luſtig die Ferken quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.
Matthiſſon. Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge ſtark.
Schmidt. Nicht beneid' ich den Baron von Tott
Pfeif' ich auf dem Blatt bey Friederiken.

Voß. Bey des winternden Heerds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matthiſſon. Umeint Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt daß ſie es iſt.

Schmidt. Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da giebts Puppen und Dukatenkacker.

Voß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!
Matthiſſon. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken,
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schmidt. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß. So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'ſch.
Matthiſſon. Er wohne nördlich oder ſüdlich,
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch.
Schmidt. Ich bin nie dem Himmel widerſpänn'ſch;
Schiert er mich, es iſt mir doch gemüthlich.

Voß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geſchaart, das Glück.
Matthiſſon. Der Freundſchaft Lächeln zu erwiedern
Strahlt ſympathetiſch euch mein Blick.
Schmidt. Und für mich iſts kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthiſſon, deine Naturabſchilderung,
Süß wie Honig und feſt wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwilderung
Des Teutoniſchen Urgeſchmacks.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn sinnig du Reim' erfindest,
Wird das Hausgeräth schön benahmt.
Wenn du etwas nur Griech'sch verständest!
Da gebrichts, daß dein Vers so lahmt.

Schmidt.

Voß, wie sollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in stolzen Hexametern.
Aber was ich singe, glaube mirs,
Klingt harmonisch Micheln so wie Petern.

Matthisson.

Schmidt, deine Kunst ist sicher trefflich,
Doch weilst du in der sand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüstig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich versteh,
Matthisson! Doch deine Basreliefer,
Die am Sarge sprießen in die Höh:
Ist das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun so schürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Cyklopentakt;
Hochklassisch wird durch weise Sichtung
Die Sprache, sonst so rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Diese löblich nützliche Verrichtung.

In Bezug auf die mich betreffenden Erläuterungen der Herausgeber der allgemeinen Literatur-Zeitung (1799 Intell. Bl. Nro. 145.) gebe ich folgendes

vollständige Verzeichniß

meiner zur Allg. Lit. Zeit. beygetragnen Rezenſionen.

1796.

	Nro.		Nro.
Die Horen, eine Monatsſchrift von Schiller, 1 — 10tes Stück von 95.	4	Rambachs Reden.	265
Gotters Schauſpiele	13	Gedichte von Fr. Benn. Caroſinens Blumenkranz. Eichholz Blumenleſe. Verbrechen aus Unſchuld, und Fürſtenglück von Palm.	275
Erzählungen von Bürde	24		
Les chevaliers du Cygne par Madame de Genlis.	32	Analekten aus der Verlaſſenſchaft des Küſters von Ilgenthal.	278
Ovids Kunſt zu lieben, überſetzt von v. Strombeck.	127	Petrarca von Butenſchön. Erſtlinge von Kapf. Bijouterien. Der Onkel aus Amſterdam.	280
Abdim, von Schwarz.	207		
Romeo und Julie frei bearbeitet.	243	Taſchenbuch für Freunde des Geſangs. Raphael Pfau. Lottens Tagebuch. Das Schloß des Grafen Roderich. Tobias Roſemond.	281
Die Batavier. Terno Secco. Das Recht des Lehnsherrn. Auden Weidungen. Wenda.	255		
Auch Vetter Heinrich hat Launen.	255	Der Spion.	283
Albert und Elize.	258	Fröbings Sprachfehler. Der Roſenkranz.	284
Homer, überſetzt von Voß.	262 bis 267	Aurora vom Reichsgr. v. Soden.	285
		Die Richter. Obriſt von Steman.	290

	Nro.
Der Universalfreund. Der Spiegel von Arkadien. Oberon von Buschen.	290
Die Regata von Bürde.	293
Ariston.	299
Julius von Sassen.	306
Geßner, von Hottinger.	308
Gedichte von Tiedge. Scenen aus Rom.	309
Der Melancholische. Chlorinde von Grosse. Arkadien. Honorine von Userche, übersetzt von Huber. Albrechts Triumpf der wahren Philosophie oder die wahre Politik der Weiber.	311
Homers Iliade travestirt. Fürstbürger Phosphorus. Deutsche Schaubühne. Unglück prüft Tugend. Vergehen und Größe. Alexina. Sassar. Wilhelm Wallace. Trümmer der Vergangenheit von Albrecht. Scenen aus dem Ritterthum. Tempel der Freiheit.	312
Oevres de Chamfort.	338 bis 340
Therese. Ovids Heilmittel der Liebe übersetzt von Strombeck. Siedes Altar der Grazien. Schwesterliebe von Albrecht.	348
Rolla's Tod. Die Verläumder. Ovids Lieder der Liebe und Ovids Ibis, übersetzt von Schlüter. Egonen und Schnacken. Barthel Most.	351
Anekdotenbibliothek.	377
Maria Theresia, Kantate von Gotter. Die Brautschau. Bilder der Vorwelt. Die Asseburg. Ovids zehnte Heroide, übersetzt von Becher.	378
Samma.	384
Lettere del Metastasio.	388
Der Verbannte.	394
Amaliens Feyerstunden. Die Schwanenritter, Uebersetzung.	401
1797.	
Voß Almanach von 96 und 97.	1-2
Ariston 2ter Theil. Wiener Taschenbuch.	7
Göttinger Musenallmanach von 96 und 97.	13
Vanini und Rosemont.	23
Meine Liebschaften v. Chabanon,	42

	Nro.
Herzensergießungen eines Kunstliebenden Klosterbruders. Gedichte von Karoline Rudolphi. Das verlassene Dörfchen.	46
Natur und Kunst, von Mrs. Inchbald.	48
Terpsichore von Herder.	51 bis 55
Die Nettobrüder.	58
Robert und Elise. Der Freund der Schooßhündchen. Frauenzimmeralmanach. Tempel der Musen und Grazien. Thomsons Jahreszeiten, übersetzt von Harries.	64
Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks von 95 u. 96.	64
Halbcart de Psychologia Homerica.	75
Der Sturm, von Tieck bearbeitet. Shakespeare für Deutsche.	78
Aprilstage Felix Ungenannts.	91
Falks Taschenbuch von 97.	103
Fr. Schulzens Romane.	130
Froschmäusler.	144
Heinrich aus dem Engl. von Kamberland.	166
Das Vermächtniß, die Advokaten und Dienstpflicht von Iffland.	188
Erich und Abel von Rüdinger. Der Vicekanzler, von Kratter. Ahnenstolz und Edelsinn. Margaretha die Maultasche. Das Recht der Erstgeburt. Die Theatergarderobe. Die Hautboisten. Der Trauschein. Die Witwe und das Reitpferd. Neujahrsgeschenk.	189
Albert von Ranken. Fritz Wanderer	22[illegible]
Schwärmereyen von Schwerd.	235
Nahrung für Geist und Herz.	241
Neubecks Gesundbrunnen.	243
Denkmahl von Mohn. Behemoth.	246
Schattenspiele. Fabeln von Dorat.	249
Schillers Geisterseher von X. Y. Z. Starkens vermischte Aufsätze. Enthüllte Geistergeschichten. Der Wunderbare von Rechlin. Vollständige Anleitung zur deutschen Versekunst von Prändl. Maria Aurora.	251
Verhängniß, eine Gesch. aus dem Engl. Schloß Montford.	256

	Nro.
Flora von Schrader. Henriette et Emma. Die Uebersetzung davon.	257
Claire du Plessis.	259
Euphrosyne. Jahrbuch der Freude, Anmuth und Schönheit. Brottermanns Gedichte.	269
Lebensbeschreibungen gelehrter Frauenzimmer.	270
Anthologie von Miller.	292
Aufsätze von Warnekros.	293
Gedichte von Loos.	313
Lyrische Gedichte, von Nasser.	324
Raßmanns Gedichte. Intermezos. Die Fürstentochter. Wilhelmine das Schweizermädchen. Gedichte von Buri. Kayserbarts Leben und Schicksale. Philippe Welserin. Abentheuer einer Nacht in Stambul.	328
Graf Donwitz. Liebe und Treue, und der zerbrochene Ring, von Grosse. Adolph und Sidonie.	329
Blaubart und der gestiefelte Kater, von Tieck. Bambocciaden.	333
Des Amtmanns Tochter zu Lüde.	334
Unterhaltende Romane.	337
Aesthetische Beurtheilung des Messias von Grohmann. Der Messias von Klopstock, ästhetisch beurtheilt von Benkowitz.	351
Beyträge zur Ausbildung der deutschen Sprache von Campe. Schnurren des Hrn. v. Roquelaure.	353
Ortographisches Wörterbuch. Auswahl der vorzüglichsten Stellen aus den berühmtesten neuern Schriftstellern ꝛc.	354
Brutus oder der Sturz der Tarquinier. Hallo der zweite.	356
Von der Darstellung der Rede durch die Schrift.	361
Karoline Merton.	365
Die Savoyardische Familie.	367
Herrmann und Dorothea.	393 bis 396
Weiberlaunen und die Freunde von Ziegler.	410
Julie, von Feith. Wellners Leben.	412
Versuch zur Bildung des Geschmacks ꝛc. von Grohmann.	413
Adelheid Sander. Gustav oder die Widersprüche des menschlichen Herzens. Adolf und Aline, von Albrecht.	415

1798.

	Nro
Shakespeare von Wagner herausgegeben.	13
Empfindsame Reise ꝛc.	22
Die Nonne und Aebtissin im Wochenbett.	23
Die beyden Antone.	26
Alix Gräfin von Toulouse.	28
Das Pettschaft.	29
Julchen Grünthal, Matthissons Gedichte. 4te Auflage.	32
Aller guten Dinge sind drey.	38
Grundlinien der Schauspielkunst Essais par Rouget de l'Isle.	46
Taschenbuch von Falk von 98. Der Mensch und die Helden, von Falk.	47
Oeuvres poissardes.	49
Oeuvres de Duclos.	52
Tschinks Geisterseher.	57
Der Mönch aus dem Engl.	157
Adèle de Senanges. Die Uebersetzung davon.	164
Rhapsodien.	167
Schmidt Phiseldecks ästhetische Briefe.	174
Merkwürdige Rechtsfälle nach Pitaval.	176
Ueber Ifflands Gewissen. Ueber Abällino. Grundsätze der dramatischen Dichtkunst.	185
Ruth in sechs Gesängen.	197
Almanach des Muses.	205
Haß und Aussöhnung. Die deutsche Hausmutter. Barbareyen des aufgeklärten Jahrhunderts. Modethorheiten. Der Narr aus Liebe. Theodor Cyphon. Das Martinsthal.	222
Der kluge Mann. Briefe der Vicomtesse von Senanges ꝛc. Baucour Pechfackeln.	228
Taschenbuch für Studenten. Zemire, von Heidemann. Schnurrenmagazin. Antihypochondriakus.	165
Entdeckungen im Reich der Weiber. Und er soll dein Herr seyn.	166
Soder par Roland. La manie des arts.	165

	Nro.
De l'art de voir dans les beaux arts.	278
Novellen von Doro Caro.	362
The German Erato.	365
Neubecks Gesundbrunnen 2te Ausgabe. Damenkalender von 98 u. 99.	374
Mein Zimmer eine kleine Welt, von Kimenes. Reise meines Vetters auf seinem Zimmer.	379
Schmidts ländlich romantische Gemählde.	382
Elegien des Properz.	384
Väterliches Vermächtniß. Der Freund des weiblichen Geschlechts. Grundsätze der Marquise von Lambert.	387
Die Gespenster von Wagner. Erzählungen von Spieß. Riebezahl. Blüthen und Früchte von Wismayr. Launige Skizzen von Heydenreich. Hauspostille für Verliebte.	392
1799.	
Ich und meines Ichs Leben ꝛc. Boufflers Discours sur la litterature.	2
Ein Gastmahl von mehr als sechs Schüsseln. Alexander vom Vf. der Laurette Pisana. Schattenspiele.	3
Almanach zur Beförderung häuslichen Glücks. Bergisches Taschenbuch. Berlinischer Almanach.	20
Almanach zum Nutzen und Vergnügen. Taschenbuch für Frauenzimmer.	71
Dyreke. Obolen. Jella oder das morlakische Mädchen.	76
Classische Blumenlese.	102
Gedichte von Cantor.	106
Glück der Ehe von Kleist.	115
Sammlung erbaulicher Gedichte.	121
Ernesti Handbuch.	28
Geßners Morgenstunden.	129
Orlando der rasende. Eine Klatschgeschichte.	136
Neuestes Handbuch für Freunde der schönen Wissenschaften ꝛc. Kadisch prosodische Grundsätze.	144
Fabeln und Erzählungen von Rammler.	157
Die Nacht.	163
Grundrisse akademischer Vorlesungen von Bouterweck.	177
Rahlitz Erinnerungen und Charaktere.	201
Piedro d'Albi und Gianetta.	202
German Erato. German ballads and songs. Leonora by Pye. Spencer, Stanley etc.	217
Don Quixote, von Tieck übersetzt.	230 bis 231

August Wilhelm Schlegel.

Athenaeum.

Dritten Bandes Zweites Stück.

Inhalt.

I. An die Deutſchen v. F. . Seite 165 — 168
II. Geſpräch über die Poeſie. (Fortſetzung v. F. . . . . 169 — 187
III. Hymnen an die Nacht v. Novalis. 188 — 204
IV. Lebensanſicht v. Sophie B. . 205 — 215
V. Idyllen aus dem Griechiſchen v. W. u. F. 216 — 232
VI. Sonette v. W. u. F. . . . 233 — 237
VII. Notizen.
Rambohrs moraliſche Erzählungen v. D.
Engels Philoſoph für die Welt. III Th. v. S — r.
Parny guerre des Dieux v. W.
Herders Metakritik v. B.
Fichte Beſtimmung des Menſchen v. S — r.
Soltau Ueberſetzung des Don Quixote v. W.
Belletriſtiſche Zeitung v. W. . 238 — 336
VIII. Ueber die Unverſtändlichkeit v. F. 337 — 354

Anhang.

Athenaeum. Die Geſchichte einer Zeitſchrift
Von Ernſt Behler

Druckfehler.

S. 175 Z. 18. Pedant l. Pendant.
— 196 — 12. Des l. Deß.
— — — 20. Ohnmächtiges l. Ohnmächt'ges.
— — — 3. v. u. Erinnerung l. Erinnrung.
— 204 — 17. erinnern sie l. erinnern sie sich.
— 207 — 5. v. u. möchte ich l. ich möchte.
— 210 — 8. v. u. zeigen. l. zeugen.
— 216 — 7. v. u. Coriamben l. Choriamben.
— 247 — 16. Philophie l. Philosophie.
— 256 — 12. Gedankenbegriff l. Gedanken begriff.
— 266 — 10. superrogatorium l. supererogatorium.
— — — 14 Satyren l. Satyrn.
— 273 — 18. angefahtenen l. angefochtenen.
— — — 17. altes l. alt.
— — — 5. v. u. kräftigen l. kräftigeren.
— 299 — 9. der l. des.
— 306 — 1. Beltenbros l. Beltenebros.
— 307 — 2. v. u. centento l. contento.
— 308 — 5. v. u. sind die Worte: „freilich nicht bedeutet, konnte" zu löschen.

I.

An die Deutſchen.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!
Ach ſchmolz der Väter Tugendkraft ſo weich,
Die ernſt wie Rom ſo Schwerdt als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Cäſars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoſſen,
Europa, als die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heilge Krieg entſproſſen,
Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
Da war das letzte deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gabs Stimmen, einen kaum der hörte.
Von Fürſten Recht, bey Bürgern edle Sitte
War Wenger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?
In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.
Schon früh hat uns Gelehrſamkeit getränkt
Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.

Aus ſüßer Poeſie quillt ewge Wonne,
Durch Religion entzündt ſich lichte Güte,
Im ſchönen Tempel iſt Natur Madonne.
Was Hellas ſchlau erſann, was Indien blühte,
Germaniſcher Männer Lied wirds neu entfalten
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich ſagte zweymal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünſtlern die ſich ſelber nennen;
Denn nimmer kann ſolch Feur wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird ſie glorreich anerkennen.
Wer will, ſey mit im Uns. Die ſind verſtoßen
Die nach dem Nichts von Gott verlaſſen rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
Zu ſich in Koth das Heilge niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis Kraft des jüngſten Tags zuletzt ſie wachen,
Eh ſie zergehn ſamt ihren nichtgen Werken.
Wer Feuer, Waſſer, Luft, die erſten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kanns nie mehr laſſen —
Schwömm auch allein auf weitem Meer ſein Nachen. —
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeiſt faſſen,
Metalle, Menſchen, Pflanz' und Thier begreifen,
Wo Licht und Sonne fern, das Träge haſſen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne ſchweifen,
Dreyein'ger Kräfte Wechſelſpiel: die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurückfliehn will des Lebens Flucht,
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmal ſchaut;
Nie fällt ſein Thun die bodenloſe Sucht.

Dieß, Pöbel, iſt das Feur vor dem dir graut.
Die lang verſchloßne Kraft iſt aufgelodert;
Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
Des Wiſſens Tief' entſteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
Und ſpricht zur ſchönen Hierarchie ſein Werde.
Vom Himmel floß dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte bringt, den alten Krieg verſöhnend.
Auch ich ſprachs aus und ſah, wo keiner gaſft
In jenem Licht der Bildung Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft.
Im Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Künſte Saft durchſtrebt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des myſtiſchen Tempels Sinn einſt zu enthüllen,
Weihn am Altar ſich die mit myſtiſchem Tanze,
Aus deren Blick ſchon Hieroglyphen quillen,
Und ſchwören alle bey den ewgen Roſen:
(Auch mir ſeys höchſtes Ziel, den Eid erfüllen!)
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen.
Wohl ſeyd ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
Die Kräfte ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt Jünglinge ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt;

So wird die Kirche sichtbar sich erheben.
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunst,
Ihr schauet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunst!
Eur Tempel wachse groß zu Deutschlands Ruhme.
Der Grund ist fest, und hoch im Centrum sprießt
In königlicher Pracht der Dichtkunst Blume.
Europa's Geist erlosch; in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken
Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschaar ergießt
Sich überall, erhebt den raschen Franken,
Den Italiäner zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' ist nur ein Splitter,
Es dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
Des Geistes heilgen Krieg kämpft treu wie Ritter.

II.

Geſpräch über die Poeſie.

(Fortſetzung.)

Nachdem Antonio dieſe Epiſtel vorgeleſen hatte, fing Camilla an die Güte und Nachſicht der Frauen zu rühmen: daß Amalia ein ſolches Maaß von Belehrung anzunehmen nicht für zu gering geachtet; und überhaupt wären ſie ein Muſter von Beſcheidenheit, indem ſie bey dem Ernſt der Männer immer geduldig, und, was noch mehr ſagen wolle, ernſthaft blieben, ja ſogar einen gewiſſen Glauben an ihr Kunſtweſen hätten. — Wenn Sie unter der Beſcheidenheit dieſen Glauben verſtehn, ſetzte Lothario hinzu, dieſe Vorausſetzung einer Vortrefflichkeit, die wir noch nicht ſelbſt beſitzen, deren Daſeyn und Würde wir aber zu vermuthen anfangen: ſo dürfte ſie wohl die ſicherſte Grundlage aller edlen Bildung für vorzügliche Frauen ſeyn. — Camilla fragte, ob es für die Männer etwa der Stolz und die Selbſtzufriedenheit ſey: indem ſich jeder meiſtens um ſo mehr für einzig hielte, je un-

fähiger er sey zu verstehen, was der andre wolle. — Antonio unterbrach sie mit der Bemerkung, er hoffe zum Besten der Menschheit, jener Glaube sey nicht so nothwendig als Lotharie meyne; denn er sey wohl sehr selten. Meistens halten die Frauen, sagte er, so viel ich habe bemerken können, die Kunst, das Alterthum, die Philosophie und dergleichen für ungegründete Einbildungen, für Vorurtheile, die sich die Männer unter einander weiß machen, um sich die Zeit zu vertreiben.

Marcus fündigte einige Bemerkungen über Goethe an. „Also haben wieder Charakteristik eines lebenden Dichters?“ fragte Antonie. Sie werden die Antwort auf Ihren Tadel in dem Aufsatze selbst finden, erwiederte Marcus, und fing an zu lesen.

Versuch über den verschiedenen Styl in Goethe's früheren und späteren Werken.

Goethe's Universalität ist mir oft von neuem einleuchtend geworden, wenn ich die mannichfaltige Art bemerkte, wie seine Werke auf Dichter und Freunde der Dichtkunst wirken. Der eine strebt dem Idealischen der Iphigenia oder des Tasso nach, der andre macht sich die leichte und doch einzige Manier der kunstlosen Lieder und reizenden Dramolets zu eigen; dieser ergötzt sich an der schönen und naiven Form des Hermann, jener wird ganz entzündet von der Begeisterung des Faust. Mir selbst bleibt der Meister der fasslichste

Inbegriff, um den ganzen Umfang ſeiner Vielſeitigkeit, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, einigermaßen zu überſchauen.

Der Dichter mag ſeinem eigenthümlichen Geſchmacke folgen, und ſelbſt für den Liebhaber kann das eine Zeitlang hingehn: der Kenner aber, und wer zur Erkenntniß gelangen will, muß das Beſtreben fühlen, den Dichter ſelbſt zu verſtehen, d. h. die Geſchichte ſeines Geiſtes, ſo weit dieß möglich iſt, zu ergründen. Es kann dieſes freylich nur ein Verſuch bleiben, weil in der Kunſtgeſchichte nur eine Maſſe die andre mehr erklärt und aufhellt. Es iſt nicht möglich, einen Theil für ſich zu verſtehen: d. h. es iſt unverſtändig, ihn nur im Einzelnen betrachten zu wollen. Das Ganze aber iſt noch nicht abgeſchloſſen; und alſo bleibt alle Kenntniß dieſer Art nur Annäherung und Stückwerk. Aber ganz aufgeben dürfen und können wir das Beſtreben nach ihr demnach nicht, wenn dieſe Annäherung, dieſes Stückwerk ein weſentlicher Beſtandtheil zur Ausbildung des Künſtlers iſt.

Es muß dieſe nothwendige Unvollſtändigkeit um ſo mehr eintreten bey der Betrachtung eines Dichters, deſſen Laufbahn noch nicht geendigt iſt. Doch iſt das keineswegs ein Grund gegen das ganze Unternehmen. Wir ſollen auch den mitlebenden Künſtler als Künſtler zu verſtehen ſtreben, und dieß kann nur auf jene Weiſe geſchehn: und wenn wir es wollen, ſo müſſen wir ihn eben ſo beurtheilen, als ob er ein Alter wäre: ja er muß es für uns im Augenblick der Beurtheilung gewiſſermaßen werden. Unwürdig aber wäre es, den

Ertrag unſers redlichen Forſchens etwa deſwegen nicht mittheilen zu wollen, weil wir wiſſen, daß der Unverſtand des Pöbels dieſe Mittheilung nach ſeiner alten Art auf mannichfache Weiſe misdeuten wird. Wir ſollen vielmehr vorausſetzen, daß es mehre Einzelne giebt, die mit dem gleichen Ernſt wie wir nach gründlicher Erkenntniß deſſen ſtreben, von dem ſie wiſſen, daß es das rechte ſey.

Ihr werdet nicht leicht einen andern Autor finden, deſſen früheſte und ſpätere Werke ſo auffallend verſchieden wären, wie es hier der Fall iſt. Es iſt der ganze Ungeſtüm der jugendlichen Begeiſterung und die Reife der vollendeten Ausbildung im ſchärfſten Gegenſatze. Dieſe Verſchiedenheit zeigt ſich aber nicht bloß in den Anſichten und Geſinnungen, ſondern auch in der Art der Darſtellung und in den Formen, und hat durch dieſen künſtleriſchen Charakter eine Aehnlichkeit theils mit dem was man in der Mahlerey unter den verſchiedenen Manieren eines Meiſters verſteht, theils mit dem Stufengang der durch Umbildungen und Verwandlungen fortſchreitenden Entwicklung, welchen wir in der Geſchichte der alten Kunſt und Poeſie wahrnehmen.

Wer mit den Werken des Dichters einigermaßen vertraut iſt, und ſie mit Aufmerkſamkeit auf jene beyden auffallenden Extreme überdenkt, wird leicht noch eine mittlere Periode zwiſchen jenen beyden bemerken können. Statt dieſe drey Epochen im allgemeinen zu charakteriſiren, welches doch nur ein unbeſtimmtes Bild geben würde, will ich lieber die Werke nennen,

die mir nach reiflichem Ueberlegen diejenigen zu ſeyn ſcheinen, deren jedes den Charakter ſeiner Periode am beſten repräſentiet.

Für die erſte Periode nenne ich den Göz von Berlichingen: Taſſo iſt es für die zweyte und für die dritte Herrmann und Dorothea. Alles dreyes Werke im vollſten Sinne des Worts, mehr und mit einem höhern Maaß von Objektivität, als viele andre aus derſelben Epoche.

Ich werde ſie mit Rückſicht auf den verſchiedenen Styl des Künſtlers kurz durchgehn, und einige Erläuterungen aus den übrigen Werken für denſelben Zweck hinzufügen.

Im Werther verkündigt die reine Abſonderung von allem Zufälligen in der Darſtellung, die gerade und ſicher auf ihr Ziel und auf das Weſentliche geht, den künftigen Künſtler. Er hat bewunderungswürdige Details; aber das Ganze ſcheint mir tief unter der Kraft, mit der im Göz die wackern Ritter der altdeutſchen Zeit uns vor Augen gerückt, und mit der auch die Formloſigkeit, die denn doch zum Theil eben dadurch wieder Form wird, bis zum Uebermuth durchgeſetzt iſt. Dadurch bekommt ſelbſt das Manierirte in der Darſtellung einen gewiſſen Reiz, und das Ganze iſt ungleich weniger veraltet als der Werther. Doch eines iſt ewig jung auch in dieſem, und ragt einzeln aus ſeiner Umgebung hervor. Dieſes iſt die große Anſicht der Natur, nicht bloß in den ruhigen ſondern in den leidenſchaftlichen Stellen. Es ſind Andeutungen auf den Fauſt, und es hätte möglich ſeyn müſſen,

aus diesen Ergießungen des Dichters den Ernst des Naturforschers vorauszusagen.

Es war nicht meine Absicht, alle Produkte des Dichters zu classificiren, sondern nur die bedeutendsten Momente im Stufengange seiner Kunst anzugeben. Ich überlasse es daher Eurem eignen Urtheil, ob Ihr etwa den Faust wegen der altdeutschen Form, welche der naiven Kraft und dem nachdrücklichen Witz einer mährchenhaften Poesie so günstig ist, wegen des Hanges zum Tragischen, und wegen andrer Spuren und Verwandtschaften zu jener ersten Manier zählen wollt. Gewiß aber ist es, daß dieses große Bruchstück nicht bloß wie die benannten drey Werke den Charakter einer Stufe repräsentirt, sondern den ganzen Geist des Dichters offenbart, wie seitdem nicht wieder; außer auf andre Weise im Meister, dessen Gegensatz in dieser Hinsicht der Faust ist, von dem hier nichts weiter gesagt werden kann, als daß er zu dem Größten gehört, was die Kraft des Menschen je gedichtet hat.

An Clavigo und andern minder wichtigen Produkten der ersten Manier ist mir das am merkwürdigsten, daß der Dichter so früh schon einem bestimmten Zwecke, einem einmal gewählten Gegenstande zu gefallen, sich genau und eng zu beschränken wußte.

Die Iphigenia möchte ich mir als Uebergang von der ersten Manier zur zweyten denken.

Das Charakterische im Tasso ist der Geist der Reflexion und der Harmonie; nämlich daß alles auf ein Ideal von harmonischem Leben und harmonischer Bildung bezogen und selbst die Disharmonie in har-

meniſchem Ton gehalten wird. Die tiefe Weichlichkeit einer durchaus muſikaliſchen Natur iſt noch nie im Modernen mit dieſer ſinnreichen Gründlichkeit dargeſtellt. Alles iſt hier Antitheſe und Muſik, und das zarteſte Lächeln der feinſten Geſelligkeit ſchwebt über dem ſtillen Gemählde, das ſich am Anfange und Ende in ſeiner eignen Schönheit zu ſpiegeln ſcheint. Es mußten und ſollten Unarten eines verzärtelten Virtuoſen zum Vorſchein kommen: aber ſie zeigen ſich im ſchönſten Blumenſchmuck der Poeſie beynah liebenswürdig. Das Ganze ſchwebt in der Atmoſphäre künſtlicher Verhältniſſe und Mißverhältniſſe vornehmer Stände, und das Räthſelhafte der Auflöſung iſt nur auf den Standpunkt berechnet, wo Verſtand und Willkühr allein herrſchen, und das Gefühl beinah ſchweigt. In allen dieſen Eigenſchaften finde ich den Egmont jenem Werk ähnlich oder auf eine ſo ſymmetriſche Art unähnlich, daß er auch dadurch ein Pedant deſſelben wird. Auch Egmonts Geiſt iſt ein Spiegel des Weltalls; die andern nur ein Wiederſchein dieſes Lichts. Auch hier unterliegt eine ſchöne Natur der ewigen Macht des Verſtandes. Nur iſt der Verſtand im Egmont mehr ins Gehäſſige nüancirt, der Egoismus des Helden hingegen iſt weit edler und liebenswürdiger als der des Taſſo. Das Mißverhältniß liegt ſchon urſprünglich in dieſem ſelbſt, in ſeiner Empfindungsweiſe; die andern ſind mit ſich ſelbſt Eins und werden nur durch den Fremdling aus höhern Sphären geſtört. Im Egmont hingegen wird alles, was Mißlaut iſt, in die Nebenperſonen gelegt.

Clärchens Schickſal zerreißt uns, und von Brakenburgs Jammer — dem matten Nachhall einer Diſſonanz — möchte man ſich beynah wegwenden. Er vergeht wenigſtens, Clärchen lebt im Egmont, die andern repräſentiren nur. Egmont allein lebt ein höheres Leben in ſich ſelbſt, und in ſeiner Seele iſt alles harmoniſch. Selbſt der Schmerz verſchmilzt in Muſik, und die tragiſche Kataſtrophe giebt einen milden Eindruck.

Aus den leichteſten, friſcheſten Blumengeſtalten hervor athmet derſelbe ſchöne Geiſt jener beyden Stücke in Claudine von Villabella. Durch die merkwürdigſte Umbildung iſt darin der ſinnliche Reiz des Crugantino, in dem der Dichter ſchon früh das romantiſche Leben eines luſtigen Vagabunden mit Liebe dargeſtellt hatte, in die geiſtigſte Anmuth verklärt, und aus der gröberen Atmoſphäre in den reinſten Aether emporgehoben.

In dieſe Epoche fallen die meiſten der Skizzen und Studien für die Bühne. Eine lehrreiche Folge von dramaturgiſchen Experimenten, wo die Methode und die Maxime des künſtleriſchen Verfahrens oft wichtiger iſt, als das einzelne Reſultat. Auch der Egmont iſt nach des Dichters Ideen von Shakſpeare's Römiſchen Stücken gebildet. Und ſelbſt beym Taſſo konnte er vielleicht zuerſt an das einzige deutſche Drama gedacht haben, welches durchaus ein Werk des Verſtandes iſt (obgleich eben nicht des dramatiſchen), an Leſſings Nathan. Es wäre dieß nicht wunderbarer als daß der Meiſter, an dem alle Künſtler

ewig zu ſtudiren haben werden, in gewiſſem Sinne, der materiellen Entſtehung nach ein Studium nach Romanen iſt, die wohl vor einer ſtrengen Prüfung weder einzeln als Werke, noch zuſammen als eine Gattung gelten dürften.

Dieß iſt der Charakter der wahren Nachbildung, ohne die ein Werk kaum ein Kunſtwerk ſeyn kann! Das Vorbild iſt dem Künſtler nur Reiz und Mittel, den Gedanken von dem was er bilden will, individueller zu geſtalten. So wie Göthe dichtet, das heißt nach Ideen dichten; in demſelben Sinne, wie Plato fodert, daß man nach Ideen leben ſoll.

Auch der Triumph der Empfindſamkeit geht ſehr weit ab vom Gozzi, und in Rückſicht der Ironie weit über ihn hinaus.

Wohin Ihr Meiſters Lehrjahre ſtellen wollt, überlaſſe ich Euch. Bey der künſtlichen Geſelligkeit, bey der Ausbildung des Verſtandes, die in der zweyten Manier den Ton angiebt, fehlt es nicht an Reminiſcenzen aus der erſten, und im Hintergrunde regt ſich überall der claſſiſche Geiſt, der die dritte Periode charakteriſirt.

Dieſer claſſiſche Geiſt liegt nicht bloß im Aeußerlichen: denn wo ich nicht irre, ſo iſt ſogar im Reineke Fuchs das Eigenthümliche des Tons, was der Künſtler an das Alte angebildet hat, von derſelben Tendenz wie die Form.

Metrum, Sprache, Form, Aehnlichkeit der Wendungen und Gleichheit der Anſichten, ferner das meiſtens ſüdliche Colorit und Coſtüm, der ruhige weiche

Ton, der antike Styl, die Ironie der Reflexion, bilden die Elegien, Epigramme, Episteln, Idyllen zu einem Kreise, gleichsam zu einer Familie von Gedichten. Man würde wohl thun, sie als ein Ganzes und in gewissem Sinne wie ein Werk zu nehmen und zu betrachten.

Vieles von dem Zauber und Reiz dieser Gedichte liegt in der schönen Individualität, die sich darin äußert und zur Mittheilung gleichsam gehn läßt. Sie wird durch die classische Form nur noch pikanter.

In den Erzeugnissen der ersten Manier ist das Subjektive und das Objektive durchaus vermischt. In den Werken der zweyten Epoche ist die Ausführung im höchsten Grade objektiv. Aber das eigentlich Interessante derselben, der Geist der Harmonie und der Reflexion verräth seine Beziehung auf eine bestimmte Individualität. In der dritten Epoche ist beydes rein geschieden, und Herrmann und Dorothea durchaus objektiv. Durch das Wahre, Innige könnte es eine Rückkehr zur geistigen Jugend scheinen, eine Wiedervereinigung der letzten Stufe mit der Kraft und Wärme der ersten. Aber die Natürlichkeit ist hier nicht selbst eine natürliche Ergießung, sondern absichtliche Popularität für die Wirkung nach Außen. In diesem Gedicht finde ich ganz die idealische Haltung, die andre nur in der Iphigenia suchen.

Es konnte nicht meine Absicht seyn, in einem Schema seines Stufenganges alle Werke des Künstlers zu ordnen. Um dieß durch ein Beispiel anschaulicher zu machen, erwähne ich nur, daß Prometheus

z. B. und die Zueignung mir würdig scheinen, neben den größten Werken desselben Meisters zu stehn. In den vermischten Gedichten überhaupt liebt jeder leicht das Interessante. Aber für die würdigen Gesinnungen die hier ausgesprochen sind, lassen sich kaum glücklichere Formen wünschen, und der wahre Kenner müßte im Stande seyn, allein aus einem solchen Stück die Höhe auf der alle stehn, zu errathen.

Nur vom Meister muß ich noch einige Worte sagen. Drey Eigenschaften scheinen mir daran die wunderbarsten und die größten. Erstlich, daß die Individualität, welche darin erscheint, in verschiedne Strahlen gebrochen, unter mehrere Personen vertheilt ist. Dann der antike Geist, den man bey näherer Bekanntschaft unter der modernen Hülle überall wiedererkennt. Diese große Combination eröffnet eine ganz neue endlose Aussicht auf das, was die höchste Aufgabe aller Dichtkunst zu seyn scheint, die Harmonie des Classischen und des Romantischen. Das dritte ist, daß das eine untheilbare Werk in gewissem Sinn doch zugleich ein zwiefaches, doppeltes ist. Ich drücke vielleicht, was ich meyne, am deutlichsten aus, wenn ich sage: das Werk ist zweymal gemacht, in zwey schöpferischen Momenten, aus zwey Ideen. Die erste war bloß die eines Künstlerromans; nun aber ward das Werk, überrascht von der Tendenz seiner Gattung, plötzlich viel größer als seine erste Absicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunst hinzu, und ward der Genius des Ganzen. Eine eben so auffallende Duplicität ist sichtbar in den beyden künstlichsten und

verſtandvollſten Kunſtwerken im ganzen Gebiet der romantiſchen Kunſt, im Hamlet und im Don Quixote. Aber Cervantes und Shakſpeare hatten Jeder ihren Gipfel, von dem ſie zuletzt in der That ein wenig ſanken. Dadurch zwar, daß jedes ihrer Werke ein neues Individuum iſt, eine Gattung für ſich bildet, ſind ſie die einzigen, mit denen Goethe's Univerſalität eine Vergleichung zuläßt. Die Art, wie Shakſpeare den Stoff umbildet, iſt dem Verfahren nicht unähnlich, wie Goethe das Ideal einer Form behandelt. Cervantes nahm auch individuelle Formen zum Vorbilde. Nur iſt Goethe's Kunſt durchaus progreſſiv, und wenn auch ſonſt ihr Zeitalter jenen günſtiger, und es ihrer Größe nicht nachtheilig war, daß ſie von niemanden erkannt, allein blieb: ſo iſt doch das jetzige wenigſtens in dieſer Hinſicht nicht ohne Mittel und Grundlagen.

Goethe hat ſich in ſeiner langen Laufbahn von ſolchen Ergießungen des erſten Feuers, wie ſie in einer theils noch rohen theils ſchon verbildeten Zeit, überall von Proſa und von falſchen Tendenzen umgeben, nur immer möglich waren, zu einer Höhe der Kunſt heraufgearbeitet, welche zum erſtenmal die ganze Poeſie der Alten und der Modernen umfaßt, und den Keim eines ewigen Fortſchreitens enthält.

Der Geiſt, der jetzt rege iſt, muß auch dieſe Richtung nehmen, und ſo wird es, dürfen wir hoffen, nicht an Naturen fehlen, die fähig ſeyn werden zu dichten, nach Ideen zu dichten. Wenn ſie nach Goethe's Vorbilde in Verſuchen und Werken jeder Art unermüdet

nach

nach dem Beſſern trachten; wenn ſie ſich die univerſelle Tendenz, die progreſſiven Maximen dieſes Künſtlers zu eigen machen, die noch der mannigfaltigſten Anwendung fähig ſind; wenn ſie wie er das Sichre des Verſtandes dem Schimmer des Geiſtreichen vorziehn: ſo wird jener Keim nicht verloren gehn, ſo wird Goethe nicht das Schickſal des Cervantes und des Shakſpeare haben können; ſondern der Stifter und das Haupt einer neuen Poeſie ſeyn, für uns und die Nachwelt, was Dante auf andre Weiſe im Mittelalter.

Andrea. Es freut mich, daß in dem mitgetheilten Verſuch endlich das zur Sprache gekommen iſt, was mir gerade die höchſte aller Fragen über die Kunſt der Poeſie zu ſeyn ſcheint. Nämlich die von der Vereinigung des Antiken und des Modernen; unter welchen Bedingungen ſie möglich, in wie fern ſie rathſam ſey. Laßt uns verſuchen, dieſem Problem auf den Grund zu kommen!

Ludovico. Ich würde gegen die Einſchränkungen proteſtiren, und für die unbedingte Vereinigung ſtimmen. Der Geiſt der Poeſie iſt nur einer und überall derſelbe.

Lothario. Allerdings der Geiſt! Ich möchte hier die Eintheilung in Geiſt und Buchſtaben anwenden. Was Sie in Ihrer Rede über die Mythologie dargeſtellt oder doch angedeutet haben, iſt, wenn Sie

wollen, der Geiſt der Poeſie. Und Sie werden gewiß nichts dagegen haben können, wenn ich Metrum und dergleichen ja ſogar Charaktere, Handlung, und was dem anhängt, nur für den Buchſtaben halte. Im Geiſt mag Ihre unbedingte Verbindung des Antiken und Modernen Statt finden; und nur auf eine ſolche machte unſer Freund uns aufmerkſam. Nicht ſo im Buchſtaben der Poeſie. Der alte Rhythmus z. B. und die gereimten Sylbenmaaße bleiben ewig entgegengeſetzt. Ein drittes Mittleres zwiſchen beyden giebts nicht.

Andrea. So habe ich oft wahrgenommen, daß die Behandlung der Charaktere und Leidenſchaften bey den Alten und den Modernen ſchlechthin verſchieden iſt. Bey jenen ſind ſie idealiſch gedacht, und plaſtiſch ausgeführt. Bey dieſen iſt der Charakter entweder wirklich hiſtoriſch, oder doch ſo conſtruirt als ob er es wäre; die Ausführung hingegen mehr pittoresk und nach Art des Porträts.

Antonio. So müßt Ihr die Diction, die doch eigentlich wohl das Centrum alles Buchſtabens ſeyn ſollte, wunderlich genug zum Geiſt der Poeſie rechnen. Denn obwohl auch hier in den Extremen jener allgemeine Dualismus ſich offenbart, und im Ganzen der Charakter der alten ſinnlichen Sprache und unſrer abſtracten entſchieden entgegengeſetzt iſt: ſo finden ſich doch gar viele Uebergänge aus einem Gebiete in das andre; und ich ſehe nicht ein, warum es deren nicht weit mehr geben könnte, wenn gleich keine völlige Vereinigung möglich wäre.

Ludovike. Und ich ſehe nicht ein, warum wir uns nur an das Wort, nur an den Buchſtaben des Buchſtabens halten, und ihm zu gefallen nicht anerkennen ſollten, daß die Sprache dem Geiſt der Poeſie näher ſteht, als andre Mittel derſelben. Die Sprache, die, urſprünglich gedacht, identiſch mit der Allegorie iſt, das erſte unmittelbare Werkzeug der Magie.

Lothario. Man wird beym Dante, bey Shakſpeare und andern Großen Stellen, Ausdrücke finden, die an ſich betrachtet ſchon das ganze Gepräge der höchſten Einzigkeit an ſich tragen; ſie ſind dem Geiſt des Urhebers näher als andre Organe der Poeſie es je ſeyn können.

Antonio. Ich habe nur das an dem Verſuch über Goethe auszuſetzen, daß die Urtheile darin etwas zu imperatoriſch ausgedrückt ſind. Es könnte doch ſeyn, daß noch Leute hinter dem Berge wohnten, die von einem und dem andern eine durchaus andre Anſicht hätten.

Marcus. Ich bekenne es gern, daß ich nur geſagt habe, wie es mir vorkommt. Nämlich wie es mir vorkommt, nachdem ich aufs redlichſte geforſcht habe, mit Hinſicht auf jene Maximen der Kunſt und der Bildung, über die wir im Ganzen einig ſind.

Antonio. Dieſe Einigkeit mag wohl nur ſehr relativ ſeyn.

Marcus. Es ſey damit wie es ſey. Ein wahres Kunſturtheil, werden Sie mir eingeſtehen, eine

ausgebildete, durchaus fertige Ansicht eines Werks ist immer ein kritisches Factum, wenn ich so sagen darf. Aber auch nur ein Factum, und eben darum ists leere Arbeit, es motiviren zu wollen, es müßte denn das Motiv selbst ein neues Factum oder eine nähere Bestimmung des ersten enthalten. Oder auch für die Wirkung nach Außen, wo eben nichts übrig bleibt, als zu zeigen, daß wir die Wissenschaft besitzen, ohne welche das Kunsturtheil nicht möglich wäre, die es aber so wenig schon selbst ist, daß wir sie nur gar zu oft mit dem absoluten Gegentheil aller Kunst und alles Urtheils aufs vortrefflichste zusammen bestehn sehn. Unter Freunden bleibt die Probezeigung der Geschicklichkeit besser weg, und es kann doch am Ende in jeder auch noch so künstlich zubereiteten Mittheilung eines Kunsturtheils kein anderer Anspruch liegen, als die Einladung, daß jeder seinen eignen Eindruck eben so rein zu fassen und streng zu bestimmen suche, und dann den mitgetheilten der Mühe werth achte, darüber zu reflectiren, ob er damit übereinstimmen könne, um ihn in diesem Falle frey- und bereitwillig anzuerkennen.

Antonio. Und wenn wir nun nicht übereinstimmen, so heißt es am Ende: Ich liebe das Süße. Nein, sagt der andre, ganz im Gegentheil, mir schmeckt das Bittre besser.

Lothario. Es darf über manches Einzelne so heißen und dennoch bleibt ein Wissen in Dingen der Kunst sehr möglich. Und ich denke, wenn jene histo-

riſche Anſicht vollendeter ausgeführt würde, und wenn es gelänge, die Principien der Poeſie auf dem Wege, den unſer philoſophiſcher Freund verſucht hat, aufzuſtellen: ſo würde die Dichtkunſt ein Fundament haben, dem es weder an Feſtigkeit noch an Umfang fehlte.

Marcus. Vergeſſen Sie nicht das Vorbild, welches ſo weſentlich iſt, uns in der Gegenwart zu orientiren, und uns zugleich beſtändig erinnert uns zur Vergangenheit zu erheben, und der beſſern Zukunft entgegen zu arbeiten. Laßt wenigſtens uns an jener Grundlage halten und dem Vorbilde treu bleiben.

Lothario. Ein würdiger Entſchluß, gegen den ſich nichts einwenden läßt. Und gewiß werden wir auf dieſem Wege immer mehr lernen, uns über das Weſentliche einander zu verſtehn.

Antonio. Wir dürfen alſo nun nichts mehr wünſchen, als daß wir Ideen zu Gedichten in uns finden mögen, und dann das gerühmte Vermögen, nach Ideen zu dichten.

Ludoviko. Halten Sie es etwa für unmöglich, zukünftige Gedichte a priori zu conſtruiren?

Antonio. Geben Sie mir Ideen zu Gedichten, und ich getraue mir, Ihnen jenes Vermögen zu geben.

Lothario. Sie mögen in Ihrem Sinne Recht haben, das für unmöglich zu halten, was Sie mehnen. — Doch weiß ich ſelbſt aus eigner Erfahrung das Gegentheil. Ich darf ſagen, daß einigemal der

Erfolg meinen Erwartungen von einem beſtimmten Gedicht entſprochen hat, was auf dieſem oder jenem Felde der Kunſt nun eben zunächſt nothwendig oder doch möglich ſeyn möchte.

Andrea. Wenn Sie dieſes Talent beſitzen, ſo werden Sie mir alſo auch ſagen können, ob wir hoffen dürfen, jemals wieder antike Tragödien zu bekommen.

Lotario. Es iſt mir im Scherz und auch im Ernſt willkommen, daß Sie dieſe Auffoderung an mich richten, damit ich doch nicht bloß über die Meynung der andern meyne, ſondern wenigſtens Eins aus eigner Anſicht zum Gaſtmahl beytrage. — Wenn erſt die Myſterien und die Mythologie durch den Geiſt der Phyſik verjüngt ſeyn werden, ſo kann es möglich ſeyn, Tragödien zu dichten, in denen alles antik, und die dennoch gewiß wären durch die Bedeutung den Sinn des Zeitalters zu feſſeln. Es wäre dabey ein größerer Umfang und eine größere Mannichfaltigkeit der äußern Formen erlaubt ja ſogar rathſam, ungefähr ſo wie ſie in manchen Nebenarten und Abarten der alten Tragödie wirklich Statt gefunden hat.

Marcus. Trimeter laſſen ſich in unſrer Sprache ſo vortrefflich bilden wie Hexameter. Aber die choriſchen Sylbenmaße ſind, fürchte ich, eine unauflösliche Schwierigkeit.

Camilla. Warum ſollte der Inhalt durchaus mythologiſch und nicht auch hiſtoriſch ſeyn?

Lothario. Weil wir bey einem hiſtoriſchen Sûjet nun einmal die moderne Behandlungsart der Charaktere verlangen, welche dem Geiſt des Alterthums ſchlechthin widerſpricht. Der Künſtler würde da auf eine oder die andre Art gegen die antike Tragödie oder gegen die romantiſche den kürzern ziehen müſſen.

Camilla. So hoffe ich, daß Sie die Niobe zu den mythologiſchen Sûjets rechnen werden.

Marcus. Ich möchte noch lieber um einen Prometheus bitten.

Antonio. Und ich würde unmaßgeblich die alte Fabel vom Apollo und Marſyas vorſchlagen. Sie ſcheint mir ſehr an der Zeit zu ſeyn. Oder eigentlicher zu reden iſt ſie wohl immer an der Zeit in jeder wohl verfaßten Litteratur.

III.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht — mit seinen Farben, seinen Stralen und Wogen; seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag. Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut — athmet es der funkelnde, ewigruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier — vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. — Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt — in eine tiefe Gruft versenkt — wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Sayten der Brust wehr tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinunterſinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt — ein ernstes Antlitz seh ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun — wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht — deine Wiederkehr — in den Zeiten deiner Entfer-

nung. Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehn sie, als die blässesten jener zahllosen Heere — unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüths — was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerinn heiliger Welten, der Pflegerinn seliger Liebe — sie sendet mir dich — zarte Geliebte — liebliche Sonne der Nacht, — nun wach ich — denn ich bin Dein und Mein — du hast die Nacht mir zum Leben verkündet — mich zum Menschen gemacht — zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währt.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf — beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als den Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben — in des Mandelbaums Wunderöl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wissen

nicht, daß du es biſt der des zarten Mädchens Buſen umſchwebt und zum Himmel den Schoos macht — ahnden nicht, daß aus alten Geſchichten du himmelöffnend entgegentrittſt und den Schlüſſel trägſt zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimniſſe ſchweigender Bote.

3.

Einſt da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöſt meine Hoffnung zerrann, und ich einſam ſtand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Geſtalt meines Lebens barg — einſam, wie noch kein Einſamer war, von unſäglicher Angſt getrieben — kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch. - Wie ich da nach Hülfe umherſchaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verlöſchten Leben mit unendlicher Sehnſucht hing: — da kam aus blauen Fernen — von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsſchauer — und mit einenmale riß das Band der Geburt — des Lichtes Feſſel. Hin floh die irdiſche Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr — zuſammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt — du Nachtbegeiſterung, Schlummer des Himmels kamſt über mich — die Gegend hob ſich ſacht empor; über der Gegend ſchwebte mein entbundner, neugeborner Geiſt. Zur Staubwolke wurde der Hügel — durch die Wolke ſah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit — ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtauſende

zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An Ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum — und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen seyn wird — wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht — wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreutz. Die krystallene Woge, die gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkeln Schooß quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet. wer oben stand auf dem Grenzgebürge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz — warlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht — das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mische.

Noch weckst du, muntres Licht den Müden zur Arbeit — flößest fröhliches Leben mir ein — aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst — rühmen deines Glanzes volle Pracht — unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang — gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang — ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß Sie geziert — oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögst in dir selbst — in endlosen Raum zergingst du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest und flammend die Welt zeugtest. Warlich ich war, eh du warst — die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde — zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch

reiften ſie nicht dieſe göttlichen Gedanken — Noch ſind der Spuren unſerer Offenbarung wenig — Einſt zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirſt wie unſer einer, und voll Sehnſucht und Inbrunſt auslöſcheſt und ſtirbſt. In mir fühl ich deiner Geſchäftigkeit Ende — himmliſche Freyheit, ſelige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn ich deine Entfernung von unſrer Heymath, deinen Widerſtand gegen den alten, herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben iſt vergebens. Unverbrennlich ſteht das Kreuz — eine Siegesfahne unſers Geſchlechts.

Hinüber wall ich,
Und jede Pein
Wird einſt ein Stachel
Der Wolluſt ſeyn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir
Ich ſchaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliſcht dein Glanz —
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern
Und lieben kann.

Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut —
Ich lebe bey Tage
Voll Glauben und Muth
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

5.

Ueber der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele — Unendlich war die Erde — der Götter Aufenthalt, und ihre Heymath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Urſöhne der Mutter Erde. Ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die frölichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den krystallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt — ein Gott in den Trauben — eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben — der Liebe heiliger Rausch ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau —

ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin — Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es, Ein entsetzliches Traumbild,

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath
Der die beklomme Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschieden,
Was hier das Herz in süßer Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Verachtne Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beschieden,
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnenglut
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,
Ein sanfter Jüngling löscht das Licht und ruht —
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinnerung schmilzt in kühler Schattenflut,
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthselt blieb die enge Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt ſich. Des jungen Geſchlechts Luſtgarten verwelkte — hinauf in den freyeren, wüſten Raum ſtrebten die unkindlichen, wachſenden Menſchen. Die Götter verſchwanden mit ihrem Gefolge — Einſam und leblos ſtand die Natur. Mit eiſerner Kette band ſie die dürre Zahl und das ſtrenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beſchwörende Glauben, und die allverwandelnde, allverſchwiſternde Himmelsgenoſſin, die Fantaſie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erſtarrte Flur, und die erſtarrte Wunderheymath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten ſich. Ins tiefre Heiligthum, in des Gemüths höhern Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt — zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmliſches Zeichen — den Schleyer der Nacht warfen ſie über ſich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schoos — in ihn kehrten die Götter zurück — ſchlummerten ein, um in neuen herrlichern Geſtalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet zu früh reif und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit niegeſehenem Angeſicht die neue Welt — In der Armuth dichteriſcher Hütte — Ein Sohn der erſten Jungfrau und Mutter — Geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerſt der neuen Zeit Beginn — Zu des Königs demüthiger Wiege

wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe — des Vaters hohem Antlitz zugewandt und ruhend an dem ahndungsfelgen Busen der lieblich ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther von inniger Liebe wundersam ergriffen sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefen Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit —
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen.
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ewge Leben kund,
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan — das Herz von süßer Liebe trunken; und schüttete

in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröliche Botschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des menschlichen tiefen Verfalls — Er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund — In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken — Schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter — da kam der ewigen Liebe lösende Hand — und er entschlief. Nur wenig Tage hing ein tiefer Schleyer über das brausende Meer, über das bebende Land — unzählige Thränen weinten die Geliebten — Entsiegelt ward das Geheimniß — himmliche Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bey dem Schlummernden — aus seinen Träumen zartgebildet — Erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugebornen Welt — begrub mit eigner Hand der Alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe — sehn dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn — und sich mit dir; sehn dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem

Buſen, ernſt mit den Freunden wandeln, Worte ſagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; ſehen dich eilen mit voller Sehnſucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menſchheit, und der goldnen Zukunft unverſieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach — in himmliſchem Triumpf — Sie war die Erſte in der neuen Heymath bey dir. Lange Zeiten entfloſſen ſeitdem, und in immer höherm Glanze regte deine neue Schöpfung ſich — und tauſende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnſucht und Treue dir nach — wallen mit dir und der himmliſchen Jungfrau im Reiche der Liebe — dienen im Tempel des himmliſchen Todes und ſind in Ewigkeit dein.

Gehoben iſt der Stein —
Die Menſchheit iſt erſtanden —
Wir alle bleiben dein
Und fühlen keine Banden.
Der herbſte Kummer feucht
Vor deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod —
Die Lampen brennen helle —
Die Jungfraun ſind zur Stelle
Um Oel iſt keine Noth —
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge ſchon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menſchenzung' und Ton.

Nach dir, Maria, heben
Schon tauſend Herzen ſich.
In dieſem Schattenleben
Verlangten ſie nur dich.
Sie hoffen zu geneſen
Mit ahndungsvoller Luſt —
Drückſt du ſie, heilges Weſen,
An deine treue Bruſt.

So manche, die ſich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieſer Welt entfliehend
Nach dir ſich hingekehret;
Die hülfreich uns erſchienen
In mancher Noth und Pein —
Wir kommen nun zu ihnen
Um ewig da zu ſeyn.

Nun weint an keinem Grabe,
Für Schmerz, wer liebend glaubt.
Der Liebe ſüße Habe
Wird keinem nicht geraubt —
Die Sehnſucht ihm zu lindern,
Begeiſtert ihn die Nacht —
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm ſein Herz bewacht.

Getroſt, das Leben ſchreitet
Zum ewgen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt ſich unſer Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden ſie genießen
Und lichte Sterne ſeyn.

Die Lieb' iſt frey gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur Eine Nacht der Wonne —
Ein ewiges Gedicht —
Und unſer aller Sonne
Iſt Gottes Angeſicht.

6.

Sehnſucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen,
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Iſt froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geſchwind am Himmelsufer an,

Gelobt ſey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer.
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und weit der lange Kummer.
Die Luſt der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was ſollen wir auf dieſer Welt
Mit unſrer Lieb' und Treue.
Das Alte wird hintangeſtellt,
Was ſoll uns dann das Neue.
O! einſam ſteht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angeſicht
Die Menſchen noch erkannten.
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher ſeinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Quaal und Tod verlangten.
Und wenn auch Luſt und Leben ſprach
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kundgegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht ſein ſüßes Leben.
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heymath gehn,
Um dieſe heilge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unſre Rückkehr auf,
Die Liebſten ruhn ſchon lange.
Ihr Grab ſchließt unſern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu ſuchen haben wir nichts mehr —
Das Herz iſt ſatt — die Welt iſt leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchzittert uns süßer Schauer —
Mir däucht, aus tiefen Fernen schallt
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten —
Getrost, die Abenddämmerung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los
Und senkt uns in des Vaters Schooß.

IV.

Lebensansicht.

Es iſt tröſtlich, daß ich mir einbilde, als ſchrieb' ich an einen theuren Freund, der mich durchaus verſteht, an deſſen Herz ich dieſe Blätter niederlege, da ich doch nur für mich ſchreibe, weil es mir wohl thut, manche Gefühle und Gedanken meiner Seele auszuſprechen! Und iſt es nicht ſeltſam, daß der Menſch eine ſo eigene Oekonomie und einen ſo lächerlichen Stolz beſitzt, daß es ihm unmöglich iſt zu denken, er könne etwas ohne Zweck und Abſicht thun? der edlere Menſch kann nichts für ſich thun, es wird ihm alles nur etwas in Beziehung auf andere, und ſelbſt bei jedem kleinen Aufſatz liegt im Hintergrunde der Seele der Gedanken an einen etwanigen Leſer, und wenn wir es ſelbſt ſo weit bis nach unſerm Tode hinaus ſchieben ſollten. Es iſt eine ſo kindliche liebenswürdige Eitelkeit, zu glauben, daß, wenn ſelbſt die Hand, die dieſe Worte ſchrieb, ſchon in Staub zerfallen iſt, daß ſie dann noch belehren und nützen.

Der Menſch lebt in einer ewigen Furcht vor ſeinem Glück. Es tritt ihm ſchon als Kind entgegen,

und er entzieht sich der liebenden Gewalt, er möchte gern sich selbst versuchen, und durch eigene Kraft das erringen, was ihm ein freundliches Geschick früh mit auf die Welt gab.

Nur ein höheres Wesen oder ein schlechteres als der Mensch kann für sich glücklich seyn, und darum thut man den armen Menschen Unrecht, wenn man sie Egoisten schilt. Ist's denn nicht ihr einziges Bestreben sich mitzutheilen, und giebts ein anderes Unglück als den verfehlten Gegenstand?

Liebe, du mit warmem Sonnenschein das arme Leben umgiebst, o warum ist dein Nahme jemals ausgesprochen, warum lebst du in Liedern, und wohnst nicht als allgemeine Poesie in jedes Menschen Busen? Warum springt der Mensch gewaltsam und eigenmächtig aus der Zeit heraus, die ihn umfängt? Stoßen zwei Menschen auf einander, so erinnern sie oft dessen, was man von der Liebe sagt, und meinen, das könnte für sie gelten: der Jüngling erzwingt dann eine Sehnsucht in seinen Busen, und theilt sie dem Mädchen mit: der Beschluß ist, liebst du mich? Ja, sagt sie, und er fühlt sich berauscht, und überseelig glücklich schwärmen sie eine Zeit ihres Lebens dahin, der Rausch verfliegt, sie bewundern ihre Thorheit, verspotten im Herzen, wenn sie es auch nicht aussprechen, Liebe und alle Empfindungen, und fühlen doch in sich die Leere, die etwas dem ähnliches bedarf: sie suchen in der Welt herum, sie warten nun wieder nicht bis die Zeit die Lücke in ihnen ausfüllt, sondern überreden

ſich Geld oder Ehre oder irgend etwas anderes ſey das Gut, das ſie ſich wünſchen.

Wüßte der Menſch nicht der Zeit voran einen, wäre er mit dem Worte Liebe nicht bekannt, ſo würde einen jeden die Empfindung rühren und keine einzige Stelle keines einzigen Dichters würde auf ſeine Empfindung anwendbar ſeyn: denn es würde für jeden eine eigene Liebe entſtehen, und es würde vielleicht jeder als ein eigener Dichter auftreten. Das Beiſpiel der bisherigen Dichter rechtfertigt mich. Iſt nicht jedes Liebe ſo verſchieden, daß auch nicht eine Strophe von dem Liede des einen in das des andern hineingetragen werden könnte. Von den Dichtern, die Liebe, Wein und Braten beſungen, iſt nicht die Rede; ihnen ſchmeckt keines auf die wahre, das heißt auf die ihnen natürliche Art, und darum ſprechen ſie ſo ſchlecht von allen.

So wie keine Blume ohne Farbe gedacht werden kann, ſo iſt kein Menſch ohne Poeſie und ſie mangelt nur denen, die ſie durch die Poeſie verbreiten, oder vielmehr ſie mangelt ihnen doch nicht, ſondern es iſt nur, als wenn man den Blumen die Farbe durch Scheidewaſſer auszieht. Sehr viele Blumen ſtehn nun geruchlos und in unſcheinbaren Farben da, und dies iſt die größere Anzahl unter den Menſchen, möchte ich ſie diejenigen nennen, die ihre innere Poeſie nicht mittheilen können; allen iſt es nicht gegeben, durch einen ſüßen Duft die vorübergehenden zu erfreuen.

Ein wahrer Dichter muß mich jedes Weſen, das

er mir aufstellt, ganz verstehen lassen, ich muß die kleinsten Eigenheiten der Seele kennen, und als wahrer Mensch werde ich mir nicht wünschen können, ein einziger, selbst der Edelste zu seyn: auch muß es mich als Mensch nicht hinreissen, der Nachahmer einer aufgestellten Person zu seyn: der nachahmende Mensch ist weniger als ein Mensch, und darum giebt es kein zur Besserung dienendes Beispiel.

Wohl aber kann ein Kunstwerk es hervorbringen, daß ich in mir selber vollendeter werde. Sobald mir aber der Gedanke bei einem Kunstwerk einfällt, ist es nur mein Wunsch, und der Einfluß, den es auf mich hat, nur scheinbar, ja glaube ich gar den wohlthätigen Einfluß zu bemerken, so habe ich das Kunstwerk nicht verstanden, ja nicht einmal genossen.

Es schämt sich der Mensch nur seiner Empfindungen, weil er in der heftigsten Leidenschaft fühlt, daß sie vorübergeht, und weil es oft ist, als ob ein Wesen in uns und uns zuriefe: laß das Hädern und die Verzweiflung! du wirst dich bald mit nichtswürdigen Kleinigkeiten wieder beschäftigen, ja gar dich daran erfreuen!

Die Menschen, die auf dem untersten Grad der Bildung stehen (die natürlichen Menschen nehme ich aus, sie stehen über und unter den gebildeten zugleich: sie stehen der Stelle die für sie seyn sollte, noch am nächsten, und darum stehen sie über den andern, — sie haben aber nie um sich geblickt, und die Bemerkung gemacht, daß außer dem Raum, den sie einnehmen, es noch irgend einen Weg geben könnte, wo sich der

menſchliche Geiſt hinwagen dürfte, und darum ſtehn ſie unter jenen) die Menſchen alſo die auf dem unterſten Grad der Bildung ſtehen, ſind durch etwas einmal angerührt worden, wodurch ſie auf die Vermuthung gerathen ſind, daß der Menſch innerlich ſchöne Gefühle haben könne, und alles was ſie nun empfinden, ſtellen ſie als das Höchſte auf, was das menſchliche Herz erreichen kann. — Dieſe ſprechen immer von dem Herzen, dieß wollen ſie auch einzig bilden, — ſie geben auf den Geiſt nicht viel. Ueber ihnen ſtehen die, welche es eingeſehen haben, daß es mit den Empfindungen ſo gar viel nicht iſt. Sie ſind die, welche ſich ihrer Thränen ſchämen, weil ſie ſie doch wieder abtrocknen müſſen, ſie können ſich nicht zufrieden geben, daß ſie in ſich nicht einen Gott verehren können, — und bettein ſich einige Sentenzen zuſammen, die ſie Vernunft nennen, und die ſo lange glänzen und ſcheinen bis eine Gelegenheit kömmt, wo ſie anwendbar wären: in dieſem Fall muß man ſich dann mit der menſchlichen Schwachheit tröſten.

Der dritte Grad der Bildung ſcheint mir der zu ſeyn, wo ſich ein Menſch allen menſchlichen Empfindungen überläßt: wo er in einem Tage weint und ſich erfreut: es genießt wenn alle Leidenſchaften ſeine Seele in heftigen Stürmen bewegen und in ruhigen Augenblicken ſich nicht dieſer Ruhe überhebt, ſich in keinem Moment klüger ſondern nur anders als in dem vorigen erkennt, deſſen Herz ſich den edelſten Empfindungen öfnet, und der nicht ſein Schickſal verwünſcht, wenn in demſelben Augenblick die Nothwendigkeit auf

ihn zutrit, durch eine trockene mechanische Beschäftigung sich die Mittel zu erwerben, um den andern Tag zu leben und zu genießen.

Vergeblich ist es, zu wünschen, daß der Freund, den wir lieben, uns ganz in unserer eigensten Eigenthümlichkeit verstehen möchte; wir wünschen es auch im Grunde nicht, sondern immer möchten wir nur die Falten unsers Herzens vor ihm auseinander schlagen, wo wir die Verwandschaft zu ihm fühlen. Das was unsere Scheidung von allen andern Wesen ausmacht, wodurch wir auch von dem geliebtesten Freunde abgesondert und einzeln stehen, suchen wir sorgfältig zu verhüllen, damit er sich nicht vor dem fremden Wesen entsetzen möge — und wäre es einem Menschen möglich, die innerste Eigenthümlichkeit seines geliebtesten Freundes aufzufassen und auszusprechen, so würde den Freund ein Schauder wie vor einem Zauberer ergreifen, der die Gewalt hätte, den Geist aus unsern Körpern zu ziehen und ihn uns selbst anschaulich hinzustellen, und wir würden auf immer entfremdet von ihm zurücktreten. Es fühlt dies auch ein jeder in sich, darum ist es uns durchaus unmöglich, manche Bemerkungen über Menschen auszusprechen; eine solche Bemerkung ist ein zufälliges Errahten der Eigenthümlichkeit des andern. — Die höchste Schönheit, die der Mensch erreichen kann, ist, daß er alle Leidenschaften in sich zu einem Kunstwerk verarbeitet, daß er wie ein Gott über allen steht und sie regiert, so daß sie nur immer von der Kraft der Seele zeigen, aber nie in widrige Verzerrung ausarten, und die höchste, ja ich

möchte ſagen, die einzige Tugend, die der Menſch beſitzen kann, iſt die Wahrheit gegen ſich und andre. Zu bedauern iſt es aber, wenn die Menſchen hier auf einen Irrthum gerathen, und meinen, ſie bearbeiten ihre Leidenſchaften und Empfindungen zu einem Kunſtwerk, wenn ſie bloß bemüht ſind, einen Roman aus ihrem Leben zu machen, in den ſie oft Empfindungen und Leidenſchaften hineinzwängen müſſen, um ſich mit ihrem Werk nur nicht nüchtern und gewöhnlich vorzukommen. Wenn ſie dann dieſes Spiels am Ende überdrüſſig werden, und die Kraft zu erfinden ihnen ausgeht: ſo glauben ſie, daß ſie wahrhaft mit ſich umgehen, wenn ſie dies zuſammengebettelte Werk wieder zerſtören. Ein ſolcher Roman kann gewöhnlich nicht ohne Liebe ſeyn; gewöhnlich ſind dann vorher alle Verhältniſſe zertreten und niedergeriſſen, um dieſer Liebe wohlgefällige Opfer zu bringen, und weil es ja auch in allen Gedichten ſteht, daß, wenn dieſe Empfindung das Herz rührt, ſie denn das ganze Heer der andern Neigungen erlegt — und nun wird der geliebte Gegenſtand ſelbſt der Wahrheit geopfert, und der, welcher alle dieſe Rollen vor ſich ſelbſt abſpielt, ſteht dann gewöhnlich und ſieht mit Ehrfurcht vor ſich ſelber in den Himmel. Denn nie glaubt der Menſch ſo ſehr die Verwandſchaft mit Gott zu fühlen, als wenn er ſich ſo kleinlich beträgt, daß er der Verwandſchaft mit den unſchuldigſten Bewohnern der Erde unwürdig iſt.

Wenn ich höre, daß jemand ſeine Meinung geändert hat, und dieſe Aenderung dadurch rechtfertigen

will, daß er sagt: damals übertrieb ich in allen meinen Empfindungen, ich bin jetzt zu einer grössern Aufrichtigkeit mit mir selber gekommen, so bin ich geneigt, seine erste Meinung anzunehmen, wenigstens lieber, als die er jetzt hat, und die sich so vornehm vor jener brüstet. Denn ich glaube immer noch mehr an die Wahrheit der frühern Empfindung als an die der spätern Betrachtung. Ueberhaupt sollten nur die Menschen einsehen, daß sie sich nie herzhafter betrügen, als wenn sie sich ihre ehemalige Lügen vorrücken.

Wie viel Schaden thun die Menschen, welche die Moral lehren, der höhern Moral. Ist es nicht betrübt und verächtlich, der ganzen Welt zu sagen: es ist etwas großes und edles eine Summe Geld wegzuschenken? oder sich seiner Eltern nicht zu schämen, oder wenn sie alt und schwach sind, für sie zu sorgen, oder wenn sich eine bequeme Gelegenheit darbietet, und man auch noch so sicher ist, doch nicht zu stehlen? — und doch ist dies beinah alles, was von einem modernen Edelmüthigen gefordert wird; lauter Dinge, die sich von selbst verstehen, so daß gar kein einziger Mensch darauf kommen sollte, sie zu verletzen. Und doch wird es nicht nur gewagt diese Dinge als bewundernswürdige Tugenden aufzustellen, sondern was noch schlimmer ist, wer diese Lehren verbreitet, wird von dem allergrößten Haufen als ein grosser Mann, oder wenn er ihnen eine poetische Form giebt, als ein großer Dichter verehrt. Und was nun den Menschen am allermeisten betrüben sollte, die Wenigen, denen die Erkenntniß gekommen ist, überheben sich ihrer bessern

Mei-

Meinung, daß ſie nemlich an dieſen Edelmuth nicht glauben, ihnen erſcheint dieſe Einſicht, die ihnen nur natürlich vorkommen ſollte, ſo wichtig, ſie meſſen ſich ewig nach dem, was leider die Menſchen ſind, nie nach dem, was ſie ſeyn ſollen, ſo daß durch dieſe Eitelkeit auch die beſſern Gemüther in ſich verderben. Sie werden ſo ſchwach, ſich von der Verehrung derer, die ſie verachten, emporgehoben zu fühlen und ſtoßen ſich nicht einmal an die Lächerlichkeit des Widerſpruchs, daß ſie die Achtung, die ſie zu erkaufen wünſchen, nach ihrer eigenen Einſicht verachten müſſen.

Es iſt zu beklagen, daß wir den Menſchen immer nur in Beziehung auf andere, nie in Beziehung auf uns verſtehen können. Selten wird uns ſein Betragen gegen andere ſo ungerecht, ſo zweideutig vorkommen, als die kleinen Verletzungen gegen uns, nicht aus dem gemeinen Egoismus, wie es oft erklärt iſt, dem jeder unterworfen ſeyn ſoll, ſondern weil wir den Menſchen in Beziehung auf uns nicht wie ein Kunſtwerk betrachten können, da wir, indem er ſich durch dieſe Beziehung erklärt, ſelbſt ein Rad der Maſchine ſind, und alſo den Gang derſelben nicht beobachten können.

Es giebt keine durchaus wahre Wahrheit und keinen durchaus falſchen Irrthum, man ſollte überhaupt keine Sache mit einem von beiden Nahmen ſtempeln; denn beide werden es nur durch die Anwendung, und ſo iſt es ſehr möglich, daß das was in der Seele des einen der abgeſchmackteſte Irrthum iſt, in eines andern Gemüth eine ehrwürdige Wahrheit wird.

Es iſt nichts großes das Feld zu bauen, und in

einer glücklichen Beschränktheit einen Tag wie den andern zu leben, nichts wunderbares in sich und in der Welt zu ahnden, und am Ende von der Welt zu scheiden, wie tausende vorher und wie tausende in der Zukunft. Aber etwas grosses ist es, wenn einer das Drängen des Herzens nach allem Großen und Erhabenen empfunden hat, wenn er den Kreis aller Gedanken, Empfindungen und Handlungen durchlaufen ist, dem Glücke, das sein Herz beständig fordert, und doch nicht nennen kann, rastlos nachgejagt ist, wenn dieser dann einsieht, er kann nur in einem Kreise umherirren, freiwillig dann stehn bleibt, wo er zuerst auslief, und mit Lächeln bemerkt, daß der größte Held doch im Grunde nichts wichtigeres thut, als wenn er sein Feld baut, damit es ihn ernährt, und in seinen kleinen Garten Blumen pflanzt, damit sie ihn erfreun, und Unkraut hinauswirft, das ihn ärgert. Der Mensch ist wie ein Kind im Besitz einer schönen nakten Statue, womit es spielt und mit Mühe beständig Blumen und bunte und goldene Zierrathen zusammenträgt, um sie zu schmücken; leider bleiben nun die meisten Menschen immer Kinder, denen ihr Spielwerk ewig mißfällt, sie reissen es von dem schönen Bilde oft herunter, sie mögen es aber nakt nicht sehen, sondern tragen von ihrer Armuth immer neue Lumpen zusammen, um es zu bekleiden; sie meinen sie verschönern durch Poesie ihr Leben. Glücklich ist, der die Blumen und Flittern, womit er es behängt, bald herabwirft, über sein kindisches Thun lächelt, höchstens einige Blumen herumhängt, und die edle einfache Schönheit fähig ist zu genießen.

Vieles liegt noch in mir was ich ſagen möchte, und wenn ich es alles niederſchreiben könnte, ſo würde es manchen alles das, was ich geſagt habe, aufzuheben ſcheinen, und doch iſt es nicht ſo; alle Widerſprüche im Leben und im Menſchen ſind nur ſcheinbar, und könnten wir wie ein Gott auf alle herunterſehen und ſie alle verſtehen, ſo würden wir unſere Augen von keinem mit Widerwillen wenden.

Lebe wohl, mein theurer Freund, möcht' ich ſagen, und kann nicht einmal über dieſe Thorheit lächeln, in Gedanken habe ich doch alles an ein Weſen gerichtet, das mich verſteht und mich liebt, und darum reiche ich dieſe Blätter öffentlich in die Welt, und wer meine Worte mit Liebe lieſet, für den ſind ſie geſchrieben.

V.

Idyllen aus dem Griechiſchen.

Die Spindel.

Anmerkung. Dieſes Sylbenmaß wird vom Hephaeſtion zu den antiſpaſtiſchen gerechnet, und nach vier Tatten von einem Epitrit, zwey Antiſpaſten und einem Dijambus gemeſſen. Spätere betrachten es als choriambiſch, und laſſen es dem gemäß aus einem Spondeen, drey Choriamben und einem Jamben beſtehn. Die Art wie Horaz es zweymal gebraucht hat, kann hiezu veranlaßt haben, denn die Worte theilen ſich bey ihm immer choriambiſch ab. Die griechiſchen Dichter hingegen beobachten dieſen Abſchnitt gar nicht oder vermeiden ihn vielmehr, und die deutſche Sprache, die eine Menge antiſpaſtiſcher und palimbachiſcher Wörter hat, darf ſich hierin dem griechiſchen Vorbilde ungeſcheut nähern. Es entſteht dadurch ein reizender Gegenſatz zwiſchen den antiſpaſtiſchen Wortfüßen und der Schwungbewegung des Rhythmus, die zum Coriamben hinzieht, welches einem beſtändigen Auflöſen von Diſſonanzen gleicht. Wenn dieß dem ungeübten Leſer ſchwer zu leſen fällt, ſo hat er ſich eben ſo wenig zu verwundern oder zu beklagen, als ein Anfänger in der Muſik, wenn er eine Bachiſche Sonate nicht ſogleich fertig ſpielen kann. — Voß hat dieß Stück im Muſenalmanach von 1798 in Hexameter überſetzt.

Spindel, hold dem Geſpinſt, Gabe der blauäugigen Pallas du,
Arbeit ſchaffend dem hauswirthlichen Weib, welche dich lenken kann:
Sey zur glänzenden Stadt Nileus getroſt meine Begleiterin,
Wo der Kypris, mit Schilfrohre bedeckt, grünet das Heiligthum.
Dorthin über die See bitt' ich um leichtwallende Fahrt den Zeus,
Daß ich fröhlich dem Gaſtfreunde mich nah', wiedergeliebt von ihm,
Meinem Nikias, Luſtgarten der ſüßſtimmigen Chariten.
Und dich, welche geſchnitzt wurde vom mühſeligen Elfenbein,
Reich' ich dann in die Hand, als ein Geſchenk, Nikias Gattin dar,
Mit der mancherley Werk enden du wirſt: Männergewande bald,
Bald, dergleichen die Fraun tragen, der durchſichtigen Hüllen Stoff.
Denn wohl zweymal im Jahr möchte man Schafmüttern ihr weiches Fell
Scheeren, nimmer zur Laſt fiel' es der ſchlankfüß'gen Theogenis;
So viel fördert ihr Fleiß: aber ſie liebt, was die Verſtändigen.
Wahrlich möcht' ich auch nicht wüſten noch unfleißigen Häuſern dich
Geben, weil dich zur Welt brachte mit mir einerley Vaterland.

Heimath iſt dir, die einſt Ephyra's Held, Archias gründete,
Vom Trinakriſchen Eilande das Mark, rühmlicher Männer Stadt.
Nun gehegt in des Manns Hauſe, der Heilmittel mit weiſer Kunſt
Viel erfand, ſo die trübſelige Qual wenden den Sterblichen,
Wirſt du wohnen im luſtreichen Milet bey den Joniern,
Daß Theogenis ſey Spindelgeziert unter den Frauen dort,
Ins Gedächtniß ihr ſtets du den Geſangliebenden Fremdling bringſt.
Jemand ſaget, dich anſchauend wohl dieß: Wahrlich, in großer Gunſt
Steht das kleine Geſchenk; alles iſt werth, was von den Lieben kommt.

Liebesgeſpräch.

Mädchen.

Raubte ja Helena ſelbſt, die verſtändige, Paris der Hirte.

Daphnis.

Mehr iſt Helena dieſe, die mich, den Hirten, geküßt hat.

Mädchen.

Rühme dich nicht, Satyriske, denn eitel nennt man den Kuß ja.

Daphnis.

Iſt doch auch in den Küſſen, den eitelen, ſüßes Ergötzen.

Mädchen.

Sieh, ich waſche den Mund, und reinigend ſpey' ich den Kuß weg.

Daphnis.

Wäſchſt du die Lippen dir ab? Gieb wieder ſie, daß ich ſie küſſe.

Mädchen.

Kälber zu küſſen, das ſtehet dir an; kein jüngferlich Mädchen.

Daphnis.

Rühme dich nicht: wie ein Traum geht flüchtige Jugend vorüber.

Mädchen.

Wird doch die Traube Roſin', und die trockene Roſe noch duftet.

Daphnis.

Komm in den Oelwald hier, damit ich ein Wörtchen dir ſage.

Mädchen.

Nein, ich will nicht; auch erſt betrogſt du mit ſchmeichelndem Wort mich.

Daphnis.

Komm dort unter die Ulmen, und höre da meine Syringe.

Mädchen.

Labe dein eignes Gemüth, des Kläglichen freuet ſich niemand.

Daphnis.

Ey! ey! fürchte den Zorn der Paphia, Mädchen, doch endlich.

Mädchen.

Paphia lebe mir wohl, nur Artemis bleibe gewogen.

Daphnis.

Rede nicht, daß sie nicht trifft und ein unauflösliches Netz wirft.

Mädchen.

Treffe sie, wie sie nur will: denn Artemis schirmet uns wieder.

Daphnis.

Nicht entfliehst du dem Eros, dem nie noch ein Mädchen entflohn ist.

Mädchen.

Ja, ich entfliehe, beym Pan! Du trage sein Joch nur beständig.

Daphnis.

Sieh, ich besorg', er möchte dem schlechteren Manne dich geben.

Mädchen.

Viele schon freyten um mich, doch keiner gewann mein Gemüth noch.

Daphnis.

Ich auch, einer von vielen, bin her, dein Freyer, gekommen.

Mädchen.

Sage mir, Lieber, was thu' ich? Die Eh' ist voll der Beschwerde.

Daphnis.

Weder Kummer noch Leid hat die Eh', nein, fröhliche Reigen.

Mädchen.

Sagen sie doch, daß die Weiber vor ihren Genossen erzittern.

Daphnis.

Nein, ſie herrſchen beſtändig: vor wem wohl zittern die Weiber?

Mädchen.

Vor den Wehen zitt' ich, denn ſtreng iſt der Pfeil Eilithyiens.

Daphnis.

Kreißenden hülfreich iſt ja Artemis, deine Gebietrin.

Mädchen.

Und zu gebähren zitt' ich, es möchte den Leib mir entſtellen.

Daphnis.

Wenn du Kinder gebierſt, ſcheint neu dir ein Licht in den Söhnen.

Mädchen.

Bringſt du ein Brautgeſchenk, ein würdiges, wenn ich bejahe?

Daphnis.

Alle das Vieh, das Gehölz, die Weiden auch, will ich dir geben.

Mädchen.

Schwöre, du wollſt nach dem Lager mir nicht, der betrübten, davon gehn.

Daphnis.

Nein, beym mächtigen Pan! und wollteſt du ſelbſt mich verjagen.

Mädchen.

Baueſt du dann mir Gemächer, und Haus und umgebende Höfe?

Daphnis.

Dann dir will ich Gemächer, und hüten die herrlichen Heerden.

Mädchen.

Aber dem ältlichen Vater, was ſoll, was ſoll ich ihm ſagen?

Daphnis.

Loben wird er dein Lager, wenn meinen Namen er höret.

Mädchen.

Sage den Namen mir dann, oftmals erfreut auch ein Name.

Daphnis.

Daphnis heiß' ich, mein Vater iſt Lykidas, Nome die Mutter.

Mädchen.

Rühmliche Eltern! allein auch ich bin geringer als du nicht.

Daphnis.

Angeſehn und in Ehren, dein Vater iſt ja Menalkas.

Mädchen.

Zeige mir doch dein Gehölz, und wo der Hof dir umherſteht.

Daphnis.

Komm und ſieh, wie ſie blühn, dort meine geſchlanken Cypreſſen.

Mädchen.

Graſet, ihr Ziegen! ich gehe, des Hirten Gewerk zu beſchauen.

Daphnis.

Rinder, weidet! ich zeig' indeß die Gehölze dem Mädchen.

Mädchen.

Was, Satyriske, beginnſt du? was greifſt du hinein an die Brüſte?

Daphnis.

Dieſe Früchte vor allen, die duftigen, will ich mir pflücken.

Mädchen.

Nein, beym Pan! ich erſtarre, du mußt die Hand da hervorziehn.

Daphnis.

Faſſe doch Muth, du Liebe! was bebeſt du? Wie du ſo ſcheu biſt!

Mädchen.

Wirfſt in den Graben mich hin, und beſchmutzeſt die ſchönen Gewänder.

Daphnis.

Aber ein weiches Fell, ſieh! breit' ich dir unter das Kleid hin.

Mädchen.

Ach! ach! ſelber den Gürtel entreißeſt du! Sage was ſoll das?

Daphnis

Weihen will ich vor allen der Paphia dieſen zur Gabe.

Mädchen.

Freveinder, halt! Leicht naher ſich wer, ich höre was rauſchen.

Daphnis.

Unter einander beflüſtern dein Brautbett jene Cypreſſen.

Mädchen.

Sieh, du machteſt den Mantel zur Lumpe mir, daß ich entblößt bin.

Daphnis.

Einen anderen Mantel und beſſeren will ich dir geben.

Mädchen.

Alles verheißest du jetzt, bald giebst du mir nicht das geringste.

Daphnis.

Wollten die Götter, ich könnte die eigene Seele hinzuthun.

Mädchen.

Artemis, zürne mir nicht! Die einsame Freundin verließ dich.

Daphnis.

Eros opfr' ich ein Kalb, die Kuh dann selbst Aphroditen.

Mädchen.

Jungfrau kam ich hieher, als Weib nun wandr' ich nach Hause.

Daphnis.

Weib und Mutter, von Kindern die Pflegerin, länger nicht Mädchen.

Also die beyden, sich dort an den blühenden Gliedern erquickend,
Koseten süß mit einander: das heimliche Lager erhob sich.
Sie, da sie wieder erwacht, schlich hin, die Schafe zu hüten,
Scham in den Augen, das Herz war innerlich aber erquickt ihr;
Während er zu den Rindern sich wendete, froh der Umarmung.

Achilleus und Deïdamia.

Bruchſtück eines Idylls von Bion.

Myrſon.

Spiele mir, Lykidas, doch Sikeliſche liebliche Weiſe,
Schmeichelnd, ſüß dem Gemüth und buhleriſch wie der Kyklope,
Dort am Geſtade des Meers, Polyphemos, ſang Galatеen.

Lykidas.

Myrſon, wie dich ergötzt die Syringe mich: aber was ſing' ich?

Myrſon.

Jenes Skyriſche Lied, o Lykidas, lieblicher Liebe,
Von des Peliden geheimen Umarmungen, heimlichen Küſſen;
Wie der Knabe verkleidet im Faltengewand die Geſtalt barg,
Und wie unter den Mädchen vom Stamm Lykomedes ihn pflegte,
Den von keinem errathnen Achilleus, Deïdamia.

Lykidas.

Raubend entführte der Hirt einſt Helena, hin zu dem Ida,
Bittren Gram für Oenone; es zürnete nun Lakedämon,

Und sie berief das Volk, das Achaeische: keiner aus Hellas,
Von den Mykenern auch, von Elis, von den Lakonen,
Blieb daheim; sie brachten Vergeltungen, schreckliche Kriegswuth.
Bey Lykomedes Töchtern versteckte sich einzig Achilleus.
Statt der Waffen erlernt' er die Wolle nur, übte mit weißer
Hand jungfräulichen Fleiß, und völlig als Mädchen erschien er.
Denn er war gleich jenen verweiblichet, eben die Blüthe
Hatt' ihm die schneeichten Wangen bepurpurt; auch mit der Jungfrau
Tritten ging er einher, und umgab mit dem Netze die Locken:
Ares Muth doch hatt er, und hatte die Liebe des Mannes.
Von der Frühe zur Nacht nun saß er bey Deidamia,
Küßte bald ihr die Hand, oft hob er wiedernm ihren
Schönen Leib in die Höh, es entflossen ihm zärtliche Thränen.
Nimmer aß er mit andern Gespielinnen; alles ersann er,
Suchend gemeinsamen Schlaf; so redet' er dieses zu ihr auch:
Alle die übrigen Schwestern, sie schlummern neben einander,
Ich nur muß allein, allein du, Nymphe, nur schlafen.
Beyde Gespielinnen wir, jungfräuliche, beyde die schönen,

Schlafen doch auf dem Lager allein wir: jene verhaßte
Und argliſtige Wand, ſie ſcheidet böslich von dir mich.
Denn ich könnte ja nicht . . . . . .

Nachdem die großen Formen der alten Poeſie aufgehört hatten, zeigte ſich die neue zierliche Kunſt gelehrter Dichter in mancherley geiſtreichen Verſuchen neu erſonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen die Idylle noch früher blühte oder doch gleich früh mit der ſpätern Elegie, der Hellenen, von welcher einige der merkwürdigſten und berühmteſten Ueberbleibſel im erſten Stücke des Athenaeums mitgetheilt worden ſind.

Idyllen ſind in der urſprünglichſten Bedeutung, was wir vermiſchte Gedichte, Darſtellungen nach dem Leben nennen würden; der Name Bildchen iſt unbeſtimmt und allgemein genug für ſolchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derſelben. Jede Sammlung ſolcher Werkchen wird mehr oder minder zur lyriſchen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogiſche und ſelbſt die lehrende Form in einem gewiſſen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Weſen zu verlieren. Denn die Einheit einer ſolchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, ſondern in ihrem geſelligen Zuſammenhange, im Ganzen, im Dichter ſelbſt und in dem Eigenthümlichen

seiner Ansicht; und diese subjektive Einheit ist ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengesetzt, und eben das unterscheidende Merkmal der lyrischen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen in der Darstellung ist die Liebe und die eigne Gestalt, die sie in jedem annimmt. Daher der ursprünglich erotische Geist der Idylle, und da diese nicht bloß Selbstbetrachtungeu oder gesellige Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyrischen Gattung, sondern kleine liebliche Darstellungen, so ist ihr die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemessen und beynah wesentlich; so daß sogar Helden und Götter, die sie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinsel nun auch einen bukolischen Anstrich bekommen.

Der älteste unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beste Meister der Idylle war Bion. Von ihm ist das unvergleichliche Bruchstück aus der Liebesgeschichte des Achilles und der Deidamia; es wäre allein hinreichend meine Vorliebe zu rechtfertigen. Das Liebesgespräch dürfte gleichfalls von ihm seyn. Es steht mit seiner Naivität nnd Schalkheit in der schönsten Mitte zwischen der unverschönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beym Theokritos findet, und der faden Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt sich in dem gemessen wechselnden Dialog mit anmu-

thi-

thiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Ueberbleibsel, die glaubwürdig mit Bions Namen auf uns gekommen sind, athmen eine süße Innigkeit, sind überaus lieblich und liebevoll. Derselbe Geist lebte allem Anschein nach in seinen andern Gedichten, die nun verloren sind. Sie gehören zu denen, die mit den Gesängen der Sappho auf Anstiften der Geistlichen zu Constantinopel vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, ist nicht selten pikant genug in kräftiger Darstellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er suchte weit mehr das Lokale, wobey ihn Sophrons Mimen begünstigten, deren Nachahmung für seine Manier entscheidend gewesen seyn mag.

Wegen der gerühmten Simplicität, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unschuldigen Natur, die er darstellt, liegt, nicht in der Art, wie er darstellt, könnte es bey dem ersten unreifen Nachdenken scheinen, Theokritos sey der ältere, hie und da noch harte und herbe Künstler seiner Gattung. Forscht man weiter, so wird das allgemeine Gesetz der natürlichen Ausbildung für die künstliche der gelehrten Epoche hellenischer Poesie näher bestimmt, und wir wundern uns nicht den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu sehn, da ja auch in der Elegie dieses Zeitalters Hermesianax, dessen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als

Kallimachos, dem freylich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entscheidung der Kritiker den classischen Gipfel seiner Gattung zusprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedichte auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moschos steht, in zwey Handschriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beygelegt wird, woraus folgt, daß der 2cote Vers ehemals ohne Punkt gelesen worden. Der Scholiast meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen sey Moschos sein Name gewesen, Theokritos (der Gottgewählte) sein Beyname. So dürfte also wohl der bukolische Moschos mit dem Theokritos Eine Person, und er von diesem nur durch ein Misverständniß abgesondert worden seyn, welchem die Existenz eines andern nicht sehr viel spätern Moschos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechslung schon Statt findet, ein Schüler des Aristarchos war, und also doch nicht Zeitgenosse des Philetas und Verfasser des Gedichts auf Bion seyn konnte. In den Lebensumständen spricht nichts dagegen, und es begreift sich, warum auch Moschos ein Syrakuser war. Auch in den dem Moschos beygelegten Gedichten und Bruchstücken ist nichts, was die eingebildete Verschiedenheit des Charakters begründen könnte. Man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wissen, daß er sich in manchen andern Arten versucht hat, und die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt schon ziemlich fern von seiner

bukoliſchen Darſtellungsart. Der kleine Gegenſtand iſt darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechſelverhältniß der verſchiednen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von ſelbſt zu Vermuthungen der Art geführt, bey einer Sammlung von Werkchen und Bruchſtücken, in die offenbar ſo viel fremdartiges eingefloſſen iſt, wie in die bukoliſche.

Warum ich der Meynung beyſtimme, welche die drey in ihr befindliche Bruchſtücke aus der Sage des Herkules dem Piſandros zuſpricht, habe ich in der Geſchichte der alten Poeſie gemeldet. Ich wage es bey der gegenwärtigen Gelegenheit den Freunden und Kennern der Kunſtgeſchichte einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker ſeyn; es iſt ein Bruchſtück aus Metamorphoſen irgend eines gelehrten Dichters dieſer Zeit; welches etwa, behalte ich mir vor, weiter nachzuforſchen. Ein Bruchſtück wie dieſes, zuſammengenommen mit der allgemeinen Thatſache, daß Ovidius Metamorphoſen Alexandriniſcher Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Βαυκα. Bruchſtück eines epiſchen Gedichts ſeyn. In dem unzuſammenhängenden Geſang an Hieron iſt der 76te — 100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, ſo ſchön man es nur irgend aus dieſer Zeit erwarten darf, weit über

Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Ἄιτης und Παιδικά überschrieben sind; doch geben mir diese zu keiner so bestimmten Vermuthung Raum wie die Europa.

Da die Sammlung so beschaffen ist, darf es nicht überflüßig und muß sehr erlaubt scheinen, manche Stücke derselben von neuem zu prüfen, ob sie auch dem Theokritos angehören, und ob sich nicht eins oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobey der erotische Geist des letzten und der mimische des ersten, die festen Punkte sind, welche die Untersuchung leiten müssen.

VI.

Sonette,

Von

A. W. Schlegel.

An

Ludwig Tieck.

Einſt war die heil'ge Schrift ſamt den Legenden
Der Thespis-Karrn der rohen neuern Bühnen;
Dem Volk und Spielern, gleich an Einfalt, ſchienen
Die Poſſen nicht das heiligſte zu ſchänden.

Doch als die Kunſt entwuchs den frommen Händen,
Da wollt' im Schauſpiel niemand Gott mehr dienen,
Und ſtolze Geiſter mochten ſich erkühnen
Spott über jene Wunder auszuſenden.

Du, in der Dichterbildung reichſten Blüthe,
Bringſt uns verwandelt wieder jene Zeiten,
Wo Adam auf der Bühn' erſchien und Eva.

Ja, Dank ſey deinem liebenden Gemüthe,
Heiligſt die Kunſt, verſchönerſt Heiligkeiten,
Und machſt zum Lied das Leid der Genoveva.

Von Friedrich Schlegel.

1.

Die Reden über die Religion.

Es ſieht der Muſen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels ſich auf Säulen heben,
Und wo Pilaſter ruhn und Kuppeln ſtreben,
Naht er getroſt dem kunſtgeweihten Orte.

Drin tönt Muſik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im ſchönen Kreiſe ewig ſchweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich ſcheints, als wollten Geiſter gerne
Den ſchon Geweihten höhre Weihe zeigen,
Getäuſcht die Fremden laſſen in der Blöße;

Der Vorhang reißt und die Muſik muß ſchweigen,
Der Tempel auch verſchwand und in der Ferne
Zeigt ſich die alte Sphinx in Rieſengröße.

2.

Schellings Weltſeele.

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,
Hat ſich der Menſch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn ſonſt vernichtet,
Die Wunder des Bewußtſeyns ſchaffend denken.

Zum erſten Lohn, den ihm die Götter ſchenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geſchlichtet,
Vernimmt er was vom Aether ſie gedichtet,
Und will mit Liebe ſich ins Lichtmeer ſenken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächtger als die Maſſe;
Das lebt und brennt in deinem kühnen Streben!

Es ſinnt der Geiſt, wie er die Ewge faſſe;
In todter Bildung ſieht er Täuſchung ſchwanken,
Das innre Weſen blüht im freyen Leben.

3.

Das Athenaeum.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestrebten wir uns treu in freyem Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlassen:

Nach alter Weise konnt' ich nie es lassen,
So sicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen stets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beschränkt mir schien, zu hassen.

Nun schreyt und schreibt in Ohnmacht sehr geschäftig,
Als wärs im tiefsten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unsern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hats die That bezeugt,
Daß unsre Ansicht allgemein und kräftig.

4.

Zerbine.

Gemahlen und gewalkt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter;
Verſteh nur erſt den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlſt Du Leſer! bald im Haupt dich lichter.

Dem Garten gleicht dieß Buch im Feſtgewühle:
Maskirt erſcheinen neu die armen Wichter
Warm haucht die Luft, Fontänen plätſchern kühle,
Und ferne ſchimmern künſtlich bunte Lichter.

Verkehrt iſt alles in den ſüßen Poſſen,
Statt Ya ſagt das Eſlein ſelber Ay;
Ergötzlich ſpielen drein mit Narrenſchwänzen
Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl denn Teck! mahl ferner unverdroſſen
der Schriftenſteller albernſte Tendenzen.

VII.

Notizen.

Moraliſche Erzählungen von Rambohr.

In der erſten der zahlreichen Vorreden, die dieſe Erzählungen wie eine Bruſtwehr gegen üble Nachreden ſchützen ſollen, wird uns ausführlich dargethan, warum ſie für moraliſch ſollen gehalten werden. Sie machen nemlich nicht den mindeſten Anſpruch auf poetiſchen Werth: ganz proſaiſch und mit ſorgfältiger Vermeidung aller blühenden oder gar glühenden Fantaſie, gegen welche Jugendſünde der Verfaſſer nicht genug zu warnen weiß, begnügen ſie ſich „gebildeten Menſchen in verwickelten und ſeltnen Lagen eindringenden Rath zu ertheilen“ und „einen anſchaulichen und ſehr ſpeciellen Unterricht zur beſſern Einrichtung der Denk- und Handlungsweiſe im gemeinen Leben zu geben.“ Neben der Belehrung ſollen ſie auch beyläufig unterhalten, ſo wie „die Poeſie beyläufig zur Veredlung der Sitten mitwirkt.“ — Ob ſie nun am Unterhalten durch das Belehrende, oder am Belehren durch das Unterhaltende verhindert werden, kann man

ſo eigentlich nicht wiſſen: gewiß iſt es aber, ſie thun weder das eine noch das andere. Uns kommt dieſe Zwittergattung wohl eigentlich von den Franzoſen, die ſie Moral nennen, weil ſie es überhaupt nicht ſehr genau mit den philoſophiſchen Benennungen nehmen: denn dies Zergliedern der Charaktere, und dies haarfeine Ausſpinnen und beängſtigende widerſprechende Zerren der unergründlichen Motive gehört ja eher zu dem, was man Pſychologie nennt, wofür aber die Franzoſen keine Benennung haben; ihre Contes nennen ſie moraux, weil ſie nicht physiques ſind. Aus demſelben Grunde ſind denn auch dieſe Erzählungen wohl moraliſch zu nennen, oder auch per antiphrasin, weil alle darin handelnde Perſonen eben nichts von Moralität wiſſen.

Eitelkeit und Untreue in der Liebe iſt gewöhnlich die Sünde dieſer Helden und Heldinnen; Langeweile, Leere des Herzens und oft der bittere Tod ihre Beſtrafung: gehen ſie aber noch zur rechten Zeit in ſich und beſſern ſich, ſo führen ſie zur irdiſchen Belohnung ein zufriednes Leben. Eheleute beſuchen ſich friedlich einander; der Mann ſagt der Dame einige Worte ſehr delikat ins Ohr, und nikt ſie ihm dann freundlich zu, ſo geht er ſehr delikat nicht mit dem Gaſt nach Hauſe, welche Maaßregel nicht wenig beyträgt, das gute Vernehmen zu erhalten. Sie gehen auch zuſammen ins Theater; dies iſt gemeinhin der Ort, wo die ſympathetiſch fühlenden Seelen ſich begegnen, und die beſte Gelegenheit für Liebende oder für Eheleute tiefe Blicke in ihre Herzen zu thun. Was kann

man gegen ſo mäßige Menſchen und eine ſo vernünftige Lebensart einwenden? — In der einen Erzählung, Signora assoluta genannt, kommt eine Dame ſehr zur rechten Zeit dem Erzähler zu Hülfe, wie er eben auf einer Reiſe den Wagen gebrochen hat, und in Gefahr iſt, ſich mit einem ſehr ſchlechten Nachtlager behelfen zu müſſen. Die Dame bietet ihm ſogleich äußerſt gefällig einen Platz in ihrem Wagen an, und erzählt ihm, indem ſie fahren, etwas unbeſonnen und lebhaft ihre Geſchichte, die eben ſo unbeſonnen und lebhaft iſt. Sie iſt aber recht artig dieſe Geſchichte; man weiß es der guten Dame vielen Dank, daß ſie nicht langweilig iſt, und man glaubt gewiß, der Aufgenommenen werde ſich nicht weniger dankbar zeigen. Statt deſſen giebt er ihr aber im Ton der den Fabeln angehängten Nutzanwendung eine recht derbe Lection, und endigt ſo die niedliche Erzählung. Wundern könnte es einen nicht, wenn die Dame den Schlag geöfnet, den Moraliſten eben ſo artig aus dem Wagen gewieſen, und ihn auf freiem Felde hätte ſtehen laſſen. Wer wird auf Koſten der Höflichkeit moraliſiren wollen?

Herr von Rambohr beſitzt nicht allein tiefe Menſchenkenntniß, ſondern auch eben ſo tiefe Götterkenntniß. In Daphne und Apollo hat dieſer Kenner und Zergliederer der Leidenſchaften die alten Götter haarſcharf charakteriſirt, und ihr gewaltiges Wollen richtig motivirt. Apollo's Hirtenleben und ſeine Liebe zur Daphne iſt zu einer ſehr delikaten Hofintrigue ausgebildet, worin Apollo die Rolle eines ziemlich

lockern Pagen, Jupiter die eines Erziehers nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen spielt, und worin die Anekdote mit der Clytie dreist mit verwebt ist. Wie in aller Welt können Personen, die sich so bürgerlich ausnehmen, auf einmal ganz genialisch sich in Sonnenblume und Lorbeer verwandeln? Diese Erzählung schließt mit dem Ausruf, „o Rousseau! o Petrarca!“ — O Apollo! o Ramdohr! möchte man rufen. — So sehr der moralische Erzähler auch bemüht ist, die Auswüchse seiner jugendlichen Fantasie, als ungeziemend für Dichtungen dieser Art zu unterdrücken, und so oft er auch gegen eine lebhafte Einbildungskraft als die Quelle vieles menschlichen Elendes warnt, so kann er ihrer doch nicht immer Meister bleiben. Der Aufenthalt am Garigliano war ursprünglich wohl nur zum Bekanntwerden mit den vier Damen bestimmt, welche zum Gegenstück für Humes vier Philosophensekten, als Repräsentantinnen der vier weiblichen Glückseligkeitssysteme auftreten: dennoch trift man hier ein Paar unartige überlästige Passagiere, die zwar dem Erzähler damals viel Langeweile machten, aber mit dem Zweck in gar keiner Verbindung stehen, bloß als unaufhaltbare Regung der Fantasie bei der Erinnerung an jene Langeweile. So werden die schrecklichen Folgen der Fantasie bestätigt; und was darf man nicht von ihr fürchten, wenn sie noch an den Grenzen der Lüneburger Heide solche Unordnungen anrichtet? Sie war auch einigermaßen, und gewiß gegen die redliche Absicht des Verfassers in den Biographien der Damen mit im Spiele! Aber

trotz ihr gehören diese vier Erzählungen zu den besten in der ganzen Sammlung. Nur muß man zu vergessen suchen, daß sie mehr als artige Erzählungen seyn, daß sie philosophische Bezeuge vorstellen sollen.

Als Anhang, und geflissentlich von den moralischen Erzählungen getrennt, erscheint: Odoardo und seine Tochter. Es wäre viel besser gewesen ihn nicht von jenen zu trennen; er ist ganz und gar nicht davon verschieden, und man hätte denn doch besser gewußt, was man von ihm denken soll. Den handelnden Personen hätten nur andere Nahmen sollen gegeben werden: denn daß sie die Nahmen des Lessingschen Trauerspiels tragen, erläutert weiter nichts, sondern es erinnert nur ohngefähr eben so daran, als ob man ganz wohlbekannte Marionetten in ein und demselben Kostüme und mit denselben Masken erst ein heroisches Stück aufführen und gleich darauf dasselbe Stück in einem pantomimischen Karikatur-Ballet vorstellen sähe. Appius und Virginia in ein bürgerliches Trauerspiel zu verwandeln, ist gewiß eine verfehlte Idee, und schon oft mit Recht getadelt worden. Auch Herr von Namdohr hat das Unschickliche darin gefühlt: aber wie vornehm erscheint doch Lessings Einkleidung der Virginia gegen diese Travestirung der Emilia Galotti! Emilia vermählt an den elenden verhaßten Marinelli; ihr Vater durch eine Verbannung von ihr getrennt; der Fürst ein wahres Ungeheuer an Bosheit und niedriger Verderbtheit; Orsina sehr interessirt, und eifrig bemüht Emilien verführet zu sehen, und einige hinzugedichtete verwirrte und ver-

wirrende Menſchen als Umgebung: dies alles macht es dem bedrängten Vater freylich nothwendig ſeine Tochter zu ermorden, beſonders da er in dem Augenblick ſieht, ſie wolle ihn zu Gunſten ihres Verführers verrathen. So iſt freylich die Kataſtrophe vortrefflich motivirt, dafür aber auch das Ganze vortrefflich entmotivirt. — Schade, daß die Mutter Claudia weggeblieben iſt! ſie ſagt im Trauerſpiele ein Paar Worte, die hier ſehr gut paſſen würden: „O wenn das die Menſchen kennen heißt, wer wollte wünſchen ſie zu kennen!“ —

Die beſcheidene Furcht, welche der Verfaſſer am Ende der erwähnten Vorrede wegen des Ausſpruchs der Kenner äußert, iſt gewiß ſehr ungegründet. Herr von Naubohr wage ſich getroſt ferner an Dichtungen dieſer Art! —

Wie, lieber Freund? Aus dem dritten Theil des Philoſophen für die Welt ſoll ich erſehn, daß Engel gar wohl im Stande iſt, auch jetzt noch etwas Gutes zu ſchreiben? Nun, das iſt luſtig! Ihre Widerlegung iſt gewiß eben ſo a priori als meine Behauptung es damals noch war: denn wenn Sie das Buch geleſen hätten, würden Sie die ſchönſte Beſtätigung meines Satzes darin gefunden haben. Das luſtigſte iſt, daß es auf das gut oder nicht gut gar nicht einmal ankommen darf: ich habe mich lediglich an das Jetzt zu halten. Sehen Sie die einzelnen Stücke nur flüchtig an, und es wird Ihnen gleich

einleuchten, daß man keine günſtigere Konjektur aufſtellen kann, als die, daß faſt alles ohne Veränderung aus alten Papieren genommen iſt. Daß der Maitre-ferruter zu der neuen bayriſchen Zunge gehört, die nun ſchon zum zweiten Male neu iſt, daß über den Werth der Kritik Mendelsohn noch redend eingeführet wird, und daß das junge Frauenzimmer in der „Spinne" gar in das Sechszehnte Stück des Philoſophen für die Welt zu Hauſe gehört — geſtehen Sie, antiquirter kan man unmöglich ſein: — darauf will ich mich gar nicht einmal berufen. Glauben Sie indeß nicht, daß dieſe Verlegungen in alte Zeit etwa nur die Form conſtituiren, die doch jeder Schriftſteller frei wählen kann: nein, nein! es ſind höchſt weſentliche und nothwendige Decorationen, ohne die das Buch auch nicht einmal einen Inhalt haben würde. Wenn man nichts als alte abgemachte Sachen vorbringt, von denen heut zu Tage gar nicht mehr die Rede ſein kann, ſo thut man freilich wohl, auch die Scene in alte Zeiten zu verlegen. Bis auf den Gipfel des Aetna ſollen wir uns bemühen, um zu erfahren, daß menſchliche Glückſeligkeit nicht im Beſitz, ſondern im Streben und Erringen beſteht; Braun, Euler und Mendelsohn werden aus der Unterwelt citirt, um und zu ſagen, daß die Kritik zwar nicht Kunſtwerke zu produciren lehre, aber doch an und für ſich einen Werth habe und nebenbei auch noch dem Künſtler nützlich ſei; in ein Irrenhaus müſſen wir gehen, und dort bis an die Grenzen des Ekels aushalten, um zu lernen, daß das Laſter — noch dazu nach

dem

dem ganz gemeinen Begriff, wo es endlich auf die Liederlichkeit hinausläuft — ein Wahnſinn ſei; und für ein Paar Stückchen Theodicee, daß nemlich am Ende auch der Unverſtand das Gute befördere, und daß die Welt ohne Tod unmöglich beſtehen könne, muß der gute Las Casas ſich zum Deismus des achtzehnten Jahrhunderts bekennen, und hintennach noch eine ganze rührende Geſchichte gedichtet werden! — Wo in aller Welt mag die Welt liegen, für die man noch jetzt über dieſe Dinge ſo philoſophiren müßte, als wüßte nicht Jedermann längſt, woran man damit iſt? Wo iſt jetzt noch die Rede von der Herbeirufung der Franzoſen zur Verbeſſerung unſerer Litteratur? — Sie kennen die alte Legende von den Schläfern? Es iſt doch nichts ſo toll erſonnen, was nicht endlich einmal wahr würde! Mir wenigſtens hat das Buch gerade den Eindruck gegeben, als ob Engel, Gott weiß wieviel Jahre, geſchlafen hätte, und nun, ohne ſich erſt die Augen zu waſchen, und ſich in der Welt ein wenig umzuſehen, gleich ſo weiter fortredete. Ich ſchwöre Ihnen, ich habe ordentlich darauf ſtudirt, wie ich ihm auf die beſte Art alle die kläglichen Ereigniſſe vorbringen wollte, von denen er doch früher oder ſpäter hören muß. So böſe ich aber auch bin, in Einer Rückſicht iſt mir das Buch unendlich viel werth. Wenn nun wieder von der Arroganz der jüngeren Schriftſtellergeneration die Rede iſt, kann ich doch alle mühſamen und gründlichen Erörterungen zur Berichtigung der Begriffe ſparen, und vermittelſt dieſes Buchs gleich zur Anſchauung bringen, wie die wahre

Arroganz aussieht, und wo sie anzutreffen ist. So viel Papier zu verschwenden, um so höchst triviale Dinge zu sagen, und dann noch die Prätension, daß man die alten Bände eines verlegenen Buches dazu bei der Hand haben soll: gröber und arroganter und schlechter gegen das Publikum läßt sich nichts denken — das Eine etwa ausgenommen, wenn diese Gedanken sich hätten unterstehn wollen, allein und ohne den großen Hofstaat von Redensarten, der sie umgiebt, aufzutreten, als ob sie für sich auch etwas sein könnten, das wäre freilich noch ärger gewesen.

Wenn Sie beim Lesen auf den „Joseph Timm," die „Standrede," und das Gespräch „über die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens" kommen: so werden Sie vielleicht sagen, daß Engel doch gar wohl wisse, was sich seit kurzem in der Welt zugetragen hat. Ja freilich! und es scheint wirklich, als habe er nicht die ganze Zeit geschlafen, auch nicht bloß gelebt, um zu lernen „daß in der Welt nichts unmöglich, und nichts unausbleiblich ist:" sondern als habe er sich mit vielem Nutzen darauf gelegt, sein Talent zum Drolligen recht auszubilden. Die Specula auf der Pfarrwohnung, die gottselige Frau, und der Idealist machen sich im Joseph Timm recht hübsch zusammen, und Sie werden Sich ordentlich freuen, daß der Verfasser die gemeinen dummen Redensarten über diese Philosophie — wie z. B. daß ein Mensch seinen eignen Vater macht, und daß Arme und Beine nicht Arme und Beine sind — doch auch schon gehört hat, so auch die alberne und ganz falsche

Ansicht des Kant, die in der „Standrede“ verarbeitet ist. Ist es aber nicht wunderlich, daß gerade diese nicht einem andern untergelegt worden ist? Warlich, ein Philosoph für die Welt sollte doch — wäre es auch nur der im Joseph Timm so hübsch ausgeführten etymologischen Einheit zu Liebe — von der Philosophie für die Schule ein klein wenig mehr wissen; dagegen für jeden Spaßmacher dieß gerade genug gewesen wäre. Doch das gilt nur, so lange man das acht und dreißigste Stück noch nicht gelesen hat. Dieses ist der Kern und Mittelpunkt des ganzen Buchs, es macht klar was es eigentlich mit der Philosophie für die Welt zu sagen hat, und sichert den Verfasser besser als irgend eine Vor- oder Nachrede hätte thun können vor allen ungebührlichen Ansprüchen. Die Philosophie besteht nemlich darin, daß es gar keine Philosophie geben soll, sondern nur eine Aufklärung; die Welt ist eine Versammlung gebildeter und unterrichteter Zuhörer, die zwar hauptsächlich zu Tische sitzen und nur demnächst schöne Sachen hören wollen; und unser Philosoph will — wie einer der Unterredner Hr. J., nur auf eine weit uneigennützigere Art als dieser — die Ehre haben, eine solche Versammlung durch sophistische Klopffechtereyen zu unterhalten, in denen ganz offen und eingeständlich flitternde Bilder statt tüchtiger Gedanken, wie lustige Sprünge statt eines richtigen Ideenganges gelten, und ein schönes Wortgeklingel den Geist entbehrlich machen soll. Werden Sie sich nicht, wie ich, freuen, daß Ihnen nach dieser Entdeckung nichts mehr übrig bleibt, als

im letzten Stück — welches auf eine höchst komische Art das ganze Buch mit einer Hochzeit beschließt — eine Erinnerung an die in solchen Fällen höchst tröstliche Lehre von der Nothwendigkeit alles Wirklichen?

Nun sind wir freilich am Ende; aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen noch einmal von vorne anfangen, und das zur gerechten Strafe. Haben Sie doch auch das Gerücht unterhalten, daß Engel ein Meister in der Composition kleiner Aufsätze wäre! Ich versichere, es soll Ihnen schwer werden, auch in dieser Rücksicht etwas schlechteres zu finden. Wenn Jemand Reisebeschreibungen oder philosophische Abhandlungen in Briefen schreibt, die nichts weiter von Briefen haben, als daß mein Herr, oder theuerster Freund darüber steht: so ist das unstreitig eine schlechte Manier; aber man weiß doch gleich, daß auf die Form weiter kein Werth gelegt werden soll, und läßt sichs zur Noth gefallen. Eben so fordere wenigstens ich von einem Dialog weniger, wenn die Personen A und B heißen, oder ohne weiteres nur mit einem Namen eingeführt werden. Sobald man aber diese Formen individualisirt, sobald offenbar Koketterie mit ihnen getrieben wird, und die Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit so weit geht, daß der Verfasser glaubt, die Leser in besondern Anmerkungen benachrichtigen zu müssen, diese Formen seien nur fingirt: so müssen sie doch wenigstens mit einiger Consequenz ausgeführt werden, so muß doch Brief und Dialog so beschaffen sein, daß man die Möglichkeit sieht, solche Personen könnten in solchen Verhältnissen

ſo geredet oder geſchrieben haben. Auch dieſe geringe Forderung werden Sie nicht erfüllt finden! Wer in aller Welt wird ſich in Catania hinſetzen, um an eine ganz artige Beſchreibung einer Aetnareiſe ſo höchſt gemeine, ſo Gott will philoſophiſche, Betrachtungen anzuflicken? Und nun gar ein Maltheſerritter! Und wie ſollte der ſich nicht anders charakteriſirt haben, als durch eine Anſpielung auf die heiligen Wallfahrten, durch die Dummheit, daß er ſich für einen milden Stoiker nimmt, und — durch einige Sprachfehler? Geſtehen Sie, daß das ungemein ſchlecht iſt! Und dieſes gänzliche Verfehlen der mit ſo vieler Prätenſion eingeleiteten Individualität werden Sie überall wiederfinden, beim Las Casas, bei dem jungen Frauenzimmer, beim Mäcen. Dieſer aber iſt bei weitem das ärgſte. Einen ſo weitſchweifigen, durch und durch modernen, unrömiſchen und unbrieflichen Brief ſoll Mäcen dem Auguſt geſchrieben haben! Das Stück iſt ſo unendlich langweilig, daß ich Ihnen gern ganz erſparen möchte es zu leſen. Hören Sie alſo nur Einiges, ich will ganz treu referiren, und ich hoffe Sie ſollen genug haben. Mäcen redet von „Meiſtern die dem herrlichen Inſtrument der reichſten, gebildetſten, wohltönendſten Sprache ſeine himmliſchen Wohllaute, ſeine bezaubernden Harmonien entlockten;“ von den „feineren und edleren Ergötzungen, die einſt das Volk von Athen mit ſo ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit liebte; von der „Wonne, die dem Imperator bevorſteht von ſo überſchwenglichen Schönheiten gerührt zu werden,“ von „erſten Muſterwerken des reinen ächten Ge-

ſchmacks:“ ja, in der Verlegenheit Horazens Satyren zu beſchreiben nennt er ſie „moraliſch ſatyriſche Verſuche.“ Was ſagen Sie dazu? Dabei verſichert der Verfaſſer ſehr ernſthaft: dies ſei keinesweges jene weichliche und getändelte Sprache die Mäcen gehabt haben ſoll. Iſt das jene nicht ſehr präcis? Die Geſpräche ſind wohl etwas beſſer, und das an ſich unbedeutendſte iſt der Form nach das beſte: aber auch dieſe! Wie wunderlich ſchließt das zweite von denen über den Werth der Kritik mit der Nachricht: daß ein Jude, Namens Abraham Wulff Leſſingen zu ſeinem Al Hafi geſetzen hat! Auf eine ungebührlichere Art hat wohl noch nie ein vornehmer Schriftſteller einen guten Freund unſterblich machen wollen. Was für Reden kommen im „Irrenhaus“ vor mit allen Amplifikationen, die man kaum der Kanzelberedtſamkeit verzeiht. Dieſe dominiren überhaupt ſehr; Briefe und Geſpräche müßen ſich gefallen laßen, auf eine ſolche Art rhetoriſirt zu werden. Wollen Sie das ſchön finden? Wollen Sie mich überreden, daß ein ſolcher Schriftſteller auch nur die erſten Anfangsgründe der Compoſition inne habe? Doch, was rede ich länger? Sie haben mir gewiß ſchon längſt in allem Recht gegeben, und werden es noch mehr, wenn Sie das Buch erſt leſen. Alſo genug von Ihrem Engel. — — —

Vollkommen genug freilich für den Freund, um ihn von einem alten Irrthum, von der Art die ſich ſo leicht einſaugen, zurück zu bringen: aber vielleicht noch nicht genug für Alle zur Würdigung des Buches. Man lieſt es doch nicht ohne ein gewiſſes Vergnü-

gen, wird man ſagen. Allerdings, und dies hat einen doppelten Grund. Erſtlich iſt alles darin ſehr gut, was Anekdote iſt; ſie ſind pikant erzählt, und man kann gewiſſermaßen ſagen, daß die Mimik des mündlichen Vortrags hier mit in Worte geſetzt iſt, wie Leſſing die Deklamation des Vorleſers in Worte ſetzte. Dieſe Kunſt iſt nicht zu verkennen, und ſie wäre allen in einer ähnlichen Art erzählenden Schriftſtellern zu wünſchen. Möchte ſich doch Engel dieſer Gattung widmen! und warum ſollte er gerade das nicht ſein wollen, worin er wirklich ein Virtuoſe ſein kann? Ueber den Unterſchied zwiſchen dem was ſich in dieſer Gattung nur ſagen, und dem was ſich auch druken läßt, müßte er freilich noch nachdenken. Er hat hier zweimal den Anſatz zu einem Gaſtmal genommen; will er uns wirklich eins geben, ſo ſei es ein Gaſtmal von Anekdoten, es wird ein dankenswerthes Geſchenk ſein. Nur kein philoſophiſches, bis er von den Pythagoräern etwas merkwürdigeres weiß, als daß ſie zuverſichtlich auf das Wort ihres Meiſters ſchworen, bis ihm Ariſtoteles aufhört ein hageres Gerippe zu ſein, und er andere Werke dieſes Philoſophen höher ſchätzt als die Poetik; ja wenn es möglich iſt, bis er den Platon etwas anders anſieht. — Zweitens haben die einzelnen Perioden eine für das Ohr ſehr angenehme Struktur, und der Wohlklang iſt bis ins kleinſte hinein ſorgfältig herausgearbeitet. Dies findet ſich in dem Grade noch nicht häufig in unſerer Litteratur, und da es hier eben anzutreffen iſt, ſo begnügen ſich die Meiſten damit. Wie viele leſen wohl

auch mehr in einem Buche als die einzelnen Perioden und ihre Theile? Wer darüber hinausgeht, wer auch in der Art, wie verschiedene Perioden auf einander folgen und wechseln, eine gewisse Melodie, und in dem Ganzen einen Ton finden will, der dem Gegenstande und der Stimmung angemessen ist, der möchte freylich größtentheils leer ausgehn. Wenn uns also nicht einmal die Euphonie im größten Sinne dargeboten wird, und die kleine Kunst derselben mit jenem erzählenden Talent verbunden den ganzen Werth der Engelschen Schreibart ausmacht — denn, um an höhere Forderungen nicht zu denken, gegen die grammatische Correctheit möchte noch manches einzuwenden sein; — so ist wenigstens nicht zu wünschen, daß mehrere Schriftsteller sich diese Vorzüge mit ähnlicher Aufopferung der Kraft und des innern Gehaltes zu eigen machen möchten. G — r.

Nicht selten giebt man schon dadurch Anstoß, daß man an einer verrufenen Sache keinen nimmt, dieß wird nämlich auf Gleichgültigkeit bey der Anfechtung des Ehrwürdigen und Heiligen, oder wohl gar auf ein Einverständniß mit den Anfechtern gedeutet. Die welche sich nicht so leicht irre machen lassen, müssen hingegen in der entgegengesetzten Gesinnung eine übel versteckte Verführbarkeit, Kleinmuth und Mangel an Zuversicht auf die Güte der Sache und die Festigkeit des eignen Willens wahrnehmen. Sie sind also berechtigt, an dem Anstoße jener wieder An-

ſtoß zu nehmen, denen ſie unfehlbar hiedurch von neuem Anſtoß geben werden: und auf dieſe Art könnte der Anſtoß ſo lange hin und her geſtoßen werden, daß zuletzt lauter Verſtoße gegen die geſunde Vernunft und die freymüthige Mittheilung der Gedanken herauskämen. Das einfachſte und unanſtößigſte in ſolchen Fällen iſt alſo wohl: ohne alle Rückſicht auf die Schwachen ſeinen Gang zu gehen, und der beſteht hier, wo von einem als unſittlich und irreligiös berüchtigten Gedichte, Parny's Guerre des Dieux die Rede ſeyn ſoll, darin, es bloß in poetiſcher Hinſicht zu beurtheilen. In ſo fern es ein ächtes Kunſtwerk iſt, werden jene Vorwürfe es nicht treffen; denn die nothwendigen Sphären und Elemente der menſchlichen Bildung: Sittlichkeit, Religion, Philoſophie und Poeſie können niemals zerſtörend in einander eingreifen, ihr Widerſtreit kann nur ſcheinbar ſeyn. Dieſer feſte Glaube, in dem die ächte Toleranz beſtehen möchte, würde an einem Beyſpiele bewährt werden, wenn ſich fände, daß gerade aus dem poetiſch mangelhaften das in Bezug auf Religion und Sittlichkeit tadelnswürdige hervorgeht. Aber wie ſoll dieß ausgemacht werden, wenn die Ereiferung nicht erlaubt, ſich dem Eindrucke des Gedichts mit unbefangner Ruhe zu überlaſſen?

Parny's Werk hat in Frankreich viel Aufſehen gemacht, das National-Inſtitut hat ihm dafür den Preis der Poeſie gewiſſermaßen zuerkannt und ihn doch davon ausgeſchloſſen, wie Piron ehemals wegen ſeiner ausſchweifenden Verſe nicht in die Akademie

gelungen konnte. In deutschen öffentlichen Blättern ist darüber, so viel ich mich besinne, nirgends ordentlich gesprochen, sondern bloß die Verrufenheit ausgerufen worden, man hat das Buch verboten, nicht bloß wo man zu verbieten gewohnt ist, sondern sogar an den allgemeinen Stapelplätzen des Buchhandels. Ist denn hier wirklich ein so gewaltiger Titane und Himmelsstürmer aufgetreten, oder läßt ihn nur die Kleinheit der umgebenden Welt riesenhaft erscheinen?

Der Kampf der alten und neuen Gottheiten ist, in einem ernsteren Sinne genommen, ein wahrhaft poetischer Gegenstand. Es giebt nicht leicht ein größeres und tragischeres Schauspiel in der Geschichte, als die Zerstörung eines Götterdienstes, der die gebildetste Mythologie, die Blüthe schöner Sinnlichkeit und eben darum vergänglich, darstellte, und aller daran geknüpfter Herrlichkeiten des classischen Alterthums, durch eine erhabne geistige Offenbarung, die auf Hintansetzung alles Irdischen drang, und selbst den innern Menschen zum Opfer verlangte. Auch ist diese Begebenheit schon mit dem ganzen Zubehör der Dichtung, mit Wundern aller Art umgeben, auf die Nachwelt gekommen. Freylich verherrlichten diese nur den Sieg der christlichen Religion, ihre ermattete Gegnerin konnte keine mehr hervorbringen, jedoch erscheint ein Mann wie Julian, der alle edlen Schatten des Alterthums zum Streite gegen das Christenthum heraufbeschwor, fast im Glanz der alten Heroen. Dieser Streit entschied nichts geringeres als die Trennung und völlige Entgegensetzung der alten und neuen

Welt. Ja er iſt gewiſſermaßen ewig und nothwendig, denn ſeine beyden Prinzipe: Vergötterung der Natur und des Lebens, und vernichtendes Hinausſtreben der Freyheit über beydes, ſind gleich urſprünglich im Menſchen gegründet; ſo erneuert er ſich immer noch in unſern Gemüthern, indem wir das höchſte der alten und neuen Bildung zu vereinigen ſtreben. Es begreift ſich indeſſen, warum ſich die Poeſie bis jetzt ſo ſelten an dieſen Gegenſtand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geiſtige Religion wird ſich, wo keine gewaltſame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anſchauungen anbilden) iſt eine vollſtändige poetiſche Anſicht der Dinge, und ſoll ſie mit einer andern, welche ſie ausſchließt, zugleich als reell dargeſtellt werden, ſo muß entweder in der Reflexion des Dichters, oder in der Welt der Erſcheinungen ein gemeinſchaftlicher Boden gefunden werden, welches ſchon eine Erhebung über beyde vorausſetzt. Wo aber ein ſolcher Punkt berührt wird, da ſtrömt großes und ſchönes in Fülle hervor. Man erinnere ſich nur an Schillers Götter Griechenlands: auch Goethe's Braut von Korinth erhält hauptſächlich dadurch die erſchütternde Hoheit. Es laſſen ſich Tragödien und Dichtungen aller Art denken, die ſich um dieſen Angel drehten.

Daß ſich dieſer Stoff auch zu einer komiſchen Behandlung vorzüglich eigne, leuchtet daraus ein, daß das große Vorrecht des komiſchen Dichters, die Geſetze der Wirklichkeit aufzuheben, und ſeine ſcherzende Willkühr an ihre Stelle zu ſetzen, hier ſchon in der

Sache ſelbſt liegt. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander ſtreiten läßt, wird er ſie zugleich als reell und als nicht reell, als Geſchöpfe der Meinung und als Weltbeherrſchende Weſen vorſtellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein luſtiges Chaos entſtehen muß, in welchem der Witz ſeine Blitze frey nach allen Seiten kann umherfahren laſſen.

Die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes läßt alſo, beſonders bey einem franzöſiſchen Dichter, einen ausgezeichneten Grad von Genialität vermuthen. Freylich muß erſt die Ausführung zeigen, wie er ſelbſt ſeinen Gedankenbegriff, und in wiefern er wußte, was es mit ſeiner Abſicht auf ſich habe. Parny's Plan iſt im ganzen mit Verſtand angelegt, die verſchiednen Seiten bieten ſich nach einander in einer leichten Folge dar, man vermißt nichts nothwendiges, und es iſt auch nichts überflüßiges und fremdartiges herbeygezogen. Sein Werk iſt darin der Pucelle d'Orleans, dem einzigen Gedicht in franzöſiſcher Sprache womit es verglichen werden kann, und das er auch in der äußern Form unſtreitig vor Augen gehabt hat, weit vorzuziehen. Voltaire hat dabey zwiſchen ſeinem Begriff vom Arioſtiſchen Rittergedicht und der ſcherzhaften Epopöe geſchwankt, die ſchwerfälligere Erfindung geräth auf lauter epiſodiſche Abwege. Der Krieg der Götter iſt mehr aus Einem Stück, es wird einem beſtändig gegenwärtig erhalten, warum es zu thun iſt, auch ſcheint mir Ton und Schilderung im einzelnen gefälliger und weicher. Zwar fehlt es nicht an Stellen, wo die Hauptfiction um nichts vorwärts rückt,

aber ſie ſind dem Inhalte nach zweckmäßig ausgefüllt, wenn auch in der Herbeyführung des Eingeſchalteten mehr Scharfſinn hätte aufgewandt werden können. Solche Lücken konnten nicht füglich vermieden werden: denn dergleichen allegoriſche Kriege ſind ja eigentlich nur ein einziger Gegenſatz, ſie können nur ſcheinbar zu einer Reihe von Momenten ausgedehnt werden. Eben dieſer Mangel an wahrer Handlung findet ſich z. B. in des Cervantes Reiſe auf den Parnaß, aber mit vollem Bewußtſeyn, er gehört mit zu der durch das ganze hingehenden Ironie, und der Reiz und Nachdruck iſt auf ganz etwas anders gelegt.

Der Dichter erzählt, nur ſelten führt er ſeine Perſonen in fortgehendem Dialog ein. Offenbar hätte doch die dramatiſche Form hier zum großen Styl der Behandlung gehört. Die alte Komödie iſt ein ganz andres Ding als das ſcherzhafte Heldengedicht. Im Ariſtophanes, namentlich in ſeinen Vögeln, den Elementen nach aber auch in ſeinen übrigen Stücken, lag das Muſter zur Bearbeitung dieſes Stoffes ſchon ganz fertig da. Wie dem ernſten Drama nichts weſentlicher iſt als Verwickelung und Auflöſung, ſo iſt es hingegen abſolut komiſch, wenn die dargeſtellte Handlung in einer bloßen Spiegelfechterey beſteht, und die Sache am Ende auf demſelben Punkte iſt wie zu Anfange. Die eben erwähnte Unweſentlichkeit der Vorfälle, die in der Erzählung doch immer eine unangenehme Leerheit fühlen läßt, wäre alsdann ſehr zu Statten gekommen. Ferner: aus eben dem Grunde, weswegen Ariſtoteles der Tragödie das im Epos er-

laubte Wunderbare verbietet, nämlich weil jene durch die unmittelbare Darſtellung beſtimmt ſey als wirklich zu erſcheinen, darf in der reinen Komödie das Wunderbarſte und Wunderlichſte, ja das in ſich Widerſprechende und Unmögliche dem Zuſchauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeſchränkte Willkühr erklären, womit er befugt und geſonnen iſt, ſich über die beſtehenden Ordnungen hinauszuſetzen; durch die nahe Gegenwart gewinnen ſeine Erdichtungen einen ungleich dreiſteren Charakter, und ſo entſteht jene unvergleichliche Tollheit der Freude und des Witzes, gegen welche die kühnſten Wagſtücke des Erzählers nur nüchtern und beſchränkt herauskommen.

Welchen gewaltigen Schritt vorwärts hätte die Franzöſiſche Poeſie gethan, wenn einer ihrer Dichter ſeinen Landsleuten die Möglichkeit einleuchtend zu machen wüßte, einen ſolchen fantaſtiſchen und durchaus komiſchen Stoff, ich will nicht ſagen auf die Bühne zu bringen, (dazu würde die Freyheit der politiſchen Komödie der Athener erfordert, die in Frankreich aus bekannten Gründen noch in langen Zeiten nicht, oder vielleicht nie zu erwarten iſt) aber doch für die Leſung in Form eines Schauſpiels zu behandeln. Ein Dichter, der ſich mit ſeinem Spott in das religiöſe Heiligthum wagt, ſollte billig nicht bange ſeyn für einen Ketzer in der Poetik zu gelten, noch an Vorurtheilen conventioneller Theorie hängen. Allein die dialogiſirten Scenen beweiſen zur Genüge, daß Parny dieſer höheren Löſung der Aufgabe keines-

weges gewachsen war. Er fällt alle Augenblicke aus dem Ton und Charakter seiner Personen, und zwar nicht aus komischem Uebermuth, sondern geradezu aus Ungeschicklichkeit und Unvermögen. Wo auch das Richtigere angedeutet ist, zeigt sich doch das geringe Maaß seiner mimischen Talente. Man nehme die in der That witzige Stelle, p. 33. 34. über die psychologische Verwirrung dreyer Personen in Einem Wesen und also auch Einem Bewußtseyn. Wie viel besser hätte sich dieß benutzen, welche Trio's hätten sich anstimmen lassen, worin Grammatik, Logik und Arithmetik mit den drolligsten Sinn- und Wortspielen auf den Kopf gestellt wären! Zu welchen herrlichen Contrastirungen und Parodien Griechischer und Hebräischer Poesie wäre überhaupt Veranlassung gewesen! Die Beschaffenheit seiner Sprache entschuldigt den Dichter nur halb; denn wiewohl an eine Ummodelung derselben mit Aristophanischer Keckheit vor der Hand nicht zu denken ist, so kommt doch dabey viel auf Wollen und Wagen an, und schon mit einer herzhaften Rückkehr auf die Bahn des Rabelais ließe sich etwas bedeutendes ausrichten.

Da ich einmal den Aristophanes habe erwähnen müssen, um meine Gedanken deutlich zu machen, so mag uns der Rückblick auf ihn auch für zwey andre Stücke, nämlich die lüsternen und ausgelassenen Gemählde, und den Spott über religiöse Gegenstände den richtigen Standpunkt finden helfen. Bey der alten Komödie ist es Grundprinzip, daß die Götter Spaß verstehen, ja daß sie auch hierin göttlich, d. h.

den Menſchen unermeßlich überlegen ſind. Von gutgelaunten und liberalen Göttern ſteht dieß auch billig zu hoffen: denn da der Witz eine göttliche Gabe iſt, ſo bietet man ihnen nur wie in andern Fällen einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man ſich über ſie luſtig macht. Wenn der Satz: der Menſch bilde ſeine Götter nach ſich, näher auf einzelne Nationen bezogen wird, ſo möchte Spaß verſtehen eben nicht die Stärke Deutſcher Nationalgötter ſeyn; mehr der Franzöſiſchen und noch mehr der Italiäniſchen. Was haben ſich nicht ſo viele italiäniſche Dichter vom Boccaz an, ungeachtet ihres Katholicismus erlaubt! Ueberhaupt war jene düſtre Aengſtlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein ſcherzendes Wort zu beleidigen, die für ihre Größe vielmehr beleidigend als ehrend iſt, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht. Man erinnre ſich nur an die poſſenhaften Aufzüge, die Eſels- und Narrenfeſte, die luſtige Darſtellungsart der Myſterien; noch bey unſerm Hans Sachs kann man faſt nicht zweifeln, daß er ſich bey aller redlichen Andacht der leiſen Parodie bewußt war, wenn er z. B. Gott den Vater die Kinder der erſten Eltern katechiſiren läßt. Die entgegengeſetzte illiberale Geſinnung iſt erſt in neuern Zeiten dem Chriſtenthum angekünſtelt worden, als die Spaltungen in der Kirche und die Angriffe der ſogenannten Freygeiſter zum Argwohn und zur wachſamen Selbſtvertheidigung nöthigten. Indeſſen hat ſie immer in umgekehrtem Verhältniſſe mit gläubiger Einfalt und kindlicher Myſtik geſtanden; je mehr

Halb-

Halbheit im Glauben und anmaßliche Aufklärung, desto mehr Strenge hierin. Man kann z. B. behaupten, daß die Abiaboliſten eigentlich den gründlichſten Reſpekt vor dem Teufel bewieſen haben.

Die ernſthafte Läſterung wurde bei den Griechen eben ſo gut für ein Verbrechen gehalten wie bey uns, und dennoch durfte Ariſtophanes den Bacchus an einem ihm zu Ehren gegebenen Feſte als Karikatur von einem niederträchtigen und feigen Weichling vorſtellen. Wodurch ward er nun vor Misdeutung geſichert, und leiſtete auf der andern Seite Gewähr, daß er nichts Arges im Sinne habe? Dadurch daß er poetiſche Orgien feyerte, daß ſein ganzes Werk ein Erguß ſpielender Lebensfreude war, daß er ſich der Begeiſterung des Scherzes hingab, der eben ſo wenig dauernde Wirkungen bezweckte, als im Rauſch geführte Reden zu gelten pflegen, wenn er vorüber iſt. Bey Parny iſt dieß nun gar nicht ſo, der bittre Ernſt liegt im Hinterhalte, er verfolgt den Katholicismus und das Chriſtenthum überhaupt mit wahrem Haß. Heißt es nicht ſich auf die plumpſte Art kund geben, wenn er den Engel Gabriel, der die künftigen Schickſale der neuen Religion in einer magiſchen Laterne vorſtellt, über das Unglück und die Gräuel welche ihre Verbreitung verurſacht haben ſoll, im Ton eines Encyklopädiſten declamiren läßt? Und wo bleibt die magiſche Laterne, wofür die vom Gabriel geſchilderten Motive und Geſinnungen doch gewiß keine Bilder abgeben? Wo bleibt vor allen Dingen der Spaß? Gab es denn gar kein Mittel, ſo etwas (noch dazu

ſo abgenutztes) an den Mann zu bringen, als daß er es mit beleidigender Deutlichkeit gerade herausſagt? Wie kann man nur bey ſo viel Zierlichkeit ſo ungeſchickt ſeyn!

Parny meynt es mit allen Religionen ziemlich übel, außer mit ſeiner eignen, und dieſe iſt der moraliſirende Naturalismus, Deismus, oder wie man es nennen mag; mit Einem Wort, er iſt ein Theophilanthrop. Ueber dieſen Punkt ſcheint er ſelbſt gar keinen Spaß zu verſtehen. Er ſpottet über das Chriſtenthum, weil er es haßt und verachtet, und aller Andacht dafür unfähig iſt. Das iſt in der That weder etwas kühnes, noch etwas dichteriſches. Nicht der ſchöne Muthwillen, der in göttlicher Freyheit ſchwärmend, aber eben darum unwillkührlich und abſichtslos, auch ſein heiligſtes Preis giebt, und ſich in demſelben Gemüthe mit frommer Begeiſterung verträgt, beſeelt ihn, ſondern der eitle, beſonnene Kitzel der Freydenkerey. Dieß iſt recht eine nationale Eigenheit: ſo macht es auch Voltaire, und zuweilen ſogar Diderot; um einen Pfennig werth trivialer Wahrheiten, verſcherzen ſie den wahren Scherz. Eben das alſo, wodurch ſich Parny an der Religion vergeht, verletzt die Reinheit des komiſchen Witzes: nicht die Frechheit, ſondern der Mangel daran. Wenn der Witz einer im Werk offen daliegenden Abſicht dient, ſo iſt er nicht mehr Meiſter; er gehorcht, und es iſt dann kein Grund mehr vorhanden, warum er ſich nicht den Geſetzen der Schicklichkeit, den politiſchen und religiöſen Verfaſſungen fügen ſollte. Sein poetiſches Vorrecht der univerſellen Tollheit

gründet ſich darauf, daß er unbedingt frey gelaſſen werden muß, um zu ſeyn was er ſeyn ſoll: mit jeder ernſten Abſicht tritt er wieder in die Schranken der proſaiſchen Welt.

Welche Bewandniß es mit den Thophilanthropen hat, weiß man, da wir in Deutſchland längſt die Sekte ohne den Namen haben. Es iſt der völlig glatt und kahl geſchorne Kopf der Aufklärung, dem ein äußerlicher Gottesdienſt nur wie eine Perücke gegen Flüſſe und Verkältungen übergeſtürzt wird. Unſer Theophilanthrop, nachdem er ſein Syſtem in der Kürze ernſthaft entwickelt und zwar ſeltſam genug dem heiligen Geiſt in den Mund gelegt hat, p. 30. fügt hinzu:

> Rien de plus simple; aussi l'homme trouva
> ce fond trop pale, et soudain le broda.

Ich glaube es wohl: wer wird nicht lieber ein ſinnbildliches Schauſpiel aufführen ſehn, als immer und ewig vor dem unbemahlten Vorhange ſitzen? Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stelle wo der Ernſt in Parny's Gedicht zu Hauſe iſt, gerade den Mittelpunkt der abſoluten Unpoeſie ausmacht. Man hat es dem Chriſtenthum häufig vorgeworfen, daß darin ein für die Poeſie und alle ſchöne Kunſt feindliches Princip liege; es hat ja auch anfangs ſo zerſtörend auf ſie gewirkt, bis es allmählig mit ihren Anſprüchen eine Vermittlung einging. Allein das ſtrengſte Chriſtenthum fodert doch nur Ertödtung des Fleiſches, d. h. der Sinne und irdiſchen Leidenſchaften: jene wollen, ihren dürftigen Begriffen zu lieb, Ertödtung

aller Fantasie, als des Organs der ihnen so verhaßten Mystik, und somit greifen sie den Baum der Dichtung an der Wurzel an. Nach allem diesem muß man sich wundern, daß Parny noch so viel Sinn für Mythologie hat. Unter andern hat er die nordische der Griechischen schön angenähert und mit ihr kontrastirt; die Einführung des Odin samt seinen Untergottheiten und ihre Theilnahme am Kampfe gehört wirklich zu den glänzendsten Partien des Gedichts.

Was die durch dasselbe ausgestreuten Gemählde der Wollust betrifft, so beschäftigt uns hier, wie sich versteht, bloß ihre poetische Statthaftigkeit; nämlich ob sie, wenn es einmal ein Gedicht über diesen Gegenstand geben sollte, mit zum Wesen der Sache gehören, oder nur um üppigen Sinnen zu schmeicheln, herbeygezogen sind. Der Komiker (der absolute Komiker, denn was späterhin Komödie hieß, kommt nicht in Betracht) soll den Menschen ins schlechte idealisiren. Dieß kann nichts anders heißen, als daß er dem thierischen Theil des Menschen über den vernünftigen die Oberhand giebt, in einem Maße und mit einer Evidenz der Erscheinung, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit nicht Statt findet. Besteht also die komische Darstellungsart in karikirter Sinnlichkeit, so wird dabey natürlich jener verwünschte Naturtrieb sehr laut werden, der so oft alle Vorkehrungen der Vernunft zu Schanden macht. Ueberhaupt bietet sich da ein reichhaltiger Stoff zum Lächerlichen und zu witzigen Gegensätzen dar, weil so viele sittliche Begriffe, verstandige heilsame Anstalten und erhabne

Empfindungen an eine Sache geknüpft ſind, wo die Natur den ſich freydünkenden Menſchen als organiſches Werkzeug zur Fortpflanzung der Gattung braucht: er hat ſich daher mit der ehrwürdigen Anſtalt, wodurch er in die Welt kommt, von je und je ſelbſt zum beſten gehabt. Was bey einigen Völkern Gegenſtand religiöſer Verehrung war, wird bey andern zu Flüchen gemisbraucht; und dieß hängt in der That zuſammen: mit der Antwort, die ein Pabſt gegeben haben ſoll, als man ihm einen unanſtändigen Fluch verwies, (è però il padre di tutti li Santi!) können ſich die Anbeter der Fortpflanzungsſymbole ebenfalls rechtfertigen. Dem zufolge ſind die witzigen Unanſtändigkeiten des Ariſtophanes in künſtleriſcher Hinſicht gar nicht zu tadeln; man ſieht auch, daß er ſie, je nachdem es der Inhalt fodert, mehr oder weniger anbringt, und manchmal ganz wegläßt. Wo Götter komödirt werden ſollen, kann es ohne dergleichen nicht abgehn: menſchlich abgebildet, werden ſie beſtimmter oder verworrner unter einem Geſchlechte gedacht, ſie würden ſonſt Misgeburten oder Ungeheuer ſeyn; zur Karikatur gehören alſo auch die Poſſenſtreiche des ſich darauf beziehenden Triebes. Bey dem Kriege, den das vorliegende Gedicht ſchildert, iſt die Leichtfertigkeit der alten Götter, und der groſſe Werth, der auf die Tugend der Keuſchheit von den Anhängern der neuen Religion gelegt ward, gerade der ſinnliche Ausdruck für die Pole des ganzen Streites: die menſchlich entſtandne Religion geht hier wie überall auf Vergötterung der Natur aus, die geoffenbarte

auf Vernichtung des Irdiſchen. Dazu kommt, daß in der letzten für gewiſſe Myſterien denn doch Bilder von der unheiligen und ſo viel möglich wegzuräumenden Sache entlehnt werden mußten.

Bey den meiſten ausgelaſſenen Stellen in der Guerre des Dieux iſt die angegebne Beziehung auf den Gegenſtand nicht zu verkennen; indeſſen wenn der Muthwille einmal im Gange iſt, ſo läßt er ſich nicht nach Maß und Gewicht beſtimmen, und einiges in dieſer Art muß alſo ſchon als opus superrogatorium in den Kauf gehen. Die Parodie der ſieben Sakramente, p. 94 u. f. iſt einer der frevelhafteſten aber auch der witzigſten Einfälle. Nicht weniger komiſch iſt der Uebertritt der Satyren und ihre Umſchaffung in Mönche. Die Geſchichte eines liebenden Paares, das ein Gelübde ewiger Enthaltung gethan hat, und jedesmal wenn der ſchalkhafte Amor im Begriff iſt, ſie es vergeſſen zu machen, durch eine religiöſe Erinnerung abgemahnt wird, iſt allerliebſt gedacht und ausgeführt. Charakteriſtiſch und mit der ganzen Behandlungsart übereinſtimmend, iſt die Scheu des Dichters, auch da wo er über die Gränzen der Natur abſchweift (wie in der Schilderung des weiblichen Kloſterlebens) bis zum äußerſten zu kommen, und die der Decenz ſo furchtbaren Worte auszuſprechen: allein ſie iſt weder in moraliſcher noch poetiſcher Hinſicht zu loben. Denn fürs erſte verhüllen dieſe Schleyer gar nichts (ungefähr eben ſo viel als die Veränderung in der neuen Ausgabe, nach der ich citire, wo die ſchlimmſten Stellen im Text weggelaſſen, und hinten angedruckt

sind) sie sind vielmehr der Begierde günstig, und dann verhindern sie den eigentlichen Zweck, das Lächerliche, das auf eine gewisse Höhe getrieben, die Fantasie schwerlich in eine wollüstige Stimmung kommen läßt, weshalb ich mich wieder auf den Aristophanes berufen darf. Wenn der Witz ein so zartes Gewissen für die gesellige Artigkeit hat, woher kommt ihm dann die Befugniß, sich kecklich und schonungslos über so viel wichtigeres hinwegzusetzen? Wollte Parny eine Folge reizender Boudoir-Bilderchen aufstellen, so hat er seine Absicht völlig erreicht. Sonst wäre ihm etwas von der großen Manier des Aretino, oder auch nur des Tassoni, oder des Rabelais zu wünschen gewesen: aber alsdann hätte auch das Ganze anders seyn müssen. Jetzt ist es, trotz seines titanischen Namens, selbst nur ein Kabinetsstück, eine Miniatur, von der niedlichsten Ausführung in ihrer Kleinheit.

Nachdem ich dieß durch alles obige, wie ich glaube hinlänglich dargethan habe, ist es nicht mein Geschäft, die vielen zierlichen und gefälligen Züge, auf die man überall trifft, die volatilen Einfälle aufzuzählen, die zum Theil nur in der französischen Sprache recht fühlbar sind; z. B. wenn es beym Sündenfall heißt:

Le diable arrive; il parloit comme un ange:

oder bey den Kreuzzügen von der im gelobten Lande eingerichteten Lehnsverfassung p. 154:

Par-tout des fiefs; de Cana le hameau,
S'ennoblissant, devient chatellenie,

Capharnaum est titré baronnie:
Bonjour, bonjour, vicomte de Bethsem,
Comte d'Hebron, Marquis de Bethleem.

Ein paar ſolche Beyſpiele können es ſchon einleuchtend machen, daß es ein eben ſo misliches als unnützes Unternehmen wäre, das Gedicht in irgend eine andere Sprache zu überſetzen.

Was von einem Franzoſen des heutigen Zeitalters zu erwarten ſtand, hat Parny wohl ziemlich geleiſtet. Von Diderot, deſſen Geiſt in ſo vielen Stükken über den franzöſiſchen Horizont hinausging, möchte ich wohl eine Behandlung dieſes Stoffes ſehen. Was Voltaire oder ſonſt ein Franzoſe damit gemacht hätte, darauf bin ich nicht im mindeſten neugierig.

Verſtand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft von J. G. Herder. Zwei Theile. Leipzig 1799 bei Hartknoch.

Bei der Anzeige eines Buches, welches wie das gegenwärtige von halb verſtandenen, und durchaus misverſtandenen Sätzen wimmelt, würde es vergebliche Mühe ſein, hier den Irrthum aufzudecken, dort das fehlende hinzuzuſetzen; und wenn auch Raum dazu da wäre, ſo fehlt doch zu dieſem Verfahren gänzlich die Luſt; und es muß daher gnügen, es als Ganzes,

durch einige Einzelnheiten zu charakteriſiren, welche Cardinal-Irrthümer und Misverſtändniſſe enthalten.

Bei dem erſten flüchtigen Anblick, giebt die Anführung der Stellen aus Kant, und mit deſſen eigenen Worten, dem Buche das Anſehen der Unpartheylichkeit; allein bei Erwägung des erbitterten Tons, der aufgeſtellten Anſicht, der gezogenen Reſultate bemerkt man, daß dieſe Citationen nur Putz und Schmuck, keinesweges aber Ernſt ſind. Sehr naiv iſt das Bekenntniß in der Vorrede: „daß die Metakritik, ſich mit den bisherigen Commentatoren der kritiſchen Philoſophie ganz unverworren gelaſſen, und daß der Verfaſſer faſt keinen davon geleſen.“ So fern er unter Commentatoren jene nachſprechenden Buchſtäbler verſteht, welche den Geiſt der kritiſchen Philoſophie, durch ein gedankenloſes Memoriren der Categorientafel gefaßt zu haben glauben: ſo hat er daran unſtreitig wohlgethan; wenn er aber hier diejenigen, welche ſeit Erſcheinung der Kritik die Sache weiter gebracht haben, wenn er Fichte und Schelling ignorirt: ſo iſt es eine ungemeine Eitelkeit zu glauben, daß nicht nur die eigenen Kräfte hinreichen, ein ſo tiefſinniges Meiſterſtück als die Kritik iſt, zu faſſen, ſondern noch darneben, daß die erworbene Anſicht nun auch ſo unverbeſſerlich und durchaus vollkommen ſei, daß kein anderer Geiſt ſie abändern und modificiren kann. Hätte er ſich nicht zu viel zugetraut, ſo würde er manche Einwürfe nicht gemacht, andere zurückgenommen haben; er würde nicht die Schmach erleben müſſen, ſein Kind der

seinen Augen sterben zu sehen, ohne sich überzeugen zu können, daß es, wie das Pferd jenes σχολαστικου aus Mangel an Nahrung umgekommen sei. Das Einreiben mit Merkurius übrigens, welches mit diesem Spätling und Sterbling, unmittelbar nach seiner Geburt versucht ward, wird eher seinen Todeskampf vermehren, als ihm das Leben erretten.

Uebrigens ist dasjenige, was den Schriften Herders das große Publikum gewonnen hat, und was einzelne, gebildete Männer für sie interessirt leicht aufzufinden. Er geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen. Den Hut in der Hand läuft er nach dem bunten, geflügelten Dinge, und ob es selten oder gewöhnlich, ihm gilt es gleich. Wenn er sich nahe glaubt, schlägt er den Hut auf die Erde, bisweilen fängt er etwas, bisweilen ist es etwas gewöhnliches, nur selten der Mühe werth, und sehr oft ist nichts unter demselben; ihm aber ist der aufsteigende Staub das Kriterium, daß er etwas gefangen. Dieser Anschein von Thätigkeit, dieses Haschen nach dem bunten, und die große Zuversichtlichkeit in den Behauptungen, bewog die gutmüthige Menge, sich ihm hinzugeben: während der gebildete Mann, der sehr wohl einsieht, daß nicht Vernunft, sondern Instinkt und Schimmer Herder leitet, nicht vergißt, daß Glanz nicht ein Kennzeichen des Unächten sey, sondern daß auch Gold und Edelsteine glänzen, und die vielen Winke benutzt, welche ohne Verdienst, durch bloßes Glück, und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in seinen Schrif-

ten ſtehen. Dieſe Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewiſſen Stelle geſagt werden könne; die Ahndung einer Wahrheit an dieſem oder jenem Ort, und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darſtellung, machen daher dieſe Schriften in einer gewiſſen Rückſicht intereſſant; man kann viel dabei lernen, wenn ſie auch wenig lehren. So iſt zum Beiſpiel, bei den Einwürfen gegen die kantiſche Darſtellung von Raum und Zeit, trotz aller Unbehülflichkeit, mit welcher Herder zu Werke geht, unverkennbar, daß ſie daher entſtanden ſind, weil er durchaus mit der Fichtiſchen Darſtellung unbekannt geweſen, welche alles dasjenige, was er für ſo wichtige Einwürfe hält, durch die Erklärung der Kritik ſehr ſchnell vernichtet. Daß übrigens Kant gegen dieſe Erklärung Fichtes jetzt proteſtirt, beweiſt nur, daß die Kritik der reinen Vernunft, in einer Stimmung geſchrieben, und daß dieſe nun für Kant untergegangen, mit einem Worte, daß ſie ſyſtematiſche Ahnung eines Syſtems ſey. In einem etwas andern Sinne und Zuſammenhange ſagt dieß ſchon Fichte, und ahnet und prophezeiht gewiſſermaßen, Kants letzte Erklärung gegen ſich. Philoſ. Journal 1797. Heft 1. pag. 34. Indeſſen thut alles dies weder dem Ruhme noch dem Werthe des Werkes Eintrag.

Zur Charakteriſtik der Metakritik gehört unter andern auch die ſchlechte Anſicht der Sprache. Aus dem Einzelnen, Hingeworfenen, kann man am meiſten für die Sprachlehre lernen, die ernſthaft aufgeſtellte Anſicht iſt unbedeutend. So ſteht S. 9 folgendes:

Sprache sei ein Fundbuch der Begriffe; und, in Sachen der reinen oder unreinen Vernunft müße dieser allgemeingültige und nothwendige Zeuge abgehört werden.“ Es ist eine bewundernswürdige Schiefheit der Begriffe, in diesen wenigen Worten. Sprache ist Darstellung: und das erste Object der Darstellung, ist die sinnliche Natur, wo die Sphären der einzelnen Zeichen, durch die Conformität des sinnlichen Eindrucks ganz bestimmt gegeben sind. Ueber diesem ersten Stamme bildet sich eine zweite Sprache, deren Gebiet von der Selbstthätigkeit des Geistes selbst, geschaffen, und durch ihn vermehrt wird. Es gehört dahin die Bezeichnung des Unsinnlichen, von welcherley Art es auch sey. Es ist klar, daß die einzelnen Zeichen des letztern durchaus keine bestimmten Gränzen haben, allein allerdings bestimmbare. In so fern ist diese Sprache Annäherung zur Philosophie, welche so fern sie sich in Worten offenbart, vor den Richterstuhl der Sprachlehre gezogen werden kann. Die gedachten beiden Arten wollen wir Natursprache nennen. Zur Kunst wird erst die Sprache in dem Augenblick in welchem der ordnende Geist sie beherrscht; und in der sinnlichen Sprache (allenfalls durch den Gebrauch der Licenz, wo die Objecte nicht bestimmt genug bezeichnet sind) die Poesie nicht etwa erst erschafft sondern nur offenbart: und indem der Philosoph in der Sprache des Unsinnlichen, nachdem er ohne Zeichen die Objekte angeschaut hat, die Gränzen derselben durch die technische Sprache bestimmt. Daher ist es verkehrt, über

Gewalt von Dichtern und Philoſophen der Sprache angethan, zu klagen. Dichten und Philoſophiren ſind Aeußerungen der Freiheit und die Sprache als Organ der Mittheilung muß ihnen als Unterthanin unterworfen werden; der Dichter, der Philoſoph können ſie in ſo weit beherrſchen, als ſie nicht dadurch zum Organ der Mittheilung unfähig wird, und dafür ſichert die analogiſche Bildung des neuen, bey dem Dichter der Zuſammenhang, bey dem Philoſophen die Erklärung. Die Naturſprache iſt nur ein Gewebe von Ahnungen, kein Fundbuch von Begriffen, es finden ſich in ihr artige Zufälle, welche die Philoſophie ſuppliren können; aber ſie iſt kein allgemein gültiger, kein nothwendig abzuhörender Zeuge. Mit tiefem Sinne, und ſehr ſorgfältig hat Kant ſeine Kunſtſprache gewählt, indem er bald neue, analogiſche Worte ſchuf, theils alte beſtimmte. Bedarf dieſes noch eines Beweiſes, ſo darf man nur die zwey von Herder angefahtenen Worte: Anſchauung und a priori anſehen, von denen jenes im Kantiſchen Sinne gebraucht, völlig neu, dieſes altes aber ſchärfer beſtimmt iſt. Wie glücklich iſt das erſtere Wort gewählt, wenn man es auch nicht wie Fichte, von einem thätigen Hinſchauen verſtehen will! Es bezieht ſich auf eine Geſichtsempfindung, das Auge aber tritt mit dem betaſtenden Gefühl in eine berichtigende Beziehung, es vereinigt Farbe mit der Form, und leitet die einzelne Empfindung als Folge aus dem Gegenſtande ab; man denkt ſich eine beſtimmte Form mit einer gewiſſen Farbe als Behälter der Empfindungen, und da

wir dieſen durchs Auge erkennen: ſo hat Kant ihn Anſchauung genannt, ob ihm gleich der hier angedeutete Grund, vielleicht nur dunkel vorſchwebte. Der zweyte von Kant näher beſtimmte Ausdruck iſt a priori, und da wir hier unvermerkt auf ein einzelnes Faktum gekommen ſind: ſo wollen wir ein wenig länger dabei verweilen.

Jeder, auch der oberflächliche Kenner der Kantiſchen Kritik weiß, von welcher Wichtigkeit zwey Begriffe in der kritiſchen Philoſophie ſind, die Begriffe a priori und ſynthetiſch mit ihren Correlaten a posteriori und analytiſch. Ueber die Wichtigkeit der Eintheilung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche ſpricht Kant ſelbſt Prolog. S. 30. Nun hieß zu einer gewiſſen Zeit und in einer beſtimmten Schule auch das a priori, was ſich nothwendig aus Begriffen, ohne Zuziehung einer einzelnen Erfahrung ergab. Dieſen Sprachgebrauch hat Kant ſehr wohl gewußt, man ſehe S. 2 der Kritik. Daß er das nun ſelbſt ſagt, daß er gleich damit beginnt: „Jener Ausdruck a priori iſt noch nicht beſtimmt genug, um den ganzen Sinn, der vorgelegten Frage angemeſſen, zu bezeichnen“ — daß er fortfährt: „Wir werden alſo im Verfolg unter Erkenntniſſe a priori verſtehen“ ꝛc.; und daß er ſich alſo ſeinen Sprachgebrauch ſchafft, dies wird nirgends in der Metakritik geſagt, wohl aber S. 45 ſehr vornehm belehrend angeführt: „Erkenntniß a priori iſt ein ſolches, das ich aus mir beiwohnenden Begrif-

ſen, vor einer aufzuſtellenden Erfahrung voraus habe.“ — Scheint es nun nicht nach dieſer Darſtellung, als habe Kant den alten Sprachgebrauch nicht gewußt? Müßte nicht ein argwöhniſcher Menſch auf die Gedanken gerathen, das Ganze ſei mit Bedacht ſo dargeſtellt. Weit entfernt dies auszuſprechen, kann man ſich der Bemerkung nicht enthalten, daß ein Schriftſteller, welcher zu ſolchen Zweydeutigkeiten Veranlaßung giebt, ſchlecht darſtelle. — Die richtige Anſicht wäre geweſen, entweder das Wort als unnütz oder als unanalogiſch anzugreifen; oder die Sache, die Erkenntniß a priori zu leugnen. Doch dies letztere geſchieht ja, aber wie? es iſt zum erſchrecken merkwürdig. Kant nennt Erkenntniß a priori diejenige, welche ſchlechterdings von aller Erfahrung unabhängig iſt, und beginnt ſein unſterbliches Werk mit dem Satze: „Es ſei kein Zweifel, daß alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange;“ und: „Wenn aber gleich alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung anhebt, ſo entſpringt ſie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung.“ Den letztern Satz hat Herder S. 16 abdrucken laſſen. Hier proteſtirt Kant demnach gegen alle hiſtoriſche Anſicht, ſeine Meinung und ſein Sinn iſt folgendes: Es iſt natürlich, daß das hiſtoriſch erſte, äußre Gegenſtände ſind, welche Eindruck auf uns machen, allein dieſer Eindruck wäre gar nicht möglich, wenn nicht unſere Seele eine gewiſſe Organiſation gehabt hätte, durch welche ſeine Art und Weiſe beſtimmt wird. Daß

du Dir nun diese Sache denken, so bist du freylich, weil du endlich bist, und zum Behuf einer philosophischen Darstellung genöthigt, dich so auszudrücken, als wenn es eine Zeit gegeben hätte, in welcher blos du allein ohne Gegenstände existirt hättest; und als wenn diese dir hintennach erst gekommen wären; allein dies leugne ich ja bestimmt S. 1.: „Der Zeit nach geht keine Erkenntniß in uns vor der Erfahrung vorher, und mit dieser fängt alle an.“ — Dies würde die Antwort sein von dem kantischen Standpunkte aus, wie Fichte antworten würde; und seine durchaus bestimmte Ansicht, welche gar keine Mißdeutung zuläßt, gehört hier nicht her. — Trotz aller Warnung, mischt jedoch Herder den Begriff der Zeit in den Begriff a priori; und wirklich steht S. 21 der Metakritik folgendes sehr überraschende: „Im gemeinen Gebrauche bezieht sich das Wort a priori nur auf das was folgt, blos in Beziehung hierauf heißts a priori: denn aus dem Leeren schließet sich nichts. Woher das prius sei? — — — wird damit nicht ausgemacht. Sich von sich selbst unabhängig machen, d. i. aus aller ursprünglichen, innern und äußern Erfahrung sich hinauszusetzen, von allem empirischen frei, über sich selbst sich hinauszudenken vermag Niemand, das wäre ein prius vor allem a priori, damit hörte ehe sie anfing, die Menschenvernunft auf.“ Dieser Satz ist darum unverständlich, weil nicht klar ist: ob das Ver-

Argument, gegen den Ausdruck, oder den Begriff a priori gerichtet ſein ſoll. Er iſt, wenn er das erſtere iſt, eine grammatiſche Spitzfündigkeit, welche ſich durch den Beweis, daß der Philoſoph ſich ſeine Kunſtſprache bilden könne, widerlegen läßt; und kann in ſo fern kein Argument gegen die Sache ſelbſt formiren. Dennoch wird, und hier bleibt vor Erſtaunen der Verſtand ſtehen, jeder a prioriſche Begriff, nach der alten Bedeutung des Wortes geprüft; und natürlich auf dieſe Art unſinnig, leer u. ſ. w. befunden: dennoch wird das a priori immerfort de tempore verſtanden; und daß es ſo verſtanden werden müße, wieder aus dem Correlat, dem posterius bewieſen. S. 47. z. B. „Wir wollen hier nicht den fremden, untergeſchobenen Begriff einer Priorität vor aller Erfahrung ins Spiel bringen.“ S. 61. Syntheriſche Urtheile a priori giebt es nicht, denn: „Urtheile unſerer Seele vor aller und ohne alle Erfahrung, da ſie ganz ohne Inhalt wären, ſind leere, das iſt keine Urtheile.“ S. 69. „Geriethe ſie (die Vernunft) endlich ſo weit ins Wahnreich, daß ſie ihren Urtheilen von aller Erfahrung deßhalb Allgemeinheit und Nothwendigkeit zuſchriebe, weil ſie (nach der mißverſtandenen Anwendung des Wortes) a priori, d. i. vor aller und abgetrennt von aller Erfahrung waren: ſo iſt ſie im Lande vor aller Vernunft. — — — Es iſt zu zweifeln, ob es einen ärgern Misbrauch der

Sprache gebe, als diesen.“ Und dies schreibt ein Mann gerade in demselben Augenblick, als er zeigt, daß er mit der Natur und Freiheit der technischen Sprache ganz unbekannt sey! Endlich Th. 2. S. 316 wird das alte Spiel mit: πρότερον und ὕστερον, prius und posterius wiederholt: und eben so jene angedichtete Bedeutung, daß a priori vor und über alle Erfahrung hinaus hieße.

Doch eben so übel wird dem Worte Synthesis mitgespielt. Kant sagt S. 10 der Kritik, einer in der Metakritik S. 27 angeführten Stelle: diese Art der Urtheile sollen synthetische Urtheile heißen — dies will sagen: „Ich finde einen realen Unterschied zwischen Urtheil und Urtheil, diesen hat bis jetzt keiner bemerkt, hierin besteht er: und so fern ich ihn für meine künftige Untersuchung brauche, stelle ich ihn durch das Wort synthetisch dar. Noch deutlicher steht dies in den Proleg: S. 25. Die ersten werden analytische, die zweiten synthetische Urtheile genannt werden können. — Mit demselben Waffen, wie Herder gegen den Begriff a priori focht, bestreitet er auch diesen Unterschied der Urtheile. So sagt er Metak. S. 49. Synthesis heißt Zusammensetzung. S. 50. An sich ist jedes Urtheil (Thesis) eine Zusammensetzung (Synthesis) des Subjects und Prädicats. — (Wer weis dies nicht! Allein die Rede ist ja jetzo dieser Synthesis.) S. 51. Die Bestimmung, daß das Praedikat im Begriff des Subjects enthalten und ein Theil

deſſelben ſey, — — — iſt viel zu enge gedacht, denn da ſich durch Nennung des Subjects, nicht ſogleich alles, was in ihm liegt, oder zu ihm gehört — — — offenbart: ſo müſſen uns, wenn wir nicht ewig Identitäten — — auflöſen wollen, Urtheile vorkommen, die unſere Kenntniſſe erweitern, das iſt, in denen das Prädikat etwas ſaget, das nicht ſogleich im Subjecte erſcheint Hier iſt nun alles mit der gröſten Verwirrung durch einander geworfen. Es iſt der Zweck des Urtheils und die Form deſſelben mit der Materie verwechſelt. — Wenn das Urtheil ausgeſprochen wird, A iſt B: ſo heißt dies weiter nichts, als dem Subject A wird ein Prädikat B hinzugefügt, als mit demſelben verbunden, der Grund dieſer Verbindung ſei, welcher er wolle. So fern nun angenommen und vorausgeſetzt wird, daß bis dahin dieſe Verbindung noch nicht erkannt worden, ſo erweitert ein jedes Urtheil. Allein hievon ſpricht ja Kant nicht. Er ſagt Proleg: S. 25. Allein Urtheile mögen nun einen Urſprung haben, welchen ſie wollen, oder auch ihrer logiſchen Form nach beſchaffen ſein, wie ſie wollen, ſo giebt es doch einen Unterſchied derſelben dem Inhalte nach, vermöge deſſen ſie entweder blos erläuternd — — — oder erweiternd ſind. Ja noch mehr S. Kant ſagt in der Kritik S. 10. kurz vorher von wo Herder S. 27 der Metakritik jene Stelle hat abdrucken laſſen. Entweder das Prädikat B gehört

zum Subject A, als etwas, was in diesem Begriffe A (verdeckter Weise) enthalten ist: oder B liegt ganz ausser dem Begriff A, ob es zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Fall nenne ich das Urtheil analytisch, in dem andern synthetisch. Hier muß man Herbern doch ganz ernstlich fragen, ernstlich warum er jene Stelle der Prolegomenen nicht benutzt hat und auf den Begriff des Inhalts nicht reflektirt? die kindische Entschuldigung, daß er hier mit der Kritik nicht aber mit den Prolegomenen zu thun habe, kann er schwerlich machen, da er selbst S. 97 diese Schrift anführt. Zweitens: Warum er die eben angeführte Stelle S. 27 der Metakritik nicht mit angeführt hat? Es war ein einziges Punktum mehr und in diesem kamen die Paar Worte verdeckter Weise freilich dem Herberschen Raisonnement sehr in die Quere. Man lernt aber aus diesem Beispiele, daß in der Stelle S. XVII. der Vorrede: Die aus der Kritik der reinen Vernunft der Metakritik eingerückten Stellen, sind also ihre nothdürftige Basis: die Worte ihre nothdürftige Basis, nicht wie man wohl glauben könnte, auf die Kritik der reinen Vernunft sondern was freilich eine unerwartete Offenherzigkeit ist, auf die Metakritik gehen: und daß sie zu dem beitragen müssen, was diese in ihrer Noth bedurfte. Drittens: Warum er in der abgedruckten Stelle, auf die Worte obgleich verworren durchaus keine Rücksicht genommen hat, welche offenbar das obige ver-

bester Weise vor das Auge rücken, ob sie es gleich nicht ersetzen? — Uebrigens liegt dasjenige was Herder bei einem Urtheile Synthesis nennt, in den Worten: ob es gleich mit dem Subjecte in Verknüpfung steht. — Und nun wird wieder nach einer etymologischen und grammatischen Spitzfindigkeit S. 52 argumentirt: Diese Eintheilung der Urtheile sei nicht neu, und eben so wenig wesentlich. S. 54. Man werde wohlthun, wenn man auf den Unterschied der Synthesis und der Analysis bei einzelnen Urtheilen nicht achte: denn er sey ungewiß und relativ, und führe von dem Wesen des Urtheils vom seiner innern, verknüpfenden Form ab; die ganze Eintheilung in erläuternde und erweiternde Urtheile heißt, Th. 2. S. 318, ein scherzhafter Reim und daher (hier haben wir das Herderſche Urtheil über Synthesis und a priori beisammen, und darum kann diese Stelle den Schluß machen) daher Th. 1. S. 62. sey eine Synthesis a priori, das heißt die Hinzufügung eines Prädikats zu einem Subject vor und außer aller Erfahrung ein o + o ein Nichts.

Es wird nichts mehr erforderlich seyn, um das Urtheil über das Ganze zu motiviren, als die bestimmte Versicherung, daß die Verdammung der einzelnen Momente der Kritik, als der reinen Anschauungen, der Categorien, u. s. w. durchgängig aus ganz ähnlichen Gründen geschehe, und daß demnach das ganze Buch, ein Gemebe von grammatischen Spitzfindigkeiten, eine

grobe Verwechſelung zwiſchen Darſtellung und Sache, und eine verkehrte Beziehung beider auf einander ſey: und ſo kann man das Buch als Ganzes, ſeinem Inhalte nach, mit einem Ausſpruche Wielands ſeines Lobredners charakteriſiren. Es iſt

Stolze Armuth, die vom Witz
Des Reichthums Miene borgt.

Auch könnte man ſich wohl das Buch unter dem Bilde eines Menſchen denken, welcher immerfort ein Paar papierne Manſchetten vorzeigt, ſich durchaus nicht weiſen laßen will, ſondern behauptet: es wären die feinſten brabanter Spitzen. Der Form nach gleicht es durch das vergebliche Beſtreben, mit einer ſtrengen Methode eine zierliche Form zu verbinden, welche aber ſtets in das Gezierte ausartet, einem Fechtmeiſter, der in jedem Augenblicke in das Gebiet des Tanzmeiſters ſtreift: und anſtatt den Gegner mit einem furchtbarem Stoße zu erſchrecken, ihn mit einem zierlichen Pas überraſcht. Mit einem Worte, die Art den Streit zu führen, erinnert an jenen römiſchen Kaiſer, welcher dem Herkules nachahmen wollte, und zu dem Ende einen Löwen erlegte, deſſen Gefährlichkeit er nicht beſonders zu fürchten hatte. Suet. Nero 53. *Praeparatum leonem, spectante populo, nudus elisit.* In der That hat Herder ſich die Kritik der reinen Vernunft ſo präparirt, daß er ſich den Sieg ſehr erleichtert hat: auch das nudus, mag man es nun: ohne Waffen, oder: nakt und bloß überſetzen, paßt durchaus: aber mit aller Bemühung

wird aus dem Elidiren nur ein Eludiren. Und da nicht vorauszuſetzen iſt, daß das Volk dieſen beiden Kämpfen ohne Gelächter zugeſehen habe und zuſehen werde: So wäre dem Kaiſer ſowohl als dem Metakritiker als Präſervativ, das Horaziſche: Populus me sibilat, at mihi plaudo, ipse domi zu empfehlen.

B.

Ob jede Philoſophie, die ſich als eine ſolche wirklich conſtituirt, früher oder ſpäter aus den Grenzen der Schule herauszugehen verbunden iſt, und auch — ſie wolle nun oder nicht — zu Folge des natürlichen Laufes der Dinge unfehlbar herausgehn wird; das kann wohl, ſelbſt für den, welcher Philoſophie und Leben mehr als billig einander entgegenſetzt, keine Frage ſein. Nicht nur muß jedes neue Syſtem nothwendig die Moral und die Politik umgeſtalten, und alſo allen Menſchen, wie tief ſie auch ins Leben verwickelt ſein, etwas zu ſagen haben: ſondern es ergreift auch die empiriſchen Wiſſenſchaften, verändert ihre Pole und wirkt alſo auf ihren ganzen innern Zuſtand und alles was ſie erzeugen; ja auch die Dichter müßen mit der Zeit Notiz davon nehmen, und den Widerſchein des neuen Lichtes in ihrem Kreiſe verbreiten. Dies alles kann nicht geſchehen, ohne daß die gemeinſchaftliche Urſache dieſer Erſcheinungen genöthigt werde, aus ihrem Dunkel hervorzutreten, und diejenige Popularität, welche auf dieſem Wege zwar nur

langsam entstehen, aber sich desto gleichförmiger verbreiten kann, ist die wahre und gesunde. Allein gewöhnlich erzwingt man schneller eine andere, für beide Theile, die Philosophie und die Welt weit weniger heilsame. Im Alterthum, wo die äußeren Verhältnisse in vieler Rücksicht weniger gebietend waren, bildete sich bald nach jedem neuen System nicht nur eine Moral, was doch auch immer nur Theorie ist, sondern ein wirkliches Leben, eine eigene Praxis, und die Maximen, die dieser zum Grunde lagen, oder daraus abstrahirt wurden, verbreiteten von dem Ganzen eine einseitige Kenntniß, und eine unrichtige Würdigung. Bei uns entsteht aus dem entgegengesetzten Verhältniß ein noch weit größeres Uebel, indem eben das Ausbleiben eines eigen gestalteten Lebens den Gegnern jeder Philosophie Raum läßt, nach ihrer Art zu fingiren, wie die Praxis derselben, wenn sie sich bilden könnte, beschaffen sein müßte. Solche Insinuationen mit Stillschweigen zu übergehen, wäre ganz gegen den Beruf, weil dadurch jeder mögliche künftige Einfluß der Theorie auf die Praxis im voraus vernichtet wird, und so wird leider jedes System durch die Polemik seiner Gegner genöthigt sich früher zu populariſiren, als dies — ich will nicht sagen mit Nutzen für die Welt, sondern auch nur ohne Schaden für die Philosophie selbst geschehen kann, indem dadurch der Prozeß ihrer völligen Ausbildung alterirt, und die Kraft die innerlich thätig sein sollte zu früh nach außen zerstreut wird. Es ist noch ein Glück, und das beste was dabei geschehen kann, wenn die Werke, die diese Lage der Dinge er-

zeugt so eingerichtet sind, daß sie neben ihrer polemischen Zweckmäßigkeit auch noch den Keim oder die Vorbereitung zu der künftigen beßeren Popularität enthalten. In diesem Geist hat Fichte gleich anfänglich seine Appellation geschrieben, und seine Bestimmung des Menschen ist unstreitig ein weiterer und glänzender Fortschritt auf dieser Bahn. Daß dies der einzige Gesichtspunkt sei, aus welchem das Buch angesehen sein will, leuchtet jedem Sachkundigen ein, und es ist höchst lächerlich, wenn ein gelehrter Beurtheiler es wenigstens zur Hälfte als ein philosophisches Andachtsbuch ansieht, und ein anderer neugierig erwartet hatte, Fichte werde hier aus seinem Dunkel herausgehn, das heißt wohl, er werde ihm das ganze System so populair in die Ohren schreien, daß auch er es verstehen könnte. Diese können dann leicht darüber reden, darüber hinweg nemlich: dahingegen derjenige, welcher das Werk für das nimmt was es ist, in welchem Verhältniß er auch zur Philosophie stehe, immer Ursach findet in sein Urtheil Mißtrauen zu setzen. Der Dilettant pflegt gern die neuerworbenen oder nachgebildeten Ideen in den Gefäßen zu lassen, in denen er sie empfing, weil er sich nicht getraut zu beurtheilen, was für feine chemische Zersetzungen etwa eine andere Masse bewirken könnte, und fürchtet, es möchte ihm bei der Behandlung in fremden Worten ein Merkmal nach dem andern unvermerkt verloren gehn. Wenn diesem die Freiheit im Gebrauch des Buchstabens, welche der Geist förmlich autorisirt, und welche hernach immer kühner wird, das Studium des Buches

so erschwert, daß er sich oft fragen muß, ob nicht der Gedanke, den er vor sich hat ein Gedanke aus einem entgegengesetzten System sei; so muß ihm doch auf der andern Seite zweifelhaft bleiben, ob der unbefangene und unsystematische Leser, der nie an eine Terminologie gebunden war, dieselben Schwierigkeiten zu überwinden hat. Der Philosoph von Profession findet vieles an einem ganz andern Faden fortgehend, als an den er es anreihen würde, und ihm scheint jener verwickelter; er findet für sein Interesse Spekulation und Postulate viel zu lang und oft entgegengesetzt; er findet häufig Lücken, wo — für ihn nemlich — Folgerungen aus andern Werken des Verfassers angereiht, oder Voraussetzungen ergänzt werden müßten; aber er bescheidet sich, daß gerade dies vielleicht für den eigentlichen Zweck des Werkes, und für die Leser, die es sucht, bedeutende Vorzüge sein können. Wie man unter diesen Umständen zu einer richtigen Ansicht des Buches gelangen könne, dazu giebt es selbst durch sein Vorbild die beste Anleitung. Fichte befand sich in der That bei dem Schreiben desselben in einer ähnlichen Lage, er mußte fürchten von dem unaufhaltsam systematischen Geiste seiner Philosophie, die aus jedem Punkt der Peripherie immer gerade gegen den Mittelpunkt gezogen wird, und von diesem wiederum nach allen Seiten gleichförmig ausströmt weit über seinen Zweck fortgerißen zu werden. Deshalb setzte er sich ganz aus sich selbst heraus, und ließ ein anderes Wesen reden, welches sich das System seines Denkens über sich nur so eben aus den ersten Anfän-

gen und von einem besondern Gesichtspunkt aus entwickeln will. So wird es auch wohl, um eine reine Ansicht des Buchs zu gewinnen, und nicht durch unzeitige Rücksicht auf die anderweitige Kenntniß des Systems irre geführt zu werden, am gerathensten sein, ein anderes Wesen, das weder Dilettant noch Philosoph sein will, und von dem System sonst keine direkte Kenntniß hat, aber so beschaffen ist wie das Buch sich seine Leser wünscht, über dasselbe reden zu lassen, wie es wahrscheinlich reden müßte.

I. So hätte ich also nicht etwa nur flüchtig, sondern mit aller Anstrengung das Buch, nach welchem ich so verlangte, gelesen und wieder gelesen, und frage mich nun billig, wie mir danach zu Muthe ist. Ich verehre es, das leidet keinen Zweifel, wegen des hohen Geistes ächter Sittlichkeit, der es nicht verhehlt, daß ohne sie die Speculation nur leer, ja daß alles in der Menschheit doch nur ein Werkzeug sei für die Pflicht, und nichts achtungswerth als die Tugend. Ich liebe es wegen der schönen Absicht uns zum Uebersinnlichen zu erheben, und wegen der freundlichen Art, wie es diesen Zweck zu erreichen strebt. Liebreich kehrt es bald zum Anfang zurück, bald wiederholt es anders gestellt das Gesagte, um die Ideen, die es mittheilen will, recht anschaulich und lebendig zu machen; es entäußert sich jener kräftigen stolzeren Beredtsamkeit, die dem Verfasser sonst vorzüglich eigen ist, und die auch ich an ihm kenne, und läßt sich zu einem weicheren verbreiteteren Vortrage herab, um auch die zu gewinnen, die jenem schwerlich würden folgen können.

Und wie dankbar bin ich ihm für jede Befestigung meiner Grundsätze, die es mich lehrt, für alle neue Ansichten und Anwendungen, die es mir eröffnet hat! Weiß ich doch nun, so weit ich es zu wissen brauche im Allgemeinen — und auf das Einzelne, wo ich mir freilich oft mit meinen eignen Gedanken nachhelfen mußte, lege ich eben keinen Werth — wie ich zur Sinnenwelt komme, und was sie mir ist, und wie alle Herrschaft, die sie über mich auszuüben und aller Widerstand den sie mir entgegenzusetzen scheint, eben nur ein Schein ist; ist mir doch alles, was ich von Gewißheit brauche für mein Handeln und Leben, nun auf immer gesichert gegen alle Sophistereien, die ich mir selbst machen, oder die bis zu mir kommen könnten. Das ist mein Gewinn: wenn ich aber sagen wollte, daß ich den Zusammenhang alles Einzelnen, und die Gesetze nach denen es hier entwickelt und dargestellt ist, kurz daß ich das Seyn und Gewordenseyn des Buches so ganz verstände, wie ich es wünsche, so würde ich mich selbst nur betügen. Ich will mir meine Zweifel und Bedenklichkeiten noch einmal zurückrufen, vielleicht verschwinden sie mir, indem ich sie recht fest zu halten suche. — Noch kann ich immer nicht ganz von der Störung loskommen, welche die Ueberschrift mir gemacht hat, und mehr oder weniger schlingt sich diese in alles hinein, was mir sonst unklar und zweifelhaft ist. Wie kann doch einer, der an Freiheit und Selbstständigkeit glaubt, oder auch nur glauben will, nach einer Bestimmung des Menschen fragen? und was kann diese Frage noch

bedenken, nachdem die andere vorangegangen iſt: was bin ich? Soll ſie auf ein Machen gehn, wozu ich da wäre, oder auf ein Werden? auf ein für mich zufälliges Werden, welches durch ein anderes Beſtimmendes in mir gewirkt würde? Unmöglich! Alſo wenn alles Daſein nur um der Vernunft willen iſt, auch ein Werden oder Machen durch die Vernunft und für die Vernunft. Aber wie kann denn dieſe Frage von der, „was bin ich," getrennt werden? Wenn einmal auch von der geiſtigen Natur, der Freiheit zu Ehren, nur als von blinder Natur geredet werden, und man alſo in jenem Sinne nicht nach der Natur des Menſchen fragen ſoll, ſo ſcheint mir für die Frage nach dem einigen nothwendigen, kein Ausdruck unbefangener als der der alten Schulen: „was iſt das höchſte Gut?" wenn man ihn nur recht verſteht. Jeder andere kommt aus dem Innern irgend eines Syſtems heraus, das ich doch noch nicht haben ſoll, und dieſer hier führt mich immer entweder auf die Natur, was er nicht will, oder auf ein Beſtimmendes was ich nicht will. Von vorne an bis in die ſchönen Irrgänge des dritten Buches begleitet mich dieſe Diſſonanz, und wenn ich hier auf einmal durch jene neuen und unbekannten Wege in einer alten wohlbekannten Gegend angelangt zu ſein ſcheine, wenn ich mit meinem geſunden Auge hinter dieſem Schein, der mich nicht blendet, das Unendliche, als das einzige Reelle erblicke, das ihm zum Grunde liegen kann, und mir dies unvermuthet als ein Willen vorgeſtellt, und von ſeinen Planen zu mir geredet wird, und ich zu

ihm reden soll: so weiß ich nicht, soll mir dies durch das Setzen des irdischen Zweckes, der hernach für mich wie billig wieder aufgehoben wird, gekommen sein, oder soll ich es von Anfang an, als ich nach meiner Bestimmung fragte, schon gehabt haben? In dem festen und ruhigen Besitz jener Wahrheiten und Ansichten, die das letzte Resultat des Werkes sind, stört mich das nicht; es ist für diese nur ein schöner Ueberfluß: denn wenn ich nur weiß, die übersinnliche Welt von der sinnlichen, und meinen eigentlichen Zweck von dem, der mir als das Objektive dabei vorschwebt, zu unterscheiden, so habe ich zur Genüge für mein Handeln, und bedarf nun des Uebrigen nicht. In einem Kantischen Buche würde es mir sogar Vergnügen machen, so zwischen dem, was sie die Bedürfnisse der praktischen Vernunft nennen, herumgeführt zu werden; nur hier wirft es mich aus der Einheit des Ganzen heraus. Wenn nun aber auch von der Frage nach der Bestimmung ausgegangen werden sollte, wie kann man um diese zu beantworten von der äußeren Natur und ihrem Zusammenhange ausgehn? Geschieht dies um, weil von dieser Ansicht aus keine befriedigende Beantwortung derselben möglich ist, den Idealismus herbeizuführen? Es scheint nicht: denn jene Frage wird ja auch nicht aus dem Idealismus beantwortet, sondern weil dieser für sich eben so unzulänglich ist — aus der innern Stimme des Gewissens unmittelbar. Wozu also vorher jenes beides? Es scheint sogar dem angegebnen Zwecke des Buchs zu widersprechen: denn wenn der theoretische Idealis-

mus für den, der ſich außer der Schule befindet, nur dient, um die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, welche die realiſtiſche Spekulation ſeinem Gelangen zum Bewußtſein der Freiheit verurſachen könnte: ſo iſt er ihm warlich überall nicht brauchbar, weil ja jene Spekulation nur eine Verkünſtelung des Verſtandes iſt, und außer der Schule ebenfalls nicht vorkommen kann. Sollte aber nicht Fichte ſeiner theoretiſchen Philoſophie Unrecht thun unter uns Unphiloſophen, oder Naturphiloſophen, wenn er ſie für uns nur auf dieſen Geſichtspunkt ſtellt? Sollte man nicht vom Moralismus aus, ſobald man nur über ihn denken will, auch nothwendig auf den Idealismus kommen müßen? Und ſollte die Darſtellung dieſes Zuſammenhanges, welchen ich ahnde, uns nicht brauchbar und dem übrigen Zwecke des Buches nicht angemeſſen geweſen ſeyn? — So ſtehen meine Zweifel noch immer und wollen ſich unter einander nicht zerſtören!

II. Was treibſt du denn da ſo nachdenklich ſizend und zwiſchendurch ſchreibend"? — Ich denke über Fichte's Beſtimmung, die ich gern recht gründlich verſtehen möchte, und ſchreibe was ich denke, weil man damit doch immer etwas weiter kommt. Da lies. — „Weißt Du woran es Dir fehlt? Du haſt einen kleinen Punkt in der Vorrede überſehen, der aber für das Verſtehen wichtig iſt, du haſt Dich nicht genug zu dem Ich des Buches gemacht." — Ei, ſcherze nicht mit dieſem kleinen Punkt! dann könnte ich es ja gar nicht verſtanden haben. Ich

weiß aber sehr bestimmt, daß ich mich dazu gemacht habe: denn ich habe gethan, was Fichte fordert; ich habe durch eigne Arbeit und Nachdenken die Denkart, um die es zu thun ist in mir entwickelt. — „Nun ja, darum ist auch der Zweck des Schriftstellers an Dir erreicht. Aber um das Buch zu verstehen hättest Du auch den Charakter dieses Ichs auffassen müßen: denn darauf beruht der ganze Gang des Raisonnements.“ — So genau habe ich es mit der Form nicht genommen. Und was für einen Charakter hat es denn, dieses Ich? — „Den, welchen es haben mußte. Du findest es von einer Reviſion seiner Naturkenntniſſe mit vieler Selbſtzufriedenheit zurückkommend, also mit der Weisheit dieser Welt gesättigt. So mußte es sein, wenn das Zeitalter zu dem Fichte redet, sich in ihm spiegeln sollte. Du findest das moraliſche Intereſſe in ihm erwacht, aber noch ganz neu, und so mußte es sein, um dieſe Unterſuchungen anzuſtellen.“ — Und das soll der Schlüßel sein zu Allem, was mir unverſtändlich war? — „Zu allem, und zu noch mehrerem. Ein solches Ich, welches gewohnt geweſen ist, Sich ſelbſt aus Einem Standpunkt mit den Dingen anzuſehn, bei denen doch immer außer ihrem Weſen noch von einer Beſtimmung die Rede iſt, mußte allerdings nach der Beſtimmung des Menſchen fragen, und gerade dieſe Frage brauchte Fichte, weil ſie am unmittelbarſten auf das Verhältniß des endlichen Vernunftweſens zum Unendlichen führt, auf deſſen Auseinanderſetzung es, wie du wohl ſiehſt, vorzüglich abgeſehn war. Ein ſolches durfte auch die

unſchulmäßige Flüchtigkeit haben, der ſchulmäßigen Einheit im Erklären zu Liebe manches zuzugeben, was nicht zuzugeben war, und ſich auch von manchen Einwürfen zurückſchrecken zu laſſen, die ſoviel nicht hinter ſich haben. Dies iſt Dir doch nicht entgangen?“ — Ich habe es öfters bemerkt, gleich im erſten Buch, wo das Syſtem der Naturnothwendigkeit von der Annahme eines Einfluſſes der äußern Gegenſtände, wie mir ſcheint, zu bereitwillig befreit wird; dann im zweiten Buch, wo das Ich auf einmal wieder alles zurücknehmen will; zu Anfang des dritten, wo es aufs neue die Speculation mit der Praxis in Streit ſetzt, und dann noch einmal, wo es über der elegiſchen Anſicht des irdiſchen Vernunftzweckes dem Sittengeſetz beinahe noch einmal den Gehorſam aufkündigt. Jetzt erſt verſtehe ich dieſe Umſchweife ihrer Entſtehung nach. Aber geſtehe, es iſt doch eine der ſchwierigſten Aufgaben, ſo aus einer ganz fremden Seele heraus zu monologiſiren, und ſie ſelbſt in die Fehltritte zu begleiten, welche ihr natürlich ſind! — „Und das mit ſolcher Kunſt zum Beſten des Ganzen zu benutzen. Es iſt warlich ein Unternehmen, an dem jeder andere geſcheitert wäre, ein ſolcher ſpekulativer Monolog in dem Zuſtande, wo man erſt mit ſich einig werden will. Dafür ſind dieſe Rückgänge und Rückfälle ſehr mäßig, und die erſtaunliche Gelehrigkeit und Agilität dieſes Ich war ein ſehr nothwendiges, und — wenn auch die Wahrheit der Fiction etwas darunter leidet — ſehr verzeihliches Gegengewicht gegen jene retardirende Tendenz der Form.“ — Du biſt ein guter Apologet.

Kannſt du mir aber auch begreiflich machen, warum dieſem Ich nicht ohne Dialog in ſeinem Monolog zu helfen war, und warum der Helfer ein Geiſt ſein mußte, ein ſo ſonderbarer Geiſt, von dem nirgends ſteht, wer er iſt, und der ſo ſehr aus allem Koſtüme herausgeht?“ — Das letztere kann doch keine üble Wirkung auf dich gemacht haben: denn die Empfindung, die dieſer Contraſt verurſacht, mildert auf eine gar angenehme Art das Erſtaunen über ſeine Erſcheinung, und die ſcheue Ehrfurcht vor ſeiner Kraft. Uebrigens bedenke nur, wie denn ein ſolches Ich auf den theoretiſchen Idealismus, ja bei ſeinen anfangs noch ziemlich unbeſtimmten moraliſchen Gefühlen auch auf den praktiſchen hätte kommen können, wenn nicht der Geiſt der wahren Philoſophie, der es auf die innere Anſchauung führt, auf eine außerordentliche Weiſe über daſſelbe gekommen wäre? und wie dies nach alter Sitte auf eine beſſere Art hätte verſinnlicht werden können, als durch die Perſonificirung dieſes Geiſtes? und wie er als das, was er iſt, ohne ſich zu nennen, beſſer hätte charakteriſirt werden können, als durch die Sprache und die ganze Behandlung? Es liegt aber noch mehr darin. Die großen Fortſchritte des Ich im dritten Buch werden nur dadurch erklärlich, daß man den Geiſt immer noch auf dem Ich ruhend denkt, wenn er ſchon nicht mehr gegenwärtig iſt. Und der religiöſe Anſtrich dieſes Buchs konnte wohl in dieſem Ich nicht beſſer vorbereitet werden; denn ein ſeiner Natur nach ſo irreligiöſes Weſen durfte ſich wohl durch nichts geringeres

religiös stimmen laßen, als durch so etwas.“ — Ich verstehe Dich; und ich sehe nun ein, daß dieser Dialog, gerade so wie er ist, dem Buch und dem Ich eben so nothwendig war, als mir unser jetziger Dialog, ohne den ich auf diese Ansicht der Form und ihrer Verwicklung mit dem Inhalt wohl nicht gekommen sein würde. — „Das ist mir lieb; und so wollen wir uns denn eben nicht sonderlich darum kümmern, wie kunstgerecht wir ihn geführt haben. Hoffen will ich aber, daß wenn du in deinen Betrachtungen fortfährst, man auch eben so darin merken möge, was du durch mich an Verständniß gewonnen hast.“ —

III. Allzubescheiden: Ich bin ja so vollkommen zur Ruhe gebracht, daß ich nicht nöthig habe fortzufahren. — Hätte ich ihn doch nur noch das Eine gefragt, ob denn das Ich wirklich am Ende die ganze Denkart und das ganze System des Geistes so umfaßt und erschöpft hat, als es von sich rühmt! Doch warum will ich mehr wissen als ich soll? Darin will ich mich jenem Ich nicht ähnlich machen, und das System sollte mir ja nicht gegeben werden. Aber in der Denkart, ja, da hat es allerdings unendlich gewonnen, mehr gewiß als es sich selbst deutlich bewußt ist. Dies begreife ich erst recht, wenn ich das Ende des Ganzen mit dem Ende des ersten Buchs vergleiche, und kann und muß dann erst die Philosophie recht lieben, die auch denjenigen, der es am wenigsten will, auf diese Höhe zu führen weiß, und auch jenen praktischen Schein aufhebt, an dem der Mensch am festesten hängt. Weshalb erschrak es denn so gewaltig

vor jenem System der allgemeinen Naturnothwendigkeit? Weil seine Liebe dabei verloren gehen mußte, sein Interesse an sich selbst, an seiner Persönlichkeit als endlichem Wesen; weil es schlechterdings nichts an einem andern und für ein anderes, sondern nur etwas an und für sich selbst sein wollte. Dann weil es Zurechnung wollte, Verdienst und Schuld an seinem Werden und seinem einzelnen Handeln in der Welt. Dies wollte es eigentlich; und nun — wie fern ist es davon, es noch zu wollen! wie sind ihm alle diese schwankenden Begriffe und kleinen Tendenzen wie unter den Händen verschwunden, seitdem es die unselige Vorstellung von einem Unendlichen als Natur in sich zerstört hat, und das Unendliche nun als das ursprünglich Geistige kennt. Jetzt weiß es, daß es überall nicht giebt Verdienst und Schuld im Einzelnen, sondern nur daran, daß man ist, was man ist; es weiß, daß es auch mit dieser Anwendung dieses Begriffs in das absolut Unbegreifliche hineinfällt, und es beruhigt sich dabei. Jetzt weiß es, daß die Stimme des Gewissens, welche Jedem seinen besondern Beruf auflegt, und durch welche der unendliche Wille einfließt in das Endliche, der Strahl ist, an welchem wir aus dem Unendlichen ausgehn, und als einzelne und besondere Wesen hingestellt werden: es weiß, daß das Unendliche das einzige mögliche Medium ist unserer Gemeinschaft und Wechselwirkung mit den andern Endlichen: es weiß dies, und will nun gern etwas an einem andern und für ein anderes sein; und alle Verwirrung ist gelöst zwischen dem,

was es selbst, und dem was es am Unendlichen ist: beides weiß es jetzt zu vereinigen und zu genießen. Jetzt ist ihm seine gesammte Persönlichkeit schon längst verschwunden und untergegangen in der Anschauung des Ziels; jetzt betrachtet es sich nur, und achtet und liebt sich nur als eins der Werkzeuge des unendlichen Vernunftzwecks. In dieser Denkart allein können wir mit uns und dem Ganzen einig seyn und bleiben, und unser wahres Seyn und Wesen ergreifen, und unschätzbar ist das Verdienst auch nur Wenigen dazu verholfen, oder sie darin befestigt zu haben.

So das aufgestellte lesende und denkende Ich. Zu wünschen wäre, daß alle, welche das tiefe Werk gründlich verstehen wollen, eben so bescheiden darin forschten, und eben so sorgfältig jeder sich darbietenden Spur nachgingen; ja — um beim guten Wünschen zu bleiben — es wäre auch nicht übel, wenn man — verhältnißmäßig — mit der hier aufgestellten Ansicht desselben, in der das Meiste nur hat angedeutet werden können, eben so verfahren wollte.

S — r.

Im vierten Stücke dieser Zeitschrift war von Tiecks Uebersetzung des Don Quixote bey ihrer ersten Erscheinung die Rede; jetzt sind zwey Bände von Herrn Soltau's Uebersetzung herausgekommen, die aber nur zwey Drittel von der ersten Hälfte des Originals ausmachen, so daß das Ganze nach diesem Maßstabe sechs Bände betragen wird. Zwischen zwey

Ueberſetzern eines großen Dichters ſollte das freundliche Verhältniß von Männern obwalten, die nach einem gemeinſchaftlichen Ziele ſtreben, und deren Bemühungen einander zuweilen ergänzen können. Herr Soltau hat ſelbiges zuerſt aufgehoben, indem er einiges ſeinem Vorgänger ertheilte Lob als eine Beeinträchtigung ſeiner angeſehen, (Intell.-Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 27.) auch ſeine Ueberſetzung wieder mit groben Ausfällen auf Tieck und meinen Bruder und mich begleitet hat. Sowohl mein Bruder im Athenäum, als ich bey der Anzeige in der allgemeinen litteratur-Zeitung *), wir haben beyde mehr vom Original und dem Cervantes überhaupt geſprochen als von der Ueberſetzung, weil es uns wichtig ſchien, bey Gelegenheit einer ſolchen, die im ganzen auf dem richtigen Wege iſt, zu der wahreren längſt aus dem Geſicht verlohrnen Anſicht von jenen zurückzuführen. Wir haben auch die Mängel der Verdeutſchung unſers Freundes gar nicht verſchwiegen, (S. Ath. B. II. S. 325. A. L. Z. 1799. Nr. 230 u. 231. S. 182, 185, 188, 189.) der eben weil er den Dichter ganz fühlt, weit entfernt iſt ſeine Arbeit für tadelfrey zu halten, da man bey einem Verſuch von dieſer Schwie-

*) Dieſe iſt von einem Rec. in einer gewiſſen hellettriſchen Zeitung, die zu Gotha erſcheint, ebenfalls angegriffen worden. Ich habe das Blatt gerade nicht zur Hand, und muß es daher auf eine andre Zeit verſparen, dem ehrwürdigen Greiſe, der, wiewohl er die Spaniſche Sprache ſeit ſechs und dreyßig Jahren ſtudirt, die Spaniſchen Dichter immer noch nicht zum beſten zu verſtehen bekennt, weiter zur Selbſterkenntniß zu helfen.

rigkeit erſt durch die Uebung zulernt; und wie ſehr dieß bey ihm der Fall iſt, beweiſt der Fortgang bis zu dem eben erſchienenen dritten Bande zur Genüge.

Statt aller Antwort auf Herrn S s. Angriffe *) mag hier eine Beurtheilung ſeiner Ueberſetzung ſtehen, die aber, bey ſo bewandten Umſtänden, und da Herr S. zu verſtehen giebt, ich ſey ihr nicht gewachſen, ſo viel möglich aus Beyſpielen wird beſtehen müſſen, wegen deren ich meine der Spaniſchen nicht kundigen Leſer im voraus um Entſchuldigung bitte.

In Anſehung der Richtigkeit des Sinnes leiſtet Herrn S s. Ueberſetzung noch am meiſten; jedoch trifft man auf beträchtliche Fehler. Z. B. am Schluß des Prologs S. 74. „Hiemit Gott befohlen, und behalte mich in gutem Andenken.“ Olvide gehe auf Dios: „Gott beſchütze dich und vergeſſe mich nicht.“ Derſelbe Fehler findet ſich bey Tieck. Th. I.

*) Herr Soltau findet es (A. L. Z. D. J. Intell. Bl. Nr. 83.) beſonders äuſſerſt inurban, daß wir die Dinge ſo bey ihren eigentlichen Namen nennen, z. B. eine Katze eine Katze, und eine wiſſentliche Unwahrheit eine Lüge. Da er indeſſen nichts thut als ſeine Behauptung ohne Beweis wiederhohlen, ſo wird es doch wohl dabey ſein Bewenden haben müſſen. Erſt ſollten Tieck und ich in der Ankündigung unſrer Ueberſetzung der Werke des Cervantes von unſern dichteriſchen Talenten viel gutes gerühmt haben. Nun will er dieſe Beſchuldigung auf das Athenäum beziehen: aber dann iſt wenigſtens die eine Hälfte davon gewiß falſch, da Tieck nie etwas im Athenäum geſchrieben; und was mich betrifft, ſo fordre ich ihn auf, die Stelle im Athenäum darzulegen, wo ich „ganz beyläufiger Weiſe mich ſelbſt mit hyperboliſchen Lobſprüchen überſtröme.“

S. 19. „unſer bewunderungswürdiger Abentheurer;“ maestro flamante aventurero heißt: unſer nageneuer Abentheurer, oder wenn man dieſen Ausdruck vermeiden wollte: unſer friſcher Abentheurer, wie Tieck überſetzt hat. S. 43. „ihm den ſchwarzen Orden der Ritterſchaft ohne Verzug zu ertheilen,“ y darle la negra orden de caballeria luego. Die Ueberſetzung giebt gar keinen Sinn; negra iſt hier ſprichwörtlich zu nehmen wie ſo häufig: den verwünſchten Orden der Ritterſchaft. Ebenfalls S. 44. „Backenſtreich,“ pescozada iſt ein Streich in den Nacken. Tieck hat beydes richtig. S. 59. „legte die Lanze ein!“ apretó la lanza heißt bloß: er faßte ſie feſt. S. 88 von der Diana des Montemayor: man ſolle daraus „die meiſten großen Verſe wegnehmen.“ Dieſer Ausdruck giebt gar nicht den angemeßnen Sinn, versos mayores ſind Gedichte in ausländiſchen Sylbenmaßen, die ganz oder großentheils aus eilfſylbigen Verſen beſtehen, als Stanzen, Terzinen, Sonette, Canzonen. In den einheimiſchen Formen war Montemayor berühmt, die Italiäniſchen, der Sprache angebildeten, wurden erſt ſpäterhin zur Vollendung gebracht. S. 89 von einem Buch des Lofraſo: „Bey dem heiligen Orden, „den ich empfangen habe! rief der Pfarrer, ſeitdem „Apoll Apoll iſt, ſeitdem die Muſen Muſen und die „Dichter Dichter ſind, habe ich in keinem Buche ſo „viel Witz und ſo viel närriſches Zeug zuſammen getroffen, u. ſ. w.“ Hier klingt das ganze Lob ernſthaft, da man doch aus dem Viage al Parnaso deutlich genug ſieht, wie Cervantes es mit dem Lofraſo meynte:

man konnte ſich nur über ihn, keinesweges aber mit ſeinem Witze beluſtigen. Tan gracioso y disparatado libro como ese no se ha compuesto, ſollte überſetzt ſeyn: es iſt nie ein ſo ergötzliches und tolles Buch geſchrieben worden. S. 131 ihrer Jungfrauſchaft unbeſchadet," con toda su virginidad á cuestas, ſollte heißen: mit ihrer ganzen Jungfrauſchaft bepackt. Das á cuestas iſt eine ſcherzhafte Parodie des Ausdrucks: ſeine Jahre auf dem Rücken haben. S. 173 „ſeine weite Studentenkappe," los habitos largos, que como escolas traia, ſollte heißen: ſeine weite Studententracht, oder Mantel. Kappe bedeutet in ordentlichem Deutſch nur eine Kopfbedeckung. S. 182 „die friſche Luft," el sereno, der Abendthau. S. 218 „dieſe ausführliche Erklärung," este general desengaño. Abgerechnet daß desengaño, ein Wort, das zu der poetiſchen Kunſtſprache der Liebe gehört, durch Erklärung ſehr ſchlecht gegeben iſt, heißt general nicht eine ausführliche, ſondern eine an alle gerichtete, allgemeine. Tieck hat es wie das meiſte von dem obigen richtig. S. 228 Beinbruch, quebrantamientos de huesos, heißt: zerſchlagene Knochen. S. 312 „bey dieſem Anblick zappelte Sancho wie ein Gehenkter, comenzó á temblar como un azogado. Herr S. hat vermuthlich das letzte Wort mit ahogado oder ahorcado verwechſelt; es heißt: er zitterte wie einer der die Queckſilberkur braucht, und ſollte im Deutſchen durch eine andre ſprichwörtliche Redensart überſetzt ſeyn, wie auch Tieck gethan. S. 393. „Der König, welcher die Gerechtigkeit ſelbſt iſt"

la justicia, que es el mismo Rey; umgekehrt: die Gerechte, welche der König selbst ist, d. h. in seinem Namen handeln. Nach Herrn C.'s Uebersetzung kommt Gerechtigkeit wie eine moralische Eigenschaft heraus, derentwegen der König geehrt würde. Th. II. S. 89. „Ist es dir möglich, so komm," si os cumple venir, veldo: ob es dringend für euch ist zu kommen, das erwägt. S. 124 „doch bin ich in meinen Augen nicht schlechter als du, obwohl du ein Ritter bist," en tanto me estimo yo villana y labradora, como tu señor y caballero: ich halte mich eben so hoch als Bäurin, wie du dich als Herrn und Ritter hältst. S. 149. „Trotz seinem Sparren," mal que le pese: wie ungern er auch wollte. S. 193 Fräulein Dulcinea — die ich ehre und liebe wie eine Reliquie, obwohl sie keine ist," aunque no la haya: wenn sie auch keine an sich trägt. S. 197 „ohne etwas hinzuzusetzen, um mir Vergnügen zu machen, oder davon zu thun, um mir Verdruß zu ersparen." Gerade umgekehrt: sin que añadas, o mientas por darme gusto, ni menos te acortes por no quitarmele, heißt: ohne daß du hinzufügst oder lügst, um mir Vergnügen zu machen, noch auch etwas abkürzest, damit du mich dessen nicht beraubst. S. 203. Spezereybude, la tienda de algun curioso guantero, wörtlich: die Bude eines feinen Handschuhmachers, was wir einen Galanterieladen nennen würden; Spezereybude ist hier ganz unschicklich. S. 214. „Von dieser Art Liebe, versetzte Sancho, hab' ich wohl „in der Kirche gehört, daß man nur allein unsern

„Herrn Gott auf dieſe Weiſe um ſein ſelbſt willen „lieben ſoll, ohne Hoffnung des Lohns und Furcht „vor Strafe, wiewohl ich ihn auch wohl lieben und „ihm dienen möchte, es ſey warum es auch wol„le.“ aunque yo le querria amar y servir por lo que pudiese: wiewohl ich lieber wegen deſſen, was er vermag, ihn lieben und ihm dienen möchte. S. 295. „Als Dichter, verſetzte Lothario, ſagen ſie nicht immer „die Wahrheit, aber als Verliebte ſind ſie immer „eben ſo wahrhaftig, als kurz und bündig in ih„ren Ausdrücken.“ Ganz falſch und noch obendrein lächerlich! en quanto enamorados, siempre quedan tan cortos como verdaderos, als Verliebte bleiben ſie immer eben ſo ſehr unter der Wahrheit, als ſie ihr treu ſind. — In den Gedichten finden ſich auch einige Miſsverſtändniſſe, wovon nachher.

Eine Ueberſetzung des Don Quixote könnte freilich viel mehr und beträchtlichere Fehler enthalten, als in der des Herrn S. wirklich vorkommen, ohne daß dies den Genuß der Dichtung ſtörte, da ja höhere Erforderniſſe einer poetiſchen Nachbildung häufig vorſetzliche Abweichungen von dem buchſtäblichen Sinne nöthig machen; allein da man von der vorliegenden Ueberſetzung gerade in dieſer Hinſicht ſo große Erwartungen erregt hat, da es auch wirklich die einzige Seite iſt, von welcher man ſie etwa Anfängern im Spaniſchen empfehlen kann, ſo verlohnte es ſich wohl der Mühe, ſo bedeutende Fehler auszuheben.

Viel wichtiger iſt ſchon der häufige Mangel an Genauigkeit in Wiedergebung des charakteriſtiſchen

Ausdrucks, die unnöthigen Abkürzungen und Auslaſſungen. Warum ſind z. B. Th. I. S. 65 die Wunder des Mahomed, die im Texte ſtehn, mit dem Mährchen vom Prieſter Johann verwechſelt? S. 160 ſteht ſehr unbeſtimmt vom Schmuck der Mädchen im goldnen Zeitalter: „in grünen Blättern der Stauden und Bäume," ſtatt des mahleriſchen: de algunas hojas de verdes lampazos y yedra entretexidas. S. 329. „Sie hörten von Zeit zu Zeit abgemeſſene Schläge;" von Zeit zu Zeit iſt ein Zuſatz, der auf die ſchnell auf einander folgenden Schläge einer Walkmühle gar nicht paßt. Th. II. S. 125 in der Erzählung Dorothea's iſt folgender zarte und rührende Zug ganz weggeblieben: Wenn du dich an nichts als hieran ſtößeſt, ſchönſte Dorothea, (denn dieß iſt der Name der Unglücklichen, die ihr hier ſeht) ſagte der treuloſe Ritter, u. ſ. w. que este es el nombre desta desdichada. Statt der Wendung, womit eben dieſelbe ihren Fall andeutet: con volverse a salir del aposento mi doncella, yo dexé de serlo, ſetzt Herr Soltau: „Mein Mädchen ging hinaus, und „ließ mich wieder allein mit dem Treuloſen, und „— ich ward das Opfer ſeiner und ihrer Verrätherey." Ueberhaupt ſucht er durch Gedankenſtriche, häufiges Unterſtreichen der Worte, und ſelbſt verdoppelte Interpunktion, (als !? oder ?!) dieſen Krücken ſchlechter Proſa, der ſeinigen aufzuhelfen; der ſeinigen ſage ich, denn von der des Cervantes iſt nichts übrig geblieben. Unverantwortlicher Weiſe iſt S. 196 eine merkwürdige Aeußerung von Cervantes künſtleriſchem

Bewuſtſeyn verkürzt und geſchmälert; der Dichter legt nämlich dem Cardenio einen großen Lobſpruch auf ſeine Erfindungskraft in den Mund, indem er ihn von Don Quixote's Verrücktheit ſagen läßt: Sie iſt in der That ſo ſelten und unerhört, daß ich nicht weiß, ob es einen ſo ſcharfſinnigen Geiſt gäbe, der darauf gerathen könnte, wenn man ſie als Dichtung erfinden und ausführen wollte. Dieß überſetzt Herr S.: „Ja „wohl, und ſo ſonderbar, daß ich nicht weiß, ob man „das alles ſo gut erfinden könnte, wenn man einen „ſolchen Menſchen fabelhafter Weiſe ſchildern wollte.“ Hat Herr S. gar keinen Sinn für das Charakteriſtiſche, oder wollte er die Unbeſcheidenheit des Cervantes mit dem Mantel der Liebe bedecken?

Es fehlt der Ueberſetzung auch in ſo fern an Vollſtändigkeit, daß vieles Spaniſch gelaſſen iſt, was der Verdeutſchung bedurft hätte, und hierin iſt die Sache nach Tiecks glücklichen Fortſchritten um vieles rückwärts geſtellt. Wie kann z. B. der deutſche Leſer errathen, daß unter dem Compaß zu Sevilla S. 35 eine Kirchenhalle zu verſtehen iſt? Sierra Morena kennt zwar jeder als den Namen eines Gebirges aber das Bild des ſchwarzen Gebirges geht doch verlohren. S. 83 iſt der ſprechende Name eines Bauern Haldudo nicht überſetzt und dadurch ein Scherz verdorben. S. 86 ſind die bedeutenden Namen aus dem Ritterroman Tirante dem Weißen, die ſo viel beytragen ihn komiſch zu charakteriſiren, unverändert beybehalten. Da der Name, den ſich Amadis in ſeiner Einſamkeit auf dem Armuthſelſen

gegeben, Beltenbros, den Tieck sehr gut durch Schöndunkel übersetzt, Spanisch gelassen ist, so wird das darüber gesagte Th. II. S. 13 ganz unverständlich. In Don Quixote's Schilderung ist der Name Brandabarban del Boliche gelassen, was Tieck nicht wörtlich aber drollig: von der Kegelbahn, giebt. Bey dieser Stelle tritt freylich die Schwierigkeit ein, daß die Namen in der Uebertragung auch feiner und fremd klingen müssen; wo dieß indessen möglich ist, da würde sie sehr vortheilhaft seyn, z. B. der Duque Alfeñique könnte ohne Bedenken Herzog Marcipano genannt werden. Die Benennungen Duque de Nerbia Espartafilardo del Bosque scheinen alle auf Attribute der Spitzbüberey hinauszulaufen! überall liegen hier noch eine Menge Scherze und Anspielungen verbergen, die ich nicht zu entziffern unternehme.

Mit den Wortspielen hat sich Herr S. zwar bemüht, (nur selten nimmt er seine Zuflucht zu einer Note wie bey Don Azote, Don Gigote und Don Quixote. Th. II. S. 179 was Tieck schon sehr gut gegeben hatte) er ist aber meistens gar nicht glücklich darin. Wenn Sancho den Namen Fierabras mit el feo Blas verwechselt, so läßt ihn Tieck dafür Fieberfraß sagen; Herr S. Federbras, was meines Wissens ganz und gar nichts ist. Wenn er aus Mambrino, Malandrino macht, so heißt es bey Tieck Schandriem; hier Mandarin, ein Wort wovon man nicht begreift, wie Sancho dazu kommt, und wobey obendrein der Spaß verlohren geht, und das zweytemal S. 371 gar Mawrin, was wieder gar nichts ist, da nur wie

im Original Martin hätte geſetzt werden dürfen. Für die Zigeuner- und Spitzbuben-Benennung der Galeeren guapas hat Tieck ſehr ſchicklich Waſſerenten geſetzt, Hr. S. zuerſt Kötherkoſen und gleich darauf, wie señoras guapas ſteht, Fräulein Waſſergöttin. Wie paßt dieß nun zuſammen? — Die Schelmerey, welche dahinter ſteckt, wenn der Pfarrer der Dorothea als Prinzeſſin Micomicona ſagt: en poco menos de nueve años se podrá estar á vista de la gran laguna Meona, digo Meotides, ſcheint Herr S. gar nicht gewittert zu haben; Tieck hat ſie ausgedrückt, ohne ſie doch deutlicher zu machen. Ein anderer Scherz iſt beyden entgangen. Als Don Quixote nach Verluſt ſeiner Backenzähne vom Sancho befragt wird, wie viel er deren gehabt, heißt es: Quatro, respondio Don Quixote, fuera de la cordal, todas enteras y muy sanas: wörtlich: Vier, antwortete Don Quixote, außer dem Weisheitszahne, alle unverſehrt und vollkommen geſund. Dieß kann heißen, er habe vier Zähne außer dem Weisheitszahne gehabt, und auch, der Weisheitszahn ſey allein anbrüchig geweſen, welches nicht ohne eine luſtige Bedeutung ſeyn würde.

Die obigen Wortſpiele ſind meiſt ſolche, die ſich auf Namen und Wortverdrehungen beziehen: andre die mehr in den Sinn eingehen, und ſich der Natur der Antitheſe nähern, hat Herr S. faſt ganz vernachläßigt. Z. B. oyeron á deshora otro estruendo que les Aguó el contento del agua. S. 329 „ſo hörten ſie doch bald ein anderes Getöſe, welches ihnen

die Freude über das Waſſer wieder verdarb.“ Hier bot die Sprache die Nachbildung von ſelbſt an: zu Waſſer machte oder verwäſſerte. Eben ſo iſt mehrmals das Spiel mit aventuras und desventuras übergangen z. B. S. 284. In der Novelle vom Curioso impertinente: comenzó Lotario a descuidarse con cuidado de las idas en casa de Anselmo, Th. II. S. 244 „begann Lothario ſich der Beſuche in Anſelmo's Hauſe zu enthalten.“ Hernach: en efeto él supo tan bien fingir la necesidad, ó necedad de su ausencia, S. 273 „Kurz, er wußte die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung ſo gut vorzuſtellen.“ Man ſehe nur Tiecks Ueberſetzung nach, wie glücklich und ohne Zwang er dieſe Gegenſätze anzudeuten gewußt. Den bloßen Antitheſen ohne Wortſpiel iſt es oft nicht beſſer ergangen wie dieſen; z. B. Otro dia recibio los quatro mil escudos, y con ellos quatro mil confusiones: Th. II. S. 276. „Er empfing die viertau„ſend Thaler, und befand ſich nun in noch größerer „Verlegenheit, als zuvor.“ In Cardenio's Erzählung: Vivia en esta misma tierra un cielo, donde puso el Amor toda la gloria que yo acertara á desearme; „In derſelben Stadt lebte ein himmliſches Mädchen,“ u. ſ. w. Wie matt und platt! Der Doppelſinn, daß tierra zugleich Stadt und Erde bedeutet, konnte freylich nicht bedeutet, konnte freylich nicht ausgedrückt werden, aber was hindert uns zu ſetzen: In derſelben Gegend der Erde lebte ein Himmel, dem die Liebe alle Glorie verliehen, die ich nur zu begehren wüßte. Oder hielt Herr S. dergleichen excentriſche Ausdrücke

etwa

etwa für Fehler des Styls? Sagt man doch ſelbſt im gemeinen Leben: ein Himmel auf Erden.

Es kann nicht zum Grundſatze gemacht werden, die vorkommenden Sprüchwörter jedesmal (was ohnedieß unmöglich ſeyn würde) durch wirkliche einheimiſche Sprüchwörter zu erſetzen: es iſt genug wenn das ſprüchwörtliche der Redensart und ihre Bedeutung nicht verkannt werden kann. Auf dieſe Art hat auch Herr E. manche Reimſprüche durch ſelbſterfundne zu geben verſucht; allein es gilt hievon eben das wie von den Wortſpielen. Z. E. Th. I. S. 396. „Gram und Kummer flieht vor Geſang und Lied;“ quien canta, sus males espanta. Wie viel beſſer hat es Tieck: daß wer ſingt, ſein Unglück bezwingt. Andre Male hat Herr E. Redensarten und Anſpielungen, die ein lokales Kolorit haben, ſehr unpaſſend mit deutſchen und ſelbſt provinziellen vertauſcht, z. B. Th. II. S. 207 „aber was eine gute Gans iſt, die ſchmeckt auch nach Martini;“ pero buenas son mangas despues de pascua. Hier konnte ſehr gut ohne Undeutlichkeit geſetzt werden: aber ein neues Kleid ſteht auch nach dem Oſterfeſte gut. Wenn vollends in der zierlichen Erzählung der Prinzeſſin Micomicona: porque jamas me ha pasado por el pensamiento casarme con aquel gigante, pero ni con otro alguno, por grande y desaforado que fuese, überſetzt wird: „wenn er auch der groſſe Stoffel ſelbſt geweſen wäre,“ ſo iſt dieß nicht nur ganz und gar unſpaniſch, ſondern eigentlich plattdeutſch, und obendrein eine höchſt gemeine Uebertreibung. Auch die Flüche

und Verwünschungen haben nationales Gepräge: wenn also statt: que dios confunda, Th. II. S. 7 „die ich zu allen Henkern wünsche: und statt der Anrede des Wirthes an Sancho: Feind Gottes und seiner Heiligen! Th. II. S. 336 „du tausend Sackerlot“ gesetzt ist, so gehen damit wirklich charakteristische Züge verlohren. Eben so geht die Uebertragung von la Santa Hermandad S. 143 durch Polizey, was auch nicht einmal dem Begriffe angemessen ist, gar sehr aus dem Kostüm heraus: an andern Stellen ist es nach Tiecks Vorgange richtig die heilige Brüderschaft übersetzt.

Man unterscheidet im Don Quixote sehr gut die Stellen, wo die Sprache frisch und neu aus dem Zeitalter des Cervantes ist, und wo sie in den Reden des Helden oder derer, die seinen Ton annehmen, auf die veraltete Weise der Ritterbücher zurückgeht. Da es nun bey einer poetischen Nachbildung darauf ankommt, uns die ganze Welt, worin die Darstellung des Dichters zu Hause ist, so viel möglich gegenwärtig zu erhalten, so wird der Uebersetzer auch in jenen ersten alles vermeiden müssen, was zu bestimmt an Ansichten und Sitten unsers Zeitalters erinnert, in den letzten aber hat er ebenfalls jene feyerliche Alterthümlichkeit nachzuahmen. Von allem diesem ahndet Herr S. nun nichts: sogar da, wo das Veraltete nicht eine Nüance, sondern am stärksten aufgetragen ist, wie in Don Quixote's Brief an Dulcinea, Th. II. S. 38 übersetzt er in seinem gewöhnlichen Striche fort. Man vergleiche damit Tiecks Uebersetzung des-

selben Briefes. So verfehlt er auch ganz die meistens unerschütterlich ruhige Rhetorik des Ritters durch vertrauliche und abgebrochne Redensarten, z. B. S. 52. „Kann alles wohl seyn," Bien está todo eso. S. 240 „was weiß ichs." In eben dieser edlen Rede über die Buße des Amadis, wird diesem ein Schabernack (simabor) von seiner geliebten Oriana angethan, und auf diese Art fällt Herr S. in Don Quixote's poetischen Reden, bey denen es ja eben äußerst sinnreich gedacht ist, daß sie wirklich oft sehr schön sind und die Parodie nur leise hineinspielt, alle Augenblicke aus dem Tone. So kommt in einem der entzückendsten Perioden dieser Art: bien notas, escudero fiel y legal etc. S. 331 plötzlich stockfinster vor, wo im Original las tinieblas steht. Hernach S. 337. „Der Zeitverlust, sprach er, ist mir zwar „verzweifelt ärgerlich; weil sich aber doch Rocinante „durchaus nicht von der Stelle bewegen kann, so „will ich mich gedulden bis die Morgenröthe hervor„geht," da das Original wörtlich so lautet: Weil dem also ist, Sancho, daß Rocinante sich nicht bewegen kann, so bin ich zufrieden zu warten bis die Morgenröthe lacht, wiewohl ich weinen muß, daß sie heranzukommen zögert. Um alles in der Welt, glaubt denn Herr S. daß Cervantes seinen Helden ohne Absicht so reden läßt? oder hat er für gar nichts Sinn als für den materiellen Sinn der Worte, und ist zwar wohl in Spanien, aber niemals weder im Cervantes noch überhaupt in der Poesie gewesen?

Nach solchen Proben bin ich wohl des Beweises

überheben, daß die feineren Schönheiten der Prosa, der kunstvolle Bau, die reizende Concinnität und Symmetrie, der numeröse Gang und die befriedigende Rundung, endlich der zarte Hauch geistiger und alldurchdringender Anmuth, gänzlich verlöscht sind; eines Beweises, der, um ihn zu führen, da hierüber noch kein Schatten einer Theorie vorhanden ist, eine ausführliche Erörterung über die Natur der romantischen Prosa erfordern würde, weshalb ich mich jetzt nur auf das Gefühl solcher Leser berufen will, die das Original studirt haben, oder sich die Mühe nehmen wollen, Tiecks Uebersetzung in rednerischen Stellen mit der des Herrn Soltau zu vergleichen. Nur einen fast handgreiflichen Punkt will ich bemerken, daß die Schreibart des letzten viel zu zerschnitten und zu wenig periodisch ist. Wenn man auch noch nicht einsehen will, daß die langen Perioden des Plato und Cervantes wesentlich zu ihrer poetischen Prosa gehören, so wird man doch eingestehen müssen, daß jenes abgebrochne eine Abweichung vom Charakter ist, und daß der Uebersetzer dadurch einer großen Schwierigkeit aus dem Wege geht, weil die Participien und lange nicht so sehr zu Statten kommen, als den Griechen und Lateinern, oder selbst den Spaniern und Italiänern.

Den komischen und mimischen Bestandtheil der Darstellung hat Herr S. noch am ärgsten verfehlt. Nirgends zeigt sich die hohe Kunst des Cervantes bewundernswürdiger, als in der Art, wie er ihn mit dem Romantischen zu verschmelzen, und gerade, wo

er in die lächerlichſte Nachahmung gemeiner Wirklichkeit hineingeht, z. B. wenn Sancho's Natur in Zorn oder Freude ſich losreißt und allen Reliefs aus den Augen ſetzt, ſie durch unmerkliche Drucke unterlieferner Zierlichkeit zu heben weiß. Nirgends Uebertreibung oder Verſchwendung, und beſonders werden in einem Werke, deſſen ganze Anlage unergründlich witzig iſt, die einzelnen Scherze und Einfälle nie verlaut. Ohne Sinn für dieſen beſcheidenen Farbenauftrag hat Herr C. überall verſtärkt, vergröbert und den Ausdruck ins derbe und plebeje gelenkt, auch wo gar keine Veranlaſſung dazu da war, wie z. B. in dem Prolog, woraus ich ohne weiteres nur die erbaulichſten Beiſpiele herſetzen will. Un hijo, einen Burſchen; pensamientos varios, Fünde und Einfälle; un hijo feo y sin gracia alguna, ungeſchlachter Junge, gleich darauf Bube; la corriente del uso, dem gewöhnlichen Schlendrian; disimules, zu vertuſchen; pensaba en el prologo, brütete über der Vorrede; poneries al principio, vor meinem Buche anfmarſchiren laſſen; maldiciente, ein Läſtermaul; la suspension y elevamiento, das Kopfbrechen und die Verlegenheit; que estais tan lexos de serlo, como lo está el cielo de la tierra, daß euch daran noch gewaltig viel fehlt; algunos pedantes y bachilleres, ein Paar Schulfüchſe von Magiſtern; cuya anotacion es *docta* gran cosilla, eine Note die ſich gewaſchen hat. So geht es nun durch das ganze Buch: auch die Reden des Don Quixote, die im Original ſelbſt, wenn er noch ſo ergrimmt iſt,

immer eine gewisse Würde behalten, sind voll von dergleichen. Z. B. S. 45 dexaria, Pardon geben würde. S. 118 Sabes poco, du verstehst nicht ein Haar; Th. II. S. 15 ni grado, ni gracias, das dank' ihm der Henker; S. 5 heißt ein auf die Zunge gelegtes Interdikt, Zungensperre; wo Don Quixote sagt, Th. I. S. 332 er wolle eine muy triste figura in seinen Schild mahlen lassen, läßt ihn Herr S. sagen: „ein wahres Ecce-homo Bild," welches erstlich herauskommt als hätte sich der Ritter wissentlich zum besten, und dann im Munde eines Katholiken ein wahrer Frevel seyn würde. In einer ernsten und pathetischen Rede, worin Don Quixote die Beschwerden des Ritterstandes schildert, S. 190 lautet es: „nicht unter trockenem Dache, sonder unter Gottes freyem Himmel, wo uns im Sommer das Hirn im Kopfe verbrennt, und im Winter die Eiszapfen an den Knebeln frieren;" statt: nicht unter schirmendem Dach sondern unter freyem Himmel, den unleidlichen Strahlen der Sonne im Sommer, und den starren Frösten des Winters zum Ziele bloßgestellt. Herr S. wird vielleicht einwenden, in derselben Rede komme ja doch [illegible] vor; aber eben dieß [illegible], welches er vielleicht durch Ungeziefer zu verfeinern geglaubt hat, macht zwischen die übrige Erhabenheit so isolirt und demüthig hingestellt, eine unvergleichliche Wirkung. Ueberhaupt kommt alles auf die Weise, die Stellung und Verbindung an: viele von den hier getadelten Ausdrücken mögen allerdings von vortrefflichen Dichtern gebraucht worden seyn; allein man

wird es gewissen Leuten nie begreiflich machen, daß der poetische Gebrauch des Niedrigen und Rohen ganz etwas andres ist als eigne unmittelbare Gemeinheit und Plattheit. — Eben so geht es wo der Dichter selbst redet; aus dem caballo de Gonela wird S. 12 die Kracke des Gonela, ein meines Wissens gar nicht Deutsches, sondern Niedersächsisches oder Plattdeutsches Wort. Bey der Rede des Don Quixote S. 163 müssen die Hirten mit aufgesperrten Mäulern sitzen, embobados y suspensos. Wird ein dickes Buch im Scherz eine Tonne genannt, so macht Herr S. einen Dickbauch daraus. Wird dem Rocinante das Sattelzeug gesprengt, so steht er in naturalibus da, und dergleichen Studentenwitz mehr. In Sancho's Reden findet man alle Augenblicke 'n Bissel und andre solche übervertrauliche Verstümmelungen, da doch die Spanische Sprache überhaupt nichts dem analoges hat. Wo sie nun lebhaft werden, oder wo niedrige Szenen geschildert sind, da wird aus perder, vor die Hunde gehen, aus espada, Sarras, aus tizona, mein Habebuhieß, molimiento, Prügelsuppe, encantamentos, Verhextseyn, mal hadado, vertrackte; eine Matratze, die so dünn war, daß sie eine durchgenehte Decke schien, wird mit abgeschmackter Uebertreibung: kaum so dick wie ein Messerrücken, u. s. w. Kurz, es wimmelt alsdann von Ausdrücken und Vergleichungen, womit sich pöbelhafte Behaglichkeit eine Güte zu thun pflegt. Doch ich kann mich mit diesem ekelhaften Wust nicht länger befassen: mir ist dabey zu Muthe, als wenn die zarten

Welchen der subjectivste Trieb von irgend einem erhobenen Kalibon nachzuahmen würden. Herr E. hat, wie jeder Uebersetzer von bloß subjectivem Geschmacke seinem Autor gern das beylegt was ihm das vortrefflichste scheint, unverkennbar den Don Quixote in die Manier des Hudibras hinüber zu arbeiten gesucht, so wie der Hudibras wiederum eine verfehlte Nachahmung des auf eben die Art misverstandnen Don Quixote ist. Da nun Herr E. sein Original so nimmt, so möchte ich wohl fragen: wozu er eine ganz neue Uebersetzung noch nöthig finden konnte? Die Tieckische hat wenigstens den Vorzug vor der seinigen, daß sie aus einem Stücke ist, indem sie den prosaischen Theil ganz wegläßt, da er sich hingegen durch die verunglückte Prätension diesen mit zu übertragen nicht lächerlich gemacht hat.

Dieß ist das einzige, wovon ich noch zu reden habe: die eingestreuten Gedichte. Es ist nichts davon auszulassen, außer ein paar Reime mit abgeschmackten Epitheten auf Sancho und Rocinante unter den verschiedenen Versen. Warum füllte Herr E. diese Lücke der Tieckischen Uebersetzung nicht aus? Die Gedichtchen sind zwar merkwürdig genug um einen Philologen lebhaft zu beschäftigen, aber doch gerade keine Oedipus-Räthsel. Die Sonette sind zum Theil beybehalten: aber bey Himmel was für Sonette! Die einsylbichten in Alexandrinern (Th. II. S. 294 und 296) möchten noch hingehen; aber Th. I. S. 85—91 finden sich mit Versen von jeder Länge, von sechsfüßigen bis zu dreysilbigen durch einander. Wer ein

Ding wie S. 85 wo das erste Quartet das Sylbenmaß einer Namlerschen Ode, und das zweyte gar keine Verschlingung der Reime hat, Sonett überschreiben kann, der muß von dieser Form, wobey alles auf der architektonischen Symmetrie beruht, gar keinen Begriff haben. Ich will doch dieß noch sonst merkwürdige Quartett hersetzen. Amadis redet den Don Quixote über seine verliebte Bußübungen, die seinen eignen gleichen, an:

Du dessen Augenpaar, wie ein Paar Reben,
Des Salztranks Fülle täglich dir gegeben;
Du dem man Silber, Zinn und Messing zwar entführet,
Doch auf der Erde dich mit Erde regaliert;

Tú, á quien los ojos dieron la bebida
De abundante licor, aunque salobre,
Y alzandote la plata, estaño y cobre
Te diò la tierra en tierra la comida:

Zuerst der schöne Flickreim: *wie ein Paar Reben*. Die letzten Zeilen geben gar keinen Sinn, Herr S. hat sie durchaus nicht verstanden. Wie soll alzandote heißen können: *dem man entführet*? Wörtlich bedeutet es: und während dich Silber, Zinn und Kupfer erhöhte, d. h. deine Thaten verherrlichte. Sonst sagt man: die Thaten werden in Erz verewigt, die Nennung der drey Metalle ist eine burleske Erweiterung hievon, die durch das witzige Spiel, unpoetische Worte zu einem seltnen Reim zu vereinigen, herbeygeführt wird. Te diò la tierra en tierra la comida, die Erde gab dir auf der Erde Nahrung,

nämlich da verzehrtest Wurzeln, und zwar auf der bloßen Erde ohne Tisch oder sonstiges Geräth. Das ganze Sonett ließe sich beynahe wörtlich etwa so geben:

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,
Dem ich mich einst, abwesend und gekränket,
Aus frohem Stand in Buße tief versenket,
Dort auf dem Armuth-Felsen hingegeben.

Du, den die Augen, bey dem bangen Streben,
Mit reichlichem doch salzigem Naß getränket,
Dem Erd' auf Erde magre Kost geschenket,
Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, erheben.

Leb' im Vertraun, es werd' auf ew'ge Zeiten
Sie lang zum mindsten in der vierten Sphäre
Der blond' Apollo mag die Rosse treiben,

Dein Name seinen Heldenruhm verbreiten,
Dein Vaterland genießen höchster Ehre,
Dein weiser Thatenschreiber einzig bleiben.

Verschiedne Sonette sind in andre Sylbenmaße übersetzt, z. B. das von Gandalin an Sancho auf die Melodie: Ich denke dein. Das Gespräch zwischen dem Pferde des Cid, Babieca, und Rocinante ist in vierfüßige Anapäste gebracht, und am Schluß die Art wie Tieck das Wortspiel rocines und Rocinante giebt, durch Knappe und knapp, benutzt. Tieck hat durch Freyheiten in der Sprache und unvollkommne Reime den redenden Personen gleichsam ihren eigenthümlichen

Dialekt zu geben geſucht: eine zwar an ſich drollige Idee, wozu aber das Original keine Veranlaſſung giebt. Ich habe folgende Ueberſetzung verſucht:

Geſpräch

zwiſchen Babieca und Rocinante.

B. Wie ſeyd ihr Rocinante, ſchmal gemeſſen?
R. Man frißt ja nichts, und muß ſich immer plagen.
B. Wie ſtehts mit Hafer und des Strohes Lagen?
R. Nicht einen Biſſen läßt mein Herr mich eſſen.

B. Ey, Freund, ihr ſeyd unartig und vermeſſen,
Mit Eſelszunge nach dem Herrn zu ſchlagen.
R. Er bleibt ein Eſel, wars ſeit jungen Tagen;
Er iſt verliebt, nun könnt ihr ſelbſt ermeſſen.

B. Iſt Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weiſe.
B. Ihr ſeyd ein Philoſoph. R. Das kommt vom Faſten.
B. Beklagt euch denn bey eures Ritters Knappen.

R. Was hilft mirs, daß ich meine Noth beweiſe,
Wenn Herr und Diener unter gleichen Laſten
In die Rappuſe gehn mit ihrem Rappen?

Sehr fehlerhaft iſt in das Gedicht der Oriana ganz fremde Ritter-Mythologie vom Sacripant hineingebracht, da in dieſen Gedichten alles bis auf die fein-

ſten Nüancen beziehungsvoll auf die Ritterbücher iſt, worin die redenden Perſonen vorkommen. Man müßte dieſe genau kennen, um allen Witz darin zu fühlen; indeſſen läßt ſich auch ohne das einſehen, daß ſie zu den meiſterhafteſten Sonetten der feineren burlesken Art gehören, die es giebt. Mit einem ſolchen nicht zum Don Quixote gehörigen Sonette, weiß ſich Cervantes im Viage ſo viel, als mit irgend einem großen Werke.

Unter den Liedern iſt das vom Antonio noch am beſten gerathen, es hat durch das dem Original nähere Sylbenmaß einen Vorzug vor Tiecks Ueberſetzung, die ich deshalb ſchon in der A. L. Z. getadelt. Doch iſt die Vertauſchung von Olalla mit dem Griechiſchen Namen Lalage unſchicklich, daß in der ſechſten Strophe „dem Endzweck ein Ziel bevorſteht," ein gar übler Pleonasmus, und in der fünften iſt die Anſpielung llamado und escogido auf den Spruch: viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählet, ein feiner Zug, da ein Geiſtlicher das Lied gedichtet haben ſoll, nicht gegeben. Die eignen Verſe des Don Quixote auf die Dulcinea hat Tieck weit genauer und beſſer. Das Drollige liegt im Original beſonders darin, daß Quixote immer zum Reimworte gebraucht, und dazu unedle Wörter herbeygehohlt ſind, und dann daß der Zuſatz del Toboso, der dem Ritter unentbehrlich ſchien, über das feſtgeſetzte und bekannte Maß der Copla real überfließt; das erſte iſt von Herrn S. ganz aus der Acht gelaſſen, das zweyte durch die zweckwidrige Verkürzung der Strophe verlohren gegangen. In dem

Liede des Cardenio Th. II. S. 73 lautet die letzte Strophe so:

Was reißt mich denn aus meiner Noth?
nur der Tod.
Und wem gewährt die Liebe Gewinn?
dem Leichtsinn.
Und wo ist Trost für ihre Qual?
im Narr'nspital.
Dann sind für meine Leidenschaft
Verlohren alle Mittel,
Weil nichts mir Hülf' und Rettung schafft,
Als Leichtsinn, Tod und Spittel.

Der lustige Gang der Verse macht sich vortrefflich zu der tiefen Melancholie, überhaupt scheint das Lied eher von dem Orte herzukommen, wo es Herr S. durch den Schluß hinbringen möchte. Und diese sollten Verse seyn, denen man es anhörte, daß sie nicht von einem bäurischen Hirten sondern einem gebildeten Hofmanne herkämen! Man vergleiche nur:

Was kann lindern meine Noth?
Nur der Tod.
Und was schafft der Liebe Gut?
Wankelmuth.
Was macht ihrer Uebel frey?
Raserey.
So seh' ich, nicht weise sey
Meine Neigung wollen heilen,
Da nur Hülfe kann ertheilen
Tod, Wankelmuth, Raserey.

Oder man vergleiche vielmehr das Original, da ich nicht behaupten mag, daß es in meiner Ueberſetzung nicht an edler Zartheit eingebüßt habe.

Den Gipfel von Hrn. S's Ueberſetzerkünſten findet man aber nach allem bisherigen in der Cancion desesperada, dem erhabnen Sterbegeſange des Chryſoſtomo, den er (horresco referens) in das luſtige Romanzen-Sylbenmaß:

Wie ſelig wer ſein Liebchen hat,
Wie ſelig lebt der Mann!

übertragen hat. Die Drohung an die Geliebte wird hier gegen den Leſer gewandt:

Vom ſchrecklichen Gedicht
Soll — mir zur Lind'rung, dir zur Qual —
Bey dumpfer Leyer Ton
Das Ohr dir gällen dieſesmahl,
Zu rächen deinen Hohn.

Wenn der Dichter alle Naturlaute des Schmerzes zu einer Symphonie der tiefſten Seelenleiden zuſammenruft, und die Schilderung eines jeden in dumpfen doch ſtarken Tönen ſich aus einem Verſe in den andern hinüberſchleift, ſo findet man hier lauter ſpringende kurze Sätze, und den Ausdruck in einem kurzen Auszuge:

Leiht eur Geheul, ihr Wölfe, mir;
Dein Brüllen, groſſer Leu;
Dein Stöhnen, du erſchlagner Stier
Ihr Raben eur Geſchrey; u. ſ. w.

Hier zu Lande möchte ein todtgeſchlagner Stier wohl nicht mehr ſtöhnen: doch vielleicht muß man in Spanien geweſen ſeyn, um dieſe Erfahrung gemacht zu haben. Im Original:

Del ya vencido toro el implacable
Bramido,

iſt der Ausdruck ganz des Bildes würdig, das durch die ihm zum Grunde liegende Anſchauung der Stiergefechte ſo unmittelbar und ſo groß wird. Wo ein ſchönes Grauſen durch das Gedicht zieht, iſt es in nordiſches Spuk- und Geſpenſterweſen verwandelt, z. B. „Leiht, fletſchender Verdammten Heer, Eur Zähngeklapper mir; des Leichhuhns Klaggeſchrey,“ dann „die Unke, die Drude.“ So ſehr ich meinen Leſer vorzubereiten geſucht habe, ſo fürchte ich doch, ihn durch das helle Poſthorn der Fama und den Brummbaß des Cerberus noch zu ſehr auſſer Faſſung zu bringen. Ja es ſteht wirklich da: das helle Poſthorn der Fama und der Brummbaß des Cerberus. Möge denn jenes die Bemühungen unſers Ueberſetzers verkündigen, und dieſer den neuen Orpheus bewillkommen!

Freylich kann man ſich nicht wundern, daß die Cancion desesperada ſo ausgefallen iſt, wenn man S. 474 erfährt, daß Herr S. ſie für tragikomiſchen verliebten Unſinn nimmt. Ein Gedicht, das den Scharfſinn der gegen ſich ſelbſt wüthenden Verzweiflung mit dieſer zerreißenden Wahrheit dar-

ſtellt! *) In ſeiner Traveſtirung iſt es noch mehr als tragikomiſch, es iſt völlig burlesk und zwar von der abgeſchmackten Art geworden. Zwar iſt er nachher in ſich gegangen, und hat auſſer obiger Ueberſezzung, die im Texte ſteht, noch eine zweyte verfertigt. „Wie ich das Verzweiflungslied des Schäfers Chry„ſoſtomo überſezte," ſagt er S. 474, „wählte ich zuerſt „reimfreye Verſe. Hernach glaubte ich, den Roman„zenton vorziehen zu müſſen. Jezt däucht mich aber, „daß ich am beſten gethan hätte, die ſechzehnzeiligen „Stanzen des Originals beyzubehalten." Eine recht gute pſychologiſche Schilderung von dem Gemüthszuſtande eines ſolchen Ueberſezers! Ich will nicht unterſuchen, wie viel Antheil Tiecks Beyſpiel und mein Urtheil darüber an dieſer Sinnesänderung haben mögen: denn in der That wir könnten uns auf unſer Werk nicht viel einbilden. Die zweyte Ueberſetzung iſt

*) Es ſey mir erlaubt, hier im Vorbeygehn den Kennern meine Vermuthung vorzulegen, daß Cervantes dieſe Canzone, wie auch die Begräbniſſrede des Chryſoſtomo, und die Rede der Marcella urſprünglich für den zweyten Theil der Galatea beſtimmt hatte, und da er die Vollendung dieſes Gedichtes immer weiter hinausſchob, ſie für den Don Quixote benuzte. Schon im erſten Theil der Galatea bemerkt man, daß gegen das Ende deſſelben der Wechſel von Freude und Schmerz, von Tod und Leben (wie in den Exequien und dem gleich darauf folgenden ruhmathmenden Geſange der Kalliope) raſcher und entſchiedner wird; es läßt ſich alſo aus der ganzen Anlage des Werkes ſchlieſſen, daß dieſe Gegenſätze im zweyten Theile noch höher würden getrieben ſeyn, und da wären folglich Stücke von dieſem ſtrengen und tragiſchen Styl durchaus erfoderlich geweſen.

iſt zwar etwas weniger ſchlecht, aber immer noch dürftig, kümmerlich und platt genug. Z. B.

Verachtung tödtet. Argwohn (ſey er nun
Gegründet, oder nicht) drückt die Geduld darnieder.
Weit ſchneller noch ereilt uns das Gefieder
Am Pfeil der Eiferſucht; und nichts kann weher thun,
Als lange Trennung.

Auch die nordiſchen Bilder, das Leichhuhn, die Unke, das Zähngeklapper u. ſ. w. kommen wieder, und in der Unterwelt gar die Gnomen.

Du, Höllenwächter mit drey Rachen, helle
Mit allen tauſen Gnomen aus der Hölle
Den Contrapunkt.

Im Spaniſchen ſteht zwar: el doloroso contrapunto; aber weiß Herr S. nicht, daß die in die Poeſie aufgenommenen techniſchen Wörter in jeder Sprache verſchieden ſind? Der Contrapunkt iſt hier faſt eben ſo burlesk als oben der Brummbaß: der Spaniſche Ausdruck konnte ſehr gut durch: die klagenden Akkorde, gegeben werden. Der Schluß krönt das Werk:

An dieſem Trauerzug
Hat ein Verliebter, der von Schmach gekränket,
Sich ſelbſt erhenket, (däucht mich) wohl genug.

Mit der Nachbildung des Sylbenmaßes iſt es nichts ganzes noch halbes, weil Herr S. das Geſetz, immer männliche und weibliche Reime und zwar nur

zwey verschiedne alterniren zu lassen, nicht hat aufgeben wollen. Er verräth seine Unwissenheit in dieser Materie, wenn er bey Erklärung der Spanischen Strophe, die beyden Tercetts womit sie anfängt, Coplas, und die darauf folgenden zehn Zeilen eine Decima nennt; Namen, die ganz andern Versarten gewidmet sind. Auch ist diese Strophe gar nicht so einzig und seltsam wie er zu glauben scheint: der Anfang mit zwey Tercetts ist der gewöhnlichste bey einer Canzone, das besondre ist hier nur, daß kein einziger kürzerer Vers von sieben Sylben in der Strophe vorkommt, und dann der Schluß mit einem eingeschalteten Reime, da der gewöhnliche in zwey auf einander folgenden Reimzeilen besteht, welches beydes sich jedoch bey Dante und Petrarca findet. Herr S. meynt S. 488 was er nicht nachgeahmt, „verdiene nicht einheimisch bey uns zu werden.“ „Er glaubt nicht, S. 486, daß „es einem Deutschen, der von dem Genius und „von den wahren Schönheiten seiner Muttersprache „und ihrer Dichtung einen richtigen Begriff hat, einfallen könne, ein langes Gedicht, wie dieses, in lauter elfsylbigen Versen mit weiblichen Endungen zu „übersetzen“ Da nun meinem Freunde Tieck und mir allerdings dieses und noch viel ärgere Dinge einfallen, so wissen wir, zu welcher Klasse von Deutschen wir gehören. Er belehrt uns, die Spanier und Italiäner müßten sich in Ansehung der Sylbenmaße behelfen, und erklärt somit die mit einer fast untrüglichen Feinheit des Ohres vorgenommne Wahl des Besten für Mangel und Beschränkung. In jenen Sprachen seyen

lauter weibliche Reime hinter einander noch eher zu dulden, weil da in Wörtern von weiblicher Endung die letzte Sylbe bestimmt ausgesprochen werde, im Deutschen hingegen werde sie halb verschluckt. Dieß letzte Faktum ist mir nicht bekannt, wiewohl ich in Deutschland gewesen bin; und noch weniger sehe ich ein, wie der Schluß daraus folgen soll, denn alsdann gäbe es ja eigentlich gar keine weibliche Reime, sie wären alle schon von selbst männlich, und wir hätten nur nicht recht zugehört. Die weiblichen Reime der Italiäner und Spanier haben zwar vor den unsrigen die offnen und mannichfaltigen Vokale voraus, dagegen haben wir die Verschiedenheit der Consonanten, und wenn man mittelst dieser und des Hauptvokals die weiblichen Reime gehörig kontrastirt, so kann man sie recht gut mit einander alterniren lassen; ja ich getraue mir aus einleuchtenden Gründen darzuthun, daß beym Sonett, der Canzone und dem lyrischen Gebrauch der Terzine und Oktave, die Ausschließung der männlichen Reime durchaus mit zum großen Styl gehört. Die Spanier haben fast eben so viel männliche Reime wie wir, und gebrauchen sie auch fleißig in ihren einheimischen Sylbenmaßen; bey der Einführung der Italiänischen haben Boscan und Garcilaso sie noch dann und wann gebraucht, nachher sind sie völlig ausgeschlossen worden. S. 487. „Eben so wenig „möchte es wohl einem deutschen Ohr gefallen, in einem „gereimten Gedichte im Anfange jeder Stanze „drey Zeilen nach einander ohne Reim zu hören, „und erst warten zu müssen, bis die Reime wie ein-

„seine Soldaten aus einem Defilee einer nach dem „andern zum Vorschein kämen.“ Herrn S's. alberner Spott trifft hier gar nicht die Nachbildner, sondern die Erfinder, die Provenzalen und Italiäner, die großen metrischen Künstler unter den Neueren. Der rohe ungeübte Sinn wird den so schon starken Reiz des Reimes auf die stärkste Weise verlangen, und also ist unmittelbare Folge, und zwar mit kurzen Versen, die Naturform des Reimens. Je feiner hingegen das Gehör ausgebildet wird, desto weiter dürfen auch die Verschränkungen der Reime gehen; die Italiäner und Spanier trennen die Reime nicht selten durch fünf bis sechs Zeilen mit verschiednen Reimen. Wie muß Herrn S. dabey zu Muthe werden, da ihm schon bey dreyen das Hören vergeht! — Die Franzosen mögen bey ihren schlechten und wenig sonoren Reimen allerdings Ursache haben, das Alterniren auf zwey, und zwar dabey den Wechsel der männlichen und weiblichen Reime festzusetzen, um sie durch den Gegensatz hörbarer zu machen. Unsrer Sprache sind diese Beschränkungen durch die Nachahmung der Franzosen erst aufgedrungen (die Minnesinger entfernen die Reime oft eben so weit wie die Provenzalen, und machen auch keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen) und hoffentlich wird von allen solchen metrischen Vorurtheilen in einigen Jahren nicht mehr die Rede seyn.

Das unerhörte Wagestück mit drey verschiednen Reimen nach einander hat übrigens schon im vorigen Jahrhundert Harsdörfer in seiner Uebersetzung der

Diana des Gil Polo glücklich beſtanden, in welcher er überhaupt ſchon zum Theil auf dem richtigeren ſeitdem verlaßnen Wege iſt, was die Nachbildung der Spaniſchen Gedichte betrifft. Der wackre Mann äuſſert ſich darüber folgendermaßen, und ich kann ſeine Belehrung auf Herrn S. anwenden und dieſen damit entlaſſen: „Mir zweiffelt nicht, es werden dem Leſer „etliche Gedichte Spaniſch vorkommen, weil der„gleichen zuvor noch nicht geteutſchet. Er geruhe aber „zu bedenken, daß ſolche aus der Spaniſchen Sprache „gedolmetſchet, und die Reimarten, ſo viel nur ſeyn „können, in den meiſten verblieben.“

Da ich vorhin die belletriſtiſche Zeitung erwähnt habe, ſo will ich meinen Leſern ein Beyſpiel geben, wie viel ein Schriftſteller, der bey einem ſchwierigen Unternehmen redlich nach Vollendung ſtrebt, ſich bey unſern ſogenannten Kritikern Raths erholen kann. Im Jahr 1797 erſchien das erſte von meiner Ueberſetzung des Shakſpeare, ſechs Bände ſind nunmehr heraus, und noch ſehe ich einer gründlichen Beurtheilung vergeblich entgegen. Ein Rezenſent in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (1797. Nr. 347 u. 348) glaubt mir mit ſeinem oberflächlichen Lobe mehr als Genüge geleiſtet zu haben. (Intell. Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 57. S. 477.) Er irrt ſich: mir iſt es um die Sache zu thun, und über dieſe enthielt ſeine Recenſion nichts von Bedeutung, außer etwas aus einem Aufſatze von mir abgeſchriebenes. Ein wackrer

Mann in der Oberdeutſchen litteratur-Zeitung (vom 23ſten Auguſt 1799) zeigt viel guten Willen meine Bemühungen anzuerkennen, allein das Schickſal hat ihm ein Exemplar des Engliſchen Shakſpeare verſagt, vermuthlich iſt auch in der Provinz, worin er lebt, überhaupt keines vorhanden; er ſagt daher mit lobenswürdiger Ehrlichkeit: „So viel ſich Rec. „aus ehemaliger Lektüre des Engliſchen Originals er„innert, hat Herr Schlegel die Poeſie des Dichters“ u. ſ. w. Ein Recenſent endlich in der belletriſtiſchen Zeitung (111tes und 112tes St.) nimmt die Miene an, als wollte er wirklich auf die Sache gründlich eingehen, lobt mich mit majeſtätiſcher Unparteylichkeit, und tadelt mich hierauf mit vollkommner Gemüthsruhe. Freylich trifft der Tadel mehr den Shakſpeare als mich: es läuft auf die ſchon ſo oft widerlegten Behauptungen hinaus, Shakſpeare habe doch in einer ſehr rohen und ungeſitteten Zeit gelebt und ſey leider ſehr incorrekt, beſonders habe er viel falſchen Witz; man müſſe ihn alſo würdiger machen in einem ſo überaus feingeſponnenen und vortrefflichen Zeitalter wie das unſrige zu erſcheinen, und ihn ganz leiſe in die Popeſche Mäßigung, Artigkeit und Glätte hinüberarbeiten. Wer nicht einſieht, daß Shakſpeare auch in Handhabung der Sprache und des Versbaues Pope'n ſo weit überlegen iſt, wie alles dem gar nichts, daß alle die vermeynten Anſtöße und Abweichungen bey jenem bedeutend und ausdrucksvoll ſind und zum Weſen der Sache gehören: der verſteht noch gar nichts vom Shakſpeare, und ich darf ſagen, überhaupt

nichts von der Poeſie. Wie ſollte dieß auch unſer Kritiker, da er eigentlich auf der Höhe jener Zeiten ſteht, wo man den höchſten Lobſpruch ertheilte, wenn man ſagte: der Mann ſchreibt ſeinen reinen und flieſſenden Vers. Er findet die meinigen holprig, nach der Vorausſetzung daß beſtändig eine kurze Sylbe mit einer langen wechſeln müſſe, welches fürs erſte ſtrenge genommen unmöglich iſt, und demnächſt äußerſt fehlerhaft ſeyn würde. Zur Nachbildung der alten Sylbenmaße iſt der Rigorismus in Anſehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Verſen aber (und die reimfreyen Jamben behalten völlig die Natur derſelben) iſt eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, ſondern von accentuirten und nicht accentuirten Sylben, und den Stellen wo jene am vortheilhafteſten ſtehen. Ueberhaupt werden ſie ſehr uneigentlich Jamben genannt, man ſollte ſagen: zehnſylbige Verſe mit männlichem Schluß, elfſylbige mit weiblichem u. ſ. w. Da es gar ſtark die Abſicht iſt, im dramatiſchen Fach beſonders nach Shakſpeare's Vorbilde, in andern Gattungen nach den Spaniern und Italiänern von der bisherigen ſeelenloſen Behandlung der ſogenannten Jamben immer mehr abzuweichen, und der Anſtoß, den dieß zwar nicht dem Gehör unbefangener Leſer, aber der kleinen Kenntniß der korrekten Kritiker geben wird, nur durch Wegräumung jener proſodiſchen Vorurtheile gehoben werden kann, ſo werde ich mich ſchon einmal zu dieſen bisher nur leicht berührten (Athen. B. II. S. 28; und B. III. S. 157.) Erörterungen entſchlieſſen müſſen, wenn ſonſt niemand die trockne Mühe übernehmen will.

Doch dies alles möchte dem Rec. noch so hingehen. Allein er beſchuldigt mich an vielen Stellen den Sinn des Originals ganz verfehlt zu haben. Er will dieß durch Vergleichung mit dem Engliſchen Text beweiſen; was er aber für den Text des Dichters hält, ſind die ſchlechten und längſt verworfnen Emendationen eines Rowe, Theobald, Pope, Warburton und andrer. Er hat alſo gar keine Notiz davon, was ſeit mehr als funfzehn Jahren für die Kritik des Shakſpeareſchen Textes geſchehen iſt, denn ſonſt würde er, da er ſich den Kopf zerbricht, was ich nur mit meiner Ueberſetzung gewollt habe, unter andern Vermuthungen doch auf die Möglichkeit gerathen ſeyn, daß ich eine andre Lesart vor Augen gehabt haben möchte. Welche philologiſche Unwiſſenheit dieß nun wieder vorausſetzt, und welche Unverſchämtheit, ſich dem ungeachtet an eine Beurtheilung zu wagen, leuchtet von ſelbſt ein. Zu völliger Ueberzeugung muß ich die Beyſpiele herſetzen. Aus der Rede des Baſtard Faulconbridge über ſeine Standeserhöhung.

Und wenn er Jörge heißt, nenn' ich ihn Peter:
Denn neuerſchaffner Rang vergißt die Namen,
Es iſt zu aufmerkſam und zu geſellig
Für die Verwandlung.

„Die letzten Zeilen," ſagt Rec. „welche ſo wie ſie da „ſtehen, ſchlechterdings keinen Sinn geben, können „nur durch das Original Licht erhalten, wo die Stelle „ſo heißt:

And if his name be George, I'll call him Peter;
For new-made honour doth forget men's names:
'Tis too respective and unsociable
For your conversing.

„Das it im Anfange der dritten Zeile geht offenbar „auf new-made honour in der vorhergehenden; und „man kann natürlich nicht anders überſetzen als: „Er „(der neugeſchaffne Rang) iſt zu vornehm (respective) „und ungeſellig (unsociable, zu hochmüthig) um mit „euch zu reden (for your conversing)." Wir wollen „gern zugeben, daß in den angeführten Zeilen einige „Druckfehler ſtehen geblieben ſind, und daß ſtatt es „ — er, und ſtatt zugeſellig — ungeſellig geleſen werden muß. Aber dadurch iſt der Stelle bey „weitem nicht geholfen; denn was ſoll aufmerkſam „in dieſer Verbindung heißen? Und was heißt für „die Verwandlung? Vermuthlich hat Herr Schl. „conversing mit converting oder conversion verwechſelt; aber wie er etwas, das doch offenbar keinen „Sinn giebt, hinſchreiben konnte, ohne auf den begangenen Fehler aufmerkſam zu werden, das begreift „Rec. um ſo weniger, da die Stelle gar keine Schwierigkeit hat und von Herrn Eſchenburg ſchon richtig „überſetzt worden war." In der Maloneſchen Ausgabe (die freylich noch nicht erſchienen war, als Herr Eſchenburg zum erſten Male ſeine Ueberſetzung herausgab) lieſt man:

'Tis too respective and too sociable
For your conversion.

Die undurchdringliche Dunkelheit, worüber unſer Philologe klagt, beruht auf einer Auslaſſung, die ſich von ſelbſt verſteht: „Es iſt zu aufmerkſam und zu geſellig,“ nämlich die Namen zu behalten, „Für die Verwandlung.“ natürlich eines geringen Mannes in einen vornehmen. Das your iſt humoriſtiſch zu nehmen, wie es oft vorkommt: Für ſo eine Verwandlung. Die untergeſchobne Lesart verdirbt und verroirrt alles, und respective muß nach derſelben etwas heißen, was es gar nicht bedeuten kann. — Ferner! „Eben ſo wenig „möchte (Th. V. S. 84.) für die Worte (Huberts in „der Szene mit Arthur):

— Nun du thöricht Waſſer,
Du treibſt die unbarmherz'ge Marter aus!

„der deutſche Leſer eine befriedigende Auskunft zu „finden im Stande ſeyn. — —

How now foolish rheum,
Turning dispiteous nature out of doors!

„„Was wollt ihr, alberne Thränen, die mich um „„meine ganze Standhaftigkeit bringen?“ Was „ſoll nun die unbarmherz'ge Marter? Wir würden vielleicht glauben, daß Marter durch einen „Druckfehler für Natur ſtehe, wenn nicht das Sylbenmaß dem widerſpräche; aber ſelbſt dann würde „die Stelle wenig gewinnen.“ Das wahre Original lautet hier:

Turning dispiteous torture out of doors!

Torture und im Deutſchen Marter iſt aktiv genommen, für das Martern, der Vorſatz zu martern. Die

vermeyntliche Verbeſſerung nature iſt ſehr gezwungen und unſchicklich: die Natur im Menſchen iſt an ſich niemals unbarmherzig. — S. 40 ſteht „eine „höh're Macht als wir, ſtatt ihr, than ye: „vermuthlich ein Druckfehler!“ Die Vermuthung eines Druckfehlers, womit der Rec. ſeine chriſtliche Liebe ſo häufig bemüht, daß wenn ſie gegründet wäre, meine Ueberſetzung ſchon allein dadurch unlesbar würde, findet gar nicht Statt; in Malone's Ausgabe ſteht deutlich genug: A greater power than we.

Mit ſolchen Beyſpielen glaubt der Rec. hinreichend gezeigt zu haben, daß ich noch gar manches zu verbeſſern und zu berichtigen übrig gelaſſen, und nicht einmal die Arbeiten meiner Vorgänger überall verglichen und benutzt habe. Er könne ſie leicht noch beträchtlich vermehren; das glaube ich in der That! Ich fodre ihn auf, ſein Verſprechen zu halten, und mir wirklich eine beträchtliche Anzahl ſo grober Verſtoße gegen den Sinn des wahren Originals aufzuweiſen. Er wird aber wohl thun, ſich zuvor eine gehörige Ausgabe des Shakſpeare zu verſchaffen, und ſich um das Verſtändniß deſſelben fleißig zu bemühen, auch auf die kritiſche Geſchichte des Textes ein wenig Rückſicht zu nehmen: denn ich benachrichtige ihn, daß ich zuweilen Leſearten folge, die nicht im Texte ſtehen, weil Malone meines Bedünkens die unnützen Konjekturen immer noch nicht genug herausgeworfen hat, ſo wie er auch in ſeinen eignen ſehr unglücklich iſt. Unternimmt der Rec. aber bey gleicher Unwiſſenheit wieder den Kritiker zu ſpielen, ſo verdient er billig, daß

ihm zum Andenken für ihn selbst und zur Warnung für so viele seines Gelichters, die belettristischen Ohren ohne Umstände auf den Tisch genagelt werden.

Ich bin sonst nicht gewohnt, meine Arbeiten gegen schiefe Urtheile zu rechtfertigen: allein da unter den zahlreichen Lesern, die mir bey der Uebersetzung des Shakspeare ihr Zutrauen geschenkt haben, doch einige, die das Original nicht selbst studirt haben, sich durch die Dreistigkeit jener Behauptungen möchten irre machen lassen, so war ich ihnen diese Berichtigung schuldig. Uebrigens kann nicht leicht jemand stärker fühlen als ich, wie viel auch bey der fleißigsten Uebertragung verlohren geht, und es bedarf für mich keiner fremden Erinnerung um unabläßig auf die Vervollkommnung meiner Arbeit bedacht zu seyn. Soll aber die Kritik für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften, so glaube ich, muß es hier als Grundsatz festgestellt werden, was auf andre Geistesweike nicht anwendbar ist: nämlich daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweisen hat, es besser zu machen. Denn die Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöst werden kann, weil er mit ganz verschiednen Werkzeugen dasselbe ausrichten soll. Da heißt es also mit Recht:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

A. W. Schlegel.

VIII.

Ueber die Unverſtändlichkeit.

Einige Gegenſtände des menſchlichen Nachdenkens reizen, weil es ſo in ihnen liegt oder in uns, zu immer tieferem Nachdenken, und je mehr wir dieſem Reize folgen und uns in ſie verlieren, je mehr werden ſie alle zu Einem Gegenſtande, den wir, je nachdem wir ihn in uns oder außer uns ſuchen und finden, als Natur der Dinge oder als Beſtimmung des Menſchen charakteriſiren. Andre Gegenſtände würden niemals vielleicht unſre Aufmerkſamkeit erregen können, wenn wir in heiliger Abgeſchiedenheit jenem Gegenſtand aller Gegenſtände ausſchließlich und einſeitig unſre Betrachtung widmeten; wenn wir nicht mit Menſchen in Verkehr ſtänden, aus deren gegenſeitiger Mittheilung ſich erſt ſolche Verhältniſſe und Verhältnißbegriffe erzeugen, die ſich als Gegenſtände des Nachdenkens bey genauerer Reflexion immer mehr vervielfältigen und verwickeln, alſo auch hierin den entgegengeſetzten Gang befolgen.

Was kann wohl von allem, was sich auf die Mittheilung der Ideen bezieht, anziehender seyn, als die Frage, ob sie überhaupt möglich sey; und wo hätte man nähere Gelegenheit über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Sache mancherley Versuche anzustellen, als wenn man ein Journal wie das Athenäum entweder selbst schreibt, oder doch als Leser an demselben Theil nimmt?

Der gesunde Menschenverstand, der sich so gern am Leitfaden der Etymologien, wenn sie sehr nahe liegen, orientiren mag, dürfte leicht auf die Vermuthung gerathen können, der Grund des Unverständlichen liege im Unverstand. Nun ist es ganz eigen an mir, daß ich den Unverstand durchaus nicht leiden kann, auch den Unverstand der Unverständigen, noch weniger aber den Unverstand der Verständigen. Daher hatte ich schon vor langer Zeit den Entschluß gefaßt, mich mit dem Leser in ein Gespräch über diese Materie zu versetzen, und vor seinen eignen Augen, gleichsam ihm ins Gesicht, einen andern neuen Leser nach meinem Sinne zu construiren, ja wenn ich es nöthig finden sollte, denselben sogar zu deduciren. Ich meynte es ernstlich genug und nicht ohne den alten Hang zum Mystizismus. Ich wollte es einmal recht genau nehmen, wollte die ganze Kette meiner Versuche durchgehn, den oft schlechten Erfolg mit rücksichtsloser Offenheit bekennen, und so den Leser zu einer gleichen Offenheit und Redlichkeit gegen sich selbst allmählig hinleiten; ich wollte beweisen, daß alle Unverständlichkeit relativ, und darstellen, wie unver-

ſtändlich mir zum Beyſpiel Garve ſey; ich wollte zeigen, daß die Worte ſich ſelbſt oft beſſer verſtehen, als diejenigen von denen ſie gebraucht werden, wollte aufmerkſam darauf machen, daß es unter den philoſophiſchen Worten, die oft in ihren Schriften wie eine Schaar zu früh entſprungener Geiſter alles verwirren und die unſichtbare Gewalt des Weltgeiſtes auch an dem ausüben, der ſie nicht anerkennen will, geheime Ordensverbindungen geben muß; ich wollte zeigen, daß man die reinſte und gediegenſte Unverſtändlichkeit gerade aus der Wiſſenſchaft und aus der Kunſt erhält, die ganz eigentlich aufs Verſtändigen und Verſtändlichmachen ausgehn, aus der Philoſophie und Philologie; und damit das ganze Geſchäft ſich nicht in einem gar zu handgreiflichen Cirkel herumdrehen möchte, ſo hatte ich mir feſt vorgenommen, dieſes eine Mal wenigſtens gewiß verſtändlich zu ſeyn. Ich wollte auf das hindeuten was die größten Denker jeder Zeit (freylich nur ſehr dunkel) geahndet haben, bis Kant die Tafel der Kategorien entdeckte und es Licht wurde im Geiſte des Menſchen; ich meyne eine reelle Sprache, daß wir aufhören möchten mit Worten zu kramen, und ſchauen alles Wirkens Kraft und Saamen. Die große Raſerey einer ſolchen Kabbala, wo gelehrt werden ſollte, wie des Menſchen Geiſt ſich ſelbſt verwandeln und dadurch den wandelbaren ewig verwandelten Gegner endlich feſſeln möge, ein dergleichen Myſterium durfte ich nun nicht ſo naiv und nakt darſtellen, wie ich aus jugendlicher Unbeſonnenheit die Natur der Liebe in der Lucinde zur ewigen

Hieroglyphe dargeſtellt habe. Ich mußte demnach auf ein populäres Medium denken, um den heiligen, zarten, flüchtigen, luftigen, duftigen gleichſam imponderablen Gedanken chemiſch zu binden. Wie ſehr hätte er ſonſt misverſtanden werden können, da ja erſt durch ſeinen wohlverſtandnen Gebrauch allen verſtändlichen Misverſtändniſſen endlich ein Ende gemacht werden ſollte? Zugleich hatte ich mit innigem Vergnügen die Progreſſen unſrer Nation bemerkt; und was ſoll ich erſt von dem Zeitalter ſagen! Daſſelbe Zeitalter, in welchem auch wir zu leben die Ehre haben; das Zeitalter, welches, um alles mit einem Worte zu ſagen, den beſcheidnen aber vielſagenden Namen des kritiſchen Zeitalters verdient, ſo daß nun bald alles kritiſirt ſeyn wird, außer das Zeitalter ſelbſt, und daß alles immer kritiſcher und kritiſcher wird, und die Künſtler ſchon die gerechte Hoffnung hegen dürfen, die Menſchheit werde ſich endlich in Maſſe erheben und leſen lernen.

Nur ganz kürzlich wurde dieſer Gedanke einer reellen Sprache mir von neuem erregt, und eine glorreiche Ausſicht öffnete ſich dem innern Auge. Im neunzehnten Jahrhundert, verſichert uns Girtanner, im neunzehnten Jahrhundert wird man Gold machen können; und iſt es nicht ſchon mehr als Vermuthung, daß das neunzehnte Jahrhundert nun bald ſeinen Anfang nehmen wird? Mit löblicher Sicherheit und mit einer intereſſanten Erhebung ſagt der würdige Mann: „Jeder Chemiker, jeder Künſtler wird Gold machen; das Küchengeſchirr wird von Silber, von

Gold

Gold seyn.“ — Wie gern werden nun alle Künstler sich entschließen den kleinen unbedeutenden Ueberrest vom achtzehnten Jahrhundert noch zu hungern, und diese große Pflicht künftig nicht mehr mit betrübtem Herzen erfüllen; denn sie wissen, daß theils noch sie selbst in eigner Person, theils aber auch und desto gewisser ihre Nachkommen in kurzem werden Gold machen können. Daß gerade das Küchengeschirr erwähnt wird, hat zur Ursache, weil jener scharfsinnige Geist gerade das vorzüglich schön und groß an dieser Katastrophe findet, daß wir nun nicht mehr so viele verruchte Halbsäuren von gemeinen unedlen niederträchtigen Metallen wie Bley, Kupfer, Eisen und dergl. werden verschlucken dürfen. Ich sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Schon oft hatte ich die Objektivität des Goldes im Stillen bewundert, ja ich darf wohl sagen angebetet. Bey den Chinesen, dachte ich, bey den Engländern, bey den Russen, auf der Insel Japan, bey den Einwohnern von Fez und Marokko, ja sogar bey den Kosacken, Tscheremissen, Baschkiren und Mulatten, kurz überall wo es nur einige Bildung und Aufklärung giebt, ist das Silber, das Gold verständlich und durch das Gold alles übrige. Wenn nun erst jeder Künstler diese Materien in hinreichender Quantität besitzt, so darf er ja nur seine Werke in Basrelief schreiben, mit goldnen Lettern auf silbernen Tafeln. Wer würde eine so schön gedruckte Schrift, mit der groben Aeußerung, sie sey unverständlich, zurückweisen wollen?

Aber alles das sind nur Hirngespinste oder Ideale:

denn Girtanner iſt geſtorben, und iſt demnach für jetzt ſo weit davon entfernt Gold machen zu können, daß man vielmehr mit aller Kunſt nur ſo viel Eiſen aus ihm wird machen können, als nöthig wäre, ſein Andenken durch eine kleine Schaumünze zu verewigen.

Ueberdem haben ſich die Klagen über die Unverſtändlichkeit ſo ausſchließlich gegen das Athenaeum gerichtet, es iſt ſo oft und ſo vielſeitig geſchehen, daß die Deduction am beſten eben da ihren Anfang wird nehmen können, wo uns eigentlich der Schuh drückt.

Schon hat ein ſcharfſinniger Kunſtrichter im Berliner Archiv der Zeit das Athenaeum gegen dieſe Vorwürfe freundſchaftlich vertheidigt, und dabey das berüchtigte Fragment von den drey Tendenzen zum Beyſpiel gewählt. Ein überaus glücklicher Gedanke! Gerade ſo muß man die Sache angreifen. Ich werde denſelben Weg einſchlagen. und damit der Leſer um ſo leichter einſehen kann, daß ich das Fragment wirklich für gut halte, ſo mag es hier noch einmal ſtehen:

„Die franzöſiſche Revoluzion, Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Goethe's Meiſter ſind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieſer Zuſammenſtellung Anſtoß nimmt, wem keine Revoluzion wichtig ſcheinen kann, die nicht laut und materiell iſt, der hat ſich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geſchichte der Menſchheit erhoben. Selbſt in unſern dürftigen Kulturgeſchichten, die meiſtens einer mit fortlaufendem Commentar begleiteten Varientenſamm-

lung, wozu der claſſiſche Text verloren ging, gleichen, ſpielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu ſeiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle als alles, was dieſe trieb.“

Dieſes Fragment ſchrieb ich in der redlichſten Abſicht und faſt ohne alle Ironie. Die Art, wie es misverſtanden worden, hat mich unausſprechlich überraſcht, weil ich das Misverſtändniß von einer ganz andern Seite erwartet hatte. Daß ich die Kunſt für den Kern der Menſchheit, und die franzöſiſche Revoluzion für eine vortreffliche Allegorie auf das Syſtem des tranſcendentalen Idealismus halte, iſt allerdings nur eine von meinen äußerſt ſubjektiven Anſichten. Ich habe es ja aber ſchon ſo oft und in ſo verſchiedenen Manieren zu erkennen gegeben, daß ich wohl hätte hoffen dürfen, der Leſer würde ſich endlich daran gewöhnt haben. Alles übrige iſt nur Chiffernſprache. Wer Goethe's ganzen Geiſt nicht auch im Meiſter finden kann, wird ihn wohl überall vergeblich ſuchen. Die Poeſie und der Idealismus ſind die Centra der deutſchen Kunſt und Bildung; das weiß ja ein jeder. Aber wer es weiß, kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß er es weiß. Alle höchſten Wahrheiten jeder Art ſind durchaus trivial und eben darum iſt nichts nothwendiger als ſie immer neu, und wo möglich immer paradoxer auszudrücken, damit es nicht vergeſſen wird, daß ſie noch da ſind, und daß ſie nie eigentlich ganz ausgeſprochen werden können.

Bis hieher iſt nun alles ohne alle Ironie, und

durfte von Rechtswegen nicht misverstanden werden; und doch ist es so sehr geschehen, daß ein bekannter Jakobiner, der Magister Dyk in Leipzig, sogar demokratische Gesinnungen darin hat finden wollen.

Etwas andres freylich ist noch in dem Fragment, welches allerdings misverstanden werden konnte. Es liegt in dem Wort Tendenzen, und da fängt nun auch schon die Ironie an. Es kann dieses nemlich so verstanden werden, als hielte ich die Wissenschaftslehre zum Beyspiel auch nur für eine Tendenz, für einen vorläufigen Versuch wie Kants Kritik der reinen Vernunft, den ich selbst etwa besser auszuführen und endlich zu beendigen gesonnen sey, oder als wollte ich, um es in der Kunstsprache, welche für diese Vorstellungsart die gewöhnliche und auch die schicklichste ist, zu sagen, mich auf Fichte's Schultern stellen, wie dieser auf Reinholds Schultern, Reinhold auf Kants Schultern, dieser auf Leibnizens Schultern steht, und so ins unendliche fort bis zur ursprünglichen Schulter. — Ich wußte das recht gut, aber ich dachte, ich wollte es doch einmal versuchen, ob mir wohl jemand einen solchen schlechten Gedanken andichten werde. Niemand scheint es bemerkt zu haben. Warum soll ich Misverständnisse darbieten, wenn niemand sie ergreifen will? Ich lasse demnach die Ironie fahren und erkläre gerade heraus, das Wort bedeute in dem Dialekt der Fragmente, alles sey nur noch Tendenz, das Zeitalter sey das Zeitalter der Tendenzen. Ob ich nun der Meynung sey, alle diese Tendenzen würden durch mich selbst in Richtigkeit und

zum Beſchluß gebracht werden, oder vielleicht durch meinen Bruder oder durch Tieck, oder durch ſonſt einen von unſrer Faction, oder erſt durch einen Sohn von uns, durch einen Enkel, einen Urenkel, einen Enkel im ſieben und zwanzigſten Gliede, oder erſt am jüngſten Tage, oder niemals: das bleibt der Weisheit des Leſers, für welche dieſe Frage recht eigentlich gehört, anheim geſtellt.

Goethe und Fichte, das bleibt die leichteſte und ſchicklichſte Formel für allen Anſtoß, den das Athenaeum gegeben, und für alles Unverſtändniß, welches das Athenaeum erregt hat. Das beſte dürfte wohl auch hier ſeyn, es immer ärger zu machen; wenn das Aergerniß die größte Höhe erreicht hat, ſo reißt es und verſchwindet, und kann das Verſtehen dann ſogleich ſeinen Anfang nehmen. Noch ſind wir nicht weit genug mit dem Anſtoßgeben gekommen: aber was nicht iſt kann noch werden. Ja auch jene Namen werden noch mehr als einmal wieder genannt werden müſſen, und nur noch heute hat mein Bruder ein Sonett gemacht, welches ich mich nicht enthalten kann, dem Leſer mitzutheilen, wegen der reizenden Wortſpiele, die er (der Leſer) faſt noch mehr liebt als die Ironie:

Bewundert nur die feingeſchnitzten Götzen,
Und laßt als Meiſter, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach ſeines Geiſtes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt verkleinert sehn zu ganzen Klötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Ein grosser Theil von der Unverständlichkeit des Athenaeums liegt unstreitig in der Ironie, die sich mehr oder minder überall darin äußert. Ich fange auch hier mit einem Texte an aus den Fragmenten im Lyceum:

„Die sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkührliche und durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständniß ein Räthsel. Sie soll niemand täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären auch wohl mit gemeynt. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst seyn, alles treuherzig offen und alles tief versteckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von

Lebenskunſtlun und wiſſenſchaftlichem Geiſt, aus dem Zuſammentreffen vollendeter Naturphiloſophie und vollendeter Kunſtphiloſophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerſtreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollſtändigen Mittheilung. Sie iſt die freyeſte aller Licenzen, denn durch ſie ſetzt man ſich über ſich ſelbſt weg; und doch auch die geſetzlichſte, denn ſie iſt unbedingt nothwendig. Es iſt ein ſehr gutes Zeichen, wenn die harmoniſch Platten gar nicht wiſſen, wie ſie dieſe ſtete Selbſtparodie zu nehmen haben, den Scherz geradezu für Ernſt und den Ernſt für Scherz halten“

Ein anderes von jenen Fragmenten empfiehlt ſich noch mehr durch ſeine Kürze:

„Ironie iſt die Form des Paradoxen. Paradox iſt alles was zugleich gut und groß iſt.“

Muß nicht jeder Leſer, welcher an die Fragmente im Athenaeum gewöhnt iſt, alles dieſes äußerſt leicht ja trivial finden? Und doch ſchien es damals manchem unverſtändlich, weil es noch eher neu war. Denn erſt ſeitdem iſt die Ironie an die Tagesordnung gekommen, nachdem in der Morgendämmerung des neuen Jahrhunderts dieſe Menge groſſer und kleiner Ironien jeder Art aufgeſchoſſen iſt, ſo daß ich bald werde ſagen können, wie Boufflers von den verſchiedenen Gattungen des menſchlichen Herzens:

J'ai vu des coeurs de toutes formes,
Grands, petits, minces, gros, mediocres, énormes.

Um die Uebersicht vom ganzen System der Ironie zu erleichtern, wollen wir einige der vorzüglichsten Arten anführen. Die erste und vornehmste von allen ist die grobe Ironie: findet sich am meisten in der wirklichen Natur der Dinge und ist einer ihrer allgemein verbreitetsten Stoffe: in der Geschichte der Menschheit ist sie recht eigentlich zu Hause. Dann kommt die feine oder die delikate Ironie: dann die extrafeine: in dieser Manier arbeitet Sokratus, wenn er sich freundlich und ernsthaft mit jemand zu besprechen scheint, indem er nur den Augenblick erwartet, wo er wird mit einer guten Art einen Tritt in den Hintern geben können. Diese Sorte wird auch wohl bey Dichtern gefunden, wie ebenfalls die redliche Ironie, welche am reinsten und ursprünglichsten in alten Gärten angebracht ist, wo wunderbar liebliche Grotten den gefühlvollen Freund der Natur in ihren kühlen Schooß locken, um ihn dann von allen Seiten mit Wasser reichlich zu besprützen und ihm so die Zartheit zu vertreiben. Ferner die dramatische Ironie, wenn der Dichter drey Akte geschrieben hat, dann wider Vermuthen ein anderer Mensch wird, und nun die beyden letzten Acte schreiben muß. Die doppelte Ironie, wenn zwey Linien von Ironie parallel neben einander laufen ohne sich zu stören, eine fürs Parterre die andre für die Logen, wobey noch kleine Funken in die Coulissen fahren können. Endlich die Ironie der Ironie. Im allgemeinen ist das wohl die gründlichste Ironie der Ironie, daß man sie doch eben auch übertrüpfen wird, wenn sie uns überall und immer wieder geboten wird.

Was wir aber hier zunächſt unter Ironie der Ironie verſtanden wiſſen wollen, das entſteht auf mehr als einem Wege. Wenn man ohne Ironie von der Ironie redet, wie es ſo eben der Fall war; wenn man mit Ironie von einer Ironie redet, ohne zu merken, daß man ſich zu eben der Zeit in einer andern viel auffallenderen Ironie befindet; wenn man nicht wieder aus der Ironie herauskommen kann, wie es in dieſem Verſuch über die Unverſtändlichkeit zu ſeyn ſcheint; wenn die Ironie Manier wird, und ſo den Dichter gleichſam wieder ironirt; wenn man Ironie zu einem überflüſſigen Taſchenbuche verſprochen hat, ohne ſeinen Vorrath vorher zu überſchlagen und nun wider Willen Ironie machen muß, wie ein Schauſpielkünſtler der Leibſchmerzen hat; wenn die Ironie wild wird, und ſich gar nicht mehr regieren läßt.

Welche Götter werden uns von allen dieſen Ironien erretten können? das einzige wäre, wenn ſich eine Ironie fände, welche die Eigenſchaft hätte, alle jene großen und kleinen Ironien zu verſchlucken und zu verſchlingen, daß nichts mehr davon zu ſehen wäre, und ich muß geſtehen daß ich eben dazu in der meinigen eine merkliche Diſpoſition fühle. Aber auch das würde nur auf kurze Zeit helfen können. Ich fürchte, wenn ich anders, was das Schickſal in Winken zu ſagen ſcheint, richtig verſtehe, es würde bald eine neue Generation von kleinen Ironien entſtehn: denn wahrlich die Geſtirne deuten auf fantaſtiſch. Und geſetzt es blieb auch während einer langen Zeitraums alles ruhig, ſo wäre doch nicht zu trauen.

Mit der Ironie ist durchaus nicht zu scherzen. Sie kann unglaublich lange nachwirken. Einige der abscheulichsten Künstler der vorigen Zeit habe ich in Verdacht, daß sie noch Jahrhunderte nach ihrem Tode mit ihren gläubigsten Verehrern und Anhängern Ironie treiben. Shakspeare hat so unendlich viele Tücken, Tücken, und Absichten: sollte er nicht auch die Absicht gehabt haben, verfängliche Schlingen in seine Werke für die geistreichsten Künstler der Nachwelt zu verbergen, um sie zu täuschen, daß sie ehe sie sich versehen, glauben müssen, sie seyen auch ungefähr so wie Shakspeare? Gewiß, er dürfte wohl auch in dieser Rücksicht weit absichtlicher seyn als man vermuthet.

Ich habe es schon indirekt eingestehen müssen, daß das Athenäum unverständlich sey, und weil es meistens im Feuer der Ironie geschrieben ist, darf ich es schwerlich zurücknehmen, denn sonst müßte ich ja diese selbst verleugnen.

Aber ist denn die Unverständlichkeit etwas so durchaus Verwerfliches und Schlechtes? — Mich dünkt das Heil der Familien und der Nationen beruhet auf ihr; wenn mich nicht alles trügt, Staaten und Systeme, die künstlichsten Werke der Menschen, oft so künstlich, daß man die Weisheit des Schöpfers nicht genug darin bewundern kann. Eine unglaublich kleine Portion ist zureichend, wenn sie nur unverbrüchlich treu und rein bewahrt wird, und kein frevelnder Verstand es wagen darf, sich der heiligen Gränze zu nähern. Ja das köstlichste und der Mensch

hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muß, dafür aber auch das Ganze trägt und hält, und diese Kraft in demselben Augenblicke verlieren würde, wo man ihn in Verstand auflösen wollte. Wahrlich, es würde euch bange werden, wenn die ganze Welt, wie ihr es fodert, einmal im Ernst durchaus verständlich würde. Und ist sie selbst diese unendliche Welt nicht durch den Verstand aus der Unverständlichkeit oder dem Chaos gebildet?

Ein andrer Trostgrund gegen die anerkannte Unverständlichkeit des Athenaeums liegt schon in der Anerkennung selbst, weil uns eben diese auch belehrte, das Uebel werde vorübergehend seyn. Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. — Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren; bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede seyn, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel von der Unverständlichkeit des Athenaeums gelöst seyn. Welche Katastrophe! Dann wird es Leser geben die

leben können. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden genießen können, und auch zu den härtesten unverdaulichsten seinen Nutzanwendungen bereitet sein. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder Mensch, jeder Leser die Lucinde unschuldig, die Gemälde protestantisch und die Didaktischen Elegien von A. W. Schlegel fast gar zu leicht und durchsichtig finden. Es wird sich auch hier bewähren, was ich in prophetischem Geiste in den ersten Fragmenten als Maxime aufgestellt habe:

„Eine klassische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr daraus lernen wollen."

Die große Scheidung des Verstandes und des Unverstandes wird immer allgemeiner, heftiger und klarer werden. Noch viel verborgne Unverständlichkeit wird ausbrechen müssen. Aber auch der Verstand wird seine Allmacht zeigen: er der das Gemüth zum Charakter, das Talent zum Genie adelt, das Gefühl und die Anschauung zur Kunst läutert; er selbst wird verstanden werden, und man wird es endlich einsehen und eingestehen müssen, daß jeder das Höchste erwerben kann und daß die Menschheit bis jetzt weder boshaft noch dumm, sondern nur ungeschickt und arm war. Ich thue mir Zwang an um die Verehrung der höchsten Gottheit nicht vor der Zeit zu entweihen. Aber die großen Grundsätze, die Offenbarungen, worauf es dabey ankommt, dürfen ohne Entweihung mitgetheilt

werden: und ich habe verſucht das weſentliche davon auszudrücken, indem ich mich an einen eben ſo tiefſinnigen als liebenswürdigen Vers des Dichters anſchloß, in derjenigen Form der Dichtung, welche die Spanier Gloſſe nennen: und es bleibt nun nichts zu wünſchen übrig, als daß einer unſrer vortrefflichen Componiſten die meinige würdig finden mag, ihr eine muſikaliſche Begleitung zu geben. Schöneres giebt es nicht auf der Erde, als wenn Poeſie und Muſik in holder Eintracht zur Veredlung der Menſchheit wirken.

Einer ſchickt ſich nicht für alle,
Sehe jeder wo er bleibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer dicht bei ſt er nicht falle.

Dieſer muß ſich ihr beſcheiden
Jener bläſt die Backen voll;
Dieſer iſt im Ernſte toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob ſie genialiſch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergeſſen,
Was der Meiſterin Kraft vermeſſen:
Einer ſchickt ſich nicht für alle.

Um das Feuer zu erhöhen,
Sind viel gute Geiſter nöthig,
Die zu edlem Dienſt erbötig,
Ihm der Helden zu beſehen.
Mag der Lärm ſich nun vermehren,
Sehe jeder wo er bleibe,

Wiſſe jeder was er ſchreibe,
Und wenn ſchrecklich alle Dummen
Aus den dunkeln Löchern brummen,
Sehe jeder wie ers treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun ſchon alleine flammen;
Doch die Menge hält zuſammen,
Viel Geſindel treu verbündet.
Wer den Unverſtand ergründet,
Hält ſich alle gern vom Leibe,
Die geboren ſind vom Weibe.
Iſt der Bienenſchwarm erregt,
Den das neuſte Wort bewegt,
Sehe jeder wo er bleibe.

Mögen ſie geläufig ſchwatzen,
Was ſie dennoch nie begreifen.
Manche müſſen irre ſchweifen,
Viele Künſtler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen
Freuen ſich am eignen Schalle:
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß ſie alle ſelig ſpielen,
Sorge du nur gut zu zielen,
Und wer ſieht daß er nicht falle.